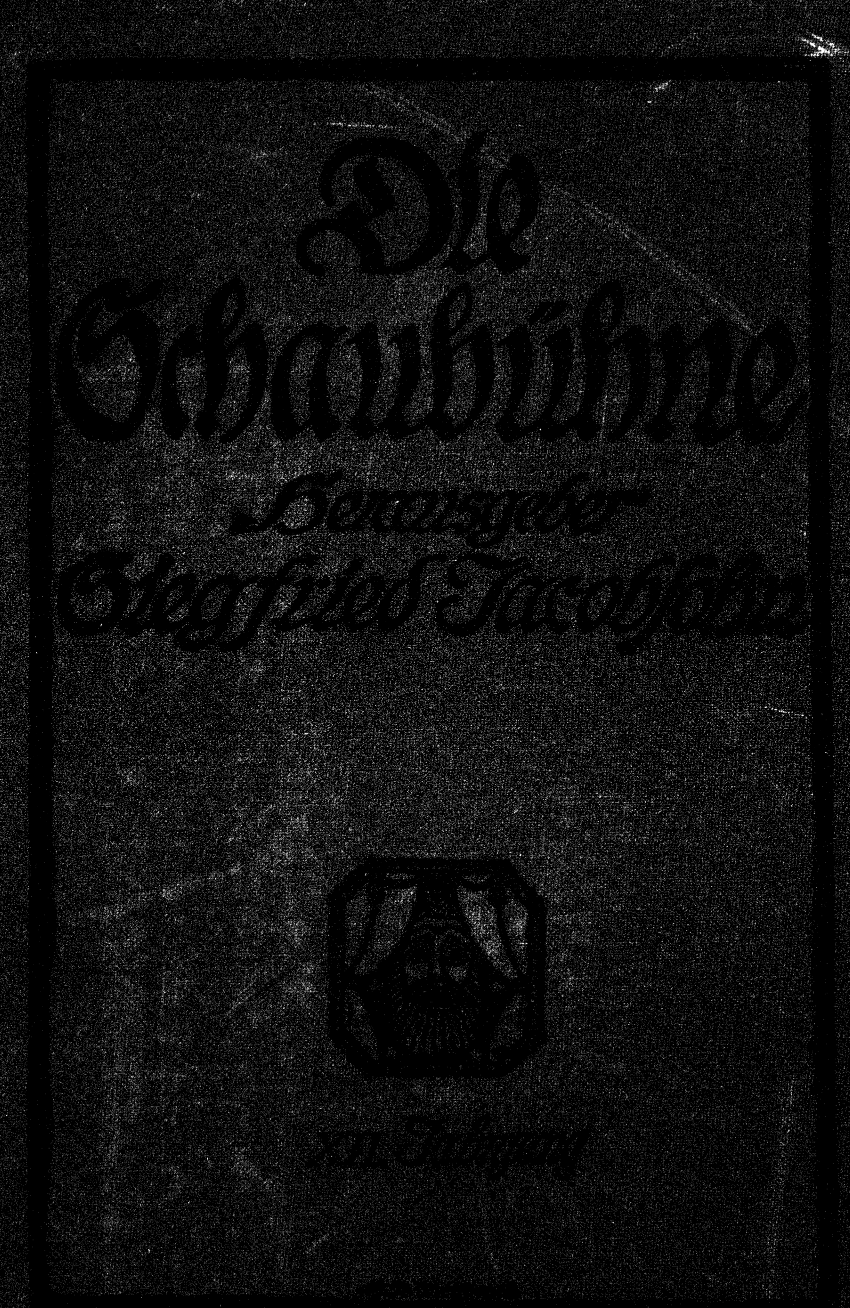
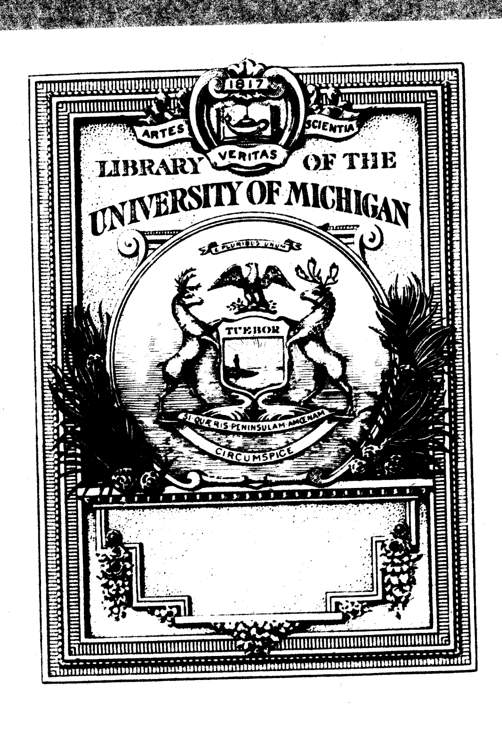
Die Schaubühne
Herausgeber Siegfried Jacobsohn



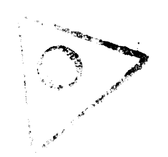
Verlag der Schaubühne
Charlottenburg


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Die Schaubühne

Herausgeber Siegfried Jacobsohn



Zwölfter Jahrgang / Zweiter Band

Verlag der Schaubühne / Charlottenburg 1916

Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten

*) A = Kammerspiele, B = Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, G = Deutsches Künstlertheater, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, R = Residenz-Theater, V = Volksbühne.

Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Briefe Patrick O'Connors /

von Rudolf Leonhard

Patrick O'Connor schreibt an die Fürsten der Völker: „Als die grüne Fahne des Propheten entrollt wurde, glaubten sie, daß in ihren Falten die Freiheit über Asien rausche. Es war zu früh; die grüne Fahne war zu schwer gefaltet, oder der Wind ging nicht stark genug nach Osten, oder es lagen Bänder um das grüne Tuch. Sie wallte nur wenig. Und Asien blieb unerregt und gefangen.

Aber die grüne Fahne Irlands, schon lange in zuckenden Händen, ihr schweres Tuch schon andrängend gegen die Fassaden, hinter denen die Verweigerer der Freiheit regierten, entfaltete sich. Die immer latente Revolution offenbarte und ereignete sich. Mag sie zu einem leeren Stoß verlaufen sein, mögen ihre Führer fallen: sie ist wieder nur Untergrund und Zustand, aber sie ist nicht mehr latent. Sie ist offenbar und dauert, bis sie gesiegt hat. Die Völker sind nicht auszurotten und nicht zu unterdrücken. Wie der Krieg die Polen befreit hat, wird er die Iren erlösen.

Revolutionen können höchstens noch im Kriege begonnen werden — da sonst die entwickelte Waffentechnik der gegen die Revolution bereiten Truppen jede Revolution aussichtslos macht. Aber, Herr Asquith, das schreibe ich Ihnen: Kanonen können nicht wie Gewehre heimlich gemacht oder gekauft werden. Das wird sich nicht ändern. Aber es ist möglich, die Kanonen gegen die Unterdrücker zu richten — da man die gewinnen kann, die sie bedienen. Wir hatten schon Maschinengewehre, Herr Asquith; das nächste Mal werden wir Kanonen haben. Wir rühren uns weiter. Es gelingt nicht, Völker auszurotten, und nur für eine Weile, sie zu unterdrücken.

Ich schreibe Ihnen, Herr Präsident der großen Republik: daß viele unsres Volkes in Ihrem Lande leben, verpflichtet Sie nicht. Aber daß Sie Benjamin Franklin nachfolgen, verpflichtet sie. Ich vermeide es, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch Ihr Interesse, das gegen England nur um wenig weniger als gegen Deutschland steht, Sie auf Erins Seite nötigt. Ich erinnere Sie jedoch an die Solidarität der Republiken, die im Wesen auch dann bestehen wird, wenn sie

nicht mehr sonderbar und nur mit sich verbündet sein werden. Ich mahne Sie an die Verpflichtung, die Ihr Wort Demokratie Ihnen auferlegt. Ich rufe in Ihr Ohr, daß Sie die Freiheit zu bewahren haben sollten — nicht die amerikanische, sondern die wirkliche. Ich werde Ihnen immer wieder sagen, daß Freiheit die Völker verbündet. Die Tyrannen der französischen Revolution verfeindeten und knechteten die Völker nur, weil sie unvollkommen waren. Die Völker hatten sich auf dem Marsfelde gelobt, Brüder zu sein. Es ist nicht die Schuld der Freiheit, da sie mit Gewalt ihre Lehre versuchen mußte. Wissen Sie, Herr Präsident, daß freie Völker keine Kriege führen werden?

Ich schreibe dem Kaiser Deutschlands: Die geschichtliche — oder ich will sagen: die politische Konstellation hat uns zu Bundesgenossen gemacht, Majestät. Werden Sie später unser nicht vergessen? Werden vor einer Revolution, die ihnen nützlich erschien, die Regierungen wieder erschrecken, wenn sie nicht mehr nützlich erscheinen wird? Ich weiß, daß der große Friedrich die amerikanische Freiheit königlich begrüßte — ich glaube nicht, daß sie ihm, dem England Befreundeten, nützlich war; er war damals klug und gerecht. Wird wieder der Frieden, da es der Krieg nur zufällig tat, systematisch der Freiheit schaden?

Ich richte an Europa, an die Welt meine Frage: werden die Völker lernen, werden sie wissen, daß es nicht nur darauf ankommt, Frieden zu halten: daß Friede mehr ist als nur Nicht-Krieg: daß er Organisation ist, lebendig fruchtbar und hilfreich: daß sie einander helfen sollen?

Die verratene Schönheit /

von Manfred Georg

Die Totenstille und die von giftigen Gasen in ewiges Grau verwandelten Farben einst blühender Felder zwischen den englischen Kanal und der Aegaeis genügen Vielen noch nicht. Den Rückweg möchten sie auf jede Weise verrammeln. Das Köstlichste, was die ausziehenden Krieger zurückließen: die Schönheit und das Weibtum ihrer Frauen nnd Geliebten, soll verscharrt und vernichtet werden. Die Vorwände sind ebenso blendend und billig wie platt und pöbelhaft. Die Verbürgerlichung des weiblichen Geschlechts, seine Einstampfung in die Ebene der Zwecke wurde Ziel aller verbündeten Philister. Heute scheint die sogenannte Frauenbewegung, die längst ihre fruchtbaren Wege verließ, kurz vor dem Triumph

zu stehen. Angesichts des weiblichen Dienstjahrs strömen selbst durch die konservativsten Herzen warme Sympathien, und keiner sieht dies Angebot für das an, was es ist: für den Köder. Die Wehen der zuckenden Europa ließen härteste und im innersten Blute liegende Probleme zu einer plötzlichen, reifen Entscheidung auftreißen. Da meinte man die Zeit gekommen, die Frauenfrage, ein für beide Teile unbequemes Diskussionsobjekt, bei der allgemeinen blutigen Regelung schnell und ohne Aufsehen aus der Welt schaffen zu können. Schwächlinge beiderlei Geschlechts, teils hodenlos, teils busenlos, treffen sich in geschickt maskierten Kompromissen, und ihrem Plane droht Verwirklichung. In seltener Schamlosigkeit rissen vor einiger Zeit die Plebejerhände von fünfunddreißig Frauenvereinen den eigenen Geschlechtsgenossinnen die Kleider vom Leibe. Mit den Begriffen: Staat, Bürgerin, Pflicht wird der letzte Schritt zur Entweiblichung, zur Demütigung der Frau gedeckt. Leopold von Wiese erkannte als einer der wenigen zuerst die Gefahr und die Schmach, die von gewissen- und reizlosen Spekulantinnen dem Vaterland und dem Geschlecht drohten. „Es wäre schauerlich", schreibt er (in Nummer 233 des Berliner Tageblatts), „wenn der eigentliche Besiegte dieses Krieges das Weib, der Sieger die Bürgerin wäre".

Dieser Satz trifft den Kern. Und Wiese bleibt nicht allein in seinem Kampf. Jugend, zum Teil von ihm verkannte, steht schon längst auf dem Plan in demselben Streit, Artillerie-Offiziere schreiben ihm vom Schlachtfeld begeisterte Zustimmung gegen die beabsichtigte geistige und leibliche „Kastrierung" der Frau. Und hier an diese öffentliche Tafel nageln wir, Kameraden der jungen Generation, noch einmal unsern Protest gegen die verkappten Utilitarier letzten Datums. Wie wir den Taumel einer weiblosen Moderne gegenüber stehen, spricht Franz Sachs in seiner kleinen Schrift: ‚Rede an die Kameradinnen' (im Verlag von Hans Blüher) in wahrheittiefster Begründung aus. Das Schlagwort „Antifeministen" soll uns zu Boden strecken. Und diese „Intellektuellen" merken nicht, daß glühendste Liebe zur Frau, zu dem, was das Sein durch sie strahlend und begehrenswert macht, in eine Stellung trieb, in der statt des Gejohls von Fortschrittsphilistern scharfe, heiße Forderungen erklingen. Während draußen siebenfache Tode jede Menschenstimme überdonnern, blühte in Deutschland flammend und rot ein Erwachen der Geschlechter. Nicht mehr wollen wir es ohne tätigsten Protest geschehen lassen, daß ungebetene Herrschaften

aus dem duftdurchwehten Garten fraulicher Schönheit eine nüchterne Baumschule verschnittener Lust machen. Was die Frau noch war als Macht, gegen die Kapitalismus, Amerikanerei und Pfaffentum jeglicher Art vergebens anrasten, das versucht man jetzt ins Geistige, Gleichgestellte, sachlich Männliche umzubiegen. Schon beginnt Uniformierug, der erste Schritt zur Einöde, Unfruchtbarkeit. „Die Kameradin treffe ich im Caféhaus" sagt Strindberg in seinem angriffoffensten Stück. „Nicht näher kommt ihr uns durch euren Geist, der, selbst Magnet geworden, unsern abstößt", lautet der Hauptsatz Franz Sachsens, der den Mut fand, Irrtum und Bekenntnis einer neuen Generation zu künden. Wann endlich wird die Frau einsehen, daß Verrat an ihrem Geschlecht aus den eigenen Reihen sie in die Kniee beugt, daß man ihr das Ureigene, nur in ihrem Weibtum Liegende entwindet und sie mit den belanglosesten Attributen männlicher Würde aufputzt?! Freilich: gegen diese Halbfrauen ist unser Sinn und Ohr verhärtet; hier schwindet Ritterlichkeit, Opfertum und Wolkensturm, denn aus dem goldfahlen Lande der Sehnsucht und ungeahnten Freuden wurde die staubige Arena erbitterter Wettkämpfe, da umgedeutete Geschlechtlichkeit ins Bürgerliche, Alltägliche trieb. Es mag Roheit scheinen, wenn wir heute, um der Ehrlichkeit und unsrer Liebe willen, zu den Freundinnen unsrer Jugend, mit Franz Sachs, sagen: „Wir Kameraden des Geistes lieben euch nicht, Frauen des Geistes." Aber diese Fackel muß an die Wegweiser der Kreuzpfade gesteckt werden: nur die großen Frauen, die unausgeschöpften Naturen, die Künstlerinnen des Spiels, des Lebens und der Liebe werden wir an uns ketten. Denn unser Haus soll ein Palast, kein Hörsaal sein. Wir werden uns weder den Gott Eros in den Landesfarben anstreichen lassen noch dulden, daß sich die Sucht „strammer Minerven, auf der Weltbühne Heroinnenrollen zu spielen", wie Hedwig Dohm es ausgedrückt hat, erfüllt. Siegt die Bürgerin, dann dehnt sich eine Öde zwischen Rhein und Weichsel. Ungesunde Fieber schütteln Staat und Volk. Verschwunden wären Götter und Helden, Dichter und Musikanten. Der Rest bliebe eine Regelung des Kantischen obligatorischen Vertrags im bürgerlichen Gesetzbuch zwischen Miete und Pacht.

Es gilt, den Genossen draußen ihre engste Heimat zu wahren. Der Verrat geht um! Freunde und Freundinnen, laßt die Sturmglocken tönen! Der Ansturm gegen euch wird gewaltig sein. Doch der Geist und eures Lebens innigste Kameraden sind bei euch.

Bücher über Menzel / von Julius Elias

Als Dezemberkind ist Adolf Menzel auf die Welt gekommen. Das war „das Gesetz, wonach er angetreten“. Sein Leben, sein wirkliches Leben blieb dunkel. Obwohl er im hellen Licht des Ruhmes wandelte, aus den Tiefen der Volksgunst zu den Höhen der Gesellschaft bis an die Stufen des Trones (die Sonne ging über diesem Triumphzug nicht unter) — so war doch etwas Unhelles, Undurchdringliches, Umschattetes um ihn. Ein Bannkreis schien um ihn gezogen, über den niemand hinauskam, so viel Menschen sich auch zu Zeiten an seine Ferse heften mochten. Und zerriß den besonders prüfenden Blick einmal die Wolke, so blickte das erschrockene Auge in einen Komplex von Widersprüchen, in eine geteilte, zerrissene Persönlichkeit, die im Grunde nur ein glänzendes Elend mit sich herumtrug, freilich ohne sich dessen bewußt zu sein oder daran zu leiden. Denn das Leben dieses Genies war Mühe und Arbeit bis zum letzten Atemzuge, freiwillige Arbeit, sozusagen Überstunden, die ertötend auf die innere Freiheit wirkten und Kritik und Selbstbesinnung erstickten. Es ist falsch und unerlaubt, Menzel Rubek-Empfindungen anzudichten. Sicherlich fühlte Menzel sich ganz wohl in der ihm nun einmal gewachsenen Haut. Er kannte gewiß nur jene Art von Unzufriedenheit, die sich dem fanatisch-temperamentlosen Fleiße in zufällig unausgefüllten Zeitspannen einstellt. Die Brüchigkeit in der menschlichen und künstlerischen Organisation Menzels — das Rätsel Menzel, das war die deutsche Kunst überhaupt, ihr fragmentarisches Dasein, jener jähe Wechsel von Epochen der Verwirrung und der Erleuchtung. Die Erscheinung Menzels ist nur ein Sinnbild.

Wie Menzel selbst vermied, sein „Individuum unbehaglich zu machen“ (das anstrengendste Arbeitspensum war ihm höchster Genuß), so war auch der Welt bei diesem erstaunlichen Wettlauf eines Künstlers mit der ganzen malbaren Natur außerordentlich behaglich zu Mute. Menzel kam den Menschen ja doch auf den längsten, wesentlichsten Strecken seiner gedehnten Wirksamkeit — mit seiner kleinmalerischen Stoffhaftigkeit, seiner bourgeoisen Begebenheitssuche und Illustrationswut, seiner literarischen Anpassungsfähigkeit — so stark entgegen, daß es ein „Problem Menzel“ für die Leute nicht geben konnte. Er war ein Stolz und eine Augenweide Deutschlands. Diese Selbstsicherheit des Einzelnen Menzel gegenüber wurde überdies genährt durch die Erzählungen und Erinnerungen, die aus dem engern Menzel-Kreise von

Zeit zu Zeit ins Volk drangen und sich unmittelbar nach seinem Tode — als der wetterwendische Groll des kleinen unwirschen Dämons nicht mehr zu fürchten war — zu Memoirenwerken verdichteten. Das Buch Paul Meyerheims, das zuerst artikelweise in der Deutschen Rundschau erschienen, ist gut zu lesen; es hat sogar etwas wie Herz. Menzel war der Abgott des Stammhauses Meyerheim. Paul war voll Verstandeskühle und Skeptizismus, aber Menzel ist seine schwache Seite gewesen: er hat ihm eine rührende Treue gehalten. Sein Erinnerungsbuch bringt Lichter vieler Art; sie spielen bunt und schillernd und lockend an der Oberfläche; aber sie haben nicht die Stärke, ins Wesen der Erscheinung zu dringen: der ganze Geist bleibt eine Hieroglyphe.

Indessen, das Jahr 1905 legte — dank der Gedächtnis-Ausstellung in der Nationalgalerie — dennoch Bresche in die kritiklose Unbefangenheit, mit der man das Werk Menzels als eine ungebrochene, unantastbare, unbedingten Ruhmes würdige Einheit betrachtet hatte. Zwei Bücher traten hervor, aus der mutigen Feder Tschudis und Meier-Graefes; sie beschäftigen sich mit dem jungen, so spät ans Licht gekommenen Menzel als dem eigentlichen, historisch beachtenswerten Ergebnis der buntscheckigen Ausstellung und reichen ihm die Krone, der zeichnend der Geschichte Friedrichs des Großen neues Leben gab und auf Bildern zwischen 1845 und 1850 eine in Deutschland ungeahnte malerische Zeugungskraft entfaltete. In beiden Autoren schlägt das künstlerische Gewissen der Zeit; sie fordern Klarstellung, reinliche Scheidung; beide kommen vom Impressionismus her, und an seiner Lehre, ihrem „Programm", kontrollieren sie wissensreich den Fall Menzel. Es sind zwei prachtvolle, wenngleich in Kampfesart und Kampfesgrad ungleiche Schriften. Sie teilen ein Erlebnis mit, in frischer Unmittelbarkeit. Doch alle solche Mitteilungen, die einer zufälligen Gelegenheit entsprungen sind, haben nur den Wert der Vorläufigkeit. Sie werfen ein neues Motiv in die Erörterung und überlassen einer Zukunft, die mehr überschaut und größere, mannigfaltigere Zusammenhänge sieht, die richtenden, schlichtenden Konsequenzen zu ziehen.

Übrigens hätte der modernen Menzel-Kritik die Stunde des Erwachens auch schon zehn Jahre früher schlagen können. Denn die Ehrenausstellung von 1895 — zum achtzigsten Geburtstage — enthielt zwar noch nicht das einzige ‚Balkonzimmer' und die staunenswerte Studie aus dem ‚Théâtre du Gymnase', doch bereits genug des Frühwerks, um die Auseinandersetzung über jene zwei Menzel zu fördern, von denen

einer den andern verhinderte, das Größte in deutscher und etwas Entscheidendes in europäischer Malerei zu werden. Angeschlagen wurde die Weise, doch der Ton verhallte. Auch die Diagnose wurde gestellt: Menzel müsse unbedingt früher als bekannt in Paris gewesen sein — nicht in den sechziger Jahren erst, sondern schon im vorhergehenden Jahrzehnt, wahrscheinlich während des Salons 1855. Der Diagnostiker wurde ausgelacht, denn der Meister hats ja selbst gesagt. Damals ließ sich der Eindruck mit dem Hinweis auf die rassigen Gelegenheitsleistungen der Jugend und auch der Mannesjahre so formulieren: Der bisher bekannte Menzel behandelt die Natur reglementmäßig; wie sie für ihn da ist, um gemalt zu werden, so ist er deswegen da, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die die korrekte Darstellung der Natur bietet. Man kann sagen und man sieht ja auch streckenweise bei Menzel selbst, daß es einen höhern Kunststandpunkt der Natur gegenüber gebe — das intime Ergreifen von innen heraus, das restlose Aufgehen in der Natur, umfassendes Fühlen, persönliches Deuten, Sonntagsstimmung. Menzel aber haben (auf seinen berühmten, bekannten, beliebten Werken) eigentlich nur immer Einzelheiten in der Natur interessiert; er hat, überlegen, in ihr gepflückt. Eine Arbeit, die ruhig, aber nicht selig macht. Und so kommt es, daß dieser machtvolle Könner, der als Darsteller so viele Eisen im Feuer, eine so scharf bestimmte Art hat, im Grunde einen großen künstlerischen Stil nicht gehabt hat. Doch Menzel muß nun einmal so genommen werden, wie er ist, als der große Objektivierer, als der Courbet Deutschlands, als „Führer zum Besseren". Gleich fern von Theatralik und Pose wie von naiver pesönlicher Temperamentsmalerei, geht dieses herbe Preußennaturell sicher auf dem Grenzrain der Parteien, ein treuer Mann des Künstlerfleißes, der Säuberungsarbeit, leidenschaftslos und darum stark. . . .

So oder ähnlich hieß es 1895. Das mag heute harmlos und etwas abgegriffen aussehen; damals aber war es eine Seltenheit in den berliner Zeitungen. Der Geist Pietschens schwebte mit tyrannischer Eifersucht über den breiten Wassern der Tageskunstkritik. Noch heute danke ich es Eugen Richter im Grabe, daß er mich schreiben ließ, was ich wollte, und wie ich wollte. Er selbst hatte keine Ahnung von allen diesen Dingen, aber er respektierte die Meinung seines Mitarbeiters.

Der hundertste Menzel-Tag nun bot Anlaß, den Prozeß Menzel sozusagen wieder aufzunehmen und auf breiterer

Grundlage zu entscheiden, wer recht hat: die Tschudi und Meier-Graefe oder die andern. Karl Scheffler hat ein Buch herausgegeben, das wie ein Vorläufer zu einer großen Biographie anmutet, doch in seiner künstlerischen Gesinnung etwas Abschließendes, Rundes, Gegipfeltes ist. (Adolf Menzel, der Mensch — das Werk; mit hundertfünfundzwanzig Abbildungen; im Verlag von Bruno Cassirer zu Berlin.) Ein Weckruf und eine Bestätigung. Das Schönste und Tiefste, was über Menzel bisher geschrieben wurde. Im organisatorischen Gefüge und Wurf dieses Buches spürt man auch die ordnende Hand Bruno Cassirers, dessen ungewöhnlicher Kunstverstand so gern hinter den Kulissen wirkt. Von nationalistischen Wallungen unberührt, denen schwächere Köpfe in diesen verwirrten Tagen so leicht nachgeben, steht Scheffler streng und fest auf dem Boden seines künstlerischen Charakters, hat er den Mut, seine eigensten Kunstgedanken in diesem heiklen Spezialfalle zu Ende zu denken. Auch er kommt vom europäischen Impressionismus her, aber er gehört doch schon der glücklichernen Generation an, die der „Programme" entraten darf und die impressionistische Denkweise nicht mehr als Rohstoff mit sich herumträgt, vielmehr sachlich verarbeitet, verfeinert, vergeistigt. Als geschichtlichen Wertmesser. Darum ist sein gerechtes nnd richtiges Buch auch kein polemisches Werk, obwohl es zunächst bei der Durchschnittsbewertung Menzels Gegnerschaft finden wird. Aber ebenso sicher ist, daß Schefflers Grundgedanke in die träge Meinung der Welt von der Unantastbarkeit des Menzelschen Gesamtheldentums allmählich hineinsickern, daß man sich nach abermals zehn Jahren fragen wird, wie man jemals anders habe denken können.

Schefflers Buch ist eine psychologische Analyse; bei reichstem Tatsachenmaterial. Es ist einzig von der Leidenschaft eingegeben, von Menzel zu wissen. Um den großen Zwiespalt, den er in Werk uud Wirken sieht, zu erkenneu und, wenn möglich, zu lösen. Tschudis und Meier-Graefes Schriften waren noch persönliche Bekenntnisse. Schefflers Vorliebe für den Menzel der vierziger und auch der fünfziger Jahre aber tritt vor der bedeutenderen Aufgabe zurück: die ganze unheimliche Frage uns in objektiver Darstellung menschlich näher zu bringen, Menzel zu zeigen im Drang des Lebens, der sozialen und künstlerischen Verhältnisse, im Zwang seiner Menschlichkeit und Körperlichkeit, als opferndes Opfer, besessen von den eigenen Geistern, die ihm vorgaukelten, daß er unablenkbar einem großen Ziele zustrebe, ihn aber in Wirklichkeit von jener größten Sendung ablenkten, für die sein

genialer Ursprung ihn voraus bestimmt hätte: Bahnbrecher und Grundstein und Eckstein einer wirklichen, gesund und grade gewachsenen, fortschrittlichen deutschen Malerei zu werden, in der es nicht Ruckhaftigkeit und Stückhaftigkeit, sondern Sammlung, nicht Auseinandergleiten, sondern Verschmolzenheit gab. Liebermann, ein Nachfolger Menzels, leistete später dergleichen, obwohl er an Genialität von Menzel übertroffen wird. Der Einseitigkeit glückte, was der Vielseitigkeit zum Verhängnis wurde.

Das Resumé: „Menzel wirkt wie eine Verkörperung des deutschen Charaktergeheimnisses, der ewigen deutschen Problematik. . . Er zieht an und stößt ab, erweckt Empfindungen, die fast zärtlich zu nennen sind, und rührt dann wieder Gedanken auf, die nicht ohne Feindseligkeit sind. . . Wie er war, so muß er sein. . . . Das macht das Widerspruchsvolle beinahe monumental. . . Dieses wunderbare Leben, so reich und arm, so heldenhaft und demütig, so siegreich und furchtsam, so dämonisch steht da in der Geschichte unsrer Kunst wie eine geheimnisvolle Frage. In ihm sucht — so scheint es — eine große Nation zu erforschen, was der Genius der Kunst mit ihr vorhabe." Nur eine Neugier, die zweifelnd bewundern und bewundernd zweifeln kann, darf es wagen, dieser Frage die Antwort zu suchen. Von diesem Drang nach Wahrheit ist das Buch erfüllt. Die heißen Impulse des Suchenden sind es, die das Buch so aufregend und so anregend machen.

Da aber eine unbegrenzte Liebe zur Kunst der letzte Antrieb ist, so kann es nicht fehlen, daß am Ende dennoch eine Art Ideal-Menzel herauskommt, ein Menzel mit melancholischer Gloriole. Ein Menzel, bei dem das Handwerk noch nicht Selbstzweck geworden ist, der Geist noch nicht übergeistet wurde, ein Menzel, der in künstlerischer Freiheit, in warmem Anschauen der Natur, mit zärtlicher Empfindung schöne Werke des Zufalls schuf, sie in einer starken, eindrucksichern Regung auf die Leinwand oder auf das Papier zauberte, ohne an das „Fertigmalen" zu denken, Werke, die er selbst als Gelegenheitsarbeiten ansah und hinterher gleichgültig in die Ecke stellte. Ein jeder von uns hat dieses zweite Menzel-Gesicht.

Ich sah einmal in demselben Kabinett starke Arbeiten von Blechen und schöne Dinge Menzels vereinigt, aus den Tagen seines malerischen Pioniertums. Das ist immer von neuem ein Erlebnis, Blechen und Menzel nebeneinander zu sehen. Blechen war, was wenige Künstler seiner Tage waren: ein Inspirierter. Nach eines Malers kurzem Heldenleben starb er im Wahnsinn. Von ihm stammen viele zarte, fast überzarte

Dinge, farbig schwingende „Andeutungen". Manch Gutes kam uns im Lauf des letzten Jahrhunderts über Norwegen. Als sich der originelle Johann Claussen Dahl in Dresden niederließ, da schlug für die deutsche Kunst eine große Stunde: der Realismus wurde frei. Zwar haben dann die cornelianischen Himmel den Blick der Schaffenden wie der Genießenden zeitweise wieder von der ehrlichen deutschen Erde abgelenkt; aber was einmal gesät war, ging dennoch nicht verloren. Auf Blechen folgte Menzel, die Wahrkunst seines Saekulums aufrecht haltend und beherrschend. In der Dahl-Sammlung des Nationalmuseums in Christiania empfängt man den Eindruck: „Der ganze Blechen". Ein Vater, der seinem Sohn zum brüderlichen Freunde wird. Dieselbe Andacht vor der klaren Natur, derselbe phantastische Trieb, sie allein und geheimnisvoll sprechen zu lassen; dieselbe Richtung der Motivsuche, dieselbe ruhige Anschauung des schönfärberisch verhimmelten Italien und auch dieselbe Schwäche, hinterher germanische Erde noch mit italienischen Augen zu sehen; dieselbe stillebenhafte Vorliebe für die Darstellung des Verfalls („unbeseelte Dinge, ihr habt dennoch eine Seele"), dieselbe Überzeugtheit, daß man als Maler Landschaftseindrücke selbstherrlich abschneiden, das heißt: persönlich abrunden dürfe (schwärmende Studie), dieselbe poetische Anteilnahme an den Wundern der Wirklichkeit, derselbe für jene Tage reiche Vorrat und Rhythmus der Palette — bis auf das Grün, das wirklich ein Grün und kein verkapptes Braun ist, und das träumerische Blau. Dieses Blau weist in einen größern Zusammenhang. Woher kam es? Seine Quelle ist England, Constable und Bonington; Turner-Schule. Die englische Naturbotschaft (die letzten Endes wieder aus Niederländisch-Germanien stammte) gelangte nach Frankreich. Mit Bonington arbeitete Delacroix, und Constables Einfluß leitete Rousseau nach Fontainebleau. So schlug der Funke in die theatralische Romantik des malenden Deutschland hinüber. Diese Abhängigkeiten wären nicht zu bezweifeln, auch wenn man biographisch nicht festgestellt hätte, daß Dahl in Paris war. (Constable und Bonington waren von 1824 ab bewunderte Gäste der pariser Musée royal des arts, und Bilder Constables wurden zu Beginn der vierziger Jahre im berliner Hôtel de Russie ausgestellt.) Geniale Menschen, ihr Zeitgefühl begegnen sich auf Entfernungen. So zurückdeutend wie vorausdeutend ist ihr Werk. Bei Dahl-Blechen hat man an Corot, selbst an Vorahnungen des französichen Impressionismus denken wollen. Warum nicht? In der Kunst ergreifen an irgend einem Punkt alle Welten sich, „wenn Natur im reinen Kreise waltet" . . .

Nun tritt Menzel in die Bewegung, illusionslos, ohne Schwärmerei, klar, frühreif, der geborene Oppositionsmann. Er scheidet aus Blechens Werk den letzten Rest phantastischen Einschlags. Ein treuer Arbeiter an sich selbst und an den wahren künstlerischen Aufgaben der Zeit. Dort der impulsive Mensch, dessen Genie zwischen Überlieferung und Gegenwart gestellt war und vermitteln mußte, mit seinem starken Gefühl auf der Seite des Modernen; hier aber ist alles junge Gegenwart: ganz davon durchtränkt ist der kleine Breslauer, der durch ein langes Leben gleichsam einen Kosmos auf seinen Schulterchen trug. Er blieb das Kind dieser Erde, blieb in dieser Weltlichkeit und Zeitlichkeit; hatte nie pathetische Anwandlungen und blickte auch nicht zu den Himmeln. Die Natur schien um seinetwillen da zu sein. Er wurde als der künstlerische Rationalist fertig in die Welt gesetzt; bei ihm gab es eigentlich keine Entwicklung, sondern nur eine Expansion, freilich eine gefährliche. Mit fünfundzwanzig Jahren ist er der gereifte, fast zu gereifte Meister.

In Blechen war eine alemannisch-slawische Blutmischung; in Menzel gab es keine sich kreuzenden Wallungen des Blutes keine hemmenden, fördernden Wechsel der innern Temperaturen; er kannte die Sehnsucht nicht und nicht den Zweifel. Sein spartanisches Gefühlsleben (er hatte auch seine athenischen Stunden, ganz früh im Familienkreise, wo Menzel wie ein kleiner zärtlicher Vater hauste und herrschte, oder in jenem stillen Geister-Verkehr mit Friedrich dem Großen, oder in den glücklichen Momenten einer frischen, unmittelbaren Fühlungsnahme mit der Natur) — dieses spartanische Gefühlsleben war nicht für ein Land der Wunder geschaffen. Ungefähr in dem Alter, da Blechen sich in Leidenschaft für die südlichen, die bessern Welten verzehrte und diese schönen Triebe auch sättigte, malte Menzel in der Ritter-Straße zu Berlin Dächer mit graulichem Schneetau unter weinendem Himmel; beobachtete er eine Feuersbrunst, hinter der schwarzen Silhouette von Schornsteinen und Dachfirsten versteckt; notierte er sich einen blitzenden Wolkenkampf über dem spätsommerlichen, braun, gelb und grün gegliederten Tempelhofer Felde in einer Delacroix- und Courbet-Mischung; hatte er Constable-Stimmungen im Anblick wilder, melancholischer berliner Gärten; bat er seinen Freund Maercker, im abendlichen Interieur ein bißchen still zu halen, damit er ihn malen könne (in flüchtigem Abglanz, doch zu bleibendem Eindruck) — malen könne vor der niedrig brennenden Lampe im transzendentalen Halbdunkel, im Kampf von Tag und Nacht. Oder es gelingt ihm gradezu

ein Glücksfund, ein empfindungsreinstes Werk des Zusammenklangs von „Form, Farbe, Tonwerten": das ‚Balkonzimmer', eine ewige Apotheose des Morgens, ein Werk absoluter Selbstvergessenheit oder „jäher Betroffenheit", wie Scheffler so schön sagt. Oder in (kleinformatigen) Familienporträts und zarten häuslichen Impressionen gibt er knapp und warm das menschliche Gefühl aus, dessen er, der noch Vereinsamte, fähig ist, wundervolle Produkte einer Beobachtungsgabe, die noch unauffällig, noch nicht im Dienst des Bewußten verarmt ist.

Oder Menzel verfolgt das wechselnde Leben der Körperlinie: die Ruhe und den Elan, die Grandezza und die Nachlässigkeit, die groben wie die feinen Rhythmen, Gelöstheit und Vibration, das „accroupi" und die Gerecktheit. Mit vorüberwandelnder Naivität. Damals auch produzierte er noch ein gewisses Maß von Sinnlichkeit: der Glanz und die Bravour, womit er elegante Frauen malte oder malend zeichnete (oder auch nur holbeinisch zeichnete), hatten höhere Wärmegrade: eine sitzende „grande dame" vor der Pfauentapete und die im Fauteuil hingelagerte Salonschöne, beide in einer Halbhelle von tiefen rosa-braun-grünen Akkorden — holde farbige Verschmolzenheiten — das ist „herz"-hafte Arbeit, steht als malerische Qualität in erster Reihe. In den Zeiten seines gesteigerten und festgefrorenen Intellektualismus hat er so etwas nicht wieder erreicht. Eine Pointe darf nicht fehlen: Daumier. Die menschliche Komödie dieses großen Sittenmalers muß früh zu Menzel gedrungen sein, und sei es auch nur durch das Medium der satirischen mondänen Zeitschriften. Das Innere des „süddeutschen" Stellwagens ist nicht mit Menschen, sondern mit Masken bevölkert, wie auf den Eisenbahn-Interieurs Daumiers.

Dies ist für mich Menzel auf der Höhe seiner Macht. Ist mein kleines Menzel-Drama, das ich mir zuweilen vorspiele. Scheffler nennt es eine Tragödie; ich möchte es eine Tragikomödie nennen.

Vom Essen / von Franz Sachs

Eine Ausschweifung

Wenn die Mutter stirbt oder ein geliebter Freund, fällt uns das Leiden wie ein Tier an, und es ist, als hätte es uns Teile des Körpers: einen Arm, ein Bein, ein Auge, fortgerissen. So gehen wir dann einher: beraubt.

Aber es gibt Verzweiflungen im Leben, die sind wie stete Nadelstiche; die dringen ins Blut; die müssen wir immer mit

uns tragen, ohne andre Linderung als die Schläge eines großen lebendigen Herzens. Das sind die kleinen Vorgänge des alltäglichen Lebens: das Essen, die Uebelkeit, die Begierde, das Geld, Körperfehler und manches andre. Tiere des Berufs und hübsche Tierchen werden freilich nichts merken. Für die gibt es nicht Leid noch Freude, sondern nur Reize. Aber zu Reizenden spreche ich nicht, da genügt schon ein Lächeln. Zu Menschen spreche ich; mit denen kann man wohl nicht nur essen, sondern auch einmal davon reden.

Mit einem Freund zusammen sein, wandern, frische Mühsal der Berge oder die Enge eines Großstadtzimmers durch den Geist ins Unendliche weiten — dann macht das Essen Spaß. Es ist so leicht, wir sehen gar nicht darauf hin. Gespräch und Scherz und schwingender Raum tragen uns wie eine Gondel darüber hinweg, und aus luftiger, lustiger Höhe des Allgemeinen sehen wir den Tisch unter uns, mit Brot und Schinken, Obst und Tellern, daliegen und unsre Hände davon nehmen, so fern und traulich, wie sich alles vom Ballon aus ansieht. Unter Männern macht das Essen keine Schwierigkeiten. Sie bedürfen dessen nicht, wenn sie zusammen sind; höchstens den Trunk. Und der ist keine Nahrung, ist freiwilliger Genuß, beflügelt die Freundschaft und den Geist wie tiefes Atemholen. Beim Trinken wird man nicht der Erde denken, nur Klarheit rinnen fühlen oder dunkles Blut, immer den Glanz der Dinge schauen, nie die sklavische Knechtschaft an sie des Menschentiers. Darum trinkt nicht, wenn ihr nur saufen könnt.

Wo Frauen zusammen sind, wird meistens gegessen; und wenn es nur Cakes und Kuchen und Chocoladen sind. Bleibt ihr Gespräch nicht daran hängen? Sind ihre Worte in der Geselligkeit nicht zierlich und süß und leicht verzehrbar wie diese Dinge? Und entbehren sie nicht der weiten Dimension des Männerwortes, sind schmeckbar und schmackhaft und subjektiv geformt und auf Wirkung für den Körper bestimmt? Männerworte und Männergedanken zerbrechen die Form und schweifen ins Objektive, fern im Lande dem Leben Ungeahntes eröffnend und erobernd; sind mit den Sinnen nur selten zu umfangen, sind keine Nahrung, kein Genuß. Aber die liebevollsten Mütter brechen in die Träume ihrer Söhne ein: sie sollen etwas essen! Männer werfen ihr Leben fort, einer Idee, einem Geiste hin: er wird für sie zeugen! Frauen opfern sich auf, um andres Leben in diesem Leben zu erhalten: „So iß doch, mein Lieber!" Zwei Welten! Und sie bemühen sich so um einander.

Denn geh nur einmal mit deiner Freundin, einem geliebten Menschen aus, du bist so besorgt, ihr etwas Gutes zu essen

zu bringen und zitterst im Restaurant und bist nervös und möchtest ihr am liebsten selbst mit allerhand Wohligem den Mund stopfen, und alles hängt davon ab, wie sie es verdaut, und ob sie zufrieden. Denn wenn sie nicht gut ißt, ist sie nicht gut. Mit Mädchen essen zu wollen, ist ebenso schwer, wie mit ihnen zu schweigen. Und was solltest du stets mit ihnen reden? Bewundre sie schweigend, und gib ihr zu essen! — so ungefähr denken die Ehemänner.

Gehen wir ins Theater. Strindberg. Durch die Aufwühlung der Seele blitzt das rote Lämpchen plötzlich: Pause, große Pause. Soll ich mich auf Schinkenstullen stürzen oder andre hineinbeißen sehen? Das entführt, aber kaum in den Ernst der Besinnung. Nach dem Theater also den Eindruck im Restaurant mit Speisen zusammen verschlucken, verdauen, besprechen? Oder soll man etwa vorher essen? Dann sitzest du da, mit vollem Magen, und zu dem behaglichen Funktionieren deiner Verdauungsorgane läßt du dir angenehm Dichtung um die Nase plätschern. So frißt das Essen seinen Mann. Denn der Geistige, der weder vor noch nach noch während des Erlebens essen wollte, muß vor Hunger den — Geist aufgeben. Auch er verläßt, ein Mensch, den Bühnenraum.

Hungern ist beschämend und verzweifelt. Beschämend für die andern; vom Verzweifelnden zu schweigen. Einmal stritten wir Freunde um die Führerschaft: Wer trägt die Bewegung ins Land, wem folgen die andern? Stolz gegen Stolz, Geist gegen Geist. Da, in den kämpfenden Gesprächen, in dem Werben um einander, um die Folgenden, um die Zukunft, plötzlich, bricht einer zusammen, elend, im Fieber; eines Abends wars, vor Schwäche. Ihn hungerte. Er hatte die ganze Zeit gehungert, heimlich, Wochen. Was blieb uns da vom Geist, vom Stolz? Tränen der Scham.

Das Essen frißt den Mann.

Man muß die Idee haben von den Dingen und auch von den Menschen; sie allein ist rein, mit ihr kann man leben, Plato lehrte es schon. Die Wirklichkeit zeigt uns als Klumpen, entreißt uns nur Tränen der Scham.

Und dieses Leben lieben wir Jünglinge? Vielleicht versteht ihr jetzt, warum jener, der hungerte, sich selbst den Tod später gab. Er wollte den Geist nicht aufgeben.

Das Stadionsfest / von Stefan Großmann

Natürlich war es schön, einmal wieder dreißig- oder vierzig- oder fünfzigtausend Menschen beisammen zu sehen. Die Sonne schien, das ovale Amphitheater des Stadions glitzerte

und strahlte und wirbelte von zehntausenden weißen, schwarzen, roten, gelben Pünktchen, und jeder dieser Kleinwinzigkeiten in der ungeheuren Steinarena war ein lebendiger Mensch. Schon, daß es auch jetzt so viel Menschen in Berlin gibt, wollte man leibhaftig sehen. Die Straßen sind ja jetzt betrübend leer . . . In diesem wogenden Durcheinander lebte ein Stück Sommersonntag vergangener Tage, eine beruhigende Friedens-Reminiszenz, ein beglückendes Gefühl der unerschöpflichen Massenhaftigkeit des deutschen Volkes. Ja, wir Zuschauer im Stadion boten am achtzehnten Juni den mitwirkenden Schauspielern ein unvergeßliches Bild! Gewiß: auch da unten wirkten zweitausend Leute mit. Aber wir in der weiten Runde waren doch die Mehreren, und es hätte sich gebührt, daß uns die dünn verteilte Minorität der Akteure auf der Festwiese mit hellem Applause begrüßte. Wir waren das imposantere Bild! Uebrigens, Applaus: das Stadion ist so groß, daß der stärkste Applaus sich nur wie ein fernes dünnes Springbrunnenplätschern anhört. Fürs Stadion muß nicht nur der Regisseur, sondern auch der Zuschauer nach neuen Ausdrucksmitteln suchen. Das nächste Mal müssen wir uns dreißig- oder vierzigtausend Kindertrompeten mitnehmen, um unsre Zustimmung hörbar auszudrücken.

Herr Direktor Victor Barnowsky hatte die Spielleitung übernommen. Mir wurde erzählt — und die Mitteilung ist aus innern Gründen glaubhaft — daß Reinhardt, als man ihm das Arrangement dieser Freiluft-Vorstellung antrug, sein schweigsam-bedenkliches Gesicht machte und schließlich sagte: „Das Stadion ist zu groß. Man würde kein Wort verstehen.“ Ich habe mich in den letzten Tagen an dem Gedanken belustigt, was wohl Otto Brahm gesagt hätte, wenn man ihm mit dieser großen, allzugroßen Zumutung gekommen wäre. Ich denke, er hätte garnichts gesagt, nur eine Weile mit dem Zeigefinger stillvergnügt auf seiner Backe getrommelt und dann den Antragsteller mit wortloser Höflichkeit hinausgeleitet. Sein Erbe, wie eine vertrauensvolle Anhängerschaft Herrn Barnowsky zuweilen nennt — nun, ich will einmal erzählen, was sein Erbe tat.

Zuerst ließ er die ‚Festwiese‘ aus den ‚Meistersingern‘ aufführen. Ehe die Vorstellung begann, wunderte ich mich, wie kümmerlich und unfestlich die weite Stadionswiese aussah. In der Mitte war ein Podium errichtet, ein eingezäunter Festplatz. Ein paar Stangen, Fahnen und Fähnchen. Hier hätte über den ganzen weiten Plan eine Fahnenorgie hergehört! Die ganze Wiese hätte ein Meer von fliegenden Fah-

nen und Farben sein müssen. Statt dessen war die sparsam andeutende Ausstattung des Guckkasten-Theaters auf den freien Riesenraum übertragen worden. Das ergab eine powere Festlichkeit. Jeder Architekt, der einmal einen Fürsteneinzug zu arrangieren gehabt, würde die Kümmerlichkeit dieser Festwiese auf den ersten Blick erkannt haben. Dann kam ein hübscher Moment: Die Festwiese wurde belebt. Mädchen in farbenfrohen altdeutschen Kleidern liefen herein, sich überpurzelnde Kinder und noch etliche liebenswürdige Statisten-Details, die man sich aus dem Durcheinander herauspflücken konnte. Da marschierte eine reiche Patrizierin im Schleppkleid, dessen Ende ein Page mit Sorgfalt trug; dort wurde ein Reigen getanzt; hier balgten Buben im Gras. Details, Details, Details. Auf einer Fläche von soundsoviel Kilometern konnten sie dann und wann bemerkt werden.

Aber dann hob Blech die Arme, und das Orchester zeigte sich dem Raum gewachsen. Es war natürlich vielfach verstärkt. Sieben Harfen, zweiundzwanzig Bässe, nicht zu zählendes Blech. Jedes Pianissimo hing freilich in der Luft, aber man konnte es sich dazuträumen, und das gab dem Orchester vielleicht einen besondern Freilichtzauber. Bei dem ersten Solo atmete man auf. Gottseidank: die menschliche Stimme hatte gesiegt! Allerdings saß ich auf der Journalisten-Tribüne den Sängern gegenüber. Auf andern Seiten plazierte Zuschauer, die im Rücken Jadlowkers saßen, waren weniger befriedigt. Vielleicht sollte man bei solchen Aufführungen nicht nur die Harfen, Geigen und Kontrabässe verstärken, sondern auch vier Tenöre, Baritone und Bässe zu gleicher Zeit singen lassen, für Süd und Nord und Ost und West je einen Siegfried, einen Hans Sachs, einen Beckmesser. Im Programmheft hatte ein Schwärmer ungefähr verkündet, daß diese Aufführung so etwas wie eine neue Stufe künstlerischer Regie darstelle. Sie wird erst erklommen sein, wenn vier Jadlowkers auf einmal loslegen! Immerhin: die Sonne schien, ein Chor von mehr als tausend Stimmen strömte festlich über die sonnige Wiese. Das heitere Pathos der ‚Meistersinger' dröhnte. Blech kegelte sich die Arme aus, Blech siegte. Es war ein Eindruck von Frühlingsabend, Musik, deutschen Massen, Friedensakkorden. In der Pause noch dreißigtausend Glas Pilsener, und die Stunde wäre unvergleichlich gewesen . . .

Dann aber kam ‚Wallensteins Lager' — ohne Blech. Das Lager war dieselbe Festwiese. Feldgraue Theater-Arbeiter hatten das Podium und die Fahnenstangen weggeräumt. Dann

wurde der erste lustige Eindruck der ‚Festwiese‘ wiederholt. Abermals purzelten Kinder und Soldaten auf den Plan, abermals wurde mit fünfundsechzig kleinen Details Lagerleben angedeutet. Hier ritt eine Schwadron eisengeschienter Reiter auf herrlichen Rossen ein. Das war unzweifelhaft der stärkste Eindruck des Abends: die Reiter! In diesem Augenblick hörte man sogar den Applaus im Stadion. Daneben wieder allerlei nette kleine Züge. Stroh wird verbrannt. Kleine Feuer, Rauchwolken. Kinder spielen mit den Schwertern der Krieger. Ein kleines Mädchen übt sich auf einer Stute und purzelt herunter . . . Lauter hübsche Züge innerhalb der drei Wände der Guckkastenbühne, zu klein für diese ungeheuren Dimensionen. Plötzlich wurde man gewahr, daß in irgend einem Gedränge längst schon Schillers Verse gesprochen werden. Wo denn? Allgemeines Suchen mit dem Feldstecher. Hatte man einen Sprecher endlich erwischt, verlor man ihn schnell wieder aus den Ohren. Da niemand Schalltrichter mitgenommen hatte, wie es für diese letzte Stufe unsrer theatralischen Entwicklung nötig wäre, hat man an diesem Nachmittag von ‚Wallensteins Lager‘ fast nichts gehört, ausgenommen die Kapuziner-Predigt des Herrn Vallentin, der sich an dieser imponierenden Ausrufer-Arbeit hoffentlich nicht für Wochen die Stimme verdorben hat. Zu denken aber, daß diese roheste Hausknechts-Arbeit der Kehle nun vielleicht Epoche machen soll, ist schauderhaft.

Es gibt gewiß auch Dramen fürs Stadion. Der starke Eindruck der reitenden Schwadron wies die Richtung. Man führe Pantomimen zu Pferde auf, Massenstürme, Massentänze, tolle Ritte Einzelner, dazu mag ein Kinogenie noch einen Einfall liefern. Die Freude an flinken Pferden, das Vergnügen am Durcheinander wogender Massen, die Lust an brennenden Abendflammen: das alles ist für ein Volksfest durchaus berechtigt. Buffalo Bill, der berühmte Feuerwerker Stuwer, Ferdinand Bonn und dazu noch eine schwindelfreie Drahtseilkünstlerin, die nach jedem zweiten Schritt Pistolen abschießt — warum denn nicht? Aber, bitte, ohne Verse. Sonst dient morgen nicht nur Schillers ‚Lager‘, sondern auch Shakespeares ‚Macbeth‘ oder der ‚Götz‘ zum Vorwand solcher Volksbelustigungen. Im besondern der Erbe Brahms durfte nicht zum absoluten Verächter des Wortes werden . . .

Solche Ausstattungsscherze gegen den Dichter nennt man Reinhardtismus, den Reinhardt selbst, gottlob, wieder hinter sich gelassen hat. Freilich wären ihm nicht nur zweiundsechzig

Details und sechsundvierzig Volksleben-Nuancen eingefallen, sondern eine starke Grundidee, eine prachtvolle malerische Vision. Reinhardt hätte vor allem die Vorstellung um anderthalb Stunden später anfangen lassen, und sein wichtigster Regiegedanke wäre der sinkende Abend gewesen. Er hätte die Nacht auf ‚Wallensteins Lager' langsam sinken lassen, und das wäre zur sonnigen Festwiese der starke, dunkle Kontrast gewesen. Wahrscheinlich hätte er auch die Ebene des Stadions irgendwie weggezaubert, aus ein paar hundert Riesenzelten mit furiosen Beleuchtungen im Innern hätte er den Zauber einer Kriegsnacht, vielleicht mit blutigem Himmel, vielleicht im ausgegossenen Mondlicht vorgeführt. Jedenfalls hätte er sich nicht damit begnügt, dem grandiosen Raum mit hundert kleinen braven Mittelchen des phantasiearmen Naturalismus nahezukommen.

Reinhardtismus ohne Reinhardt. Diese letzte Stufe der Entwicklung des deutschen Theaters wollen wir, auch zu wohltätigem Zweck, nicht wieder erklimmen!

Zu diesem Krieg

Wilhelm Raabe

Vorwort zur zweiten Auflage von ‚Christoph Pechlin'

Sollte zartesten Gemütern gegenüber dieses liebe Buch einer Entschuldigung bedürfen, so liegt dieselbe in Folgendem. Es ist geschrieben worden in der Zeit vom August 1871 bis zum September 1872!

Die Wunden der Helden waren noch nicht verharscht, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland gings schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Syrupsfaß platzt und der Pöbel und die Buben anfangen, zu lecken, so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gossen, und nur zuviele Hände griffen auch dort darnach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!

Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen?

Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen ein Lump zu sein.

Wiener Nachtrag / von Alfred Polgar

Das Burgtheater hat an den neuen König Lear seinen Reichtum an szenischen Mitteln, seinen Wohlstand an literarischer Würde und seinen kärglichen Besitz an schauspielerischen Persönlichkeiten verwendet. In einem Rahmen von primitiver vergoldeter Wildheit vollzogen sich die erhabenen und krassen Vorgänge der Dichtung auf das korrekteste. Verwandlungen von schmerzloser Raschheit erleichterten die Fülle des Genießens. In Erinnerung bleiben der nächtliche, schwarz in schwärzer getönte Gewitterhimmel und des Unwetters majestätischer Ingrimm. Ferner ein paar metallharte und -kalte Sätze der Frau Bleibtreu-Goneril; der erquicklich herzhafte Kent des Herrn Marr—obzwar ich allerdings nicht weiß, wie ein halbwegs menschlicher Schauspieler in dieser Rolle nicht erquicklich sein wollte—; der sauberst schwarzgeränderte Witz des Narren Treßler; Herrn Sieberts würdiger Gloster; Herrn Paulsens auch als Gonerils Gemahl bewährte Anständigkeit; und Herrn Herterichs verläßlicher Dienstmann in des Wortes chevalereskem Sinn. Rührend abscheulich war Frau Medelsky als Regan. Die Teufelei, die sich in schrillen Tönen offenbarte, griff ans Herz, man spürte eine elementare Grundgütigkeit, die, sich zu verstecken, in solch märchenhafte Form der Bosheit flüchtete. Herr Gerasch als armer Toms trug ein seltsames Lumpen-Froufrou. Er sah aus wie ein abgebrannter, Asche gewordener Loge. Die schöne Koloratur seiner Wahnsinnstänze fiel auf. Ein melodischer Bösewicht Edmund parfümiert mit feinster Schurkerei, war Herr Walden. Herr Höbling spielte den elenden, hitzköpfigen Herzog wirklich elend und hitzköpfig. Er blendete. Den armen Gloster. Man war froh, als der Fürchterliche abtrat von der Bühne.

*

‚Der Regimentspapa', ein Schwank mit Musik in drei Akten von Richard Keßler und Heinrich Stobitzer, Gesangstexte von Willi Wolff und Artur Lokesch, Musik von Viktor Holländer und, zumindest, fünfunddreißig andern Komponisten, soll der Residenzbühne über die Sommermonate hinweghelfen. Da so viele Autoren, Dichter und Musikanten antauchen, wird es wohl gehen. Es ereignen sich vielerlei absonderliche Dinge in diesem Schwank, die Verwicklungen sind stürmisch und zahlreich, der Humor erbarmungslos und die aufgebotene Gesang-, Tanz- und Schauspielkunst auf der Höhe des Humors. Den Zuschauern gefielen am besten der Komiker Müller, der zu der bittern Gattung der lieben Kerle zu gehören

scheint, und Fraülein Lona Schmidt, reizgeschmückt und süß wie die Obersschaumgeborene. Den Wegschauern aber entging es nicht, daß Fräulein Wengerdt eine muntere Pretiöse, die des Talents mit Grund verdächtig erscheint.

*

Herr Ernst Matray ist Springer, Tänzer, Exzentrik-Mimiker, Turner und Leichtathlet. Reinhardt hat ihn entdeckt und des jungen Mannes ausgezeichnete Beweglichkeit sozusagen künstlerisch punziert. Von nun an sprang er nicht mehr, wie das Eichhörnchen springt, das in den Zweigen wohnet, sondern diente mit der Beredsamkeit seiner Gliedmaßen einem stummen literarischen Text. Als schreckensbleicher Bote stürmte er im Zirkus Oedipus wiederholt die Treppe hinauf und retour, als Spielmann im ‚Mirakel' wirbelte er jene Nonne in den Strudel trüber Lebenslust. Und war tätig, wo immer die moderne Bühne eines ausdrucksvollen Kletterers, Handstehers oder Weitspringers bedurfte. Nun hat er sich selbständig gemacht, haust nicht mehr an der Peripherie von Theaterstücken, sondern im Mittelpunkt von Tanz-Pantomimen, und reist nicht als Hofnarr in der Suite des Deutschen Theaters, sondern als Herr selber, um den sich, in des Wortes Sinn, alles dreht. Die zwei von ihm verfaßten und inszenierten Tanzpantomimen ‚Marionetten' und ‚Märchen' sind sehr niedlich. Ein herziger Zeitvertreib, kurz und kurzweilig; fernab von allem, was schwer und laut und übler Laune. Die Szene, als Puppenstube für Erwachsene preziös hergerichtet, wird von Tänzen, kindlichem Ulk und farbenfrohen Bilderbuchfiguren belebt, der pantomimische Einfall, angetan mit einem dünnen, schmiegsamen Hemdchen von Musik, bittet bescheidentlich um Lächeln, die Steifheit ziert sich kokett, ehe sie sich dem Rhythmus ergibt, Herr Matray, in allen Gelenken federnd (er hat deren um ein paar mehr, als ihm anatomisch rechtens zukämen), entwickelt wahrhaftigen Übermut der Kniee und Ellbogen, und als zarte Melodie fügt sich zu solch derberm Spaß die Anmut des Fräulein Katta Sterna. Sie ist die Pointe der ganzen süßpretiösen Lustbarkeit. Auch Fräulein Schröder, die es mehr mit der Seele hat, tut dem Auge wohl. Beide Pantomimen, von Sandor Laszlo mit feinen musikalischen Wasserfarben untermalt, haben im Bürger-Theater lebhaft angesprochen. Solche Hutschpartien auf der Schaukel einer sanftesten Phantasie sind ein nettes Sommervergnügen. Das ewig Kindliche zieht uns nicht grade hinan, aber immerhin für Augenblicke abseits. Ins Rosenrote. Lieblich war die Juninacht, Puderwölkchen flogen, und es roch nach blühendem Frieden.

Götzendienst / von Vinder

Der Krieg hat uns in seinem Verlauf allerhand Götzen aus früherer Zeit erkennen gelehrt, und wir haben nicht gezögert, sie zu enttronen und zu stürzen. Aber wir haben während des Krieges auch neue Bilder errichtet oder anzubeten begonnen, und erst die immer wieder bewiesene Hilflosigkeit dieser Armen und ihr vollständiges Versagen führte uns langsam zu der Einsicht, daß auch die neuen Götter Abgötter sind, und keiner Verehrung wert. Als es sogleich nach Ausbruch des Krieges darauf ankam, neben die Organisation der Wehrkraft die der wirtschaftlichen Kräfte zu setzen, gingen die Stellen, denen diese Aufgabe zufiel, unbedenklich, mit Entschlossenheit und mit Zuversicht ans Werk; es dauerte auch nicht lange, und ein Netz von neuen Einrichtungen, Gesellschaften, Zentralen, Instanzen legte sich über das deutsche Wirtschaftsgetriebe; sodaß alsbald jedermann glaubte, nun sei alles gut, die oekonomische Mobilmachung sei ebenso glänzend verlaufen wie die militärische; die Anhäufung, Zusammenfassung, Verteilung, Verwertung der Kräfte durch die Organisation sei es, die uns stark mache auch zu dem schweren Kampfe hinter der Front.

Eine Bestätigung dieser Auffassung konnte die Oeffentlichkeit in der wohlgelungenen Regelung des Brotverkehrs erblicken. Hier erwies sich die staatliche Bewirtschaftung, die Zusammenfassung und Verteilung durch behördenähnliche Institutionen, also die Organisation, wirklich als dankenswerte und segenwirkende Tat. Jedermann konnte sich der Gewißheit hingeben, daß die Brotfrucht, deren Bedeutung für die Menschheit so manchem in Friedenszeiten völlig verborgen geblieben ist, zur Ernährung des deutschen Volkes während des Krieges, bis zur nächsten Ernte, und immer wieder von Kriegsernte zu Kriegsernte, ausreichen wird.

Dieser erste organisatorische Erfolg war, an sich selbst betrachtet, groß und der Anerkennung wert. Sieht man aber auf die Wirkungen, die über ihn hinaus reichen, dann muß er als der Stamm und Kern von manchem Unheil erscheinen, das in der Folge eingetreten ist. Und je mehr in der späteren Zeit auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Versorgung, sei es mit Stoffen, mit Nahrungsmitteln, mit Fertigerzeugnissen, organisiert wurde, und je mehr Organisation sich an Organisation reihte, immer im Hinblick darauf, wie gut es doch bei der Brotversorgung gegangen sei: desto deutlicher wurde den Einsichtigen offenbar, daß es mit der Organisation allein denn doch keineswegs getan ist. Und während das Publikum noch immer in Ueberschätzung, in Verehrung und Anbetung dieses neuen Götterbildes verharrte, nach Organisation, öffentlichen Herrichtungen, staatlicher Aufsicht, Bewirtschaftung, Verwaltung auf allen möglichen Gebieten rief und alle Lücken in unsrer Versorgung, die Teuerung, jede Uebervorteilung, spekulatives Gebahren, durch ein kräftiges Organisieren beseitigt sehen wollte, gab es an den Stellen, die einen Ueberblick hatten, bereits starke und wachsende Bedenken, und die Ueberzeugung wurde von Tag zu Tag eindringlicher, daß man, ging man den bisherigen Weg weiter, von der Ohnmacht erwartete, sie solle eine Kraftquelle sein; daß man ein Gerüst gebaut hatte, aber daß das Haus darunter fehlte; daß man das Skelett hatte, aber kein Fleisch.

Heut beginnt es in weiteren Kreisen hell zu werden. Heut weiß man, daß es unnütz ist, die Einfuhr zu verstaatlichen, die Verteilung zu beauf=

sichtigen und zu leiten, Höchstpreise aufzuerlegen, wenn nicht zuvor dafür gesorgt wird, daß überhaupt Waren auf dem Einfuhrwege ins Land kommen, daß etwas zu verteilen da ist, daß die Höchstpreise die Gegenstände, auf denen sie liegen, nicht vom Markte vertreiben. Heut sieht man, daß man in eine Anhimmlung der Hölle verfallen war, und daß man den Kern darüber vergessen hat.

Steht diese Erkenntnis erst überall fest, so steht auch die Richtung fest, die in Zukunft innezuhalten sein wird. Die Frage, wie die gerechte Verteilung und ununterbrochene Zuleitung von Wirtschaftsgütern vorzunehmen ist, kann vernünftigerweise erst beantwortet werden, wenn bekannt ist, was zu verteilen und zuzuleiten da ist. Natürlich darf nicht jeder Bundesstaat, jede Provinz, jeder Kreis, ja jede Stadt sich für wirtschaftlich autonom erklären und die Grenzen gegen die Leute draußen sperren. Ergibt es sich, daß die Verteilung der Güter in naher oder in absehbarer Zeit zur Erschöpfung der Vorräte führen würde, so muß die vorhandene Menge rechtzeitig gestreckt, die Portionen müssen gekürzt werden, oder die Verteilung muß, wenn Güter in Frage kommen, die im Lande erzeugt werden, zeitweise ganz eingestellt werden, um eine Kräftigung des Bestandes herbeizuführen. Denn nicht die Organisation schafft Werte (sie kann sie nur stützen); sondern die Arbeit. Eigentlich eine alte Wahrheit; zu der man in diesem Kriege erstaunlichermaßen auf manchen Gebieten erst auf allerhand schmerzlichen Umwegen gelangt ist. Jetzt ist man aber, wie zu hoffen sein darf, endlich da, und selbst Herr von Batocki weiß, daß die schönste Lebensmitteldiktatur nichts nützt, wenn die Lebensmittel nicht ans Licht gebracht werden.

Antworten

E. R. Da Sie vorher doch keine Ruhe geben, und da es sich ja nur gehört, sei auch Annen Schramm ein Lorbeerzweig aufs Grab gelegt. Die gute alte, uralte Schramm! Sie war von jenen Bühnenkünstlern, deren Wirkung mit Einem Begriff zu erklären wäre, wenn dieser Begriff an sich nicht unerklärlich wäre. Sie hatte, was nicht zu erwerben, nicht zu lernen, nicht auszubilden ist, was man von Hause aus haben muß — Gott, sie hatte eben: vis comica. Es ist die Eigenschaft, der Leute wie Lieban, Thielscher, Siegfried Berisch ihren Erfolg verdanken. Andre Eigenschaften, feinere, seltsamere, faßbarere, mögen hinzukommen: diese primitive entscheidet. Sie stecken die Nase durch die Tür, und man schreit. Sie schicken der Nase einen behandschuhten Zeigefinger von widernatürlicher Länge voraus, und man schreit. Tausende könnten desgleichen tun, und man rührte sich nicht: bei ihnen schreit man. Was ist es? Vis comica. Die hatte unsre Schramm im höchsten Grade und von wohltuender altmodischer Art. Sie wußte nichts von einem neuen Pharao, von Karikatur und Groteske, von einer Komik der Linie und Maske und Wandelbarkeit, von den Künsten der Wangel und Grüning: sie war und blieb sie selbst, in jeder Rolle, unter allen Umständen — und man schrie. Diese kugelförmige Gestalt, die sich da heranschob, im altfränkischen Gewand der schändlich-kupplerischen Martha Schwerdtlein oder im Staatskleid einer Geheimrätin von Hugo Lubliner; dies hundertfach gefältelte und zerrunzelte Gesicht mit den letzten Spuren von Grübchen und schelmischen Mundwinkeln und den lustig zwinkernden Aeuglein; diese kategorisch verfügende kleine Hand: dieser Kehllaut im kurzen Hals; dieser Tonfall halb von Foppluft, halb von echtem Gefühl, wenn sie als Hökerin

Hanne, mit schiefem Kopf die Achseln zuckend, den geflügelten Satz herausstieß: „Wer kann for de Liebe!?" — man schrie, aber man hatte immer die Freude an einem Menschen, der Menschen in seinem Ebenbilde schuf. Die Komische Alte ohne Versteinerung des Fachs. Ein böhmischer Bratapfel von der solidesten Sorte. Eine mollig-gemüthlich-drollige Baucis, die ganz zur Berlinerin geworden. Ein Wohltäter der Menschheit, auch sie. Sie sei bedankt, bedankt und abermals bedankt.

Hans Wyneken in Königsberg. Und nachdem Sie von Redaktionsurlaub und Garnisondienst und den heranwachsenden Kindern und dem ostpreußischen Juni-Wetter und noch von vielerlei mehr gesprochen haben, erzählen Sie nebenbei: „Neulich sah ich eine Aufführung des ‚König Lear': anständige Provinz mit aparten Dekorationsabsichten. Da der Darsteller des Lear eine recht interessante, gut ausgearbeitete Studie bot, im übrigen aber keineswegs jeder Zoll ein König war, sondern mehr wie ein kostümierter sehr aufgeregter bürgerlicher Vater wirkte, legte ich mir die Frage vor, ob Lear überhaupt von Haus aus ein besonderer Mensch sei. Ein Genie gewiß nicht. Er sagt allerdings im Wahnsinn sehr gescheite Sachen — Vernunft in Tollheit —; indessen scheint mir, daß hier keineswegs die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn überschritten, vielmehr eine Höchststeigerung aller (nur zufällig irregeleiteten) intellektuellen Kräfte durch das Medium des Gefühls erzielt ist. Man braucht sich den König (und ähnlich liegt der Fall Timon) nur als einen sehr nervösen durch Lobhudelei verwöhnten, aber sonst gutherzigen, vielleicht sogar etwas vertrottelten alten Herren (Serenissimus) vorzustellen, der einen ‚Vogel' hat: krankhaftes Mißtrauen in Bezug auf Dankbarkeit. (Die Hoheit, die Kent ihm anspricht, kann Liebedienerei hineingesehen haben.) Da er sich in diesem Punkt enttäuscht glaubt (vielleicht nicht einmal mit so großem Recht), kristallisieren sich selbsttätig, unwillkürlich alle seine geistigen Potenzen um diesen einen Punkt, und es braucht nur der zufälligen Entzündung an einem andern (scheinbar) irregeleiteten Intellekt — dem gespielten Wahnsinn des verbannten Bastards —, um die Feder des königlichen Denkapparats überschnappen zu lassen. Und auf diesem Gedankengang kam ich zu der, zu einer psychologischen Erklärung des Falles Strindberg. Auch Strindberg ist im Grunde ursprünglich kein Genie. Wenigstens kein ‚dichterisches' im landläufigen Sinne. (Er selbst erzählt einmal, er habe in jungen Jahren keinen ‚Nero' zustande gebracht.) Die Not der — aus angeborenem Verfolgungswahn und unter dem lebenslänglich nachwirkenden seelischen Einfluß herbster Kindheitseindrücke tausendfach schwer empfundenen — Erdenqual gab ihm eine ungeheure Kraft, zu sagen, was er leidet. Also gleichfalls äußerste Gefühlsverdichtung als Aufpeitscherin, Sammlerin aller geistigen Energien. Wechsel der geistigen Aggregatzustände mit intellektuellem Niederschlag. Daher kommt es, daß seine ‚literarischen' Aeußerungen nichts weniger als Literatur sind. Daß fast alle menschlich aufs tiefste packen, aber viele, trotz allmählich errungener, wörtlich: ‚errungener' Technik, künstlerisch unvollkommen, unbefriedigend, mitunter — ich kann mir nicht helfen — gradezu dilettantisch wirken. Eine ‚Kritik' läßt sich über seine Werke ebensowenig fällen, wie man einen Irren seiner Reden und Handlungen wegen zur Rechenschaft ziehen kann. Es bleibt nur ein ehrfürchtiges Schaudern vor den vulkanischen Ausbrüchen eines in, nun ja: genialer Einseitigkeit und Einsaitigkeit steil aufwärts rasenden, beständig zum Zerspringen geladenen Temperaments — jenes Schaudern, das der Menschheit bestes Teil, jedenfalls gegenüber krittelnder Vernünftelei und sachlich-trockener Analyse (die bei dem Seelenkubisten Ibsen noch am ehesten angebracht

sein mag) das bessere Teil ist. Wenn je, hat hier das Wort vom Geist, der sich den Körper baut, Bestätigung gefunden. Aehnlich liegt der Fall Beethoven — allerdings nur des letzten Beethoven. In den letzten Quartetten und Sonaten vollzieht sich der gleich geheimnisvolle Transformationsprozeß zwischen den Kräften des Gemüts und des Intellekts: Gefühl ist alles (die immer wiederkehrenden Vorschriften: ‚con sentimento, ‚con intimissimo sentimento, weisen schon darauf hin), die nackte Erfindung verhältnismäßig arm. Nur daß Beethovens dumpfer Ausdruckswille positivere Ziele verfolgte (und zum Teil erreichte) als Strindbergs grandios monomaner, bewußter Pessimismus (der auch in der schwächlichen Frömmelei des Endes keine restlos harmonische Erlösung fand). Man könnte statt Transformation (Umwertung trifft die Sache nicht genau) auch Transsubstantiation sagen. Wenigstens scheint mir ein Vergleich mit der katholischen Lehre von der Abendmahlsverwandlung (die äußere Form und reale Erscheinung als Symbol des ideellen Gehalts) nicht von der Hand zu weisen. Oder mit gewissen Reptilen, bei denen sich die Entwicklung der Sehorgane aus lichtempfindlichen Stellen infolge ständiger Lichteinwirkung nachweisen und verfolgen läßt. Oder mit der Melodie, die aus dem Charakter eines Instruments heraus geboren wird. Schließlich möchte ich noch Gerhart Hauptmann in diesen Gedankenkreis ziehen. Sein Fall liegt zwar im allgemeinen wesentlich anders, ist schwieriger zu entwirren, weil sich in Hauptmanns Genie-Aeußerungen rein künstlerische, dichterische Züge mit intellektuellen Eigenschaften ‚geknetet innig wie ein Teig zusammen' offenbaren. Aber das tertium comparationis liegt auf der Hand, es heißt: ‚Durch Mitleid wissend'. Daß alle diese Fälle mit diesen Feststellungen bei weitem nicht erschöpft, nur von einer bestimmten Seite intensiv beleuchtet sind, versteht sich am Rande." Ich wünschte, daß alle berliner Kritiker in ihren Kritiken sich so ernste Gedanken machten wie Sie Provinzkritiker in Ihren Privatbriefen.

Fritz R. Das wußten Sie noch nicht? Im Interesse der öffentlichen Sicherheit hat, auf Grund des Gesetzes von 1851 über den Belagerungszustand, das Stellvertretende Generalkommando des Ersten Bayrischen Armeecorps dem Planeten Venus die Führung seines Namens und jedes Erscheinen am Himmel, soweit er sich über den Corpsbezirk spannt, untersagt.

Junger Dichter. Das mir? Pfui! Sie sind ein böser Mensch und werden es noch bitter bereuen. Bilden Sie sich ja nicht ein, daß Sie einmal in die Tschullesebücher kommen. Sie, nicht, Herr! Sie nicht! Nie wird es Ihnen so ergehen wie diesen hier: „Ein großer Posten Klassiker. Gelegenheitskauf zu besonders billigen Preisen. Großer klarer Druck. Elegante Ganzleinenbände. Goethe zehn Bände, Schiller sieben Bände, Chamisso zwei Bände; Restauflage. Jeder Band jetzt achtundsechzig Pfennige."

Freiabonnenten. Wieder einmal muß geschieden sein. Vor ein paar Jahren habe ich Euch schon gestrichen. Aber seitdem ist ein neues Geschlecht von Euch zu achtunggebietender Stärke herangewachsen, gegen das ich je länger, je machtloser gewesen wäre, wenn mir nicht schließlich der Bundesrat Hülfe gebracht hätte. Er veröffentlicht im Reichsgesetzblatt eine Verordnung über Druckpapier, deren achter Paragraph die Lieferung von Freiexemplaren verbietet. Die erste Kriegsverordnung, die mein Herz erfreut. „Zuwiderhandlungen gegen die Verordnung sind mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bedacht." Das werdet Ihr nicht wollen. So lebt denn wohl! Verzichtet oder abonniert. Euch sei ein Trost, daß das Register für den zweiten Halbjahrsband von 1915, um das Ihr bänglicher gewimmert habt als alle richtigen Abonnenten, jetzt endlich auch erschienen ist, und daß Euch dieses keinen Pfennig kostet; wogegen für die Einbanddecke noch immer eine Reichsmark zu entrichten ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 48.

Die Diktatur der Einsicht / von Germanicus

Wir müssen unsrer aller Willen in einen einzigen Hammer zusammenschmieden und diesen Hammer in die Hände eines Mannes legen, zu dessen Intelligenz, Charakter und guten Willen wir das nötige Zutrauen haben, damit er aufschlagen kann mit diesem Hammer! Nur durch die Diktatur der Einsicht, nicht durch die Krankheit des individuellen Meinens und Nörgelns sind die großen, gewaltigen Uebergangsarbeiten der Gesellschaft zu bewerkstelligen." Dieses sind Worte von Lassalle; sie fordern die Disziplin der politischen Masse, sie verlangen von Dem, der Führer sein will, Einsicht, umfassendes Verstehen, Weitblick. Niemand ist unberufener zum Diktator als der Wirrkopf, niemand weniger geeignet als der Monomane. An Kapp und an Liebknecht ist solche politische Weisheit wieder einmal deutlich geworden. Beide (und mit solcher Feststellung seien die Akten über das Herostratenpar geschlossen) sind gleichen Geschlechtes: sie sind beide unpolitische Menschen, Leute, die ihre Kräfte und deren Wirksamkeit nicht richtig einzuschätzen vermögen, die darum nicht führen können, sondern als Verführer fallen, die wohl die Geste des Diktators nachzuahmen wissen, denen aber das, was den Befehlenden das Lebensrecht bestimmt, mangelt: die Einsicht in die Wirklichkeit und der Ausblick auf das Notwendige. Politik ist keine Angelegenheit für Phantasten und kein Metier für Fanatiker. Die Politik ist die Kunst der Diagonale, vor allem aber eine Kunst und keine Virtuosität oder gar eine Art von Athletik. Wie den wahrhaft produktiven Architekten, so kennzeichnet auch den schöpferischen Politiker die Gabe, der Instinkt: den richtigen Maßstab zu finden. Der Politiker muß mit zehn Kugeln spielen können: der Fanatiker aber ist vielleicht der allein anständige Mensch.

Kapp und Liebknecht mußten beseitigt werden, weil sie nicht die Macht hatten, das zu verwirklichen, was sie als absolut erforderlich predigten. Die politische Aktion ist ein Messen von Kräften; wer abtreten muß, war von vorn herein im Irrtum. Das Wunder der Auferstehung geschieht nur an Solchen, die der Zeit die Erfüllung brachten. Nichts aber ist unfruchtbarer als der unentwegte Freisinn, der jede Meinung gelten

lassen möchte und vor der Tat, die von der Einsicht gefordert wird, zurückschreckt. Erst durch die Entschlossenheit wird die Einsicht fruchtbar. Es war eine Handlung, daß man der Nachgeburt des Schöppenmeisters Rhode den Weg verlegte. Es war darum völlig unproduktiv, daß die Vossin mit tantenhafter Andacht die Freiheit des Amtes gegen die Notwendigkeit verteidigen zu müssen glaubte. Durchaus mit Recht aber ist an die Behandung erinnert worden, die Bismarck den Deklaranten zu Teil werden ließ; unter dem Regiment des Mannes, dessen Prophet Herr Kapp zu sein vorgibt, wäre ihm das Instrument der Schutzhaft nicht unbekannt geblieben.

Man wird sich sehr hüten müssen, die zerstörenden Unternehmungen, die von den ultrapreußischen Klubs gegen die Politik des Kanzlers vorgetrieben werden, für ungefährlich zu halten. Wenn auch der Vorschlag, Herrn Kapp „das Steuer des Staatsschiffes in die Hand zu geben", nicht täglich und laut geäußert wird, so mangelt es doch nicht an grellen und schließlich auch bedeutsamen Stimmen, die eine Beseitigung der jetzigen Reichsleitung fordern. Das Wort des Herrn Exdirekteurs, „daß ein Kanzlerwechsel auf den Feind keineswegs den Eindruck der Schwäche machen würde", hat mißklingendes Echo gefunden, und auch sonst fehlt es nicht an rebellischen Stößen und tückischen Fußtritten. Die Pommersche Tagespost schrieb: „Es mag Direktor Kapp nicht leicht gefallen sein, in dieser ernsten Stunde, die wir gegenwärtig durchleben, gegen den obersten Beamten des Reiches Stellung zu nehmen. Das tun Männer wie Kapp nur, wenn sie fühlen, daß Gefahr im Verzuge ist, daß das Staatsschiff einen Kurs eingeschlagen, durch den es die freie Fahrt verlieren muß. Um sich Gehör zu verschaffen und als ehrlicher Mann aufzutreten, blieb daher Direktor Kapp infolge der scharfen Zensurbestimmungen nur der Weg offen, dies durch eine Broschüre zu tun, die er mit seinem Namen und seiner Person deckte. Wer die Verhandlungen des Reichskanzlers mit den Vereinigten Staaten aufmerksam verfolgte, nicht mit den Praktiken der demokratischen und sozialdemokratischen Blätter, sondern vom Standpunkt nationaler Würde und heißer Vaterlandsliebe, der wird kaum behaupten können, daß Direktor Kapp die Unwahrheit gesagt hat." Noch deutlicher wurde ein Rundschreiben, das in einigen konservativen Blättern zum Abdruck gekommen ist: „Alle Nationalgesinnten, neun Zehntel der landsässigen Bevölkerung, der Führer und akademisch Gebildeten auch in der Reichspartei, im Zentrum und in der Fortschrittlichen Volkspartei, dazu alles,

was völkisch und in Volksfragen elementar deutsch empfindet im Bauerntum, im Handwerk, im Kleinhandel, denkt politisch so, daß alle die hier Genannten sachlich kaum abweichen von den Meinungen des Herrn Kapp." Es ist nicht zu bestreiten, daß solche Radaureden, selbst wenn man ihre überschüssige Großmäuligkeit abstreicht, eine wirkliche revolutionäre Gefahr darstellen. Eine Minierarbeit, die zum mindesten stellenweise Einbruchsgefahr bedeuten kann. Wobei noch nicht einmal an die versteckten Anpöbelungen gewisser „staatserhaltender Papiere" gedacht zu werden braucht, so etwa an die zarten Anspielungen, die der Duellforderung des Herrn Kapp den gehörigen Nachdruck verleihen sollten. Zum Exempel: die Deutsche Tageszeitung, die sich dieses leistete: „Wer der persönlichen Ehre eines andern zu nahe tritt, kann sich doch nicht einfach durch den Hinweis auf seine amtliche Stellung der Verpflichtung überhoben fühlen, in irgend einer Weise einen Ausgleich dafür zu geben. . . . Das hochgespannte Ehrempfinden, das ein unerläßliches Attribut der guten Gesellschaft in Deutschland ist, gibt jedenfalls Herrn Kapp nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu dem Versuch, die ihm widerfahrene Ehrverletzung abzuwehren." Die Maßlosigkeit solcher Rebellentaktik ruft nach der Diktatur der Einsicht.

In einer leidlichen Charakteristik Liebknechts, die in der Täglichen Rundschau zu lesen war, heißt es: „Er hatte bei Hervé gelesen, daß es der deutschen Sozialdemokratie an einem entschlossenen Mann fehle. Das war etwas für ihn; das mußte den ersehnten großen Erfolg bringen. Er wollte der Mann sein! Der Gedanke berauschte ihn! Sein Kopf rauchte mehr als je. Den Juristen ließ er hinter sich. Er vergaß, daß er sich auf der Straße nicht so benehmen dürfe wie im sichren Hort der Sitzungssäle am Königsplatz oder in der Prinz-Albrechtstraße." Diese Sätze lassen sich mit Leichtigkeit auf die Person des Herrn Kapp anwenden; auch er hat den Juristen hinter sich zurückgelassen, sogar den Beamten und hat vergessen, daß man sich auf der Straße nicht so benehmen kann wie in der ‚Ostpreußischen Gesellschaft von 1914'.

Zu diesem Krieg

Bernard Shaw

Ich habe seit fünfunddreißig Jahren kein Fleisch gegessen. Die Resultate liegen dem Publikum vor.

Frauenprobleme / von Lisa Honroth-Loewe

Unsre Zeit, erfüllt von dem gewaltigen und gewaltsamen Geschehen des Krieges, sieht sich vor eine solche Fülle von menschlichen Problemen gestellt, daß nur die tätige Anteilnahme der Gesamtheit an ihre Lösung herangehen kann. Ebenso, wie das Individuum sich von sich selbst losgelöst und ans Allgemeine gegeben hat, werden fast alle Forderungen des Tages zu außerindividuellen. Nicht nur die durch den Krieg bedingte greifbare Veränderung im Leben des Einzelnen wird zur Angelegenheit der Allgemeinheit (Verwundeten-, Hinterbliebenen-, Kinder-Fürsorge, Arbeitsbeschaffung und all das). Nein: auch die seelischen Leiden des Individuums verlieren die Tragik eines bittern Einzelschicksals, werden irgendwie gelindert und getragen durch die Erkenntnis des allgemeinen Geschicks.

So scheinen die Forderungen und Probleme der eigenen Seele von innen nach außen gelenkt und verstummt. Verstummen aber bedeutet nicht auch: ausgelöscht sein. So, wie vor dem Kriege die Beziehungen der Individuen zu einander viel mehr von innern Vorgängen bestimmt waren, so wird es nachher wieder sein. Das Schicksal der Menschen geht ja so unendlich viel mehr von innen nach außen als umgekehrt. Der Unterschied besteht nur darin, daß man die äußern Verwandlungen und Tragödien des Lebens (Krankheit, Verarmung, Tod) deutlich sieht, während die seelischen Tragödien erst dann sichtbar zu werden pflegen, wenn sie sich zu äußerm Geschehen verdichtet haben. Sonst bleiben sie dem Unbeteiligten verborgen — aber das beweist nichts gegen ihre Wichtigkeit.

Je feiner und empfindlicher Beziehungen zwischen Mensch und Mensch sind, umso stärker reagieren sie auf innerliche Veränderungen. Und welche Beziehungen zwischen Menschen sind subtiler als Liebe und Ehe? So sind auch die seelischen Schwankungen und Veränderungen, die der Krieg im Leben des Einzelnen schafft, Probleme der Liebe und Ehe. Ich sagte, daß die Schicksale der Menschen im gewöhnlichen Leben viel mehr von innen nach außen gehen. Demzufolge spreche ich hier nicht von jenen Ehen, die durch den Tod des Mannes vernichtet werden. Denn hier greift das Schicksal von außen her ins Herz des Menschen; und Aeußeres wird Ursache.

Ich meine Ehen, in denen der Krieg keine allgemein sichtbare Veränderung geschaffen; Ehen, auf denen weder Verarmung, Krankheit, Tod lastet, sondern nur eine Trennung, die mit dem Kriege endet. Oberflächliche Betrachtung wird hier

kein Problem entdecken: „Die Trennung, so schwer sie auch empfunden werden mag, geht vorüber. Und hernach ist alles gut und schön wie zuvor.“ Eine solche Betrachtung offenbart natürlich eine ganz äußerliche, mechanische Auffassung von Liebe und Ehe. Nie sind Beziehungen zwischen Menschen — und am wenigsten Beziehungen der Liebe — etwas wie eine Maschinerie, die man beliebig aus- und wieder einschalten kann. Dies gilt höchstens für eine ganz unentwickelte, primitive Form der Gemeinschaft, von der man absehen kann.

Wer aber Liebe und Ehe als die Macht anerkennt, die wie keine andre die Beziehungen von Mensch zu Mensch vertieft und differenziert, wird die tiefe Unsicherheit ermessen, mit der grade die seelisch feinsten Frauen dem Zusammenleben nach dem Kriege entgegensehen. Je besser eine Ehe, das heißt: je tiefer in der Seele des Einen die Seele des Andern wurzelt, je voller der Zusammenklang des gemeinsamen Lebens, umso stärker zerreißt eine Trennung diese Harmonie. Es ist ja nicht die Tatsache der Trennung — es ist vielmehr das damit verbundene getrennte Erleben. Die annähernde Einheit der Seelen — und wer wagte Geringeres zu träumen, als er der Liebe begegnete! — ist so das Produkt täglicher, dem Andern unsichtbarer Arbeit an sich selbst, so das Produkt stetiger liebevoller Beobachtung des Andern, daß die Trennung das feine Gespinst der hin und her gehenden psychischen Bindungen irgendwie schädigen muß.

Durch die äußern Forderungen des Krieges ist das Leben des Mannes plötzlich der Frau entrückt und ihr kaum mittelbar zugänglich. Er lebt wie damals, ehe ihre Wege sich begegneten, allein. Die briefliche Mitteilung ist ein knappes und gefährliches Surrogat, meist unbewußt das Empfinden fälschend.

Aber nicht nur das Leben des Mannes entgleitet der Frau. Auch sie entgleitet ihm. Und das ist ihr umso schmerzhafter, als es ihr bewußter wird denn ihm. Der Mann, einfacher und bedenkenloser in der Liebe, dazu von ihr fortgelenkt durch das gewaltige Erleben draußen, empfindet nicht mehr ihre täglichen, unwägbaren Schwankungen; liegt doch überhaupt seiner Natur jene Analyse der Liebe, jene aufflackernde Unsicherheit, jenes schattenhafte Mißtrauen ferner, das die Frau in den Stunden der Selbstbesinnung leicht empfindet. Es ist doch so, daß nur die täglich sich erneuernde bejahende Liebe, nur die Liebe, die die Sinnlichkeit immer tiefer zu beseelen vermag, über den Abgrund hinwegträgt, an dessen Rande die Geschlechter getrennt gebannt stehen. Und je mehr

die gemeinsame tägliche Kraft zur Beseelung der Liebe den Abgrund verdeckte, umso mehr erschrickt die Frauenseele, nun sie, auf sich selbst zurückgeworfen, aus der Zweisamkeit in die Einsamkeit geführt, den Abgrund zwischen Geschlecht und Geschlecht sieht. Denn es ist gewiß, daß die Trennung mit der körperlichen auch die geistige Distanz schafft. Vielleicht sieht sich die Frau zum ersten Mal, unbeeinflußt durch die erotische und seelische Nähe des Geliebten, ihrer Liebe gegenübergestellt. Und wehe ihr und ihm, wenn diese Liebe, mit der verzehrenden Eindringlichkeit Dessen geprüft, der sein Ideal bestätigt sehen will, wenn diese Liebe nicht im Kern die strahlende Flamme birgt, an die sie geglaubt. Denn sie hat dieser strahlenden Flamme alles gegeben, die Kühle und Reinheit, die Träume und die Glut ihrer Mädchenseele. Wehe, wenn sie sich nun mit leerem oder enttäuschtem Herzen in dieser Einsamkeit wiederfindet, die ihr grade ihre Reife, ihre Vollendung durch die Liebe beweisen sollte.

Mit unabwendbarer Frage, die aus tiefster Sehnsucht geboren, steht die Frau vor sich und dem Geliebten, wie damals, ehe sie sich an die Liebe gab. Und der Mann, der all die unwägbaren Regungen ihrer Seele durch sein unbewußteres und dadurch kräftigeres Wesen auf das natürliche Ausmaß zurückführen könnte, ist fern. Indes die Frau, vom Elementaren getrennt, immer mehr in die Analyse ihres individuellen Lebens hineingeht, ist der Mann grade von seiner Individualität fortgelenkt und notwendigerweise von Problemen seelischer Art entfernter denn je.

Kommt dann plötzlich ein Wiedersehen, so ist die seelische Disposition, in der sich beide seit der Trennung befinden, keineswegs die gleiche. Die erotische Spannung wird zunächst so stark sein, daß ihre Aufhebung scheinbar auch die seelische Entfremdung überbrücken kann. Aber nie läßt sich eine seelische Trennung durch erotisches Zu-einander-Neigen aufheben. Im Gegenteil. Ist der Rausch verflogen, so setzt die Skepsis umso schmerzlicher ein. Und, wie im Beginn der Ehe, so droht hier noch einmal die Gefahr, von der Nietzsche einmal spricht: „daß das Wachstum der Sinne das Wachstum der Seelen überholt".

Ueberdies empfindet der Mann nach seinem schweren und gefahrvollen Leben draußen im allgemeinen eine Sehnsucht nach Einfachheit, seelischer Leichtigkeit, Gradlinigkeit der Tage. Und die liebende Frau wird sich selbst und ihre Fragen verstummen machen, um zu sein, wie er will. Der Mann, der vom körperlichen leicht auf den dauernd seelischen Besitz

schließt, der die Zärtlichkeit der Frau so oft mit Leidenschaft, ihre Demut in der Liebe mit Demut vor seiner Person verwechselt, geht dann wohl fort mit der sichern Empfindung, daß alles beim Alten ist. Während doch nichts in der Beziehung zwischen Menschen beim Alten bleibt, sondern die Natur auch hier ein ewiges Umformen wirkt. So werden nach dem Ende der Trennung die bestehenden Beziehungen in Liebe und Ehe zum Teil ganz neu wieder aufgebaut werden müssen. Und mancherlei Hemmungen werden retardierend wirken. Die Männer werden nach dem Kriege in ungeheuer gesteigerte Arbeitsverpflichtungen hineinkommen, die sie noch mehr als vor dem Krieg vom persönlichen Leben abziehen werden. Die Frauen aber werden erneut die Mutterschaft haben und haben wollen. Es ist ganz evident, wie stark überall die Sehnsucht ist, nach dieser Zeit des Mordes und der Vernichtung sich die Allmacht des Lebens zu beweisen, indem man neues Leben schafft.

Aber dieses gute und starke Verlangen hindert zunächst wieder in gewisser Weise das seelische Zueinander-Streben von Mann und Frau. Denn die Frau wird in dieser Zeit grade vom Bewußten zum Unbewußten, von der psychischen Freiheit zur physischen Gebundenheit gelenkt. So kann sie dann nur auf die seelische Einfühlung, die verstärkte Behutsamkeit des Mannes vertrauen, um ohne Schädigungen jene seelische Verbindung mit ihm neu zu gewinnen, welche das Ziel aller Liebenden ist; und welche diese Trennung unterminierte. Es kann nicht geleugnet werden, daß viele Ehen durch das Schicksal dieses Krieges, durch die Trennung und Sorge um den Andern sich vertieft und geläutert haben, daß matt gewordene Gefühle Schwung und Enthusiasmus neu gewannen. Aber dies sind eben die Beziehungen, welchen die letzte Vollendung und Reife fehlte. Wo die Vollendung der Liebe erreicht wurde, bedurfte es dieser Probe nicht, schaffte diese Zeit nur Hemmungen und Leiden. Aber jede Lebenshemmung kann der Wille in eine endliche Lebenssteigerung umschmelzen und jedes Leid in der Liebe irgendwie fruchtbar machen für die Liebe. Gustaf af Geijerstam, der die seelischen Verwandlungen der Liebe kennt, wie kaum ein Andrer, sagt es einmal: „Die Liebe steht niemals still. Sie muß mit den Jahren entweder zu- oder abnehmen. Und nicht nur im letzten Fall kann sie Leiden verursachen. Der gewaltigste Eros ist der, der die meisten Leiden schafft, weil er immer stärker wird."

Manchem seelischen ‚Realpolitiker' mag es scheinen, als seien diese ‚Frauenprobleme' unwichtig gegenüber den allge-

meinen Problemen, die der Krieg auftürmt. Es gibt aber im Grunde keine allgemeinere Angelegenheit als die Kultur der Ehe. Denn von ihrem Wert oder Unwert, ihrem Reichtum oder ihrer Armut hängt nicht nur das Glück der Gegenwärtigen ab, sondern auch das Leben der Kinder, die unsre Zukunft sind.

Wer an die Entwicklung von Liebe und Ehe zu einem entscheidenden Faktor im Leben des Menschengeschlechts glaubt, kann hier nicht achtlos vorübergehen. Ehe an sich ist eine leere, belanglose Form, wenn die Seelen sie nicht mit ewig neuem glühenden Willen erfüllen. Und darum sind alle Fragen der Seele entscheidend.

Der Krieg als Erlöser / von Oscar Baum

Ich glaube, man könnte alle Schriften, die von diesem Krieg handeln, in zwei große Abteilungen scheiden. Ohne sich um etwas andres als um ihren Ton und Charakter zu kümmern, wird man auf den ersten Blick ziemlich zuverlässig feststellen können, welche bis zu einem gewissen Zeitpunkt, etwa im ersten Dreivierteljahr des Krieges geschrieben wurden, und welche nachher. Es ist wohl überflüssig, genau zu bestimmen, worin die Wandlung besteht. Anfangs überwog die egoistische nationale Auffassung des Problems Krieg, jetzt steigt der Wert des allgemein Menschlichen wieder und des allgemeinen Menschheitsziels, und alle Hoffnung und Freude des Siegs muß in ihm Begründung finden.

Im Leben des Einzelnen sahen die Dichter den Krieg als Erwecker aller brach liegenden Seelenkräfte, des Opfermuts und Gemeinsinns. Er hob über alle Einengung der gewohnten kleinen Gefühlchen, der Selbstsucht und Oberflächlichkeit hoch empor und bedeutete die große ethische Reinigung des Volksgeistes.

Das Büchlein eines Schweizers Hermann Kesser: ‚Unteroffizier Hartmann' (im Verlag von Rascher & Co.), das wohl in der ersten Zeit des Kriegs geschrieben worden und dennoch auch den strengern Gefühlen von heute standhält, bringt das Schicksal eines Vereinsamten, den eine Verfehlung aus seinem Lebensgang und in die leere Fremde gestoßen hat, den Heimat und Familie verfehmten und verleugneten, und der als Hoteldirektor an internationalen Sammelpunkten unter die ewig gleichen Fremden Zimmer „mit Aussicht"

verteilte, ohne Beziehungen zu Einzelnen oder zu irgendeiner Gesamtheit. Der Krieg erinnert ihn plötzlich daran, daß es ein Volk gibt, zu dem er gehört, er findet ein Land, in dem er mit Jubel begrüßt wird, weil er freiwillig, nicht ohne Gefahr, aus dem Ausland zur Fahne eilt.

Unter den Kameraden dann droben auf dem Berg bei seinem Maschinengewehr in Eis und Schnee, wo er wieder zu wichtigem Tun nötig ist und gilt und zusammenwächst mit Menschen, geachtet, befördert und ausgezeichnet wird, da wird er wieder warm und froh und — man kann wohl sagen: glücklich. Und er wünscht sich, nie wieder hinunter zu müssen unter die Menschen des Betriebs und Berufs, die ihn verachteten und vielleicht wirklich verachtenswert gemacht hatten. Er muß aber doch hinunter, und wir erfahren alles aus seinem letzten Gespräch mit der Pflegerin im Spital.

Das Innerlichste in der einfachen Erzählung ist die Zusammengehörigkeit, die der Unteroffizier Hartmann zu dem „kleinen Soldatenbuben mit der blauen Mütze" fühlt, den er im Nahkampf tötete, nachdem er von ihm die todbringende Wunde erhalten hatte. Es war beinahe, als gehöre er zu seiner Familie; er zählte ihn mit seinem toten Vater und seiner lebenden Schwester zusammen, und mit sich auch in jenen Kreis, „mit dem es hätte anders werden können". Er hätte ihn gern wieder lebendig gemacht oder hätte ihm das doch wenigstens gerne gesagt! Ich weiß nicht, ob Volk und König solche Streiter sich wünschen und vorstellen, die so ganz aus persönlicher Not und zu eigener Erlösung kämpfen. Aber sie sind wohl die Besten. Tief fühlt man die erschütternde Erkenntnis des Sterbenden von der Zusammenhanglosigkeit aller Absicht und Handlung: das grausame Gefühl, daß alles so leicht hätte anders sein können; alles.

Eine kleine Geschichte. Ein paar Stunden Phantasien eines fiebernden Soldaten. Und das ganze Leben eines Menschen mit seinen Wurzeln, seinem Mark und komplizierten Adernetz ist vor uns emporgewachsen. Kein ungewöhnlicher Mensch, kein ungewöhnliches Leben, aber eines, das unsre Zeit und ein gutes Stück der deutschen Seele mitten durchgeschnitten sehen läßt. Es ist mit aller seiner echten und falschen Sentimentalität, mit allem Herkömmlichen und Ungewöhnlichen eine erlebte blutwarme Geschichte, die nun einmal da ist und sich abgespielt hat, wirklicher vielleicht, als es im verschwimmenden Gedränge der Tatsachen möglich war oder möglich gewesen wäre.

Mozart und Wagner /

von Adolf Grabowsky

Oscar Bie spricht in der ‚Schaubühne' über unsre Liebe zu Mozart. Er zieht Vergleiche zwischen Wagner und Mozart, wirft Wagner seine maßlosen pathetischen Gebärden vor und rühmt dagegen das klare, heitere Licht in Mozarts Musik. Dabei fallen einige Worte, die das Wesen jeder Musik erklären sollen. Bie meint, die Musik hasse die Leidenschaft, die ihr Gesicht verzerre, und er sagt weiterhin, das Wesen der Musik sei Versöhnung und Erinnerung. Hieraus soll der Leser den Schluß ziehen, daß Wagner antimusikalisch ist.

Dies aber heißt: Wagner an der falschen Stelle angreifen. Wer der Musik nur das Klare und Heitere zuweist, hat genau den gleichen Horizont wie der, welcher am Griechentum nur die edle Einfalt und stille Größe sieht. Die Musik ist nicht allein apollinische Heiterkeit, sondern auch dionysisches Chaos. Oscar Bie umrahmt seine Bemerkungen mit der Erzählung eines Besuches bei Richard Strauß. Vielleicht hat Richard Strauß an diesem sonnenhellen Sommertage in Garmisch wirklich nur die Sehnsucht nach der Mozart-Heiterkeit gehabt, alles Chaotische das in ihm wühlt, war an diesem Tage vergessen. Würde er aber auf die Dauer so denken wie Bie, so striche er einen großen Teil seines eigenen Schaffens. Vielleicht fühlt er heute, daß seine ‚Salome' in ihrem weibchenhaften Orientgeglitzer ein Ueberrest ist aus der Zeit des Jugendstils und der Sezessionsbühnen: die dumpfe mykenische Wucht aber seiner ‚Elektra' wird er niemals preisgeben wollen.

Alles Größte entstammt dem Chaos und wird durchdröhnt von der chaotischen Gewalt der Urelemente. Dies, nicht eine kleinliche Heimatkunst, ist das Tellurische am Kunstwerk. Dorf-Idyllen, und mögen sie noch so viel Landluft in sich haben, sind nicht erdhaft. Was den Geruch der Scholle ausströmen soll, muß den Sinn der Erde vermitteln. Der Sinn aber der Erde ist die Ueberwindung des Chaos. Doch indem die Schöpfung das Chaos überwand, ging das Brausen des Chaos auf die Schöpfung über. Und jeder Schöpfer — dies ist der Künstler — muß immer aufs neue das Chaos in sich wüten lassen, um zur Ueberwindung des Chaos und damit zur Schöpfung zu gelangen. Das Chaos spottet der ratio, sowohl dem Verstand wie der Vernunft. Und so ist die Grundlage jedes Künstlers notwendig irrationaler Art. Im Volk nennt man dies entweder das Kindliche des Künstlers oder das Verstiegene.

Vielleicht kein Werk von Richard Strauß zeigt die Geburt aus dem Chaos so deutlich wie grade sein neuestes: die miß-

verstandene ‚Alpensinfonie‘. Man hat sich hier an die technischen Raffiniertheiten gehalten, an die Schilderung des Wasserfalls, des Sturms und des Gewitters, und hat darüber den großen Zug des Ganzen nicht beachtet. Diese ‚Alpensinfonie‘ hat drei mächtige Gefühlspunkte. Zuerst die Nacht mit ihren brauenden Nebeln, in der alles beschlossen liegt; dann mitten im Werk die Aussicht vom Gipfel in klarster Luft über unermeßliches Land; und zuletzt wieder die Nacht, in die alles versinkt. Die beiden grandiosen, von stärkster Inbrunst beseelten Motive des Gipfels, das Bergmotiv und das Sonnenmotiv, sind doch am Ende nur höchste Ausstrahlungen des Chaos. Je höher wir steigen, desto tiefer fühlen wir die Gründe in uns und in der Welt.

Dies Chaos ist gewiß auch bei Mozart, denn sonst wäre er keiner der Großen. Das bezeugen genug Stellen im ‚Requiem‘ und in der ‚C-moll-Messe‘, also in Werken seiner allerletzten Zeit. Wahrscheinlich hat Mozarts früher Tod reiche Entwicklungsmöglichkeiten verschüttet, aber schließlich war er doch Mensch des charmanten Geistes, Mensch der liebenswürdigen Aufklärung, Spätrokokomensch. So sah er im Chaos nicht das immer wieder Heraufzurufende und immer wieder Zuüberwindende, sondern mehr einen unheimlichen Anachronismus, der vielleicht hier und da fähig war, elementare Wirkungen zu erzeugen, den aber sonst der Geist mit Rosenketten zu zügeln hat. Deshalb — und dies ist das Entscheidende — schreiten auch Mozarts Menschen nicht durch das Schicksal. Schicksal und Chaos sind im Grunde durchaus dasselbe: das Chaos, das uns stets aufs neue bedroht, ist ja nichts andres als das Schicksal, das die ungezähmte Naturgewalt für uns bereit hält. Wenn nun aber das Künstlertum darin besteht, daß der Schöpfer das Chaos überwindet, daß er größer wird als sein Schicksal, so besiegen doch immer noch nicht des Künstlers Geschöpfe ihr eigentliches Menschentum, nämlich ihr Schicksalmäßiges. Ja, es ist sogar so, daß der Künstler, je höher er selbst über das Schicksal aufsteigt, umso mehr seine Geschöpfe durch Nacht und Grauen wandeln läßt. Der höchste Künstler ist der am meisten tragische.

Der Künstler aber, dem das Ringen der elenden Kreatur Beweis geworden ist für die Mächtigkeit der Elemente, sieht selbst zwar wie Gott Vater halb lachend, halb weinend dem Treiben zu — und zieht doch immer wieder den Sturm des Elementaren an seine Brust. Und am Ende seiner Tage geht es ihm wohl wie dem Centaur in der nie hoch genug zu preisenden Dichtung von Maurice de Guérin: er fühlt, daß er

nächstens gehen wird, um sich mit den Flüssen zu einen, die durch den weiten Schoß der Erde strömen. Diese letzte Einsicht in die Elemente ist das, was Goethe das Daimonion genannt hat, oder was die Romantiker das Urlicht nannten. Bei Mozart ist Licht, aber nicht das Urlicht. Das Urlicht ist bei Beethoven, wo es vor allem aus dem größten Satz der Neunten Symphonie, dem ersten, strömt. Das Urlicht ist bei Bach. In der Matthäuspassion leuchtet es mitten unter süßen Arien mit hold verschnörkelten Rokokoworten. Von den Neueren versteht man Mahler überhaupt nicht, betrachtet man nicht sein ganzes Schaffen als Suchen nach dem Urlicht. So hat er ja auch das herrliche Wunderhornlied vom Urlicht in Töne gefaßt. Unter den Dichtern aber ist es Strindberg, der sich nach dem Urlicht verzehrt.

Als Gegengewicht zu unsrer erschütternden Zeit wie als Kontrast zum dröhnenden Pathos Wagners sehen wir heute in der Musik den Drang zur weichen Lieblichkeit oder zur weichen Leidenschaft. Was uns Verdi und Bizet an Leidenschaft geben, ist ja schließlich auch nichts andres als die ins Forte oder Vivace übersetzte Schalmei. Man nimmt hier also wieder einmal den Teil für das Ganze, einen gewiß berechtigten Teil für das Ganze der Musik. Ein typisches Beispiel dieser Neigungen bietet der Kritiker Bie. Ein Mann voll Geschmack, voll Gepflegtheit. Verstandesgemäß mag er hin und wieder in die Bezirke des Ungeheuersten gelangen, gefühlsmäßig sicherlich nicht. Harmonium, nicht Orgel.

Diesen Männern war Richard Wagner eigentlich stets unheimlich, und sie haben, wo sie ihn anerkannten, ihn nur immer verstandesmäßig anerkannt. Einzig bei der strahlenden Heiterkeit der ‚Meistersinger‘ steigerte sich diese Hochachtung zur Herzlichkeit. Die ‚Meistersinger‘ aber sind nicht Wagner. Sie haben Wagners Genie, doch nicht Wagners Farbe. Es fehlt — nicht ganz, aber in hohem Maße — Wagners Pathosschwere, eine Wagner sonst fremde Beschwingtheit weht in ihnen. Sie sind der weiteste Schritt, den Wagner in die Richtung Mozart getan hat. Das rauschend Schicksalmäßige Wagners ist nicht darin.

Das rauschend Schicksalmäßige aber heißt wiederum: Fehlen der Schicksalsurgewalt. Wagner hat in seinen andern dramatischen Werken wohl mächtiges Schicksal zu bannen gesucht; aber er ist über das rauschend Schicksalmäßige nicht hinausgekommen. Wäre es ihm gelungen, so wäre er Musik, ganz und gar Musik, nur eben die andre Seite der Musik, nicht die Mozartsche. Im rationalistischen Pathos aber erstarb ihm

das Daimonion: er scheiterte, weil er allzu wenig Chaos in sich hatte. Sachse war er aus dem plattesten Jahrhundert, das wir in der Weltgeschichte kennen, dem neunzehnten.

Bestreiten nun aber die Anhänger Wagners diese Kennzeichnung, so sind wir andern zunächst machtlos. Begriffe wie Daimonion oder Urlicht haben die Eigenschaft, daß man an sie rühren, sie aber nicht bis ins Letzte definieren kann. Sie sind ihrem Wesen nach in Worten unausdrückbar. Und schon das Verlangen nach genauer Definition beweist den Rationalismus des Fordernden. „Es ist mir, als ob ich von ferne das Meer brausen hörte", schrieb Goethe von der Matthäuspassion.

Und grade das Wesen der Musik bedeutet es, daß ihre Eigentlichkeit und Einzigkeit in Worten nicht wiedergegeben werden kann. Deshalb haben diejenigen, welche die Musik im Ganzen ablehnen, da sie stets mit Worten arbeiten, auch so leichtes Spiel. Und hier sehen wir den allerengsten Zusammenhang zwischen dem Daimonion, zwischen dem Urhaft-Schicksalmäßigen und dem Musikalischen. In jeder Kunst ist das Urlicht das Letzte und Höchste, in der Musik aber ist es das Eigentliche. So schließen wir im Grunde schon ein Kompromiß, wenn wir Mozart die andre Seite der Musik nennen, weil eben bei ihm und seiner Richtung das Urlichthafte nicht in Fluten, sondern nur in Spuren anzutreffen ist. Und mehr noch: jede musikalische Gattung, die über die absolute Musik hinausgeht, ist ein Kompromiß. Jede Musik, die sich der Worte bedient oder die sich auf literarischem Programm aufbaut, ist ein Kompromiß. Das Daimonion ist reinstes Gefühl, das fern ist allen Worten und Begriffen, und deshalb ist die absolute Musik die eigentliche Musik.

Dennoch herrscht in der Musik, wie in allen Künsten, das Kompromiß. Weil sie sich den Menschen vermitteln soll, deshalb flößt man ihr Lebensnähe ein wie eine Medizin. Zur Lebensnähe aber gehört eine Annäherung an das Wort. Und man läßt nun auch Menschen handelnd auftreten, die wieder der Worte bedürfen. So entstand die Oper, die von Anfang bis zu Ende ein musikalisches Kompromiß bedeutet.

Ist sie das aber, so sei sie wenigstens irrationell, so habe sie wenigstens die schöne, wilde Unlogik, die die alte Oper auszeichnet, diese Unlogik der Geschehnisse, die doch tiefste künstlerische Logik ist. Das konnte Wagner, der ganz im Rationalen wurzelte, nicht begreifen. Das störte ihn, und so kam er aus vermeintlich logischen Gesichtspunkten zu seinem Musikdrama. Das Musikdrama ist durchaus das Kind einer Zeit, die alles Internationale, alles Regelwidrige und seltsam Blühende verwarf.

Nun gibt es ja unradikale Wagner-Anhänger, die die alte Oper grade wegen ihres wunderherrlichen Unsinns gelten lassen, und die doch daneben die besondere Stilform des Musikdramas, wie es nun einmal vorliegt, rühmen. Hier aber zeigt sich deutlich die tiefere künstlerische Logik der alten Oper. Sie erkennt instinktmäßig, daß die Musik nur an den Höhepunkten des Gefühls berechtigt ist, daß es ein künstlerischer Widersinn ist, ein Drama vom Anfang bis zum Schlusse durchzukomponieren. Auch Wagner fühlte das, und um nun sein Prinzip zu retten, wählte er Stoffe, die ihm eine ewige Folge von Höhepunkten zu sichern schienen. Um noch gewisser zu gehen, schrieb er sich die Dichtungen selber.

Wagner wäre mit seinem innersten Wollen nicht so gescheitert, wie er gescheitert ist, hätte er sich mit knappen Theaterabenden begnügt. Dann wäre es theoretisch durchaus möglich gewesen, lauter Höhepunkte aneinander zu schließen. Richard Strauß hat diese Methode befolgt. Er schrieb sich zwar seine Texte nicht selbst, doch er wählte sich Texte, die einmal wegen ihres Stoffes, dann aber auch wegen ihrer Komprimiertheit nur letzte Situationen enthalten. Die ‚Elektra' ist ein kurzes Stück, in dem sich fieberhafteste Begebenheiten aneinander drängen, und diese Begebenheiten selbst sind durch ihre grauenvolle Schicksalswucht der Urtümlichkeit tiefster Musik nahegerückt. Wagner jedoch vereitelte seine eigenen Absichten, indem er seine Stoffe zu ungeheuerlicher Länge walzte; weshalb man denn auch Wagner die größte Wohltat erweist, wenn man seine Dramen möglichst zusammenstreicht. Weit schlimmer noch verfuhren freilich die italienischen Veristen, die sich ein beliebiges realistisches Wortdrama nahmen und es nun Szene für Szene komponierten. Sie sind die Karikaturen von Wagner, wogegen man Richard Strauß die Essenz von Wagner nennen mag. ‚Salome' ist die Essenz Wagners im bösen, ‚Elektra' im guten Sinne.

Wagner kam durch seine Herkunft — durch seine Zeit und seine Abstammung — schon zum Pathos, welches das ins Aeußerliche hinabgezogene Daimonion ist. Erst recht aber mußte er durch die Länge seiner Musikdramen zum Pathos gelangen. Er wollte Höhepunkte an Höhepunkte reihen, auf natürliche Weise aber war ihm dies nicht möglich, und so mußte er sich denn unnatürlich steigern, mußte rauschend, ja, lärmend werden.

So wurde die gesamte Handlung rein äußerlich in musikalische Höhepunkte übersetzt. Um noch mehr nachzuhelfen, schraubte

er die Texte und kam so, obwohl er an sich wahrscheinlich gar kein schlechter Dichter und sicherlich ein geschickter dramatischer Techniker war, zu seinen fürchterlichen Wortgewaltsamkeiten.

Betrachtet man die Dinge von dieser Seite, so sieht man, daß Wagner die Verquickung von Wort und Ton für seine Zwecke durchaus nötig hatte. Sein schwerer Irrtum aber war, daß sie ihm als etwas absolut Notwendiges erschien, und daß er darauf nun seine ganzen theoretischen Auseinandersetzungen erbaute.

Eine Probe auf die Richtigkeit der Ansicht, wie entfernt die Musik allem Worte ist, bieten die Texte unsrer bedeutendsten Lieder. Man könnte meinen, daß die größten Gedichte auch die besten Kompositionen gefunden hätten. Das Gegenteil ist der Fall. Um nur Schubert zu nehmen, so hat er sein Eigentliches gegeben in den Vertonungen unbedeutender Gedichte seiner Freunde, während ihm nur zu viele Goethelieder mißlungen sind. Wie die Musik etwas für sich Seiendes ist, so ist es auch das große Gedicht. Es ist in allen seinen Klangschattierungen vom Dichter so genau abgewogen, daß es sich mit allen Kräften gegen eine Vertonung, die ja nur eine Verfälschung seiner feinsten Werte ist, stemmt. Das wird leider noch viel zu wenig beachtet, namentlich auch von den Dichtern selbst, die im Gegenteil sehr oft sich danach drängen, komponiert zu werden.

Das Geschlechtliche bei Wagner und Mozart bleibt noch zu erwähnen. Hier offenbart sich der Gegensatz der beiden am deutlichsten. Da Wagners Daimonion im Kleinen stecken blieb und die Urkraft so zum Pathos wurde, mußte auch seine Erotik in engen Bezirken bleiben. Ein Künstler, der das Chaos immer wieder in sich wachruft, muß auch im Geschlechtlichen zur großen Leidenschaft kommen, denn das Chaos ist nicht Fernsein der Leidenschaft, sondern grade Dasein aller ungestümen, noch in keinen Schranken gehaltenen Gefühle. Bei Wagner nun versetzte sich gleichsam die Erotik, sie strömte nicht voll aus, wurde vielmehr zur dunstig schwelenden Flamme. Daher seine Schwülheiten, die ein Bürgertum, das niemals zur starken Entflammung gelangt, grenzenlos liebt, weil sie ihm nahestehen. Wir haben ein Blatt von Beardsley: ‚Die Wagnerianer‘. Da sitzen bei ‚Tristan und Isolde‘ die Bürgersleute im Theater und starren mit brennenden Augen nach der Bühne. Die weißen Schultern der Frauen glänzen, ihre Haare lösen sich auf. Und groteske Männergestalten stieren in verrenkten Posen auf das Liebesgewoge, das sich dort oben auf

dem Podium abspielt. Im ‚Parsifal‘ dehnt sich die Schwülheit noch krasser, grade weil sie durch den religiösen Einschlag sublimiert ist. Und dies Fluidum des ‚Parsifal‘ war es — nicht etwa, wie man meist glaubt, die religiösen Vorgänge als solche — das Nietzsche empörte. So wird Wagners Erotik zum Gegenstück seines Pathos. Auch hier wieder kommt zu der natürlichen Anlage Wagners, zu seiner innerlichen Einschnürung, die ihm keine mächtige Leidenschaft gestattete, verschärfend noch sein musikdramatisches Prinzip. Indem er Höhepunkt an Höhepunkt zu drängen suchte, konnte er die Leidenschaften gar nicht auf Gipfeln halten. Sie mußten ins Erhitzte und Schwüle abgleiten.

Die romanische Opernliteratur der alten Schule hat dagegen mit gutem Takt die leidenschaftlichen Höhepunkte vereinzelt und ihnen damit ihren vollen Klang bewahrt. Das ist freilich nur, wie ich schon sagte, die weiche Leidenschaft, die dem Daimonion fernsteht. Ihr gebührtr in diesem Zusammenhang überhaupt kein Platz. Wohl aber Mozart, der oft in die Nähe der romanischen Oper gerückt wird, und der doch gar nichts mit ihr gemein hat.

Die tiefste Erkenntnis Mozarts vermittelt uns grade seine Stellung zur Erotik. Er ist wie die halkyonischen Tage, die nach dem griechischen Märchen auf die wildesten Stürme folgen. Glätten sich dann mitten im Winter plötzlich die Wogen, so ist das die Zeit, da der Winddämon Aiolos alle Winde zur Ruhe singt und der Eisvogel auf dem Meere brütet. Mozart ist der Anti-Erotiker, der Klare, Heitere, Sturmlose, der, welcher mit dem Eros spielt, weil er nicht unter ihm leidet. Dies wird besonders offenbar, wenn man den ‚Rosenkavalier‘ von Richard Strauß gegen Mozart hält. Der ‚Rosenkavalier‘ ist ein Hin zu Mozart, aber mit der geschlechtlichen Schwüle Wagners vermengt. So fehlt der Oper die göttliche Erhabenheit, die Mozarts Musik umzittert, die Erhabenheit, welche Diana hatte. Mozarts Musik gleicht dem Jagdzug der Diana, der bewegt ist, aber nicht leidenschaftlich, in dem alle Putten und Satyrn ihr Wesen treiben, aber doch nur als schwingende Begleiter der jungfräulichen Göttin.

Nur Venus in ihrer Ueppigkeit erscheint nie in diesem Zuge, und auch die Elementargötter, die aus den Einsamkeiten der Wälder daherkommen, bleiben nur auf kurze Zeit in dem festlichen Getriebe. Venus samt diesen Elementargöttern und dazu noch ein neuer, mitleidsvoller Glaube, der allen Menschen das Heil bringen will, sind bei Beethoven und Bach: über sie ist die Fülle des Daimonion gebreitet.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

I.

Das Konzert als Geschäft

In einer ausführlichen Publikation habe ich mich mit den Zusammenhängen zwischen dem Theater als Kunstinstitut und dem geschäftlichen und wirtschaftlichen Leben befaßt. Seit dieser Zeit ist der Begriff des Theaters als Geschäft zu einem Schlagwort geworden. Man hat zum ersten Mal gesehen, in welchem Maß die künstlerische Leistung des Bühnenbetriebs von ihrer geschäftlichen Grundlage abhängig ist, in wie erheblicher Weise geschäftliche Praktiken und geschäftlich veranlagte Menschen auf die Gestaltung der modernen Theaterzustände einwirken. Mehr und mehr hat man sich allgemein mit diesen Fragen beschäftigt. Das Interesse für die finanzielle Seite des Bühnenlebens ist sogar so weit gegangen, daß man nach einem besondern Theatergesetz gerufen hat, von dem man nur sagen kann, daß der Wille zu loben ist, wenn auch die Kräfte gefehlt haben. Jedenfalls hat die Beteiligung der verschiedensten Organe und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an der wirtschaftlichen Gestaltung des Theaters dazu geführt, daß man diese Fragen mit größerm Ernst angesehen und behandelt und hierdurch zur Gesundung unsres großstädtischen Theaterbetriebs erheblich beigetragen hat. Während in frühern Jahren, bevor diese Bewegung begann, die Zahl der Zusammenbrüche von Theaterunternehmungen ungewöhnlich groß war und ein verkrachter Direktor eine fast alltägliche, vielleicht sogar selbstverständliche Erscheinung wurde, besserten sich grade in Berlin, wo bis dahin die Unsolidität zu Hause war, die Verhältnisse ganz erheblich. Fähige Bühnenleiter, die ihrer Aufgabe auch wirtschaftlich gewachsen waren, traten an die Spitze aller wichtigern Theater, und der für das Theaterleben zunächst ungemein schädliche Krieg konnte diesem erfreulichen Zustand bisher nichts anhaben. Ja, soweit man die Lage überblickt, ist auch die Zukunft des deutschen Theaterlebens nicht gefährdet. Die Direktoren haben gute Einnahmen, die Schauspieler bekommen mehr und mehr volle Gagen, und der Spielplan hat die bösen Auswüchse der ersten Monate glücklich überwunden.

Während man jetzt wiederum dem Theater als künstlerischer Anstalt erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden kann, darf man sich wohl einmal mit den wirtschaftlichen Fragen der andern Unternehmungen beschäftigen, die dem Vergnügen der

Einwohner dienen sollen. In vier wesentliche Teile gliedern sich die Unternehmungen, welche diese Aufgabe erfüllen oder erfüllen sollen, soweit es sich um öffentliche Vorführungen handelt. Diese Teile sind: das Theater mit allen seinen zahlreichen Unterteilen; das Konzert; das Varieté; das Kino. Erst wenn alle vier Teile ausführlich behandelt sind, ist die wirtschaftliche Grundlage für das ganze Vergnügungsgeschäft gelegt. Die Schaffung einer solchen Grundlage ist aber deshalb nötig, weil die vier Teile mehr und mehr in Beziehung zu einander getreten sind, und weil die Arten in einander übergehen, wie die Klassen von Haeckels Schöpfungsgeschichte. Im Varieté sieht man Bühnenkünstler und hört Sänger. Der berliner Wintergarten, zum Beispiel, führt eine richtige Operette auf. In der Provinz ist der Einakter und der sogenannte Sketch eine beliebte Nummer, die die Zeit füllt und nicht viel kostet. In manchem Theater gibt es wohl schon Einlagen, die mit dem Varieté zu tun haben. Otto Reutter und die Brüder Wolff aus Hamburg traten in einer Revue des Metropol-Theaters auf. In den Kinos aber werden jetzt mehr und mehr auch Varieté-Teile und -Nummern eingefügt, um die trostlose Oede dieser Vorführungen erträglich zu machen. Am reinsten haben sich noch die Konzerte gehalten. Man läßt wohl ab und zu einen bekannten Schauspieler auch in einem Konzert ein paar Gedichte vortragen, aber im allgemeinen wird eben im Konzertsaal Musik gemacht.

Wenn wir uns nun zunächst mit dem Konzertgeschäft befassen wollen, so muß die Aufgabe sofort begrenzt werden. Es handelt sich für uns lediglich um größere und anspruchsvolle Unternehmungen, die auf künstlerische Wirkung hinzielen. Ich möchte zum Vergleich die beiden bekannten Bestimmungen der Gewerbeordnung anführen, welche die Konzessionen für Theaterunternehmungen regeln. Bei der einen handelt es sich um Vorführungen mit höherer künstlerischer Absicht. Sie bedingen die sogenannte große Theaterkonzession, und nur mit diesen habe ich mich beschäftigt. Vorführungen ohne höheres Kunstinteresse, die eine Saalerlaubnis oder Singspielkonzession nötig machen, scheiden aus den Betrachtungen ebenso aus wie etwa für das Konzertgeschäft Vorführungen irgendwelcher Militärkapellen oder Zivilmusiker, die da zu Bier und Tanz aufspielen. Es mag wohl in irgend einem der jetzt beliebten Konzert-Cafés, wo das Geräusch der Musiker die Unterhaltung der Gäste ersetzen soll, ab und zu ganz erfreulich musiziert werden. Aber mit dem Konzert als künstlerischer Veranstaltung hat das nichts zu tun, und seine geschäftliche

Seite deckt sich mehr mit der Frage des Absatzes von Butterbroten und alkoholischen Getränken.

Wir untersuchen im folgenden das Konzert als Geschäft, wir stellen die Beziehungen zwischen dem Konzert als künstlerischer Veranstaltung und den allgemeinen geschäftlichen und wirtschaftlichen Fragen fest. Wir hoffen, damit nicht nur die Oeffentlichkeit über diese für unser Kunstleben wichtige Seite aufzuklären, sondern auch auf manche Mißstände hinzuweisen, die sich im Lauf der Zeit ergeben haben, und mit diesen Erörterungen ihre Beseitigung zu erzielen.

Wüllners Faust / von Alfred Polgar

Als (grauhaariger) Faust gab Ludwig Wüllner das Beste seiner schönen Sprechkunst. Sie ist lichtstark; und macht das geistige Geäder der Verse in vollkommener Klarheit durchschimmern. Sie ist tonstark; und gibt dem Wort lebendige Fülle, Rundung, echoweckenden Schall. Dem reichen Klang der Sprache wird niemals der Sinn geopfert. Sein starkes, tiefes Rauschen ist die eigentliche Musik von Wüllners Vortrag. Besonders schön glückten ihm die ersten Monologe. In ihrer reinen Geistigkeit atmet er am freiesten. Hier, wo die Leidenschaft um Abstraktes flammt, wo inneres Schicksal nicht durch Gestaltung, sondern durch Erzählung, durch lautes Denken sich mitteilt, wo das Körperliche gleichsam nur als Schatten der Idee in Erscheinung tritt, wo der Schauspieler nicht ein „außen" zu geben, durch das auf sein „innen" geschlossen werden kann, sondern wo er sich nur zu „äußern" hat — kurz: hier, wo er wenig Mensch ist, hier darf der Doktor Wüllner sein. Alles dient da der Eigenart des werten Gastes. Schon daß er das Meiste sitzend sprechen darf, hilft und nützt. Die Enge des Lehnstuhls gibt ihm seine beste künstlerische Freiheit: steht oder schreitet er, in der unbarmherzigen, saugenden Weite des Bühnenraums, stellen sich Gleichgewichtsstörungen ein. Auch die Form des Selbstgesprächs wird seinem Spiel zum Segen. Da strahlt in manchen Augenblicken sogar etwas wie Wärme von Wüllners Persönlichkeit, und die Intensität seiner Rede beschwört mancherlei Erscheinung her. Kommen Partner hinzu, wird es augenblicks leer um ihn. In Gesellschaft ist er gleich ganz allein. Und zwischen ihm und dem Mitspieler entwickelt sich ein Verkehr wie zwischen einer Person vor dem Spiegel und dem Spiegelbild einer andern. Sie können zusammen nicht kommen. Als verjüngter Faust geriet Wüllner in Untiefen des Dilettantismus; und in der Liebe kam der

Doktor, der Magister gar, bedrückend zur Geltung. Besonders fatal wirkte hier das süßliche Timbre der Leidenschaft, die strohige Trockenheit der Empfindung. So ist es: spricht, erzählt Wüllner von einer nicht vorhandenen Blume, dann vermag er eine Ahnung von Duft und Blühen herzuzaubern; steckt ihm die Blume leibhaftig zwischen den Fingern, verwandelt er sich in einen Lehrer der Botanik. Immerhin darf sein Faust als eine ungewöhnliche Theater-Sache gelten. Es ist ein höchst seltenes Vergnügen, von der Bühne herab diesen heiligsten profanen Text zu hören, ohne die Empfindung, daß da ein schimpfliches Sakrileg begangen werde. Freilich sprach ihn ein Schauspieler, der kein Schauspieler ist; und das nahm dem Erlebnis die besondere Pointe . . . Bei dieser Gelegenheit schnitt' ich es gern in alle Rinden ein, daß auch der mangelhafteste Wüllner neben dem vollkommensten Höbling noch immer eine große Herrlichkeit. Und wird festgestellt, daß der neue Mann schlecht in den Rahmen unsrer Burgtheater-Faustvorstellung passe, so darf er das getrost als Schmeichelei nehmen.

Die Schwestern / von Hilde Stieler

Als Jesus langsam einbog in den alten Markt,
Standen die Schwestern schon auf ihrer Schwelle.
Sie neigten tief sich vor dem hochgeliebten Gast
Und führten ihn in ihres Hauses Helle

Auf blanken Dielen prangte junger Zweige Grün,
Und Mägde standen wartend da mit froh erregten Mienen . .
Doch Martha lief geschäftig, frommen Eifers voll,
Das Mahl zu rüsten und dem Herrn zu dienen.

Maria blieb bei ihm. Sie kniet' an seinem Fuß.
Die Schwester schalt: „Heißt das den Teuren ehren?
So komm und hilf!" — — — Maria schwieg.
Ihr Auge flammte: Keiner soll mir wehren!

War dies das Haus, die Stube? War sie's selber noch,
Durchbebt vom Ungeheuren dieser Stunde?
Der Himmel tat sich auf. Gottvater stieg herab,
Denn seine Wahrheit floß aus Jesu süßem Munde.

Sie trank die Worte, ahnte solches Muts Gefahren . . .
An Haupt und Händen sah sie künft'ger Wunden blut'ges Rot.
Und Schmerz und Liebe schlugen über ihr zusammen.
Er sah sie an. Er lächelte. „Maria. Eins ist not."

Mein Freund der Mond /

von Eugen Hoeflich

Ich war noch klein, von der Kultur noch nicht vergewaltigt, von der Schule noch nicht mißhandelt und von der Es-ist-so-Sitte noch nicht verkrüppelt. Mein Gedankengang, noch einfach, sprang noch nicht herum und zog nur große Dinge in seine Betrachtung. Und eines Nachts sah ich durch die Maschen meines Gitterbettes (mein erstes Gefängnis!) den Mond im tiefblauen Firmament. Groß, gelb und blinkend hing er dort. Schien mich zu grüßen. Ich setzte mich auf, betrachtete ihn und schloß mit ihm Freundschaft. Dann wünschte ich ihn mir näher. „Ich will den Mond, Mutter, den Mond will ich!!" rief ich. Rief meine Eltern, die ihn mir nicht gaben. „Er ist zu weit", sagten sie. Da weinte ich zwei Tage und zwei Nächte, bis ein Familienrat zusammentrat, wo viel gesprochen wurde. Meine Tante prophezeite, daß ich am Galgen enden werde. (Vielleicht hat sie Recht. Bei manchen Völkern soll dies übrigens eine Ehre sein.) Andre wieder meinten, man möge mich schlagen (die Armen glaubten, man könne eine Freundschaft durch Schläge zerbrechen), und am dritten Tag gab man ihn mir. Gelb lag er auf meinem Kissen. Er — mein erster und letzter Freund — teilte das Bett mit mir, mußte mit mir spazieren gefahren werden, verließ mich nie. Verständig hörte er meinen Reden zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich hatte aufgehört, zu weinen, denn ich war glücklich. Da traten sie wieder zusammen zum Familienrat und mißbilligten das Geschenk meiner Eltern. Man dürfe einem Kind nicht alles nachgeben, gaben sie von sich. Hätte ich sie verstanden, so hätte ich sie verlacht.

Und da — als ich eines Nachts mit meinem Freunde im Bette lag — erlitt ich eine tiefe Erschütterung. Plötzlich sah ich durch die Maschen meines Bettes, am Rande des Daches gegenüber, die blanke gelbe Scheibe. Feist und lachend saß sie hoch im Blau. Ich verstand es nicht. Er lag doch neben mir mein Freund, der Mond. Und der dort oben?? Wäre ich vom Leben schon'einmal belogen worden, dann wäre ich schneller zur Erkenntnis gekommen. Doch langsam dämmerte es mir: Ich war betrogen worden. Betrogen! Eine papierne Karikatur des Mondes hatten sie mir gegeben. Ein Mondfalsifikat! Und ich hatte ihn geliebt, diesen Talmifreund. Und ich weinte, weinte wieder. Bis mein kindliches Gemüt allmählich vergaß...

Dies war der einzige großzügige Wunsch meines Lebens. Großzügigkeit kam in meiner Familie nie vor, mit

Ausnahme des Falles, daß einer meiner Onkel den Wert eines Haupttreffers mit einem Hühnerhof vertauschte. Es starben schnell — ungewöhnlich schnell — die Bewohner.

Doch durch alle die Tage und Jahre, die seit meiner Kindheit verstrichen sind, bewahre ich die Erinnerung an meinen ersten und letzten Freund. Wenn ich in stillen klaren Nächten über die Dächer der Zinsgefängnisse schaue, in denen ich eingesperrt bin, dann grüße ich ihn und tausche Erinnerungen mit ihm aus. Feist, gelb und glänzend hängt er dort und nickt mir vergnügt zu. Die Monduntersucher untersuchen mit ihren Rohren seine Eingeweide, die Mondanbeter beten ihn an, ich aber bete ihn nicht an und untersuche ihn nicht, sondern erinnere mich mit ihm schönerer Tage und freue mich seiner Freundschaft.

Dieses Stück aus dem Zyklus ‚Aufzeichnungen von der Ruderbank' ist gedichtet für den Maler Leo Kratauer

---

Ueberland und Uebersee / von Vinder

Manchen mag es am vernünftigsten erscheinen, von der Zukunft unsrer wirtschaftlichen Entwicklung, so lange der Krieg währt, einfach zu schweigen; sie mögen für angebracht halten, erst darüber zu reden und zu planen, wenn der Krieg vorüber und die Frage des Sieges und der Niederlage entschieden ist. In der Tat entspräche diese Überzeugung der Ausschließlichkeit, womit der Krieg sich aller unsrer Lebensäußerungen in der Gegenwart bemächtigt hat, entspräche es auch der Logik der Dinge, die fordert, daß erst einmal die Voraussetzungen gegeben und übersehbar sein müssen, bevor man daran gehen kann, die Umstände zu gruppieren und die Ziele aufzustellen. Wenn dennoch seit einigen Monaten immer deutlicher gezeichnete wirtschaftliche Programme für die Zukunft aufgestellt werden, und wenn Strebungen und Gegenstrebungen, die auf die Beeinflussung der künftigen Entwicklung abzielen, immer kräftiger sich bemerkbar machen und aufeinander einwirken, so beruht das auf der Rastlosigkeit des deutschen Geistes, der (auch beim Kaufmann mit mehr Idealismus angefeuert, als mancher denken mag) die Zeit der unfreiwilligen Beschränkung und Muße nun nicht mehr ertragen will, der nicht mehr still sein kann, sondern die Richtung aufzuspüren und festzulegen strebt, in der er, wenn eines sei es noch so fernen Tages der Friede kommt, seine Kräfte und Spannungen in Arbeit umsetzen wird.

So ist es gekommen, daß sich bereits einige Mittelpunkte ausgebildet haben, um die in Kreisen sich die Wünsche schon zu Erscheinungen gestaltet haben; zu öffentlichen Betätigungen, Zusammenschlüssen, Agitationen, die einander widersetzen und mit Wirkung und Gegenwirkung einander zu beeinflussen suchen. Zwei Schlagworte sind es, die im Anschluß an diese Vorgänge sich ausgebildet haben, und die, wie es mit Schlagworten (und mit Worten überhaupt) eben zu gehen pflegt, weithin kräftig mißverstanden worden sind: es handelt sich um die Worte (und Kampfrufe): „Mitteleuropa" und „Koloniales Deutschland", aus denen man entnehmen mag, daß die An-

hänger des erstgenannten meinen, unsre wirtschaftliche Zukunft liege auf dem Lande, während die andern glauben, sie liege (nach wie vor) auf dem Wasser. Beides läßt sich hören; man kann für beide Anschauungen vorzügliche Gründe vorbringen (namentlich zur Zeit, da sich von der Zukunft nicht recht etwas Greifbares sagen läßt), und der einzige, aber ungeheure Fehler, der von den Anhängern jeder der beiden Richtungen fast durchweg begangen wird, ist der, daß jede Gruppe meint, ihre Auffassung sei die allein richtige, allein mögliche, schließe die andre völlig aus, und es gebe hier nur ein Entweder — Oder; entweder also die Tendenz nach dem nahen Orient, die Landbrücke nach Mesopotamien; oder einen Ausbau des Überseereiches und die Wasserstraße für unsre künftige Wirtschaft.

Mit beinahe leidenschaftlichem Eifer hat unlängst Albert Ballin die Überwasserrichtung vertreten, hat sie verteidigt gegen eine Schar nicht jedem sichtbarer Gegner, die er aber für bedrohlich genug hielt. Und in der Tat können beide Parteien, die Land- und die Seeseite, einander gefährlich genug sein, solange sie beide nicht dahin gelangen, wo offenbar die Vernunft sie hinführen müßte: nämlich zu der Erkenntnis, daß die Benutzung der Landbrücke nach Kleinasien das Befahren der Seestraße für den Weltverkehr ja keineswegs ausschließt, und daß Deutschland immer stark und mächtig genug sein wird, Volkskraft und Unternehmungslust hinreichend besitzen wird, um nach beiden Seiten hin gleichermaßen sich zu entfalten.

Es scheint, als ob bei der Erörterung der grundsätzlichen Wirtschaftsfragen — läßt man die Bedenken gegen Zeit oder Unzeit ganz beiseite — wiederum die Gefahr der Spaltung, der Eigenbrödelei, des Sondertums, jener nahen Cousinen der sicherlich nicht ausrottbaren Vereinsmeierei, bei uns drohend wird. Dabei gibt es doch auf Erden überhaupt keinen Plan, keine Lösung, Strömung, Denkform, die allein und unbedingt dominierend sich durchzusetzen und zur Herrschaft zu gelangen vermag; sondern aus dem Für und Gegeneinander der Gedanken und Umstände, aus Thesis und Antithesis, setzt sich das zusammen, was für uns Menschen als Welt und Ergebnis in Erscheinung tritt.

Antworten

Arnold Zweig. Erfreulich, daß Ihnen die Tätigkeit eines Schippers Zeit läßt, sich über Broschüren zu ärgern. „Man weiß von Kleist jetzt nur den Unsinn, er sei preußisch'. Hat nicht einmal, vor Jahren, in der ‚Schaubühne' jemand, aus Wien, wenn ich nicht irre, dergleichen abgelehnt? Ich glaube mich zu erinnern: als das Burgtheater den ‚Prinzen von Homburg' spielte. Kleist ist garnicht so preußisch, wie er titanisch ist. Der Kampf um die Unterordnung, die Bändigung der eruptiven Gewalt des Ich, die sittliche Bejahung von Gesetz und Staat, die Verneinung des anarchischen Willens zur Auszeichnung — das alles und noch viel mehr geht mir weniger aus dem Preußentum hervor als aus dem grandiosen Kampf des Künstlers um Gestaltung: das überquellende, das ungebärdige, das wilde, reiche, phantastische Ich soll Gestalt werden, Gestalt zeugen, Wert schaffen. Gewiß hat Kleist von hier aus den Plan des Homburg einmal gesehen, und dann hat Goethe zu dem herrlichen Kurfürsten Modell gesessen." Mir leuchtet das ein. Ob auch dem Broschürenschreiber? — dessen neues Heftchen über Heine Sie mit Recht tadeln, weil, selbst wer Heine als Dichter entschiedener und schärfer ablehnt als er, nicht so viel über ihn verschweigen darf, wie er verschweigt.

K. S. Sie möchten lachen? Nichts leichter als das. Sie haben dies traurige Leben, Sie haben die Witzblätter, Sie haben die Kino-Lustspiele, Sie haben die Zeitungen. Eine schreibt im Briefkasten ihrer Fachbeilage: „Alle Angebote von Verfahren, nach welchen Seife ohne Fett oder Öl hergestellt werden kann, müssen als Schwindel bezeichnet werden. Solche Erfindungen werden jetzt massenhaft angeboten, und es kann nur immer wieder davor gewarnt werden, Geld für solche gänzlich wertlosen Vorschriften auszugeben." Und dann wimmelt der Inseratenteil derselben Zeitung von solchen Angeboten. Sie finden diese naive Verderbtheit eher traurig? Nicht doch. Als ich einem Angestellten dieses Verlages Vorder- und Rückseite seines Blattes wies, da fuhr er mich an, daß ich nicht die hohe Unabhängigkeit der Redaktion würdigte, die eben nicht zu kaufen sei, die ihre Meinung vertrete, ganz gleich, was die Geschäftsleitung über den Inseratenteil beschließe. Der gute Mann, als Redakteur, begriff garnicht, was mir an der Geschichte Spaß machte: daß zwar die Abonnenten gewissenhaft bedient, die Inserenten aber — ich will um Himmelswillen nicht sagen, daß sie gewissenlos betrogen werden. Nur scheint mir zweifelhaft, ob man ihnen bei der Einrückung des Inserats verrät, daß ihr süßes Geheimnis, dessen Verbreitung sie sich so viel kosten lassen, ein paar Schritte von dem Ort der Verbreitung und in dessen Bezirk „als Schwindel bezeichnet werden" wird, bezeichnet werden „muß". Sie sind pathetisch, lieber Freund, und fragen, wer nun eigentlich hier der wahre Schwindler ist. Das heißt: eine Einrichtung ethisch werten, die dafür der untauglichste Gegenstand ist. Sperren Sie die Augen auf, lernen Sie die Zeitung lesen, und Sie werden fürder weder Wilhelm Busch noch andre Humoristen nötig haben.

Erdmann. Sie erzählen mir in einem sieben Seiten langen Brief von einer „Person", die Ihnen erklärt hat, daß sie Hauptmann und Strindberg verabscheue und Sudermann und Otto Ernst liebe, und schließen: „Ich möchte Sie ergebenst um Antwort bitten, was Sie jener Person bei den erwähnten Aeußerungen entgegnet hätten." Sind sie vielleicht ein jüngerer Bruder von Hans Naivus aus dem ‚Ulk'? Gehen wir schleunigst zu Ihrer Nachschrift über: „Würden Sie mir gleichzeitig einmal sagen können, ob nicht eine ganz ausführliche erstklassige Strindberg-Biographie vorhanden ist, und welche Zeitschrift Sie mir empfehlen können, in der unsre literarischen Neuerscheinugen besprochen werden sowie überhaupt literarische und musikalische Abhandlungen zu finden sind?" Erstklassig, Emil Naivus, nennen wir Produkte der Tuchbranche. Soviel ich weiß, arbeitet Karl Strecker an der ersten großen deutschen Biographie August Strindbergs. Ohne den Krieg wäre sie wahrscheinlich längst erschienen. Wenn sie erschienen ist, finden Sie sie gewiß sofort angezeigt im Literarischen Echo, mit dem Sie es einmal versuchen mögen. Hoffentlich hat jene „Person" nicht ähnliche Wünsche. Ich könnte nicht dienen.

Helmuth R. Was Sie mir schicken, ist durchaus nicht „der Höhepunkt". Der Höhepunkt ist eine Abhandlung des Medizinalrats W. Fuchs aus Emmendingen in der Münchener Medizinischen Wochenschrift. Da heißt es: „Krieg lernt man nicht an einem Tage. Ein rechtes Glück, daß den Prozeß der Adaption die Drohungen unsrer Gegner beschleunigen, vor allem die letzte mit voller Vernichtung unsres Exports. Nun wird niemand mehr der logischen Folgerung ausweichen können, daß der Friede eine Katastrophe wäre, daß die einzige Möglichkeit der Krieg bleibt. Der Krieg, bisher Reaktion auf Reiz, Ehrensache, Mittel zum Zweck, von jetzt an wird er Selbstzweck! Und von jetzt an werden auch alle jene noch unerlösten deutschen Seelen, möglicherweise sogar die letzten Pazifisten, ihren Sündenfall erkennen; werden erkennen, daß ihre Ideale keine Reliquien sind, sondern Relikte. Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern." Oder Zitieren, was Hamlet von Polonius sagt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Der Zusammenbruch der italienischen Politik / von J. P. Buß

Wenn man auch in der jüngsten italienischen Kabinetts-krisis nicht ein Symptom für die Änderung der bis-herigen Kriegspolitik ersehen kann, so dürfte sie doch ein be-deutungsvolles Vorzeichen für die absolute Verfehltheit der äußern Politik des jungen Königreiches sein. Die naive Hoffnung auf eine aus den bisherigen Erfahrungen geschöpfte selbständige italienische Politik erweist sich vorerst, und zwar seit dem Anschluß Italiens an die Entente, als ganz und gar illusorisch. Völlig verkehrt ist es, zu glauben, daß die auf solche Art geschaffene Abhängigkeit Italiens und seiner Politik von England etwa durch dessen wirtschaftliche Re-pressalien eine Aenderung erfahren würde.

Um die jetzige Orientierung der auswärtigen Politik Italiens zu verstehen, genügt es nicht, die Entstehungsgeschichte des oesterreichisch-italienischen Krieges und den Treubruch des Bundesgenossen als Maßstab anzulegen. Denn vom Stand-punkt der Realpolitik aus kann Italien nicht so sehr der Vertragsbruch zum Vorwurf gemacht werden wie die gänzliche Aussichtslosigkeit der dadurch bedingten Politik. Dieses Ab-rücken Italiens vom Dreibund, das nicht erst mit dem Aus-bruch des Weltkrieges seinen Anfang nimmt, sondern Jahr-zehnte vorher, war für die mittelmäßigen italienischen Staats-männer, die nach Cavour und Crispi auf der Consultà re-gierten, ein äußerst verlockendes Ziel. Eine Persönlichkeit, die von Grund aus, der politischen Tradition gemäß, die Sendung Italiens zu wahren vermocht hätte, konnten die Italiener der letzten Jahrzehnte nicht ihr eigen nennen.

Mit der Aufrollung des deutsch-englischen Gegensatzes war Italien vor die Frage gestellt, entweder Mittelmeerpolitik im Sinne Deutschlands und Oesterreichs zu treiben, oder auf diese zu verzichten zu Gunsten einer gegen den oesterreichischen Bundesgenossen gerichteten Adriapolitik. Vor dem Bestehen eines deutsch-englischen Gegensatzes war es nicht nur Deutsch-lands, sondern gleichermaßen Englands Interesse, in Italien gegen französische Mittelmeergelüste einen Puffer zu besitzen. Italien genoß die englische Stütze. Sie drohte endgültig ver-loren zu gehen durch den Abschluß der französisch-englischen Entente und durch die zielbewußte Einkreisungspolitik

Eduards des Siebenten. Damals war Italien vor einen schwerwiegenden Entschluß gestellt. Ganz fassen konnte es diesen nicht. Dazu mangelte es an einer staatsmännischen Individualität. Aber im weitern Verlauf der großen geschichtlichen Begebenheiten stand es sichtlich mehr und mehr auf der andern Seite als auf der des Dreibunds. Damit konnte es auch eine auf eigenen Füßen stehende Politik nicht mehr treiben.

Schon in meiner soeben erschienenen Broschüre: ‚Italien und die Zentralmächte' habe ich in dieser Zwitterstellung und der entscheidenden Wendung der italienischen Politik nach der verkehrten Seite den Keim der künftigen Gefahr Italiens erblickt. Sie hat das ihr klar vorgezeichnete politische Interesse, das Mittelmeer und nicht Adria heißt, nicht zu verwerten verstanden. Und darin liegt die eigene Tragik des modernen Königreichs Italien, daß es solcher Art an einer zukunftsstarken weltpolitischen Sendung kläglich gescheitert ist.

Die Wendung zur Entente hätte wenigstens im Innern Erfolg gehabt, wenn — was man felsenfest geglaubt hat — durch den Beitritt Italiens der Sieg des Vierverbandes ein endgültiger geworden wäre. Heute ist nicht nur die innere Lage Italiens trostlos, sondern auch die äußere. Der schlagendste Beweis hierfür ist, daß der nationalistische Fanatiker Sonnino es sich immerhin doch überlegen mußte, ob er das Auswärtige weiter zu führen geneigt sei.

Es ist daher neben jener historischen Tragik der italienischen Politik noch eine solche in der jüngsten Gegenwart hinzugekommen; nämlich: man beginnt jetzt die verderbliche äußere Lage Italiens zu erkennen, und man ist außer stande, seine Folgerungen daraus zu ziehen. Selbst wenn der Vierverband als der militärische und politische „Endsieger" aus diesem Völkerringen hervorzugehen vermöchte, wären die Werte, die Italien auf solche Art gewinnen würde, sehr zweifelhafter Natur.

Wie auch die Aussichten Italiens aus künftigen Friedensverhandlungen beschaffen sein mögen — die Tendenz seines englischen Verbündeten wird es auch für das nächste Zeitalter sein, dem Königreich Italien ein gefahrloses Vasallendasein nach portugiesischer Art einzurichten.

Zu diesem Krieg

Macchiavelli

Das Volk, von einem trügerischen Bild des Wohles getäuscht, wünscht oft sein Verderben, und wenn man ihm nicht zeigt, wo das Gute und wo das Schlechte ist, bringt man den Staat in unabsehbare Gefahren und Verluste.

Lesefrüchte

Der Deutsche Luftflottenverein versendet einen Aufruf, worin es heißt: „Wenn die Feuersäulen aus den brennenden Straßenzügen Londons, der ‚Hauptstadt der Welt', zum Nachthimmel emporgluten, strahlt aus den Flammen neue Erkenntnis."

*

In einer Unterredung mit einem Vertreter der ‚Tidende' hat Ballin geäußert, daß der Friede kaum noch lange auf sich warten lassen könnte, da der Krieg für unsre Feinde zwecklos geworden sei. Darauf schreibt die Posener Zeitung, ein angeblich liberales Blatt: „Das ist zweifellos zutreffend; aber Herr Ballin rechnet zu wenig mit der systematischen Verlogenheit der feindlichen Machthaber und der Rotte von Mitlügnern, die sie erzogen, und die alle volle Veranlassung haben, für ihren Kopf zu fürchten. . . Herr Ballin beurteilt diese Genossenschaft von verbrecherischen Schurken, im besten Fall wahnsinnigen Fanatikern und Phantasten zu sehr aus seinem eigenen redlichen und klugen deutschen Charakter heraus."

*

Ein Herr Rolf Römling hat eine Broschüre erscheinen lassen; sie wendet sich gegen die „Köter", die Deutschland angefallen haben, und äußert was unsre künftigen Beziehungen zu Frankreich betrifft: „Kein anständig denkender Deutscher sollte wieder den Fuß in dieses lasterhafte Land setzen, am wenigsten, um dort sein Geld zu verzehren. Diesem Gesindel gegenüber ist Humanität und Mitgefühl nicht am Platze."

*

Der Professor Adolf Lasson, Philosoph und Greis, schreibt auf einer Postkarte an den Herausgeber der ‚Friedenswarte': „Ich bitte, mir die ‚Friedenswarte' fortan nicht mehr zu senden. Diese Art von Idiotentum habe ich nun genugsam studiert. Ich will mich künftig der Abschaffung von Krankheit, Sünde und Tod zuwenden."

*

Die in Wien erscheinende ‚Deutsche Presse' nennt den Professor F.A.W. Förster in München „einen deutschen Schandfleck„ und fügt hinzu: „Sollte der Herr Professor noch einen Tritt nötig haben — das deutsche Volk wird ihm denselben versetzen."

*

Eine (bis jetzt allerdings unbestätigte) Nachricht: „Die Japaner haben in der Provinz Fengtin Tausende von Buddhastatuen aus Bronze, die in alten Tempeln aufgestellt waren, aufgekauft, um sie zur Ausführung der Aufträge von russischen Kriegslieferungen einzuschmelzen."

*

In einer großen deutschen Zeitung stand dieses Inserat:

Achtung!

3000 Tonnen minderwertige Heringe, Gewicht ca. 150 kg,
850 — 900 Stück Inhalt, 38 Mark pro Tonne, Probetonne
auf Wunsch. Kasse Duplikatfrachtbrief.

Emil Ahrens, Northeim i. Hann

*

Ein dresdner Lichtspieltheater erläßt nachstehende Ankündigung:

„Der seltsame Lebensweg der schönen Kathlyn. Drama in drei Akten. Schreckensnacht einer in gesegneten Umständen befindlichen jungen Frau im Käfig einer tragenden Löwin, die in derselben Nacht

ihr Junges wirft, als die junge Frau niederkommt. Die daraus entstehende körperliche und seelische Wechselwirkung ist frappierend.

Ein psychologisches Rätsel, für die Frauenwelt von höchstem Interesse."

*

Die München-Augsburger Abendzeitung beschäftigt sich mit den nationalistischen Äußerungen eines französischen Kriegspolitikers und fügt hinzu: „Die Propheten eines goldenen Zeitalters mögen sich das gesagt sein lassen und uns nach dem Kriege nicht mit ihrem humanitären Gewinsel in den Ohren liegen."

*

Ein sozialdemokratisches Flugblatt, das dem Anschein nach von Anhängern der Arbeitsgemeinschaft abgefaßt worden ist, äußert sich über die Abgeordneten der Fraktions-Majorität, besonders über David, Scheidemann und Landsberg: „Ein Hund ist, wer den Stiefel der Herrschenden leckt, der ihn jahrzehntelang mit Tritten bedachte. Ein Hund ist, wer im Maulkorb des Belagerungszustandes fröhlich schweifwedelt und den Herren der Militärdiktatur, leise um Gnade winselnd, in die Augen blickt. Ein Hund ist, wer einen Anwesenden, einen Gefesselten, heiser anbellt und dabei den augenblicklichen Machthabern Apportdienste leistet. Ein Hund ist, wer die ganze Vergangenheit seiner Partei, wer alles, was ihr ein Menschenalter heilig war, auf Kommando der Regierung abschwört, begeifert, in den Kot tritt. Hunde sind und bleiben demnach die David, Landsberg und Genossen. Und sie werden sicher von der deutschen Arbeiterschaft, wenn der Tag der Abrechnung kommt, den verdienten Fußtritt bekommen."

Pferdeschädel / von Arnold Zweig

Pferdeschädel, weißbenagt und wild,
warum drohst du schmal im süßen Grün?
Soll im Bache dein vergänglich Bild
wie ein Weißdornzweig gen Osten ziehn?
Soll das Seelchen, das dem Rosse ward,
auf der jungen Welle tanzend sprühn
und nach Tod auf winterlicher Fahrt
noch einmal entzückt als Blume blühn?
Laß die Rippe liegen, hartes Band,
laß des Schenkels dürre Keule sein,
laß sie Blum' und Grün am Bachesrand
wie Geschirr und Satteldruck und Pein
schlechter Straße und verfluchten Rads,
jähen Peitschenschlags, geringer Kost:
Pferdeseelchen, Schwester, sieh im Ost
blüht die Sonn' am Rand des Wasserpfads —
Erde, die du warst, und lebensfroh
steig entgegen mütterlichem Stern,
und vergehe, Wölkchen, grüße, oh,
Erd' und Sonne, und vergeh im Herrn.

Georg Trakl / von Berthold Viertel

„O das Blut, das aus der Kehle des Tönenden rinnt. . ."

Der junge Tiroler Georg Trakl ist im Kriege hingeschwunden. Er verlor sich ins Chaos, das ihn einsog. Er fiel nicht, wie Männer fallen — er losch aus, vom Sturme ausgeblasen wie ein Licht. Das Mitleid wurde ihm zur ungeheuren Verführung. Er endete als Märtyrer seiner Sensibilität. So schildern die Freunde und die Zeugen die Katastrophe des Menschen Trakl.

War er eine pflanzenhafte Seele, dem europäischen Blutgewitter nicht gewachsen? Wich er vor dem eisernen Gotte ins Unerreichbare zurück, aus dem er so oft zu uns zu kommen pflegte? Jedenfalls: Erklärungen, die sich mit den Anlässen begnügen, erschöpfen nie den irrationalen, menschlichen Tatbestand. Man verzärtle den Verewigten nur nicht allzusehr, um ihn so gründlicher am Rauhen versagen zu lassen.

Er war der Jüngling aus der Fremde, wir können ihn nicht mit unsern Pflichten vergleichen. Dem heutigen Leben fremd, dem ewigen Tod vertraut, soll man ihn deshalb als ein spätes Kind beschreiben, das früh stirbt? Wie wenn er bei uns nicht länger hätte verweilen können als für einen unsagbaren Augenblick? Errichten wir ihm die Statue eines Wanderers, der bei uns rastete, aber ohne die Flügel von den Füßen zu tun? So weiche Gefühlsbilder reichen an seinen Plan nicht heran und nicht an seine Tat. Er war der Heros auf einer andern Ebene.

Seine Schlacht hatte er bereits siegreich geschlagen, er war ein Meister. Früh schon waltete er mit der Macht eines Magiers des Wohllauts. Horcht! Hier sank eine Seele unaufhaltsam ins Unbewußte hinab. (So furchtlos war sie.) Hier löste Traumfarbenklang einen Menschen auf, daß Schweigen der Rest blieb. (Solche Macht hatte dem Klang der Mensch gegen sich gegeben.) Hier verzehrte sich eine vergötterte Landschaft selig mit dem Dichter. (So glühte seine Liebe.) Er war Beherrscher und Beherrschter zugleich eines grenzenlosen Geschehens.

Nur Taube könnten diese Musikalität harmlos finden. Ein gefährliches Spiel war es seit je, wie Trakl Vokale aneinanderreihte, das Blut verbrauchend. Mit jedem Gedichte ja gab er leidenschaftlich die Seele auf. Immer ganz. Von Stille zu Stille.

Sein Tod war kein Beispiel und kein Widerspruch: nur ein zu tief gegriffenes Gedicht von Trakl. Gewohnt, nach

dem Opiat zu langen, vergriff sich der Zeitbetäubte. Geübt, in das Reich der Mütter auszuschwärmen, kehrte er diesmal nicht zurück.

Freilich, der Weg zu uns, je härter man Trakl zwang, ihn zu nehmen, mochte sich ihm bitterschwer entgegenstemmen bei solcher Ungunst aller Übergänge, in dieser Zeit ohne Gnade. Die Heimkehr mußte ihn unendlich ermüden, trotz seiner wunderbar geübten Kraft. Der alte Ort des Gewöhnlichen lag in Blutnebeln erstickt. Der Sturm war ausgebrochen, und ein tollkühner Schwimmer kreuzte weit draußen, vom Ufer ab.

Mag der bewaffnete, unbezwingbar nach außen opfernde, unerschöpflich aus dem Innern leistende Deutsche aufhorchen und erschauern: „auch uns verflog sich ein Novalis, auf den gewaltigen, himmelweiten Schwingungen seines Weltatems."

Don Juan / von Hermann Cohen

Wie Mozart selbst den Figaro seinem Daponte vorschlug, so war er sogleich mit dessen Vorschlag des Don Juan einverstanden. Der Zusammenhang Don Juans mit Faust hebt ihn unmittelbar auf sein richtiges Niveau. Freilich, Faust überhebt sich im Drange nach Erkenntnis; nichtdestoweniger aber spielt sich der erste Teil seines Erdenwallens in der Verbindung mit Gretchen und ihren Geschicken ab.

Don Juan hat dagegen auch noch einen andern weltgeschichtlichen Zusammenhang, nämlich mit dem Zeitalter der Ritterromane. Daher wohnt ihm die Ironie und Parodie eines neuen Weltalters inne, ähnlich wie im Don Quixote. Aus alledem folgt, daß Don Juan ein aesthetischer Grundtypus ist, dessen Charakteristik nicht mit der Einseitigkeit des prinzipiellen ethischen Urteils zu erschöpfen ist. Es mag das eine Schwierigkeit für ihn, als dramatische Figur, werden; ist er doch eben aus dem Roman herübergenommen; aber um so höher wurde die Aufgabe für Mozart: die dramatische Einheit an dieser gesteigerten Doppeltheit der aesthetischen Grundmotive zur persönlichen Gestaltung zu bringen. Die Ironie des Rittertums durfte immerhin zur Erzeugung des Humors mitwirken.

Don Juan sei ohne Sittlichkeit, so urteilt selbst der Mann, dem nicht nur der Forscher, sondern ebenso der Verehrer Mozarts den größten Dank schuldig ist. Damit aber hebt er, was er keineswegs gewillt ist, die dramatische Würdigkeit dieser großen Schöpfung Mozarts auf; denn einen humoristischen Charakter im hohen Sinne des Wortes könnte alsdann diese

Oper auch nicht haben. Was bedeutet überhaupt der Tadel: ohne Sittlichkeit? Ohne alle Sittlichkeit darf Don Juan freilich nicht sein, wenn anders er ein Held des Dramas, ein Gegenstand unsrer Teilnahme, ein Gegenstand der Kunst überhaupt sein will. Ohne Mangel und Schwäche aber darf er auch nicht sein, wie der dramatische Zweck insbesondere dies fordert; und es genügt dazu auch nicht etwa ein kleiner Nebenfehler; sondern seiner Stärke muß seine Schwäche, seinem Streben und seiner Kraft sein Vergehen gemäß sein.

Es ist die Leidenschaft der sinnlichen Liebe, aber in einer ganz andern Energie und Selbstbewußtheit als bei Figaro: die Leidenschaft aber ist zugleich das wie immer lockere und schlüpfrige Band, das ihn mit der Sittlichkeit zusammenhält. Oder wäre die Leidenschaft etwa nicht ein Urgrund in aller menschlichen Sittlichkeit, geschweige in der Liebe? Der Sturm der Affekte muß allerwege die Fahrt des menschlichen Lebens treiben, wo immer ein herzhafter hoher Gang genommen wird.

Freilich soll Don Juan mit seiner Sinnlichkeit keineswegs ein Musterbild der Liebe sein; dann könnte er nicht eine tragische Figur vorwiegend sein. Er soll das Leiden der Menschen an der Grundkraft der Liebe auf sich nehmen. Als tragischer Held aber darf er dies nicht im Bewußtsein des Leidens, sondern im Vollgefühl der Kraft und des unbeirrten Rechten. Es ist das Recht seiner Natur, zu dem das Recht seines Standes hinzukommt; was kann er dafür, daß die Natur ihn so gewaltig und die Welt ihn so unbändig hingestellt haben? Und er hat noch ein ganz andres Recht aufzuweisen: dasjenige, das die Frauen aller guten Art ihm opfern und bezeugen.

Es ist keine geringe Kunst der Motivierung dieses Hauptgedankens, daß Mozart in den drei Frauen die Unbezwinglichkeit der Leidenschaft Don Juans darstellt. Wie bekannt, hat E. T. A. Hoffmann in seiner begeisterten Charakteristik Don Juans ausgeführt, daß Donna Anna von ihm entehrt war. Er hat es in der erschütternden Musik heraushören wollen, in der sie dem Ottavio dies Geständnis beichte. Er mag es übertrieben haben: aber worauf er hinaus wollte, bleibt tief und richtig. Der Charakter des Don Juan würde lückenhaft geschildert, würde nicht zur Idealisierung vollendet worden sein, wenn Donna Anna nicht an ihn glaubea müßte. Und warum sollte sie es auch weniger als Elvira; etwa weil sie einen Bräutigam hat? Daß ihr Gefühl für ihn, wie es plötzlich entstanden war, durch den Zweikampf ein andres werden mußte, ist eine andre Sache. Um Hoffmanns Deu-

tung auszuschließen, würde Mozart sicherer ein Rezitativ verlautbart haben, daß die beiden garnicht allein geblieben wären und der Komtur sofort zum Schutze seiner Tochter eingeschritten wäre. Indessen, wieviel sich auch noch in diesem Sinne sagen lassen mag, so kommt es allein doch darauf an, daß Donna Anna dem Jupiterblicke nicht harte Unnahbarkeit entgegensetzen darf, weil es zur Sache gehört, daß das Recht Don Juans auch durch die Hoheit der Donna Anna widergespiegelt werde.

Es ist daher auch als eine höhere Zweckmäßigkeit zu erkennen, daß Donna Anna ihre Feindschaft und ihre Rache nicht auf den Ueberfall, nicht auf die räuberische Bedrohung ihrer Ehre zu gründen hat, sondern auf den Mord ihres Vaters. Nach dem heroischen Ringen mit Don Juan: „Ja, ich wage selbst mein Leben, Räuber, du entgehst mir nicht" die heroische Arie: „Ach, mein Vater, sein graues Haupt schonte der Mörder nicht". Wie groß ist diese Frau in ihrem jähen Schmerz als Tochter. Der wiederholte Schrei: „Wo ist mein Vater hin?" ist ein Naturlaut der Verzweiflung, die aufgelöst wird in die Besänftigung durch die Liebe Ottavios. Aber in der spätern Szene nach der Warnung durch Elvira, als Anna den Mörder erkennt, da erhebt sich ihr Schlachtruf zu der Verdopplung der Rache: „Er drohte mir Schande! Entriß meiner Liebe den besten der Väter. Gedenke des Schwures beim Blute des Vaters." Als nun aber der Eintritt der Rache bevorsteht, in dem Terzett mit Elvira, verrät sich ihre Angst in der Chromatik, in der sie die ohnehin in hastigem Puls bewegte Begleitung, die dadurch grausig wird, wiederholt. Erst im wunderbaren Maskenterzett hat sie die Einheit einer tief religiösen Innigkeit wiedergewonnen: „Gib Kraft zu dieser Stunde".

Und die Briefarie endlich entrückt es allem Zweifel, daß diese Trauer nur Aufschub fordert für den Ehebund, der ja ohnehin die Einheit dieser dramatischen Opernhandlung stören würde — daß sie ihrem „Idol" die treue Liebe bewahrt, welche Melodie, Begleitung und Zwischenspiel in dem hohen Stil dieses Einzigen zum ergreifenden Ausdruck bringen.

Ich schrecke nicht vor der Konsequenz zurück, daß die Einheitlichkeit der Oekonomie für die dramatische Idee es — wenn nicht gefordert, so begünstigt hat, daß Anna nicht lediglich, um den Angriff auf ihre Ehre zu rächen, Don Juan verfolgen darf, sondern daß sie des andern Motivs bedarf, um nur das Recht Don Juans an das Frauenherz nicht in Frage zu stellen. Der Edelsinn der Anna ist keine Instanz dagegen. Alle Frauen sind edel in diesem Milieu des Helden der Sinnenliebe.

Wer möchte es bei Zerline bezweifeln? Sollte etwa Zerline nur eine unerfahrene Bauerndirne sein, die am Tage vor der Hochzeit dem hohen Herrn sich plötzlich an den Hals wirft? Nein, es ist die Unschuld der Anmut, welche durch die Größe und die Macht der Leidenschaft, die ernsthaft, lebendig und also wahrhaftig wirkt, an ihrem eigenen Herzen irregemacht wird. Wenn „Reich mir die Hand" richtig gesungen wird, so muß es einem zu Mute werden, wie bei: „Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen", wo Goethe auch aus den vier Zeilen der Frage und der Antwort eine Szene gemacht hat. Und wer Marie Seebach darin gesehen und gehört, der verlangte nach der Pause, denn er konnte nicht weiter. Und der erschütternde Beifall, der nach dieser Szene ausbrach, brachte diese Pause herbei.

Es ist die Uebermacht der Persönlichkeit und der Zauber der männlichen Schönheit, dem die Anmut in ihrer Unschuld untertan werden muß. Es gibt kein aesthetisches Mittel dagegen; die Sittenlehre freilich hat Mittel, oder sollte sie immer zur Hand haben; aber wenn die Menschen beim Mysterium der Persönlichkeit nur auf die Ethik zugeschnitten wären, so würde es wenigstens keine Kunst geben. Und was aus der Weltgeschichte, wie sie bisher wenigstens verlaufen ist, würde, diese Frage braucht uns hier nichts anzugehen.

Das ist die höchste Tragik im Menschenleben, daß die Schönheit ihm zum Fallstrick werden kann. Es gibt kein andres aesthetisches Mittel gegen die Obmacht der Leidenschaft als das Bangen davor. „Hört mans so ängstlich schlagen." Auch Donna Anna, wir wiederholen es, frohlockt nicht im Maskenterzett, daß sie nun bald den Mörder ihres Vaters entlarven werde, obwohl diesem Ziel seitdem ihr einziges Lebensgeschäft gewidmet ist; sondern es bangt ihr davor, ihn wiederzusehen. Sie sagt nicht allein für Ottavio: „Der Schritt ist voll Gefahren." Das ist der Schatten tragischer Größe. Zerlina kennt zwar diese Tragik nicht, und so überzeugender aber preist sie ein Hausmittel der Liebe, in dessen Besingung in ihren beiden großen Arien sie die Reife ihrer Disposition für den Herrn der Liebe erweist. „Wie ein stummes Lämmchen leiden" heißt es in der einen, und in der andern: „Ich weiß ein Mittelchen, für alles gut."

Wie kann man überhaupt an der Größe Don Juans zweifeln, ohne Elvira das tiefste Unrecht zu tun! Sie läßt sich verhöhnen, sagt man; doch nur durch Leporello. Der freilich kann seinen Herrn nicht begreifen. Die Register-Arie ist eine Exposition der Fabel; sie hört dabei garnicht auf ihn

hin. Und im Sextett führt Mozart nur mit der Härte des Stilcharakters die Aufgabe durch, für welche Donna Elvira Modell steht; es kann ihr nicht geholfen werden, das Stilgesetz ist unerbittlich. Wer aber darum an ihrer Größe und ihrer Reihnheit zweifeln will, der mißt nicht mit dem Maße Shakespearescher Dramatik; für den ist auch das Liebeswerben Richards des Dritten eine Unhöflichkeit und eine Unmenschlichkeit.

Donna Elvira aber ruft nicht umsonst die „Allmacht der Liebe“ an; sie beweist sie bis zum Ende. Und dies besagt auch der Urtext besser als die Uebersetzung mit „Allmacht der Liebe“: L’ultima prova dell’ amor mio ancor vogl’io fare con te (Allmacht der Liebe hat mich geführet! Wenn je sie rühret, so rührt sie dich).

Mehr vielleicht als von der Erscheinung des Komturs wird der rein aesthetische Mensch von dieser letzten Erscheinung Elviras ergriffen; darum kommt auch hier die ganze Natur Don Juans zum Ausbruch. Es ist nicht Gemütlosigkeit, welche ihn gegen die Mahnung der Liebenden Hohn sprechen läßt: sondern so fordert es die grauenvolle Durchführung seines Charakters; so und nicht anders muß er sprechen. Er weist sie nicht von sich, aber er kann nichts andres mit ihr anfangen: „Ohne sie (die Liebe) leben, lohnt nicht der Müh“.

Aber jetzt erst kommt die Hauptsache. Indem Elvira bei dem Eintritt des steinernen Gastes mit dem Schrei des Entsetzens den Saal verläßt, da ist für Don Juan die Einheit des Charakters aus seiner Wurzel heraus zu Ende geführt. Was danach noch kommt, das betrifft die Komplikationen seiner tragischen Liebe mit den konventionellen Mächten der sittlichen Welt. Da muß sein Untergang besiegelt werden. Zuvor aber wird diese Grundfeste seines Wesens durch Elviras Urteil abgeschlossen. Und dieses Urteil ist der Aufschrei ihrer letzten Mahnung, der erschütternd ist, wie dies irae, zugleich aber hingebungsvoll, wie ein Gebet; und darum lautet es: Gerettet. Man darf, man muß bei diesem Faustpoem Elvira als Gretchen würdigen, auch in der himmlischen Verklärung. Und schon vor dem Finale wird sie zur Büßerin in demselben Moment, in dem sie sich wiederum hingibt. Denn sie kennt ihre Schuld. Besser als: „Ach, ich lieb’ ihn noch“ läßt der Urtext: „è colpa aver pietà“ sie sagen in dem fürchterlichen Terzett, in dem sich Don Juan ihr gegenüber in eine bloße Gestenmaske verwandelt. Aber es sind Himmelstöne, in denen er seine Reue, seine Anbetung beschwört. Und es wird ihr Schicksal, in einer noch elendern Notlage als der Schutzengel ihres Ideals in Aktion zu treten: im Sextett, in dem alle

Höllenzauber der dramatischen Idee ins Werk gesetzt werden. Sie muß für den verkleideten Leporello um Gnade flehen. „E mio marito, pietà!“ Das ist grotesker als: „Ach, schont sein Leben“. Diese grausame Konsequenz fordert die Strenge der dramatischen Idee. Indessen bleibt auch bei ihr der harmonische Schluß nicht aus.

Diesen definitiven Abschluß für das Charakterbild der Elvira bringt das zweite Finale, in dem Elvira zum Johannes des steinernen Gastes wird. Auch Gretchen betet zur Mater gloriosa für den „früh Geliebten“. So jammervoll ist die Klage Elviras, mit dem sie ihn vor seinem Ende zur Reue ermahnt: „Esempio orribili d'inniquità (Wahrlich, der Strafe wirst du nicht entgehen:) Damit verläßt sie ihn und meldet ihm mit schrecklichen Schrei die nahende Vergeltung an. Sie kann auch dies getrost tun; denn in der Einheit dieser ihrer dramatischen Handlung hat sie ihm durch sich selbst und in sich selbst die Gnade, die Rettung erwirkt.

Aber hier erweist wiederum die Einheit der Handlung ihre ideale Wirksamkeit. Diese Rettung kommt vor dem eigentlichen Schluß mit dem steinernen Gaste. Und bei aller ihrer unerhörten musikalischen Größe ist sie dramatisch, im Sinne der dramatischen Idee doch eigentlich beinahe nur eine Wiederholung der Szene mit Elvira, die die Vorbereitung für sie bildet. Die schon durch Elvira erreichte Versöhnung schwebt über dem ganzen Finale, sie wirkt positiv nach, sie verklärt den Starrsinn dieses dämonischen Menschen, und sie vereitelt alles Feuerwerk der Vergeltung; sie fließt innerlich mit dem Abschluß zusammen, den der steinerne Gast herbeizuführen hat.

Ist doch der steinerne Gast nur selbst ein Analogon zu dieser letzten Mission der Elvira. Auch er fleht mehr den Verbrecher um Reue an, als daß er ihn nur streng und hart ermahnte. Nachdem er das frische Gedeck verboten, singt er: „Weit, weit, weit führt mich her meine Straße; heilige Labung versag' mir nicht!“ Er hat Sorge um den Verbrecher; Sehnsucht, ihn zu retten, führt ihn her. Diese echt lyrische Durchtränkung der ganzen großen Apostrophe gibt ihr die religiöse Wahrheit, die von aller Schaustellung eines kultischen Mysteriums himmelweit verschieden ist.

Man soll nicht vergleichen unter den Denkmälern der ewigen Größe. Aber das Laienurteil dürfte doch wohl [illegible] rechtfertigen lassen, wenn einmal dieser Schlußgesang, der sehr charaktistischer Weise in der alten deutschen Uebersetzung lautet: „Dort von der Sternenhöhe stieg ich“, mit einem Wort be-

schrieben werden darf: Alle Kyries und alle Crucifixus aller hohen und solennen Messen werden übertroffen von diesen weltfremden Tönen in der Offenbarung einer Jenseitigkeit, die nirgend sonst in solcher Wahrheit und Realität erklingt, an die kein Laut des Zweifels sich heranwagt, an die jeder glauben muß als eine höchste und einzige Wahrheit, jeder, der sie vernimmt, und der mit aesthetischem Musikverständnis begnadet ist.

Diese Musik ist nicht nur selbst das Ereignis der Unvergänglichkeit; sie ist zugleich das Zeugnis der Unvergänglichkeit der musikalischen Kunst für die allerhöchsten Aufgaben des Kunstgeistes der Menschheit. Der Todesgedanke, der Mozarts Leben begleitet hat, hat den Genius hier zur Enthüllung aller Geheimnisse des Jenseits und der Ewigkeit auferweckt.

Und diese Verkündung des Jenseits ist nicht die einzige Aufgabe des Komturs: das allgemeine Problem dieser Oper steht mit ihr in inniger Verbindung.

Der tragische Charakter Don Juans entspricht in höherm Maße dem Begriffe des Dramas, weil, wie wir sahen, das der Liebe mit den allgemeinen ethischen Problemen verflochten wurde. Ebenso auch bildet der Komtur eine wichtige Figur, weil sie die musikalische Dramatik Mozarts in ihrer religiösen Erhabenheit zur Enthüllung bringt. Schon im ersten Terzett kündet sich diese neue Art der Oper an, welche das eigentliche Finale des ‚Don Juan' auszeichnet. Es ist ein Zweikampf eigener Art, bei dem am letzten Ende die kalte Hand den Todesstreich führt. Aber es sind die Töne des Himmels, nicht der Hölle, welche erklingen, welche in der Ouvertüre schon erklungen waren, da sie das Ziel des Werkes künden: den Sieg der Sittlichkeit über die Naturmacht begehrlicher Sinnlichkeit.

Wer da noch an Heiterkeit und an das gute Recht der Lebenskraft und Lebenslust denken könnte, für den hat das Höchste, das Größte, was die Oper hervorgebracht hat, sich nicht in seiner Tiefe erschlossen. Hier ist die Weltgeschichte auch der Kunst des Weltgerichts; denn im letzten Grunde handelt es sich bei aller Kunst um das nackte Recht der Liebe. Sie ist das Glück, sie ist der Satan des Menschen. Das Dämonische der Liebe macht Don Juan leibhaftig. Darum muß er in der Einheit des Dramas untergehen; Elvira aber führt ihre Rolle durch, indem sie zu seiner Rettung herbeieilt.

Und der Komtur nimmt dieselbe Aufgabe an sich, und ebenso, wie Elvira, kommt er nicht, um des Helden Untergang herbeizuführen, sondern um diesen durch den Sirenenruf seiner Himmelstöne zu verhindern. Und auch er bestätigt durch seine Erscheinung am Sünder selbst das Recht und die

Würde der sündigen Menschenseele. Der Frevler geht unter, aber in ihm kommt die Einheit einer dramatischen Handlung, kommt die Einheit eines ästhetischen Charakters zu einer unendlichen Vollendung. Sie ist unendlich; die dramatische Einheit ist für den Zuschauer unendlich.

Bei dieser Schwere des dramatischen Problems und seiner Fassung hier ist es begreiflich, daß Mozart dem Don Juan selbst das komische Motiv nicht stark auftragen konnte. Bedenken wir nur, daß es ja eigentlich immer nur in uns sich reflektieren muß; er müßte selbst immer ernsthaft bleiben; nur für uns müßte er im Mißverhältnis zu seiner Aufgabe, also komisch erscheinen. Es fehlt nicht an solchen Nebenzügen, welche den Sinn haben, Don Juan vor dem Scheine zu schützen, als wäre er ein Maulheld seiner Routine, und als könnte er seine Rolle nicht auch einmal leicht nehmen und nicht immer nur als Glanzpartie.

Dahingegen wurde es nun notwendig, in der Kontrastfigur alle die Zweideutigkeit, Gemeinheit, Oberflächlichkeit und Niedertracht abzuladen, welcher Don Juan entrückt werden mußte. So entstand Leporello, der sogleich im Beginne der Oper sich damit ankündigt, daß er den Herrn spielen will. Das eben ist er nicht; und so tritt er schon damit in das komische Licht. Er ist höchstens das Kleid des Herrn; für sich ruft er Barmherzigkeit an. Er hat sie nötig; denn er treibt das ganze Handwerk des Herrn auf Befehl und auf eigene Faust.

Nichtsdestoweniger kann er auch moralisch sein, und er ist es immer, wo die Gefahr im Anzuge ist. Aber er ist niemals die Einheit einer dramatischen Person, sondern stets nur ein Motiv, oder vielmehr ein Doppelmotiv; denn es fehlt ihm nicht der Sinn, der Geruch gleichsam für das Tragische; er darf ihm nicht fehlen; denn er ist nicht Kasperle oder Harlequin; er ist eine Figur in der Oper Mozarts. Wenn er singt: „Weh, o weh, das sind Mirakel", so ahnt selbst Don Juan, daß die Sache nicht geheuer sei. Er darf daher die Statue anrufen, und er darf zugegen sein, als sie zu Gaste erscheint; denn ihm schlottern dabei mehr die Gebeine als im Sextett, wo seine eigene Haut auf dem Spiele steht. Trotz aller dieser tragischen Stimmungsmomente, die in ihm nicht erloschen sind, ist er doch nur Folie zum Don Juan; soll er doch nur in seiner Scheinperson demonstrieren, was ihm gegenüber Don Juan bedeutet.

Damit Don Juan nicht in die Verlegenheit gebracht werde, auf den Kothurn zu steigen und von dem hohen Sinn der Liebe zu predigen und von dem schwersten Doppelsinn

des menschlichen Lebens, Strebens und Glückes, darum wird ihm Leporello zum Sekundanten gegeben, damit man sehe, wie die gewöhnliche hausierende Leidenschaft aussieht, und wie sie auch den Momenten der Rührung und der Reue zugänglich ist. Leporello will sogar einmal seinen Herrn verlassen. Die Szene ist wichtig. „Bleib mir nur treu!" sagt Don Juan mit Recht. Sie gehören beide zusammen; erst aus ihrer Verbindung entsteht die neue Kraft des Dramas, welche Mozart nach Shakespeare erzeugt hat.

Dieser neue Sinn, den das moderne Drama der modernen Kunst überhaupt verliehen hat, ist der Humor. Der dramatische Humor ist nicht Heiterkeit, und auch nicht weltmüde Gelassenheit: er ist das Tragische und das Komische in Vereinigung; in einer Einheit, die der Elemente eigene Einheit nur heller an den Tag bringt. Der Dramatiker darf nicht sagen: Trug die Anmut und Tand die Schönheit; aber indem er dem tragischen Stolze des Menschen an seiner Schönheit und an deren Glorie und Triumph, der Liebe, zu dem tragischen auch das komische Motiv beigesellt und zeigt, wie sehr in ihrem Ungestüm und ihrer Wandelsucht dieser Stolz des Menschenherzen sich selbst vereitelt, so könnte einem dabei predigerhaft zu Mute werden. Der Humor errettet aus solcher Abkehr von der vanity fair des menschlichen Daseins.

Don Juan geht zu Grunde; so verlangt es nicht allein die sittliche Weltordnung, sondern ebensosehr die dramatische Gerechtigkeit. Aber das Drama bleibt ewig; und solange Herzen atmen, streben und irren werden, so lange wird es als ein hohes Lied des menschlichen Lebens gepriesen und begehrt werden. Es kann niemals veralten; man wird ewig danach Verlangen tragen, nicht um im Spiegel seiner Schwäche sich zu beschönigen oder gar zu sonnen, sondern um sich immerdar von der Weisheit trösten zu lassen, welche dieser Humor ausstrahlt.

Da ertönen die mächtigsten Harmonien, die an das Jenseits gemahnen; da ertönen die innigsten Laute der Kindesliebe, der Gattenliebe und der Brautschaft, wie auch das erschütternde Dräuen eines Vaters, der Ehre und Leben zu wahren hat. Und doch waltet eine sieghafte Sicherheit der Harmonie in dieser ganzen geschlossenen Welt, an der das Entsetzen abprallt, wie der Uebermut. Die schwerste Forderung, die jemals an den Helden des Dramas gestellt wurde, die sonst nur im Sinne der Komödie gefaßt wurde, wird von Mozart in seinem ‚Don Juan' gelöst. Und nur dem Humor war diese Lösung möglich.

Das Bruchstück einer Untersuchung über ‚Die dramatische Idee in Mozarts Operntexten' aus dem Verlag Bruno Cassirer.

Volk in Not / von Alfred Polgar

Volk in Not' ist ein „deutsches Heldenlied" in drei Akten von Karl Schönherr. Im ersten Akt entschließen sich die friedfertigen und der Blutarbeit müden Tiroler, den französischen Eindringling aus dem Land zu jagen. Die verlorene Freiheit, die Kränkungen an Leib und Seele, Glauben und Sitte schmerzen doch zu tief, als daß Ergebung ins Schicksal möglich wäre. Und der kluge Sandwirt braucht nur wenig nachzuhelfen, um den Aufruhr der Seelen in Aufruhr der Fäuste überzuleiten. „Inwendig" ist die Sache ja von vorn herein organisiert. Schönherrs Tiroler empfinden, denken, sprechen alle gleich: nur das Temperament färbt kleine Unterschiede an. Jeder und jede ist herb, trutzig, rechtschaffen, vierkantig und von Rührseligkeit so fern wie der Ochs vom Tanzen. Bei solcher Homogenität genügt naturgemäß ein Splitter, um das Wesen des Ganzen aufzuzeigen. Und also, weil Schönherrs „Volk" nicht ein eigentümliches Gemenge von Leidenschaften, Schwächen, Begabungen, Niedrigkeiten, Tugenden, von Schönem und Häßlichem, Törichtem und Klugem bedeutet, sondern schlechtweg eine Mehrzahl gleichgearteter Einzelwesen, reichen im Heldenlied ein paar Individuen hin, Volk zu verkörpern. Es sind keine Tiroler nach der Schablone, die der Doktor Schönherr formt, aber Tiroler nach seiner Schablone: herb, trutzig, rechtschaffen undsoweiter. Sie reden nicht viel, aber äußerst prägnant, und sind durchwegs Bildschnitzer am Wort. Der Herbheit befleißigen sie sich wie einer seelischen Industrie, deren Erzeugnisse von Besuchern des Landes, insbesondere von Dichtern, sehr geschätzt sind. Alles Weiche bleibt inwendig. Wagt es sich hervor, so versteinert es fast augenblicks. Ihre Träne stockt an der freien Luft, und unwillkürliche Äußerungen der Menschlichkeit gehen vorbei wie ein kurzer Krampf des Gemüts. Das gibt diesen Geschöpfen etwas Finsteres, Überhartes, Unfrohes, macht sie aber geeignet, als Statuen ihrer selbst das Heim zu schmücken. Es bedarf ja nur geringer literarischer Präparierung, um von diesen Monumentalwesen auch den letzten Erdenrest wegzuputzen. Manche Gegenständlichkeit im ersten Akt hat Ergreifendes. Wenn die blutgesprenkelte Fahne hervorgeholt wird, derentwillen ein Jüngling erschlagen wurde, und alle schweigend die Schweigende grüßen, wirkt das als ein kräftiger Druck auf den Pumphebel der Empfindsamkeit. Auch das ist stark, wie die Männer fast ohne Abschied in die Schlacht gehen, vom lautlosen Sturm ihres Innern fortgewirbelt. Die

Schlacht selbst dann — zweiter Akt — wirkt genrehaft, ohne Größe, Steigerung, Höhepunkt. Jedem Schuß folgt wie der Rückstoß des Gewehres eine trutzige Redensart, „Bluet" gerinnt zu den verschiedensten Tirolismen, sterben und sterben lassen ist die frohe Losung. Durch den grauen, episch ausgezogenen, alle Konturen verwischenden Pulverdampf dringt der Aufschrei des Sandwirts: „Ich kann nix dafür!" als einziger dramatischer Lichtstrahl. Einmal wird gesagt: Auf dem Iselberg kämpft keiner, weil er muß! Die Stelle ist wertvoll; sie befreit das Heldenlied von dem Verdacht, an Parallelismen mit der Gegenwart zu schmarotzen. Im Schlußakt warten die Weiber auf die Heimkehr derer, die wir tot wissen. Dieses Beisammensein der angstbeklommenen Frauen bringt die starke, eindrucksvolle Viertelstunde des Abends. Wie der Dichter seine Heldenfrauen dann die Nachricht vom Tod der Ihren empfangen und aufnehmen läßt, das möchte man, wäre das Werk nicht so steif imprägniert von Herbheit und rauher Biederkeit, gerne verlogen nennen. Ja, wäre das Blut dieses Dichters nicht garantiertes Bluet, man möchte den Vorwurf wagen, daß er sein Tirol jüdisch überpointiere. Eine Mutter hört vom Tod ihres Einzigen. Ihre erste Frage lautet nicht: Hat er viel gelitten? Sondern: Wo ist ihm die Kugel hineingegangen? Und als sie hört: durch die Brust und beim Rücken hinaus und nicht umgekehrt, ist sie à la grecque beruhigt. Eine andre erfährt, daß ihr Mann, ihr erster, ihr zweiter, auch ihr dritter und letzter Sohn gefallen seien. Nach einer minutenlangen Schwäche — welch rührende Konzession des unerbittlichen Dichters an die Natur! — richtet sie sich auf und sagt, erhaben zum Alltäglichen schreitend: „Annemarie, stell die Kartoffeln auf!" Hier ist die Linie, wo das Menschliche an das andre grenzt; ich weiß nur nicht, ob an das Göttliche oder an das Viehische. Zwei junge Frauen, die um den Liebsten uud um den Mann klagen, ermuntert der Sandwirt, sie mögen doch keine essigsauren Gesichter machen, sie seien ja lebfrisch, würden schon noch Männer finden. Angesichts der warmen Leichen ein Trost von höchst burlesker lebfrischer Roheit. „Aber," sagt der Sandwirt, zahlt seinen Wein und geht mit dem brennenden Laterndchen stimmungsvoll in den Aktschluß, aber „'s Land braucht Buab'n. Es ist a schmiedeiserne Zeit!"

Dieses Heldenlied hat starken Klang. Es ist überlebensgroß und überlebenskalt. Es ist einfach, wuchtig, und seine harten Flächen spiegeln die Sonne des Ruhms. Sein Dichter könnt' einen Steinmetz lehren. Er ist der Mann dazu,

Monumente zu schaffen, die das Volk verherrlichen, o Obrigkeit weh zu tun. Unsterblichkeit im Lesebuch ist ihm sicher. Wir träumen von andern Dichtern, die von andrer, härterer, tieferer Not, von Volk in Geistesnot zu sagen und zu gestalten wissen werden. Nicht heute. 's Heute braucht Heldenliedsänger. Und die Heldenliedsänger brauchen das Heute. Es ist a gußeiserne Zeit.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

II.

Konzertsäle

Eine Theatervorstellung setzt im allgemeinen sechs Interessentengruppen voraus: den Theatereigentümer, den Direktor, den Autor, den Agenten, den Schauspieler und das Publikum. Das Publikum selbst als der empfangende Teil sieht sich in der Vorstellung nur dem Darsteller gegenüber und lernt den Direktor höchstens aus dem Theaterzettel, den Autor manchmal durch einen Hervorruf bei der Premiere kennen. Von dem Eigentümer nimmt es allenfalls dadurch Notiz, daß es sich in seinem Hause befindet. Der Agent entzieht sich seiner Wahrnehmung, und zwar sowohl der Vermittler für das Stück wie für die Anstellung des Schauspielers. Tatsächlich ist dieser Agent fast immer vorhanden und spielt eine erhebliche Rolle. Es kommt kaum vor, daß Stücke vom Autor direkt erworben oder Schauspieler vom Bühnenleiter direkt angestellt werden. Selten findet eine Verkürzung der Interessentengruppen statt. Ab und zu ist der Direktor zugleich der Eigentümer des Hauses. In Berlin ist das zur Zeit beim Deutschen Theater der Fall. Andre Vereinigungen kommen kaum vor. Der Eigentümer vermietet sein Haus an den Direktor. Der Direktor schafft sich durch die Agenten Stücke und Darsteller, und diese treten dann in dem Theater auf. Da fünf gebende und eine empfangende Gruppe zu zählen sind, so folgt, daß der empfangende Teil alle fünf Gruppen ernähren muß. Man ersieht daraus, wie ungemein kostspielig der Apparat eines Theaters ist. Man ersieht auch, daß der Bühnenbetrieb die Existenz sehr vieler Menschen an den Leiter des Betriebes bindet, und daß man aus diesem Grunde erhöhte Sicherheit für die künstlerische und wirtschaftliche Fundierung des Unternehmens verlangen muß.

Ganz anders ist das beim Konzertbetrieb. Der empfangenden Gruppe stehen gegenüber: der Eigentümer, der Agent und der Künstler. Es fehlt derjenige Teil, der beim Theater

am meisten verdienen möchte, und auf dem die ganze Verantwortung ruht: der Direktor. Schon hieraus ergibt sich die Verschiedenheit der beiden Betriebe und erklärt sich, daß für die Ausübung des Konzertbetriebs keine erheblichen Sicherheiten zu leisten sind. Der Direktor hätte beim besten Willen nichts zu tun. Er könnte nichts ausführen, was nicht der Agent und der Eigentümer selbst ausführen können. Aber auch der Eigentümer spielt eine wesentlich geringere Rolle. In einem Theater sind sehr viele Menschen als Darsteller und technische Hilfsarbeiter aller Art beschäftigt. Man braucht Dekorationen, Verwandlungsapparate und einen Raum, der gegen Feuersgefahr gesichert ist. Diese Notwendigkeit führte zu Vorschriften, die in einer schwer erfüllbaren Theaterbauordnung niedergelegt sind. Das Konzert arbeitet ohne Requisiten und Apparate der Bühnentechnik und setzt keine Vielheit und Kostümierung der Künstler voraus. So braucht der Konzertsaal auch keine allzu verwickelten Bauvorschriften zu haben, und die Erlangung der Erlaubnis für die Eröffnung eines solchen Saales ist verhältnismäßig leicht zu erreichen. Es können sich, zum Beispiel, Wohnungen und Geschäfte im Hause und in seiner nähern Umgebung befinden. Während also der Eigentümer eines Theaters in Berlin eine ungewöhnlich hohe Summe in dem Bau festlegt und damit seine wirtschaftliche Existenz hauptsächlich von dem Erfolg des Theaters abhängig macht, ist der Eigentümer eines Konzertsaals wesentlich leichter und freier gestellt und trägt ein bedeutend geringeres Risiko als sein Kollege vom Theater.

So konnte es kommen, daß die ersten beiden Interessenten-Gruppen des Konzerts, der Eigentümer und der Agent, oftmals Verschmelzungen erfuhren. Der Konzertdirektion Hermann Wolff gehört der Bechstein-Saal. Der Inhaber der Philharmonie, der Direktor Landecker, veranstaltet auch Konzerte unter eigner Leitung. So geschieht es nun häufiger, daß die Gruppe der Agenten ausgeschaltet wird. Konzertgeber und Eigentümer kommen direkt zusammen. Immerhin ist das nicht der normale Zustand, welcher die drei Faktoren des Eigentümers, des Agenten und des Konzertgebers kennt. Noch einmal: der Eigentümer eines Konzertsaals braucht kein Kapital im Wert des Theatergebäudes zu investieren, der Theaterdirektor ist ausgeschaltet, und deshalb ist die Abhaltung eines Konzerts wesentlich billiger als eine Theatervorstellung. Aus dieser wirtschaftlichen Tatsache folgt die künstlerische Misere des großstädtischen Konzertbetriebs. Weil nur eine verhältnismäßig geringe Summe dazu gehört, sich in

Berlin hören zu lassen, die Presse einzuladen und die Öffentlichkeit in Anspruch zu nehmen, deshalb mehrt sich die Zahl Derjenigen, welche hoffen, auf diese Weise vorwärts zu kommen. Ein Schauspieler, der nichts kann, findet kaum je einen Agenten, der ihn zu einem Direktor bringt. Eine Sängerin, die nicht singen kann, und ein Pianist, der auf dem Klavier stottert, ist in der Lage, für dreihundert Mark die Zeitungen und das Publikum zu belästigen. Eine Abhülfe, die in keinem Fall eine polizeiliche sein darf, wird nur dadurch geschaffen, daß die großen Agenturen sich einigermaßen die Leute ansehen und anhören, welche sie auftreten lassen, und daß sie sich offenkundig minderwertiger Elemente nicht annehmen. Selbstverständlich finden diese dann immer bei den kleinen Agenturen Zuflucht. Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß manchmal eine weniger bedeutende Agentur tüchtige künstlerische Kräfte vorführen kann, weil sie sich vielleicht für den Einzelnen mehr ins Zeug legt als das große Unternehmen.

Die Zahl der Konzertsäle ist in der Provinz gewöhnlich ganz beschränkt. Es gibt selbst in größern Städten fast immer nur einen Saal, der in Frage kommt. In Berlin ist die Zahl der Säle außerordentlich groß. Die meisten aber dienen nur zu Festlichkeiten oder musikalischen Veranstaltungen geringerer Art, die für ein künstlerisch gebildetes Publikum und vor allem für die Presse nicht in Frage kommen. Sie scheiden daher auch für die Mietung durch Konzertunternehmer aus. Ein gutes oder wenigstens gut gedachtes Konzert setzt ebenso wie eine Theateraufführung einen angemessenen, anständigen Raum voraus. So ist es gekommen, daß nur eine ganz bestimmte Anzahl von Sälen zu Konzertzwecken benutzt werden. Da die Unternehmer sich diese sichern müssen, so ergibt sich von selbst, daß die andern Säle nach und nach vollständig ausgeschaltet werden. In Berlin kommen folgende Säle in Betracht:

	mit einer Fassungskraft von Personen:
Philharmonie	2400
(der Oberlichtsaal wird für Konzerte kaum verwertet)	
Beethovensaal	1000
Saal Bechstein	500
Sing-Akademie	935
Blüthner-Saal	1100
Klindworth-Scharwenka-Saal .	500
Meister-Saal	400

Gelegentlich benutzt werden noch der Harmonium-Saal, der Choralion-Saal und das Künstlerhaus. (Fortsetzung folgt)

Der Weiher / von Annette von Droste-Hülshoff

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht;
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz;
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede;
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

Nacht / von Rudolf Leonhard

Diglitiner ging müde zurück zum Lazarett. Die Zeit drängte, aber er vermochte nicht schnell zu gehn. Der Wolkenhimmel über ihm war in Stücke zerschlagen. Die Straße glänzte naß, und breitmäulig, feucht reihten sich die Fassaden ruhig aneinander. Aus den Dachfenstern und von den Balkonbrüstungen hingen tief die regenschweren Fahnen, die manchmal aufstreichender Wind schwer gegen die Häuser schlug oder zu dicken Falten rollte.

Er bog in einen Nebenweg, der ihn rascher führen sollte. Er sank bei jedem Schritt bis an die Knöchel in Schlamm. Verstreut traten die Rückseiten der Gebäude, die auf diesen Weg schauten, unregelmäßig zurück. Es roch nach nassem Unkraut.

Vor einem Hause, das einige Fenster erleuchtet vorhob, blieb Diglitiner stehn, wartend oder erschöpft. Es wurde in einem zweifenstrigen Zimmer Klavier gespielt; er erkannte die Passacaglia von Bach und wußte, ohne zu ahnen, woher er es wußte, daß ein Mädchen sie spielte. Dennoch konnte er durch die verhängten Fenster nichts sehn; nicht einmal konnte er lauschend erkennen, an welcher Stelle des Zimmers das Instrument klang. Es war, als ob die hellen unbewegten Vorhänge die klar steigende Folge der Töne über ihn gäben. Die Melodie drang auf und kehrte zurück: und Diglitiner atmete schwer. Ein drittes Fenster stand erhellt und war nicht verhängt. Dahinter bewegte sich mehrmals ein Schatten; nun wurde, die Seite der schmalen Büste und das Profil zu ihm gewendet, ein Mädchen sichtbar; sie hantierte, verschwand und erschien wieder, ging und kam in ruhiger Schnelligkeit.

Diglitiner stand beklommen ganz im Dunkeln. Dies geschah so nah vor ihm, diese sichtbare Bewegung und diese

verhüllte Musik, nebeneinander in den beiden Stuben. Dies erfüllte nun tausende von Häusern, überall im Lande. Dies war Abend und Tagesende und beginnende Nacht — und auch das Geräusch einer Kneipe, und drüben auf der Straße die schrillen Pfiffe. Hier stand er, von beginnender Nacht bedeckt unter einem Baum — war da nicht laublos ein Baum? — unter Lichtern am Gartenzaune eines wildfremden Hauses. Das eine Mädchen ging ordnend hin und her, die andre spielte fort; sie ahnten beide nicht, daß er sie empfand, daß ihr abendliches Gehaben sich schwer in sein Herz drückte. Er kehrte die Augen ganz auf die Musik. Die stieg heller an.

Die Fahne auf dem Dache des Hauses, die er nicht sehn konnte, klatschte naß und hart. Er sank überwältigt auf die Knie, achtlos mitten in den Schlamm, und Tränen stürzten über sein Gesicht.

Falsche Propheten / von Vindex

Von den neuen Fragen, die der Krieg aufwirft, hallt die Erde wider, und wir können sicher sein, daß die Kette dieser Fragen kein Ende nimmt, bevor nicht das letzte Geschütz wieder in der heimatlichen Garnison steht. Alle Theorien, die über die Entwicklungstendenzen, die Ziele und die Widerstandsfähigkeit unsrer Wirtschaftsorganisation vordem aufgestellt worden sind, haben in den Wurzeln Erschütterungen erfahren durch das, was in diesem Kriege sich auf dem wirtschaftlichen Felde begeben hat. Keine Aufzählung würde die Fälle erschöpfen, in denen frühere Ueberzeugungen zu begraben waren, in denen die Lehren der Wissenschaft durch das widerlegt wurden, was von je her die besten Beweise und Gegenbeweise für Katheder- und Bücherweisheit geliefert hat: nämlich durch den Ablauf der Tatsachen und die Gestaltung der Wirklichkeit.

Darum muß man sehr mißtrauisch sein, wenn man die Propheten jetzt wieder an der Arbeit sieht und ihre Bemühungen spürt, uns über die Zeit, die dem Kriege folgt, Aufschlüsse zu geben und uns zu sagen, wie die deutsche Industrie, der deutsche Innen- und Außenhandel, wie das Handwerk und die Technik, wie Schiffahrt, Banken und Börse dastehen werden. In Wahrheit weiß hiervon niemand etwas, und die Klugen schweigen deshalb auch, wenn es ans Prophezeien geht, rein still. Da aber die Klugen in der Minderzahl sind und die Andern das Feld beherrschen, so hören die Ankündigungen darüber, was unser nach Friedensschluß wartet, nicht auf, und wer Zeit genug hat, sich um alle Voraussagen, die tagaus tagein in der Oeffentlichkeit laut werden, zu kümmern, der kann sich nach Neigung und Temperament ein Wirtschaftsbild für die Zukunft ausmalen, wie es ihm zusagt, und wie es seiner eigenen Veranlagung und innern Meinung entspricht: denn für jede Art des Temperaments und der Anschauung ist gesorgt, für die Heitern und die Optimisten gibt es die herrlichsten Ausblicke, für die Schwarzseher die finstersten Abgründe; was

dem einen Propheten grau erscheint, erscheint dem andern himmelblau; einer glaubt, in weniger als in einem Jahr wird unser Außenhandel gesunden und stärker sein als jemals, der andre meint, daß der Export niemals wieder das wird, was er war. Dieser sagt: die Rohstoffversorgung wird noch jahrelang stocken, jener: in sechs Wochen werden wir haben, was wir brauchen. Und über die Entwicklung des Geldstandes kann man nicht nur zwei, sondern ein halbes Dutzend verschiedener Ansichten hören.

Der Geldstand nach dem Kriege — das ist die Frage: Teuerung oder nicht; das ist das Problem, ob die abnorme Entwicklung der Preise, die wir während der Kriegszeit erleben mußten, nachher weiter anhält, oder ob sie einem allmählichen Rückgang, der Rückkehr zu normaleren Verhältnissen, Platz machen wird. Die schwärzeste Richtung der Voraussager sind jene Leute, die der Ansicht Ausdruck geben, daß die Teuerung nach dem Kriege nicht nur andauern, sondern noch schlimmer werden wird. Diese Bedenklichen führen an: der Krieg hat uns so ungeheure Werte gekostet, wir haben so lange vom Kapital unsrer Rohstoffe und Vorräte gezehrt, daß der notwendige Ersatz nur durch gewaltige Ankäufe im Ausland beschafft werden kann. Je größer und je drängender aber diese Ankäufe sein werden, desto mehr Geld wird man uns für die Ware abnehmen, desto höher werden also die Preise für alle Gegenstände sein, die daraus hergestellt werden (und das sind so ziemlich alle erdenkbaren Dinge überhaupt). Unser Export kann erst beginnen, wenn wir eine Zeitlang nichts weiter getan haben als gekauft, und das Gekaufte verarbeitet haben. So lange hätten wir aber kein Guthaben im Auslande, müßten also bares Geld und Gold abführen und sähen bei uns im Lande eine Teuerung, gegen die unsre heutige ein Kinderspiel sei.

Die Andern, die alle dem nicht zustimmen, sind der Meinung, daß wir, sobald der Frieden uns wieder die Verkehrswege völlig eröffnet (einstweilen fahren wir unter Wasser ein wenig nach Amerika, um uns die Kunden warm zu halten) — eine große Menge Ausfuhrwaren, namentlich Kohle, Kali, Eisen, Maschinen, Chemikalien in die fremden Häfen senden; und man wird drüben froh sein, wenn wir ihnen nicht Geld, sondern nur Waren dafür abnehmen. Wir werden gleich wieder regulär zu handeln anfangen, und jeder Grund für abnorme Preissteigerungen wird beseitigt sein.

Zwischen diesen beiden Ueberzeugungen steht noch eine ganze Anzahl in der Mitte, und da, wie gesagt, vieles Temperaments- und Auffassungssache ist, so läßt sich dazu kaum mehr bemerken, als daß die meisten Ansichten auf Erden etwas für sich und etwas gegen sich haben, und daß im übrigen der gegenwärtigen Lage gegenüber jeder am besten kühl bleibt und abwartet.

Wer darüber hinaus noch mit übersehbaren Tatsachen rechnen will, was immer gut ist, der mag sich vor Augen halten, daß die Regierung keineswegs gewillt sein wird, alsbald nach Abbruch des Krieges im Handel und Wandel das freie Spiel der Kräfte wieder walten zu lassen. Daß das Reich vielmehr auf lange Zeit hinaus das Heft in der Hand behalten will, daß nicht nur die staatliche Bewirtschaftung des Getreides, sondern auch die der gesamten Ernährungsmittel, die der bürgerlichen Bekleidung, und nicht zuletzt die Ein- und Ausfuhr nach Gesichtspunkten geregelt werden wird, die denen des unbeschränkten Handels oft entgegengesetzt sein werden.

Antworten

Ferdinand Scheyrer in Darmstadt. Den Fehler hat nicht die ‚Schaubühne', sondern der Verfasser von ‚Briefen eines Unbekannten' gemacht. Vielleicht, weil er selber Villers heißt, hat er den ersten deutschen Offizier, der 1870 gefangen wurde, Herrn von Villers genannt. Nun schreiben Sie mir: „Es war mein Kamerad aus dem frühern Badischen Kadettenhaus Leutnant Philipp Freiherr von Villiez, der an dem kühnen Erkundungsritt des Grafen Zeppelin teilgenommen hatte. Mit Villiez wurde gleichzeitig Leutnant von Wechmar gefangen genommen, während Leutnant Winsloe im Kampf miit den überfallenden französischen Jägern zu Pferde fiel. Sämtliche Offiziere waren Badische Dragoner außer Graf Zeppelin, dem Württemberger Ulan." Ich danke schön, Herr Eisenbahninspektor.

E. R. Hätt' ich nicht gestern unter einer sechshundertjährigen Eiche ein Männerquartett gehört, dessen Tenor wie Johann Nepomuk Zavadil aussah: ich hätte wirklich nicht daran gedacht, daß ich Ihnen noch von Pallenberg erzählen wollte. Aber es ist nur gerecht, zuvor von Kadelburg und Gülstorff zu erzählen. Für Kadelburgs Verhältnisse ist nämlich die ‚Familie Schimek' ein sehr hübsches Stück; das beste, das ich von ihm kenne. Als Silvesterscherz des Königlichen Schauspielhauses hieß es, vor vielen Jahren: ‚Der neue Vormund' und bestand aus einer Rolle für Vollmer, der in vierzig bis fünfzig Minuten zu einem Drachen, einem Vampyr, einem Alb seiner armen Mündel anschwoll, beschattend, wuchtend, lastend, unentrinnbar. Mit ihm schwoll Kadelburg an. Er begriff nicht, warum man bei solchem Eindruck, an dem schließlich er nicht unbeteiligt war, auf zwei Drittel der Abendtantiemen verzichten sollte. Aus dem einen Akt schnell drei gemacht, und die zwei Drittel waren rechtschaffen hinzuverdient. Wurde überdies aus dem berlinischen Vormund ein Tschech', so stand nichts im Wege, daß Pallenberg überall, je nach der Geräumigkeit des Ortes, fünf bis zwanzig bis sechzig bis hundert ausverkaufte Häuser hatte. Aber daß ich Gülstorff nicht vergesse. Dieser junge Schauspieler gibt einen alten Bureaukraten, der lüstern danebenhockt, wenn die Andern ihre Seitensprünge üben. Daß es gar keine richtigen Seitensprünge sind, weil die Balleteuse die brave Braut eines braven Tischlergesellen ist — das tut nichts: Gülstorffen läuft das Wasser im Munde zusammen und tropft ihm aus einem dicken, rötlichen Seehundsschnauzbart. Seine Äuglein glänzen im Vor- oder Nebengefühl ungeahnter Wonnen, und ein stupides Bocksgemecker erschüttert sein ganzes mageres, fünfzigjähriges, hagestolzes Magistratsbeamtenkörperchen. Ein Bürger, der Spießbürger in Person, trotzdem die Komik des Komikers Gülstorff eine märchenhaft unwirkliche Komik ist. Bei aller drastischen Schärfe, die eine Figur von ihm für Monate einprägt, ist sein Spiel wohltuend still, seine Energie lautlos, seine Bizarrerie von einer meisterlichen Sachtheit, meisterlich schon jetzt, wo ich Herrn Gülstorff kaum auf fünfundzwanzig Jahre schätze. Man mag gewisse Namen nicht unnützlich führen: aber dieser hier gleicht einem jüngern Bruder Victor Arnolds, hat, wie er, das Zeug zu einem Satiriker der Bourgeoisie und scheint, wie er, nicht gemütsbar genug, um sich darauf beschränken zu müssen. Um Gülstorffs willen könnte man ‚Familie Schimek' jeden Monat ein Mal sehen; um Pallenbergs willen, im Ernst, jede Woche. In der Erinnerung schmerzen einen alle Glieder. Die Tür geht auf, und herein tritt eine wüste Karikatur von Max Reinhardt aus der Zeit, wo er in tollen Nächten des Künstlerhauses seinen Fremdenführer böhmelte. Eine Frackhose ist nicht recht würdig ergänzt; ein baumwollener Regenschirm ist wie ein Gewehr geschultert; ein niedriges, rundes, steifes Hütchen ist Schutz und Zierde des roten Hauptes; ein Nacken ist stolz gesteift; ein bläulicher Fleck ist jeder Wange Bele-

bung; ein Bäuchlein ist dem gedrungenen Leib förmlich angeklebt; eine Lippe ist drohend vorgeschoben; eine Hand ist unverrückbar auf den Rücken geheftet — es brauchte eigentlich garnicht der Worte. Dies Gewächs queruliert und schmarotzt, kommandiert und tyrannisiert, unterschlägt und erpreßt, ersetzt Befugtheit durch schamlose Frechheit, lügt sich geistesgegenwärtig hundert Male heraus und wird zuletzt doch erwischt und beseitigt. Wir sind dessen garnicht froh. Erstens, weil damit das Stück zu Ende ist; und zweitens, weil Pallenberg es fertig bekommt, shakespearehaft noch im Schuft den bedauernswerten, gehetzten Menschen zu zeigen, der nichts dafür kann, daß er so ist, und deshalb ein Recht hat, so zu sein. Wenn am Ende des dritten Akts Johann Nepomuk Zavadil dasitzt und mit der Vormundschaft über „die Schimeckische" seine bequeme fette Pfründe auf und davon gehen sieht: da tut er uns aufrichtig leid, ist er uns näher als die Sieger, die nicht alle anständiger sind als er, wird er von uns mit dem Wunsch geleitet, daß er bald wieder eine so reichliche Einnahmequelle finde. Es ist ein Moment, der Bruchteil einer Sekunde; meine Beschreibung dauert unendlich viel länger. Bis zu diesem Moment lacht man sich zweieinhalb Stunden kaputt und wieder heil. Was sagt' ich: das ist ein Mensch? eine Anzahl menschlicher Eigenschaften? trotz Feigheit, Tücke, Betrügerei unsereins in Situationen, in die jeder von uns geraten kann? Bewahre. Das ist zunächst nicht Ein Mensch, sondern ein Dutzend. Das ist ferner durchaus nicht menschlich, sondern. . . Was da flimmert und glitzert und irrlichteliert: das sind maßlos witzige Wahnwitzigkeiten, gespenstische Verzerrungen von Lebensaspekten, absonderliche Ulkgebilde von willkürlichsten Konturen, närrische Phantasiegeburten voll überrumpelnder Einfälle und kühner Genialitäten. Das schreit und kräht und falsettiert und steigt in den Kontrabaß und wäre nicht stillos, wenn es plötzlich auf den Händen marschierte. Und hier ist wesentlich mehr als verwegen virtuoses Geflacker. Dieser Pallenberg hat ein satanisches Talent, in einer Gastierrolle Gustav Kadelburgs uns allen die sorglich zusammengehaltenen Hüllen von der sogenannten Seele zu zerren. So heiß wie sein Schauspielerblut, so kalt ist seine Psychologenneugier. Er entdeckt Gucklöcher und Klinzen in der chinesischen Mauer, von der wir alle, und alle einzeln, umgeben sind. Er weitet sie und stößt uns mit der Nase darauf. Aber das geschieht nicht mit Psychologenpedanterie. Es geschieht leicht, geschmeidig, blinkend, mit ungeheurer Beweglichkeit und lächelnder Sicherheit, mit dem exaltierten Gefühl des überschüssigen Reichtums und souveräner geistiger Freiheit. Es geschieht durch zwanzig Drehungen des ‚Charakters' in der Minute und durch Funken, Reflexe und Lichter, die aus einem kompakten Strahlenbündel kunterbunt auf ihn fallen. Man gerät in einen Rausch der reinen aesthetischen Freude und in einen Wirbel fortreißender Lustigkeit, wogegen es keinen Widerstand gibt. Ich habe mancherlei Komik auf der Bühne erlebt: dies ist die dichteste, willensstärkste, gebieterischste, ist Extrakt und Essenz und Elixier und — darin besteht ihre Größe, ihre Großartigkeit — ist eben in jedem, aber auch jedem Augenblick mehr als Komik. Dieser wilde Clown Pallenberg ist und bleibt Künstler von einem Rang, den unter den lebenden Schauspielern deutscher Zunge nur zwei, Girardi und Bassermann, unter den Dramendichtern der Weltliteratur nur die unsterblichen haben.

Anna B. Die Nummer Fünf dieses Jahres kann Ihnen der Verlag nicht schicken: sie ist vergriffen. Wir sind selber auf die Mildtätigkeit oder die Erwerbssucht von Lesern angewiesen, welche Hefte zwar aufbewahren, aber sich von ihnen trennen, wenn man bittet oder bietet. Wir tun beides.

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Die Kunst des Möglichen / von Germanicus

Der Franzose Paul Benazet, der Deputierte für l'Indre, hat bekannt: „Warum sich über die wirtschaftliche und militärische Zukunft Frankreichs den Kopf zerbrechen, wenn doch bald niemand mehr in Frankreich da sein wird, der den Vorteil davon genießt". Der italienische Sozialist Morgari sprach in der Kammer: „Halb Italien ist noch ohne rationelle landwirtschaftliche Kultur, in Sizilien benutzen sie noch immer den alten Pflug mit der Nagelspitze. Wenn man nach Rom kommt, kann man noch immer sehen, daß die Hauptstadt, fünfzig Jahre nach der Gründung des Reiches, von einer Malariawüste umgeben ist. Deswegen widersprechen Sie sich, Herr Minister, wenn Sie mit geiziger Hand die Mittel verweigern, die zur Bekämpfung der landwirtschaftlichen Barbarei nötig sind, während Sie als Regierungsmitglied zustimmen, daß Milliarden weggeworfen werden für — trentinische Felsen und Höhlen des Karsts."

Aus diesen beiden Auslandsstimmen stöhnt das Echo des Krieges, ein Echo, das uns stolz machen kann, denn es geht uns unendlich besser — ein Echo, das uns aber auch Einkehr und Besinnung befiehlt, denn auch für uns bedeutet der Krieg ein großes Sterben und eine Vernichtung von kostbaren Gütern. Auch für den Sieger ist der Krieg ein Verlust an Volkskraft, an Geld, an der Möglichkeit, Arbeit zu leisten, den Weltmarkt zu regieren und die Kultur zu festigen. Darum ist auch für den Sieger der Gewinn erst vollkommen, wenn der Frieden da ist. Erst die Friedensfindung entscheidet, ob das, wofür das Blut in Strömen floß, ein Aufstieg des Volkes, dessen Waffen die Hinderungen der Gegner forträumten, genannt werden darf.

*

Wenn Presse und öffentliche Meinung auch nur halbwegs den wahrhaftigen Zustand des geschichtlichen Ablaufes wiederspiegeln, so muß man sagen, daß das kämpfende Europa sich im Stadium der Friedensfindung befindet. Und niemand kann das leichter zugeben als der Sieger, als der, dessen Heere entscheidende Teile der Feindesländer besetzt halten, als der, an dessen Menschenmauern die Gegner ohnmächtig abprallen.

Wir sind dabei, den Frieden zu finden, ohne ihn zu suchen. Es kommt viel, es kommt alles darauf an, daß wir

dabei an dem Möglichen, das sich uns als das Ergebnis zweier tatenreicher Jahre darbietet, nicht vorübergehen, um einem Phantom nachzujagen, dessen Besitz wohl verlockend erscheinen könnte, das aber zu dem, was uns nottut, sich vielleicht so verhält, wie das Trentino zum sizilianischen Nagelpflug.

*

Niemand kann daran zweifeln, daß die Armee, wenn sie siegen soll, sich vom Enthusiasmus des gesamten Volkes getragen fühlen muß; es ist darum verwunderlich, daß Leute, die vorgeben, des Reiches Größe zu wollen, dem Staatsmann, der dazu bestellt ist, den Frieden zu finden, das Vertrauen kündigen. Wie das der Geheimrat Brandenburg, ein Professor für ältere Geschichte aus Leipzig, getan hat, als er im Namen der Nationalliberalen Sachsens und in forciertem Widerstand zu jener leipziger Vertrauenskundgebung erklärte: „Bevor wir wissen, welches Kriegsziel unsre Reichsregierung verfolgt, können wir keine endgültige Stellung zu ihrem jetzigen Leiter nehmen, können wir Herrn Bethmann-Hollweg gegenüber keine andre Haltung einnehmen, als die einer abwartenden Zurückhaltung." Der Geschichtsprofessor scheint nicht zu ahnen, welche Lähmung der diplomatischen Aktion durch solche Mißtrauenserklärung, durch solche kühle Zurückhaltung eintreten könnte, wenn Kanzler und Volk, Deutschland oder seine Gegner auch nur für einen Augenblick die Bedeutung derartiger Kundgebungen überschätzen wollten. Immerhin, wenn wir auch nicht nötig haben, die Sprechübungen der Herren Brandenburg und Genossen irgendwie tragisch zu nehmen, so möchte uns doch scheinen, daß es für den Aufbau des neuen Deutschen Reiches vorteilhafter wäre, wenn man den Mann, der nun einmal (und das entspricht doch der monarchistischen Gesinnung der Tadler) zu diesem Amt bestellt worden ist, nicht egalweg, sozusagen sportmäßig durch vorlaute Anmerkungen stören und zum Zeitverlust der Abwehr nötigen wollte. Es kann unmöglich die Plattform des Kanzlers stärken, wenn er in aller Oeffentlichkeit sich immer wieder dagegen wehren muß, weder ein Flau- noch ein Schlappmacher zu sein und nicht aus sentimentalen, sondern aus realen Gründen heraus zu handeln.

*

Was sich die Kreuz-Zeitung doch so alles leistet; schrieb sie neulich — unsre Gegner meinend —: „Haben sie nicht den Kriegs- und Siegeswillen ihrer Völker lebendig erhalten, trotz einer militärischen und wirtschaftlichen Lage, wie sie auf den Völkern Italiens, Rußlands und auch Frankreichs lastet? Vergleichen wir damit unsre Lage in militärischer, finanzieller

und wirtschaftlicher Hinsicht, so haben wir keinen Anlaß, mit dem Kriegs- und Siegeswillen unsres Volkes so durchaus zufrieden zu sein." Ist es etwa ein Zuwenig an Kriegs- und Siegeswillen, wenn die Chemnitzer Volksstimme schreibt: „Wir Sozialdemokraten erstreben Abrüstung und internationale Rechtsordnung. Aber eine Rechtsordnung zu Lande besteht bereits sogar für Kriegszeiten und wird auch dadurch nicht aufgehoben, daß der eine oder andre Staat sie in äußerster Lebensgefahr einmal verletzt. Für die Seegewalt dagegen besteht noch keinerlei Rechtsbindung. Und diese zu erkämpfen, um dann in gleichem Maß und Schritt auch das Völkerrechtssystem für die Landmacht weiter auszubauen, bleibt ein Kriegsziel, für das die Sozialisten grade wegen ihres Zieles der Ordnung von Völkerbeziehungen durch das Recht entschlossen eintreten müssen." Die Herren von der Kreuz-Zeitung werden zugeben, daß solche Worte beinahe etwas nach Reventlow klingen, nach dessen Leib- und Magenspruch: „Ob rechtzeitig oder nicht: eines Tages wird die Erkenntnis sich durchsetzen, daß ein Friede, wie Deutschland ihn braucht, nur nach erfolgreichem Kampfe gegen England errungen werden kann."

*

Es war ein großer Aufruhr um Scheidemanns breslauer „Indiskretion": „Wir hörten aus dem Munde des Reichskanzlers, daß er mit jenen Eroberungsplänen (denen der sechs Verbände) nichts zu tun haben wolle, daß er sie weit von sich weise, und daß er sie, wie alle ähnlichen Pläne, auf das entschiedenste mißbillige." Man kann einigermaßen darauf gespannt sein, wie die Unentwegten sich nun, nachdem die Norddeutsche Allgemeine nachdrücklich Scheidemanns Auffassung bestätigt hat, verhalten werden. In dem Organ des Kanzlers stand zu lesen: „Wir haben es immer für einen bedauerlichen Fehler gehalten, daß die Kreise, die im Spätherbste des Jahres 1914 und im Frühjahr 1915 die Zeit für gekommen erachteten, große Eroberungsziele aufzustellen, dies ohne Fühlung mit der Regierung und ohne Rücksicht auf die politische und militärische Lage getan haben." Es bleibt zu hoffen, daß die Kreuzritter einen Augenblick bei dem Worte verweilen, das die Norddeutsche Allgemeine ihrer tadelnden Belehrung folgen läßt, bei dem Worte von der Politik, welche die Kunst des Möglichen ist.

*

Wir wollen es abwarten, in Geduld und sogar in Zuversicht. Des deutschen Volkes kann der Kanzler gewiß sein, solange er ein Programm des Möglichen zu erfüllen sucht.

Ein Unrecht / von Alfred Lemm

Seit fast einem Jahr wird die Zensurbehörde, welche in Leipzig zuständig ist, zwei Mal im Monat zum besten gehalten, ohne daß sie es bis heute bemerkt hat. Diese militärischen Beamten, unter anderm dazu eingesetzt, daß im deutschen Volk keine untereinander aufhetzende Tätigkeit laut wird, die der einigen Durchführung des gemeinsamen Krieges Abbruch tun könnte, werden von einer Zeitschrift namens ‚Hammer' — nun, eben zum besten gehalten. Ihr Anfertiger, seit Jahren berufsmäßiger Judenbeschimpfer, gebraucht, seitdem ihm sein Blatt ein Vierteljahr verboten war, die List: statt mit offenen Worten, die man ihm untersagen würde, mit Andeutungen und mit dem Mittel des Zwischen-den-Worten einen Teil der deutschen Bürger zu verleumden. Wenn in Friedenszeiten auch ein williger Gerichtshof die Böswilligkeit jener Beleidigungen vielleicht nicht feststellen könnte, da eben die Worte unangreifbar wären, nur der Sinn Grund zum Einschreiten gäbe, so ist den Militärbehörden heute die Macht gegeben, auf die Feststellbarkeit zu pfeifen und nach dem wirklichen Sinn zu handeln. Die Tatsache, daß jene Zeitschrift immer noch erscheinen darf (ihre geistige Bedeutungslosigkeit kann hierbei nicht mitsprechen), muß deshalb daher rühren, daß die Behörde die anfechtbaren Stellen übersieht, da sie ja ihren guten Willen, sich nicht hintergehen zu lassen, gezeigt hat.

Die andauernde verschleierte Verleumdung der Juden im ‚Hammer' geschieht auf folgende Weise: Aus der ganzen Welt werden Fälle, daß Juden Schlechtes taten, herausgesucht und in der ‚Umschau', die vor dem Krieg ‚Umschau in Israel' hieß, hintereinander aufgezählt. Die Zitierung der kahlen Zeitungsberichte läßt an die ehrliche Geste der Objektivität glauben und im Leser das Gefühl entstehen, als ob alle in der Welt vorkommenden Gemeinheiten von Juden ausgeführt werden. Daß zu solcher europäischen Statistik auch die Aufzählung der Vergehen von Nichtjuden gehörte, wobei sich wahrscheinlich herausstellen würde, daß die jüdischen Untaten in Wirklichkeit, entsprechend der verschwindenden Zahl der Juden innerhalb der Völker, verschwindend gering sind: daran denkt nicht jeder Leser. Neben dieser allgemeinen Fälschung des Bildes werden zur Erregung von Haß die unbewußten Assoziationen mit einer Raffiniertheit benutzt, die, wenn sie nicht grade beim Verfertiger der Zeitschrift vorhanden wäre, von ihm zweifellos als typisch jüdisch bezeichnet werden würde. An einer Stelle wird von englandfreundlichen Kreisen in der Bankwelt ge-

sprochen; an andern wird „Bankier“ und „jüdisch“ zu einer festen Verbindung. Die Juden sind Verräter. Der ‚Hammer‘ zieht ausländische Juden heran, weil er weiß, daß sich in Deutschland niemand getroffen fühlen darf, daß aber trotzdem der Rückschluß dank dem Namen „Juden“ auf die hierzulande so Bezeichneten getan wird. Er zieht Vergangenes hervor, weil Gegenwärtiges der Zensor nicht zuließe — ist doch der Erfolg der gleiche. Ein jiddischer Befehl der deutschen Behörde wird abgedruckt, wobei der ‚Hammer‘ darauf rechnet, daß das veränderte Deutsch auf die Deutschen abstoßend wirkt. Die Judenerlasse in Rußland erhalten in dieser Umgebung ohne Kommentar den Klang von Berechtigung. Auf jede Weise sucht der ‚Hammer‘ eine unanfechtbare Form.

Er gibt an den Preissteigerungen der Nahrungsmittel den Juden schuld und läßt bei Firmenaufzählungen auch einige christliche stehen, weil es nicht schaden kann, daß sie in den Köpfen der Leser als jüdische figurieren und so den Haßstoff um etwas vermehren. Es wird höhnisch gefragt, warum die russischen Juden im Ausland nicht ihrer Heerespflicht in Rußland nachkommen sollten. Das heißt also: es ist zu verlangen, daß die Juden in allen Ländern für ihr besonderes Land kämpfen. Nichtsdestoweniger wird tendenziös notiert, die Juden in einer englischen Kolonie hätten einen Dankgottesdienst für einen englischen Sieg abgehalten. Aus beiden Fällen wird etwas herausgeschlagen, um Mißtrauen gegen die deutschen Juden zu verbreiten. Der ‚Hammer‘ legt fest, wo ein Verdacht gegen einen Juden besteht, unbekümmert, ob er sich als wahr erwiesen hat; weiß er doch, daß nach der vorangegangenen Beeinflussung die psychologische Wirkung eines Verdachts gleich der einer Tatsache ist. Er bringt die Nachricht, daß der pariser Zionist Max Nordau sich in Spanien aufhält, um sich der Militärpflicht zu entziehen, hoffend, es wird nicht jeder wissen, daß Nordau fast siebzig Jahre alt ist. Und mitten unter solchen Notizen wird dem Leser bekannt gegeben, daß der Knabe Richard K. aus der Ziethenstraße in Berlin plötzlich spurlos verschwunden ist. Ein Mensch, welcher nur über ein Durchschnittsquantum an Schlechtigkeit verfügt, weiß zuerst nicht, warum dieses Ereignis hier berichtet wird . . . bis er sieht, daß es die Aprilnummer ist. Also die berliner Juden haben ein Christenkind getötet, weil sie sein Blut zu ihrem Osterfest brauchten. Man vergegenwärtige sich: Berliner Juden zapfen — am besten in einem der Kurfürstendamm-Cafés — Kindern Blut ab!

Selten wird man eine solche Anhäufung von — es gibt kein Wort für das, was man hier im Druck zu sehen bekommt. Man wird von einer lähmenden Entmutigung befallen, daß so etwas sich auf dieser Erde findet.

Daß in dem jüdischen Volk, welches unter so eigenen Umständen lebt, welches so viele Möglichkeiten in sich trägt, nicht alles glatt und makellos ist — kein Zweifel. Die bessern Juden sind die letzten, die Schwächen ihrer Volksgenossen nicht zu sehen. Die Juden haben das Schlechte des Zeitalters mit demselben Eifer aufgegriffen wie das Gute — aufgegriffen! Daher der bei anständigen Antisemiten so oft wiederkehrende Irrtum: die Juden seien der Uebel Verursacher. Jenen aber, die, mit den Worten „christlich" und „deutsch" beständig im Maul, statt eines Funkens Liebe im Herzen das trockene Hirn voll Rassewut haben, werden die Schwächen einer Anzahl Juden Anlaß, um wahllos einzuhacken. Die starken Seiten und die Zahl der Guten verschwinden in diesen sinnlos verallgemeinernden Köpfen: eine krankhafte und bösartige Veränderung.

Der Mann vom ‚Hammer' und seine Gehilfen stehen noch zu sehr auf dem Tierstandpunkt der gegenseitigen Artauffressung und des Erbfeindbrüllens, als daß ihre Tätigkeit menschliches Interesse und somit Entrüstung veranlassen könnte. Hier aber kommt in Frage, daß es heute in Deutschland gestattet sein soll, unter dem Schutz harmloser Aufzählungen eine Gruppe der Bürger — möge sie sich durch Glauben oder Rasse zusammenhängend fühlen — andauernd der Vaterlandsverräterei, der Mädchenschändung, des Betrugs, des Wuchers, des Mordes zu beschuldigen, während diese Gruppe unter den entsetzlichsten Schmerzen und zu Tausenden sterbend Deutschland mitverteidigen hilft. Trifft es doch hier nicht den einzelnen schuldigen oder unschuldigen Juden, wie äußerlich vorgegeben wird. Sondern jedes einzelne Mitglied dieser Gemeinschaft wird zynisch verdächtigt. Die Oberbefehlshaber haben Zeitschriten verboten, in denen Menschlichkeit zu Worte kam, wie den ‚Aufbruch', weil er den Frieden unter den wenigen berliner Studenten störte. Aber zwischen Hunderttausende von Staatsangehörigen und die übrigen darf Unfriede, noch dazu mit solchen Mitteln, gelegt werden? Kann dieselbe Heeresgewalt, welche täglich so viele Juden an die Front schickt, es noch heute, schon so lange im Kriege, wirklich erlauben, daß diese Kämpfenden in vierzehntägigen Abständen derart beschimpft werden? Die Eltern und Geschwister, denen die liebsten Menschen für die gemeinsame Sache

genommen wurden, dürfen als Trost an jeder Straßenecke lesen, was einer den Toten an Unrat nachwirft. Sie fassen es nicht, daß dies ungestört in dem Lande geschieht, für das ihre Verwandten sterben. Die zuständige Militärbehörde möge sich zur Lektüre neben die Kriegs-Nummern des ‚Hammer' die seit einem Jahr veröffentlichten Todesanzeigen jüdischer Soldaten legen. Dann wird sie, nachdem sie aufmerksam geworden ist und die Uebelkeit überwunden hat, das Unrecht gut machen.

Aphorismen / von Alois Essigmann

Des Mannes Lust ist Pflicht — des Weibes Pflicht ist Lust.

Nietzsche sagt: „Wer in Blut und Sprüchen schreibt, der will nicht gelesen, sondern auswendig gelernt werden." Das ist zu wenig! Inwendig will er gelernt werden — auf daß sich das Innere wende.

Goethische Weltanschauung! Das ist fast geo-ethische Weltanschauung.

Der Satiriker, der mit der Sprache lebt, hat es gut: Sie schenkt ihm alle Gedanken, die andre hinter ihm verbergen.

Ich wollte: schreiben wäre so schwer wie etwas sagen.

Aergernis wird öfter genommen als gegeben.

Jedem Polemiker kann es passieren, daß er mit Leuten, die ein ungewaschenes Maul haben, ins gleiche Horn stößt. Da ist es gut, sein eigenes Mundstück zu haben.

Dein Bruder bin ich! schreit der Mensch vor der leidenden Menschheit. — Toppl frère et cochon! erwidert diese. Schon um zu zeigen, daß sie ohne Vorurteil und ihre Bildung international ist.

Is eh Warscht! denke ich mir, wenn ich lese, daß „eine wichtige Frage angeschnitten" wurde.

Wenn die Menschheit das Wehen des Geistes verspürt, zieht sie sich den Doktorhut tiefer in die Stirn, statt ihn ehrerbietig abzunehmen.

Deutsche Chauvinisten sind Leute, die am liebsten eine Eiche im Knopfloch tragen würden.

Wer statt des Namens nur seinen Titel hören will, der kann nicht viel heißen.

Mit Recht sind die Aestheten über das Schmatzen beim Essen entrüstet. Aber ich höre sie beim Genießen der Schönheit schmatzen.

Plattfüße? Schrecklich. Aber was erst Plattköpfe alles breittreten.

Wenn Neues eine beschränkte Zahl von Anhängern findet, so kann es auch gut sein; findet es aber eine Unzahl von beschränkten Anhängern, dann ist es bestimmt nur neu

---

Aus einer Sammlung von Aphorismen, die unter dem Titel ‚Gott, Mensch und Menschheit' als fünfundzwanzigstes der Orplid-Bücher des Verlags Axel Juncker zu Charlottenburg erscheint (und Eine Mark kostet).

Hauptmanns Evangelium / von Julius Bab

„Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt."
Evangelium Johannis

Ueber die Wellen dieser Weltsturmnacht tanzt ein Licht. Leuchtet zwischen Trümmern und Ertrinkenden. Von Gerhart Hauptmanns ‚Narr in Christo Emanuel Quint' erscheint eine Volksausgabe. Fremder und schmerzlicher noch als bei der ersten Begegnung spricht dies Werk — singt mit süßer, seliger Verzweiflung durchs Gebrüll der Kanonen. Ob sein Dichter selber weiß, heute weiß, wie feindlich er mit dieser höchsten Frucht seiner Gnade dem ganzen Willen dieser Kriegswelt war und ist? Wir jedenfalls wollen es nicht vergessen und wollen diesem gewaltig Unzeitgemäßen huldigen mit all der unmittelbaren, sachlichen Hingabe und all der tiefen Erschütterung, die es uns einst fast mit Scham empfinden ließ, daß dies Buch in den Läden lag. Denn es gibt geistige Dinge, die den Menschen einer Zeit so kostenlos zugänglich sein müßten wie Luft und Wasser. Ich mag das Buch Gerhart Hauptmanns keinen Roman nennen, denn der Wurf, der hier, mit vollendeter Künstlerschaft freilich, getan wird — er ist um die letzte Wahrheit unsres Daseins geworfen, um die letzte Macht unsres Schicksals. Nicht auf den weiten Wiesenwegen, wie alles starke Leben und alles gestaltende Spiel — auf der steilen Straße suchender Erkenntnis führt dieses Buch zu „Gott".

In diesem Buch wird gehandelt von der Wahrheit Jesu Christi. Die amtlichen Literaten haben etwas wie eine psychiatrische Studie über religiösen Wahnsinn oder bestenfalls ein resigniert skeptisches Phantasiespiel mit der Nachfolge Christi angezeigt. Daß hier mit tiefstem, furchtbarstem Ernst das lebendige Wesen des Christ dargestellt ist, haben die Zeitgenossen nicht gesehen. Wie sollten sie auch — sie, die geschäftig sind, in öffentlichen Versammlungen darüber abzustimmen, „ob Christus gelebt hat". Diese geistlosen Pfaffen des Atheismus, die einer großen Form religiösen Lebens Abbruch zu tun meinen, wenn sie mit Hilfe der sogenannten Geschichtswissenschaft die körperliche Existenz eines Mannes bestreiten, mit dessen Namen man die Religion zu nennen pflegt, und diese ebenso abergläubisch rohen Pfaffen der Kirche, die um ihrer Religion willen die Erweislichkeit jenes historischen Individuums behaupten zu müssen glauben — sie können freilich beide kein Ohr haben für den Grundton, der dies tiefst religiöse, „ketzerisch" reine Buch durchtönt:

„Gott ist ein Geist.“ Es klingt so selbstverständlich einfach und wird doch von keinem Kirchenhörigen je begriffen.

Aber so wenig wie von Reinheit und Freiheit des religiösen Menschen wissen unsre Tagesschreiber im Grunde von Recht und Pflicht des Künstlers. Sonst wären sie nicht fast ausnahmslos durch die Maske getäuscht worden, in der dies Buch geschrieben ist. Allenthalben konnte man lesen, wie der Verfasser dieses Buches zweifelnd und mit psychiatrischer Kritik seinem Helden gegenüberstehe und dadurch die Wirkung der Gestalt breche. Ich weiß nicht, was für poetische Nerven eigentlich nötig sind, um daran vorbei zu fühlen, daß dieser dürre, lustlose, rationalistische Skeptiker, der allerdings die Geschichte Emanuel Quints erzählt, eine Rolle ist, eine Rolle, die sich Hauptmann zurechtgelegt hat, um sich Distanz zu seinem Stoff zu erhalten, vorzeitige lyrische Ergriffenheit abzuwehren und durch den Schein eines ganz leidenschaftslos nüchternen Vortrags dem Dargestellten die höchste Wirkung reiner Erzählungskunst zu sichern: die volle Illusion des Lebens.

Wie kann man glauben, daß derselbe Kopf, der diesen neuen Heiland geboren und ihm Worte tiefster Kraft auf die Lippen gelegt hat, gemeinsame Sache mache mit diesem dutzendklugen Erzähler, der dem Christusschicksal mit Sprüchelchen wie „Müßigang ist aller Laster Anfang“ und allerlei medizinischen Plattitüden nachläuft. Dieser Erzähler ist erfunden, um mit seiner dummschlauen Nüchternheit Pausen in den Strom der Tragödie zu setzen, ein Überschwellen des Gefühls zu hindern; und man spürt oft genug, wie Hauptmann ihm innerlich mit Haß und Hohn gegenübersteht, wenn sein plattes Aufkläricht gar zu hell an die hohen Menschheitsmysterien der Erzählung angeheftet wird. Gradeso gut könnte man die Meinung des Staatsanwalts, der im letzten Kapitel die königlich preußische Amtsansicht über Emanuel Quint resümiert, für Hauptmanns eigentliche Meinung halten. Gewiß: die Geisteswelt eines zeitgemäß „gebildeten“ Journalisten entspricht ungefähr der dieses zwischengeschalteten Erzählers (weshalb diese Zeit- und Zeitungsmenschen ihn auch gern zu Hauptmann und so Hauptmann zu ihresgleichen machten!) — und die Meinung dieses Erzählers und des Publikums in und außerhalb des Buches ist, daß Emanuel Quint ein interessanter bedauernswerter und gutartiger Narr sei. Die Meinung des Dichters Hauptmann aber, der das Bild dieses Menschensohnes aus seiner Seele hob, ist: daß Emanuel Quint wahr und wahrhaftig als Christus über die Erde gewandelt ist. So wahr es Christ und Christentum gibt, und so wahr Gott ein Geist ist.

Der verachtete, außereheliche Tischlerssohn aus Giersdorf im Riesengebirge ist zunächst nichts als ein warmherziger Träger christkirchlichen Aberglaubens, und um des Gottes über den Wolken und seines einst offenbarten Sohnes und des himmlischen Jenseits willen predigt er Buße. Wie aber der Nazarener der Legende als Schüler der Rabbiner und der Wiedertäufer in die Wüste ging und als Meister einer neuen Wahrheit wiederkehrte, so erfährt Quint in vierzigtägiger Bergeinsamkeit seinen Gott. „Das Geheimnis ist offenbar! Gott ist nicht fern! Er ist nicht in einem fernen Lande! Gott ist hier! Gott ist bei uns! In mir ist Gott!“ Und sein schlichter, aber zum religiösen Erlebnis begnadeter, sein genialer Sinn errät den eigentlichen, den kirchenverschütteten Sinn des Christentums, „daß Jesus den persönlichen Gott entthront und den Geist an seine Stelle gesetzt habe“. Wie nun aber der Zimmermannssohn von Nazareth, da er mit seinem neuen Wissen unter sein Volk trat, keine andre Sprache für sein Erlebnis wußte, als die seit langem im Messiasglauben des israelitischen Orientalen bereit lag, so hatte auch der Tischlerssohn von Giersdorf nur die Worte, die der Aberglaube christlicher Abendländer seiner bibelgenährten Jugend zugebracht hatte. Jesus sprach nach messianischem Gebrauch von dem „himmlischen Königreich“, das er gefunden, von der „Gottessohnschaft“, die er erlebt hatte — Quint kann zu den gleichen Worten nach christlichem Brauch fügen, daß Christ in ihm auferstanden, daß er der Christ sei.

Und nun geschieht, was vor neunzehnhundert Jahren geschah, und was immer geschieht, wenn ein Geistiger sein edles Wissen zum rohen Aberglauben des Volkes bringen will. Der stumpfe Mensch ohne Selbstbesinnung und Selbstheiligung kennt den Gott nicht, von dem jene sprechen; er lebt nicht im innern Reiche, das „nicht von dieser Welt ist“, er lebt allein zwischen bunten, eßbaren und nutzbaren Dingen, und Gott ist ihm die unvernünftige Macht, die die naturgesetzlichen Verbundenheiten dieser Dinge, die Gesetze der äußern Körperwelt nach Laune umbiegen könnte. In diesen abergläubischen Sinn verdrehen sie jede Gottesbotschaft, und so erfährt Quint dieselbe doppelte Reaktion, die Christus erfuhr: die große Mehrheit ist wider ihn, weil er ihren geglaubten Wundertäter leugnet und lästert; die Mächtigen hassen ihn, weil er den thronenden Gott, der sie ja priviligiert hat, zu einem Gut aller Menschen herabziehen will; die Kleinen verlachen ihn, weil einer wie sie sich Gott wähnt! Sie speien

ihm ins Gesicht, werfen Steine nach ihm und schreien: Kreuziget, kreuziget! Und eine kleine Minderheit von solchen, die stärkere Liebeskraft und tieferes Elend haben, ist für ihn: weil er der König des „tausendjährigen Reiches" sein soll, der ihre unglückliche Lage umkehrt, der die Ursachenkette der Wirklichkeit zu ihren Gunsten zerreißt. Der gute Wille dieser Jünger entspringt ebenso krassem, verständnislosem Aberglauben wie der böse Wille der Gegner. Auch die zehn Talbrüder, die Quint vor allen anhängen, begreifen ihn trotz all seiner Mühe nie: ihnen ist er der wunderhaft nach neunzehn Jahrhunderten wieder zu Leib gewordene Mann-Gott Jesus aus Nazareth; sie erwarten „Wunder" von ihm, schieben ihm gutgläubig welche unter und fordern neue! Vergebens ruft Quint ihnen zu: „Ihr, die ihr selber ein Zeichen Gottes seid, begehret Zeichen!" Sie verstehen ihn nicht, und grade, als er die erste echte Christentat tut, die feindliche Hand küßt, die ihn schlägt — weil sie so göttlich wie die eigene, weil sie eines Bruders Hand ist — da eben fangen die Jünger an, zu zweifeln, weil sie auf ein Donner- und Feuerwunder zur Rache für ihren beleidigten Gott gezählt hatten! Das ganze Werden und Wesen der Christkirche ist gespiegelt in der Gemeinschaft dieser Talbrüder, die so willig im Geist wie schwach im Fleisch, so erlösungssüchtig wie abergläubisch blind sind. Den Ansatz zu einem neuen Götzendienst, wie er heute im Namen Christi in tausend Kirchen getrieben wird, finden wir auch bei Quints Anhängern in der Talmühle. Erst am Ende seiner Bahn findet Quint den „Lieblingsjünger", der ihn versteht, den einen Johannes: ein junger Mensch von den Höhen geistiger Bildung, Dominik, der „wegen sittlicher Unreife" durchgefallene Abiturient, der an der Gottessucht der Romantik, an Novalis und Schleiermacher begriffen hat, wer Christ ist — dieser eine Dominik glaubt wahrhaft an ihn.

Sonst aber bleibt Emanuel Quint mit seiner Gotteswissenschaft allein, furchtbar allein. Und es bleibt seines Dichters größte Tat, wie rein, groß und grade er diesen einfachen, mit keiner dialektischen Kunst bewehrten, nur von der Macht genialen Gefühls gestählten Geist durch alle Versuchungen des Aberglaubens führt, demütig und stolz durch alle Anfälle von Hochmut und Kleinmut hindurch. An der Wut, dem Hohn der Feinde, der dumpfen Gier der Anhänger geht sein heiliger Geist unangefochten vorbei, er weiß unverrückt das schlichte Geheimnis seiner Erwählung: Gott ist ihm erwacht, weil er in allen Menschensöhnen schlummert, und er weiß, daß er

kein Wunder wirken kann als das der Liebe, die aus seinem Wissen quillt, die alle Kreatur als gleichen Blutes, gleich göttlichen Ranges umfaßt. „Des Menschen Sohn ist aber kein Wundertäter und also kein Gewalttäter, sondern ein Wohltäter.“ Zwar antwortet Emanuel denen, die ihn mit hoffnungslosem Aberwitz um seine Messiasnatur befragen, mit der lächelnd resignierten Zweideutigkeit Jesu Christi: „Du sagst es. . .“ — aber er selbst mißversteht das geistige Wesen seiner Göttlichkeit in keinem Augenblick. Es ist erhaben, wie hier das „Leben Jesu“ ganz ohne kirchlichen und ohne wissenschaftlichen Aberglauben aufgebaut ist, ohne Betrug und Selbstbetrug, ohne Psychose und Suggestion, ohne Politik und Geschichtsfälschung — und auch ohne „Wunder“. Einfach aus der Tatsache, daß ein Geistiger, ein Christenmensch hineingesetzt ist in diese unsre (oder die augustäische — was macht das!) götzendienerische „Zivilisation“. Es ist wunderbar, wie, nachdem dies Erste gesetzt ist, das ganze Leben Jesu wie nach ewigen Gesetzen kulturgeschichtlicher Schwere wieder abläuft am Leibe dieses Emanuel Quint. All die Menschen unsrer Zeit, die Hauptmann in seinem Kopfe hegt und mit seiner hierin ja längst berühmten Meisterschaft in ein paar Worten vor uns hinsetzt — all sie brauchen nur angeschlagen zu werden vom Geist dieses Menschensohnes, um sofort das Gesicht zu zeigen, das der gleiche Menschentyp der evangelischen Tradition dem augustäischen Heiland schnitt. Denn der Heilige war und ist das Maß aller Menschen. Quint geht vorüber, und zwei elende, sehnsuchtsvolle Weberssöhne folgen ihm nach und wähnen sich seine ersten Jünger wie Petrus und Andreas; und mit der reinern Ahnung des Weibes folgen ihm treu Maria und Martha aus Lehrershaus und Weberskate. Quint geht vorüber, und ein reicher Jüngling tritt zu ihm mit all der bebenden Wirrnis des Nathanael auf den Lippen: „Woher kennest du mich?“ Quint geht vorüber, und das neugierig-mitleidige und immer ein wenig ängstliche Interesse der schwächlich Frommen lädt ihn ein, wie Nikodemus schon den Christ ausfragte. Und da Pöbel, Pharisäer, Herodesse und Kriegsknechte zu allen Zeiten ebenso gleich sind — so wirft der Pöbel seine Steine, die Pfaffen zetern über den Gotteslästerer, der schneidige Junker fährt mit dem ganzen Ingrimm der privilegierten Geistlosigkeit wider den „ruchlosen Possenreißer“ daher, und ein wüster Bordellhalter schlägt ihm aus tief eingewurzeltem Gotteshaß ins Gesicht (der preußische Staatsanwalt äußert hernach, „selbst das Gefühl dieses nicht grade musterhaften Christen habe sich gegen die Blasphemien dieses

Menschen aufgebäumt"). Kurz: nach neunzehnhundert Jahren christlicher Kirche bewährt sich die antichristliche, antigeistige Natur unsrer kannibalischen Zivilisation roh und blöde wie am ersten Tag.

„Es ging ein Sämann aus, zu säen seinen Samen — da er aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und säte Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr." So spricht Quint. Eine russische Studentin aber, eine Nihilistin aus edlem Hause, versteht ihn hellhörigen Geistes: „Demnach sind sie im Sinne des heute herrschenden, römisch-katholischen, griechisch-katholischen oder protestantischen Christentums durchaus kein Christ?" „Ich bin die Auferstehung und das Leben", sagt Quint.

Und schließlich findet sich auch der Judas, der den Christ dieser Gesellschaft ans Messer liefert. Er ist keineswegs der schlechteste von allen; er ist ein Weltkind von unbändiger sinnlicher Phantasie, ein Abergläubiger von leidenschaftlicher Begier, dieser Schmuggler, dieser böhmische Josef. Mit der ganzen Wundersucht des rechten Heiden folgt er dem neuen Wundertäter nach, um sich dann hohnvoll enttäuscht von diesem bloß Geistigen zu wenden. Ein Mädchen, dessen reine Kinderseele Quint fast ohne Wollen und Wissen gewann, greift Josef-Judas sich zu mörderischer Sinnenlust. Und auf Quint fällt der Verdacht der Tat. Und nun empfängt ihn jene moderne Variante der Kreuzigung, die Oscar Wilde erfahren und besungen hat:

> Mit Eisenstangen haben sie
> Uns Sonn und Mond versteckt;
> Und wohl tut man gewiß daran,
> Wenn man die Höll versteckt,
> Daß weder Gott noch Menschen schaun
> Die Greuel, die sie deckt!

Quints Unschuld kommt nach vielen Monaten zutage, und er geht aus seinem steinernen Grab hervor. Da aber die Frauen zum Tor des Gefängnisses kommen, ihn zu empfangen, finden sie ihn nicht. Quint hat ihnen absichtlich einen zu späten Tag der Entlassung angegeben. Er ist fort und durchzieht Deutschland, bis er hoch, menschenfern in der Schneewüste des Gotthard-Gebirges erfriert. Auf seinem Wege aber klopft er an jede Tür, um Brot und Nachtlager zu erbitten; immer antwortet er den Fragenden: „Ich bin Christus" — und eine jede Tür guter Christen fliegt vor dem „Irrsinnigen" ins Schloß. Der Weg des Christ durch dieses Christenland ist bezeichnet durch das Geknatter entsetzt zuschlagender Türen.

„Aber wie konnte man wissen — ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat, von Gott gesät, die Saat des Reiches inzwischen gereift wäre?!"

Wie herrlich weit! Auf dem vorletzten Blatt seines Buches hebt Hauptmann noch mit diesen Worten die Maske des skeptischen Erzählers weg, und wer nun Ohren hat, zu hören, der hört den Wüstenschrei der großen Seele, die den lebendigen Christ in diese Christenwelt hineindachte — und verzweifelte.

Ich glaube nicht, daß es sich geziemt, kleine (am Mechanismus der Geschichte haftende) Schwächen hier auszuwägen gegen die ungeheuren künstlerischen Qualitäten, durch die diese lebendigste Zusammenballung einer ganzen Zeit überhaupt nur möglich war. Ich glaube nicht, daß es geziemend ist, dies Buch „aesthetisch zu werten", denn hier geschieht Größeres als Kunst, das einzig Größere, das Größte, was einer Zeit geschehen kann: inmitten dieses Lärms von Pfaffen und Professoren steht ein Mensch auf, der empfunden hat, was Religion ist, so empfunden, daß er davon nicht salbadert, sondern seinen Glauben in lebendigen Gestalten stehen und gehen läßt, so empfunden, daß er es uns empfinden läßt. Und so kommt das Gefühl des Gottseins wieder zu uns, das Gefühl, von dem das geistige Sein zu allen Zeiten zehrt, das der Boden ist, auf dem allein die wahrhaft großen Taten der Menschheit wachsen. So kommt diese gute Botschaft zu uns.

Wenn man Emanuel Quint gelesen hat, schlägt man sein neues Testament auf. Man liest mit Rührung, wie die guten und abergläubigen Talbrüder Matthäus, Markus und Lukas, willig im Geist, schwach im Fleisch, das Leben des Christen zum orientalischen Wundermärchen dichteten, leuchtende Perlen und buntes Glas zu einem schillernden Bild auf die groben Fäden ihres Geistes ziehend. Und man liest mit ergriffener Bewunderung, wie der weise Johannes die Legende zum Abbild seines tiefen Sinnes machte und das Leben des Gottessohnes schrieb, in der Sprache seiner Tage, aber nicht in andrer Meinung als Hauptmann auch. „Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt". Man kehrt zurück zu Emanuel Quint und sieht hier in allen Farben unsrer Zeit, mit der Sprache unsres Geistes das Leben des Christus ausgebreitet. „Emanuel" heißt „Gott mit uns" und trifft unser Gefühl mit ganz gleichem Ton wie das Wort „Evangelium". Quintus aber ist der Fünfte.

Ich weiß nicht, ob Hauptmann seinen Helden in diesem Sinne benannt hat, aber sein Buch ist uns, kann uns werden: Evangelium quintum, das fünfte Evangelium, die wiedererneute Botschaft.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

III.

Die Unkosten

Unter den Kosten, die jedes Konzert verursacht, ist der wichtigste Posten die Saalmiete. Sie spielt auch beim Theater die Hauptrolle. Mittlere Theater kosten in Berlin eine Miete von jährlich 170 000 Mark samt den vom Mieter zu tragenden Hauslasten, kleine Theater etwa 80 000 Mark. Außerdem zahlen die meisten Mieter eine Kaution in Höhe der Miete für ein halbes Jahr. Die Kaution fällt selbstverständlich bei Konzertunternehmungen ganz fort. Es existiert, weil es eben keinen Direktor gibt, auch kein Unternehmen, das einen bestimmten Saal ganzjährig mietet, sondern die Säle werden für die einzelnen Tage an verschiedene Unternehmer vergeben oder von dem Eigentümer des Saales selbst zu Veranstaltungen benutzt. Die Philharmonie kostet 700 Mark für den Abend, der Beethoven-Saal 300 Mark, der Saal Bechstein 175 Mark. Diese Summen stehen freilich nicht fest. Manchmal wird die Miete in Form einer Beteiligung an der Brutto-Einnahme und zwar meist unter Berechnung einer Maximalsumme gezahlt. Dieser Form gehört nach meiner Ansicht bei der Theatermietung die Zukunft, vielleicht auch bei der Mietung von Konzertsälen. Die Sing-Akademie kostet in Friedenszeiten 250 Mark. Der Blüthner-Saal, der Oscar Schwalm, dem Inhaber des berliner Geschäfts der Firma Blüthner, gehört, verlangt etwa 250 Mark, der Klindworth-Scharwenka-Saal etwa 150 Mark, der Meister-Saal, der ebenfalls von Schwalm gepachtet ist, etwa 150 Mark. Diese Summen gewähren aber keinen richtigen Einblick in die wirklichen Einnahmen der Saal-Eigentümer, wenn man nicht zwei Dinge vor Augen hat. Zunächst muß man wissen, daß die Konzertzeit nur vom ersten Oktober bis zum ersten Mai dauert. Es gibt wohl auch vorher und nachher noch einige Veranstaltungen, sie sind aber kaum zu rechnen. Wenn man also die Monatskosten des Beethoven-Saales mit rund zehntausend Mark ansetzt, so kommt man in den sieben Monaten nur auf eine Gesamteinnahme von siebzigtausend Mark. In der eigentlichen Spielzeit sind die genannten Säle fast

immer besetzt, der Beethoven-Saal öfters zweimal am Tag. Hieraus ergeben sich nicht nur die Höchstsummen, sondern die Summen überhaupt, auf die der Saal-Eigentümer rechnen kann. Der andre Unterschied vom Theater besteht darin, daß der Mieter des Theaters, der Direktor, im allgemeinen die Einnahmen aus den Unterpachten hat, oder daß sie ihm mindestens angerechnet werden. Bei der Saalmiete verbleiben die Einnahmen aus der Kleiderablage dem Eigentümer, während die Einnahmen aus dem Verkauf der Zettel nicht diesem, sondern dem Konzertgeber zufallen. Er oder sein Agent läßt den Zettel drucken und verkauft ihn auf des Konzertgebers Rechnung. Die Einnahmen aus der Kleiderablage sind nun recht erheblich. Bei kleinern Theatern rechnet man, daß die Unterpachten zwei Drittel der Miete bringen müssen. Bei den Konzertsälen bilden sie eine wesentliche Steigerung der Einkünfte des Eigentümers. Man kann die Einnahme der Kleiderablage bei der Philharmonie wohl auf achtzigtausend Mark jährlich, beim Beethoven-Saal auf fünfzigtausend, beim Blüthner-Saal auf vierzigtausend Mark schätzen. Bei der Philharmonie kommen die zahlreichen Bälle hinzu, wo die Gebühr für Kleiderablage fünfzig Pfennige beträgt. Die Einnahme aus dem Programm hängt natürlich vom Besuch, aber auch vom Preise des Zettels ab. Während man beim Theater mehr und mehr den Preis von zehn Pfennigen auf zwanzig hinaufgesetzt hat, ist man beim Programm jetzt schon auf dreißig Pfennige gestiegen, wenn man Gesangstexte drucken muß.

Obwohl die Eigentümer der berliner Konzertsäle in den Bauten eine recht günstige Kapitalsanlage gefunden haben werden, vergrößert sich die Zahl der Säle doch nur sehr allmählich. Es sind verhältnismäßig mehr Theater im letzten Jahrzehnt gebaut worden als Konzertsäle, soweit der Fassungsraum in Betracht kommt. Es ist auch zweifellos, daß für die nächste Zeit Erweiterungen nicht zu erwarten sind. Die vorhandenen Säle reichen in Berlin vollständig aus, und manche von den Saalbesitzern müssen sich schon anstrengen, um ihre Räume angemessen zu verwerten. In einer glücklichen Lage befindet sich der Inhaber der Philharmonie. Diese selbst ist unser geräumigster und gesuchtester, für große Konzertveranstaltungen allein möglicher Saal. Gar ohne den Beethoven-Saal kann kein Konzertunternehmen auskommen, das dauernd Konzerte veranstalten will. Er hat die ideale Größe, die den mittleren Theatern entspricht, sieht sehr gut aus, hat eine vortreffliche Akustik und ist beim Publikum übe-r

aus beliebt. Solange sein Inhaber gegen diesen Saal keine Konkurrenz zu befürchten hat, kann er den Konzertgebern die Bedingungen vorschreiben, die ihm gefallen. Es gehört schon eine hohe geschäftliche Zuverlässigkeit dazu, um diese Lage nicht auszunutzen und der eigenen Zukunft nicht zu schaden.

Während des Krieges sind die Säle häufig billiger gegeben worden, besonders für Wohltätigkeitsveranstaltungen. Auch hier machte der Beethoven-Saal eine für den Eigentümer erfreuliche Ausnahme. Im allgemeinen hat der Krieg den Saalbesitzern weit weniger geschadet als den Theatereigentümern. Während von diesen ungeheure Nachlässe verlangt und erzielt worden sind, haben die Saalbesitzer nach kurzer Zeit wieder ihre normalen Einnahmen gehabt. Diesen Erfolg verdanken sie der Tatsache, daß die Säle im Gegensatz zum Theater eben nicht ganzjährig vermietet werden, und daß sie sich deshalb niemals für lange Zeit vorher zu binden brauchten. Auch im Kriege haben die Saalbesitzer wiederholt eigene Veranstaltungen machen können, wobei für die Konzertgeber sich insofern ein Vorteil ergibt, als sie in diesen Fällen keine Provision an den Agenten zu zahlen brauchen.

(Fortsetzung folgt)

Cabaret in Polen / von Fritz Harold Cohn

An zerschossenen Häuserreihen vorbei geht der Weg. In den kalten Sonnenhimmel recken Ruinen ihre klagenden Wände. An einer ernsten Allee muß man vorüber. Eine flackernde Laterne weist den Weg über einen Hof. Die enge Tür eines Hinterhauses ganz im Finstern führt in die Kunststätte. Wie verruchte Spelunken des modernen Venedig liegt sie da. Schon der Weg zu ihr läßt Niederungen ahnen.

Die Stube eines kleinbürgerlichen Mittagstisches umfängt dich. Tische mit Tüchern von zweifelhaftem Weiß; darauf Sträuße aus unechten Blumen. Links ein Anrichtetisch, imitiert Renaissance. Gradeaus ein offenes Klavier, rechts in der Ecke ein Podium. Wenige Landsturmleute. Zwei dicke Feldwebel, welche rauchen. Polen in Manchesteranzügen und mit langen Stiefeln. Juden in eleganter europäischer Kleidung, mit irgendeinem Flackern in den leidenschaftlichen Augen. Aber erst der Wirt und die Kellner geben dem Raum seinen Stempel. Die Kellner weißgesichtig, mit schwarzen Bärten; der Wirt ein Geierkopf mit zugekniffenen Augen.

Sie sind alle Rückenmärker. Sie hinken an Stöcken durch das Lokal, sie schurren mit den Speisen dahin unter grotesken viereckigen Bewegungen, und unheimlich erinnern sie irgendwie an Fledermäuse.

Pst. . . Die Vorstellung beginnt. Eine Ehrwürdige von fünfzig Jahren geht ans Klavier. Mit brauner Seidenbluse. Sie spielt aus alten Metropoltheaterstücken. Man merkt: erst im Kriege hat sie gelernt, sich ihr Brot zu verdienen. Ja, das muß nicht schön sein, im Alter damit anzufangen.

Die Fledermäuse schurren. Eine Soubrette flitzt aufs Podium. Dürftig die Gestalt, rosa seiden das Kleid. Stimme hat sie nicht. Sie singt polnisch. Die Hand legt sie salutierend an die Stirn, das Wort „officiri“ ertönt. Sie funkt zu den Landsturmleuten. Die schmunzeln. Ein verruchtes Gesicht hat sie, alle Laster haben darin ihren Spiegel. Beifall, dünner Beifall. Kühne, elegante Seele Polens, wo bist du?

Die Fledermäuse schurren durch den Raum. Ein blasser Jüngling im Sacco singt ein polnisches Lied. Ausdruckslos, stimmlos. Lasterhaft sieht er aus, blaß, leidend; er sieht aus, als liebte er die Frauen nicht. Niemand hört auf ihn; jetzt sind Frauen ins Lokal getreten. Geschminkt, bunt, lachend. Alles merkt auf sie. Schon wird es heiß, schon beizt Rauch die Augen. Der Sänger endigt. Kaum Beifall.

Eine dünne lange Soubrette mit ekelhafter Routine lächelt fratzenhaft in die Zuhörer hinein. Vor alters muß sie in der Elsasserstraße von Berlin aufgetreten sein. Sie singt deutsch. „Ich muß mich so furchtbar quälen“. . . behauptet sie. Man glaubt es ihr aufs Wort. Einige Polen lächeln geschmeichelt. Die Stimme schrillt nicht mehr. Man atmet auf. Tosender Beifall.

Und wieder hinken die Fledermäuse durch das Lokal. Das erschienene Weiberfleisch hat sich auf die männlichen Tische verteilt. Rauch schwängert den Raum. Die Gasflammen flackern. Alles schlürft Bier und Tee. Man hört schmausen und lachen.

Da springt ein buntes Paar auf die Bretter. Polnische Bauernkostüme. Eine volle Jüdin mit blauschwarzem Haar, weichen, sinnlichen Zügen und vollen roten Lippen. Der blasse Lasterhafte von vorhin ist geschminkt. Und sie tanzen. Einen polnischen Bauerntanz. Die Matrone am Klavier gerät in Wallung. Die Tänzer zeigen Temperament. Ihr Tanz ist ein Suchen des Mannes, ein Sich-Zieren der Frau; das alte Motiv. . . Er balzt um sie herum, sie schwingt die vollen Beine und lächelt verlegen. Der Arme. . . er strengt

sich so an. So lungenkrank sieht er aus. Man muß ihn bedauern. Ich scheine das nicht allein zu fühlen. Am Nebentisch sagt jemand: „Er ist verheiratet und hat eine kranke Frau und vier Kinder. . .". Alles klatscht, wie sie enden. Aus nationalem Mitgefühl? Wegen der Anstrengung? Wegen des Gefühls, das sie wohl haben, aber nicht ausdrücken können? Wegen der kranken Frau?

Nun schwingen die Fledermäuse wieder durch den Raum. Es ist unerträglich heiß geworden, man lacht, nein, man verzerrt das Gesicht! Dieser Dunst liegt über dem Raum, wie ihn Stätten des Lasters — nicht der Kunst — haben. Alkohol, Nikotin und Sinnlichkeit tanzen ihren Reigen. Die Künstlerinnen sitzen nun auch an den Tischen der Gäste. Ich habe genug; man zahlt, man geht, und die arme schwarze Fledermaus hilft einem in den Mantel. Klarer Frost badet den Dunst des Lasters ab, und es bleibt die Frage: Kühne, elegante Seele Polens — wo lebst du jetzt?

Zu diesem Krieg

John Galsworthy

Heute lesen wir in den Zeitungen, daß in den Reihen unsrer Feinde ein Sozialist oder ein Pazifist seine Stimme erhoben hat gegen die Pöbel-Leidenschaft und die Kriegswut seiner Landsleute, und wir denken: „Wahrlich, welch aufgeklärter Mann!" Am nächsten Tag lesen wir in denselben Zeitungen, daß der Herr Soundso dasselbe getan hat, aber in unserm eigenen Land, und wir sagen: „Herrgott, den sollte man aufhängen!"

Jetzt hören wir begeistert einem unsrer Staatsmänner zu, der uns von dem letzten Blutstropfen und von dem letzten Pfennig spricht: „Das ist Patriotismus!" Dann lesen wir, wie ein feindlicher Staatsmann seinem festen Entschluß Ausdruck gibt, auch Hunde und Katzen zu bewaffnen, und wir schreien: „Welch ein barbarischer Wahn!"

Am Montag erfahren wir, daß ein verkleideter Mitbürger bis ins Innerste des Feindeslandes vorgedrungen ist, um uns irgend eine wichtige Aufklärung zu verschaffen, und wir denken uns: „Das ist echter Heldenmut!" Am Dienstag erbittert uns die Nachricht, daß mitten unter uns ein Feind gepackt wurde, der spionieren wollte, und wir sagen: „Gemeiner Spion!"

Unser Blut kocht am Mittwoch, weil wir von der schlechten Behandlung hören, die einer der Unsern in Feindesland erdulden mußte. Am Donnerstag abend nehmen wir den Bericht von der Zerstörung feindlichen Eigentums durch unsern Pöbel mit Befriedigung zur Kenntnis: „Was können Leute andres erwarten, wenn sie zu dieser Nation gehören?"

Unsre Feinde singen einen Haßgesang, und wir verachten sie deshalb. Wir selbst hassen und schweigen. Aber wir fühlen uns ihnen sehr überlegen.

Sollten wir nicht lieber unsern Kampf ehrlich zu Ende kämpfen und auf diese Ironie verzichten?

Kleine Märchen / von Eugen Heltai

Der Journalist

Der große, vornehme und einflußreiche Journalist war gestorben. Die Engel hoben sofort seine Seele auf ihre Flügel, und der ausgezeichnete Mann kam sehr bald am Tore des Himmels an. Er wollte eintreten, aber der heilige Petrus verstellte ihm den Weg.

„Ihre bürgerliche Beschäftigung?" fragte er mit militärischer Strenge.

„Journalist!"

„Komplett!" sagte Peter kurz und schlug die Tür zu.

„Belieben Sie vielleicht in die Hölle zu gehen?" riet der eine Engel wohlmeinend.

„Mir ist es einerlei", sagte der Journalist und ging zur Hölle hinab.

„Journalist?" fragte der Türhüter der Hölle erschrocken. „Kein Platz!!"

Und auch er schlug die Tür zu.

Der Journalist verzweifelte nicht. Er zog sich auf einen unbewohnten Stern zurück und gründete dort eine Zeitung.

Nach einer Woche bot man ihm eine Freikarte sowohl für den Himmel wie auch für die Hölle an.

Eifersucht

Der junge Mann war eifersüchtig auf das angebetete Mädchen, das nicht ohne alle Koketterie war.

„Diese zwei Augen können nach vielen Seiten liebäugeln!" sprach er und stach die beiden Augen des Mädchens aus.

„Mit den Händen könntest du jemand zuwinken!" sprach er später und schnitt dem Mädchen die Hände ab.

„Mit den Füßen könntest du jemand unter dem Tisch Zeichen geben!" sprach er wieder in einem Eifersuchtsanfall. Und schnitt dem Mädchen die Füße ab.

„Ich habe vergessen, daß du noch sprechen kannst!" sagte er nach drei Tagen und schnitt dem Mädchen die Zunge ab.

„Damit du nicht lächeln kannst!" sagte er und riß dem Mädchen die Zähne aus.

„So, jetzt bin ich schon etwas beruhigter!" sagte er an dem Tage, als er dem Mädchen die Haare abschnitt. Und er wagte es zum ersten Mal in seinem Leben, das Mädchen allein zu lassen.

Als er zurückkehrte, war das Mädchen verschwunden. Es war mit dem Besitzer einer Schaubude durchgegangen.

Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan I. Klein.

Sommer 1916 / von Bruno Frank

Junge Tiere stehn im Wald,
Großgesäugt in Krieges Zeit,
Unkund wie die Büchse hallt,
Scheuen kaum und fliehn nicht weit.

Blüt' und Gräser spüren gern
Kinderfuß und Frauenschuh.
Männertritte ohne Ruh,
Siegerschritte dröhnen fern.

Unser Herz — kein Tier so bloß —
Zuckt und scheut, vom Leide wund.
Tief, auf aller Geister Grund,
Stampft Gedanke, riesengroß.

Bargeldlose Zahlungen / von Vindex

Die eifrige Werbetätigkeit für den bargeldlosen Zahlungsverkehr ist keine Marotte allzu gläubiger Theoretiker, sondern hat für jeden Einzelnen von uns eine wirkliche Bewandnis, ist auch nicht etwa bloß auf den großen Geldumsatz, auf die Zahlungen zwischen Banken und Handelshäusern berechnet. Welche hervorragend praktische Bedeutung die möglichst weite Ausdehnung der unbaren Zahlungen, das heißt: der bloßen Umbuchung anstelle des wirklichen Umsatzes der Summe, die geschuldet und geleistet wird, grade in den gegenwärtigen Kriegszeiten für jedermann hat, das lehren einige Zahlen aus dem jüngsten, in der letzten Woche veröffentlichten Reichsbankausweis. Nach diesem hat sich der Umtausch der Noten des Zentralinstituts der Höhe von 7 Milliarden Mark auf geringe Entfernung genähert, die Golddeckung beträgt 2,40 Milliarden Mark und geht mit 35,5 % zwar über die gesetzliche Grenze noch um einige Prozent hinaus, kommt dieser Grenze aber doch bereits nahe genug, um die Erkenntnis zu lehren, daß es nichts schaden kann, eine Stärkung der Reichsbank in Bezug auf das Deckungsverhältnis herbeizuführen. Denn die Gefahr, die in einem weitern Sinken des Goldbestandes, also in einem Schwächerwerden der Deckung, liegen würde, ist die, daß die Reichsbank die Ausgabe der Banknoten beschränken müßte; dies eben wäre gleichbedeutend mit einer Einschränkung der Kreditgewährungsmöglichkeit. Da aber, wie die Dinge gegenwärtig liegen, das Reich einer der Hauptkreditnehmer der Reichsbank ist, und da dieser Kredit dem unmittelbarsten Daseinsinteresse des Reiches, nämlich seiner Verteidigung in diesem Kriege, dient, so wäre es, wie jeder sehen kann, bedrohlich, wenn die Bank eines Tages wegen Mangels an Deckungsmitteln weitere Banknoten nicht ausgeben, weitern Kredit nicht gewähren könnte.

Dieser Gefahr gilt es vorzubeugen, und das kann durch die Einschränkung des Barverkehrs offenbar auf wirksame Weise geschehen. Wenn die große Anzahl von Banknoten, die heut ständig unterwegs sind und von Hand

zu Hand wandern, wenn alles Geld, soweit es nicht für den täglichen Kleinbedarf nötig ist, in den Kassen der Reichsbank verbleibt oder dahin zurückfließt, dann würde mit der Minderung des Notenumlaufs das Verhältnis der ausgegebenen Geldzeichen zu dem in der Bank vorhandenen Goldbestande sich bessern, die Deckung also relativ steigen, und man erkennt den Nutzen, den die Reichsbank als Kreditquelle daraus ziehen kann: sie wäre in der Lage, dem Reiche, und auch den gerechtfertigten Ansprüchen Privater, wiederum mehr Leihgeld zur Verfügung zu stellen.

Somit können in der Tat alle Maßregeln, die dazu dienen, das zwecklose Wandern des baren Geldes zu verhindern, von heut noch garnicht übersehbarer Bedeutung werden. Natürlich kann und soll der dringende Ruf, statt der baren Zahlungen sich der Banküberweisungen und des Schecks zu bedienen, nicht von Leuten befolgt werden, die von der Hand in den Mund, oder mit festem Gehalt grade eben von Monat zu Monat, die lediglich von ihrem Arbeitseinkommen oder von Pensionen leben. Aber wer mit irgendeinem Kapitalüberschuß oder mit regelmäßigen Ersparnissen rechnen kann, wer, und sei es nur vorübergehend, Geld aufzubewahren hat, wer über freie Summen zu Zahlungszwecken oder sonst zu verfügen in der Lage ist: der soll nicht jedesmal in die Geldbörse, in die Banknotentasche und in den Geldschrank greifen, wenn er zahlt, sondern der soll das Geld zu einer Bank tragen (die es ihrerseits zur Reichsbank schafft). Der soll. und stößt er auch beim Publikum zuerst hier und da auf Widerspruch, die Scheckzahlung jeder andern Zahlungsart grundsätzlich vorziehen.

Antworten

Frau L. S. in Nürnberg. In Babs Artikel gegen Hanns Heinz Ewers lauteten die Stellen, auf die Sie sich beziehen: „An dem Gedicht ‚Meiner Mutter Haus' ist zweierlei bemerkenswert: die Protzerei und die Blutrünstigkeit. Einmal sollen wir nicht nur erstaunen über die hochherrschaftliche Pracht, die von alten Ahnen überkommene Gediegenheit im Balkonzimmer, Staatszimmer, Eßzimmer, Gartenzimmer, Bilderzimmer, Frühstückszimmer, Herrenzimmer der Familie Ewers. Wir müssen auch hören, was in des Dichters Arbeitszimmer für Schätze bewahrt sind, die er ‚herholte aus aller Welt' . . . Andrerseits hat in einem Brief, der ebenso liebenswürdig und bescheiden wie dieses Gedicht unliebenswürdig und unbescheiden ist, die Mutter des Hanns Heinz Ewers bezeugt, daß sie weder ein so umfangreiches und prächtiges noch überhaupt ein Haus besitzt." Dazu bemerken Sie: „Da ich seit meiner Jugend mit der Familie Ewers bekannt bin, also ein Menschenalter, war mir ‚Meiner Mutter Haus' natürlich sehr interessant, denn ich erkannte jedes Zimmer in dem großen, vornehmen, von gediegenem Geschmack zeugenden alten Haus der Immermann-Straße von Düsseldorf, wo ich viele schöne, fröhliche Stunden in einem geistig hochinteressanten Künstlerkreis verlebte, dessen Seele die wunderbar feine, gütige und geistreiche Mutter Ewers bildete. Ich konnte natürlich in dem Gedicht, das mich wie eine Photographie anmutete, keine ‚Protzerei' finden; denn wenn man aus einer alten, vornehmen Familie stammt wie Mutter Ewers, ist es nichts Besonderes, ein solches Heim zu besitzen. Die ‚Blutrünstigkeit' kann ich leider nicht ableugnen. Wie aber Tante Maria, so nennen wir die alte Dame, dazu kommt, ihr Heim zu verkleinern, verstehe ich nicht; es ist wohl nur ihrer feinen, zurückhaltenden Art zuzuschreiben.

Ein Haus mit Parterre, zwei Stockwerken und Bodenräumen kann man schon umfangreich nennen, besonders wenn es nur von einer Familie von drei Personen bewohnt wird. Die Gastlichkeit in diesem Hause war denn auch immer sehr groß. Wenn Tante Maria jetzt nicht mehr Besitzerin dieses Hauses ist, hat sie es wohl schon den Kindern oder Enkeln überschrieben. Ich muß aber, um Hanns Heinz Ewers vor dem Vorwurf der Unwahrheit zu bewahren, bezeugen, daß jedes angegebene Zimmer tatsächlich vorhanden ist, am interessantesten das Bilderzimmer und das Atelier, sein Arbeitszimmer, wo er aus allen Weltteilen herbeigeholte Kostbarkeiten, Raritäten und Altertümer angesammelt hat. Ich bin fest überzeugt, daß Sie und Julius Bab viel zu gerecht denkend sind, als daß es Ihnen nicht angenehm wäre, einen Irrtum wieder gut zu machen." Selbstverständlich. Nur ist Ihnen klar, verehrte Frau, daß dies eine Winzigkeit ist, und daß deshalb doch alles bestehen bleibt, was Bab wider den ‚Dichter' Ewers gesagt hat.

J. F. Ja, die deutsch Sprak . . . Sie sagen in Ihrem Bericht über die Festnehmung des Bankdefraudanten Stephan: „Dort schrieb er sich als Intendantursekretär und zwar, wie er hinzufügte, der berliner Generalintendantur der Königlichen Theater ein, wobei ihm, wie auch in München, bei der Eintragung die deutsche Sprache einen Streich spielte. Er nannte sich Intendantursekretär, statt Intendanzsekretär, und erweckte so den Glauben, als sei er Sekretär einer militärischen Intendantur". Jochimke, Jochimke, hüte Di: wenn der Allgemeine Deutsche Sprachverein Dich kriegt, dann hängt er Di.

Breslauer Student. Sie setzen nicht mit Unrecht voraus, daß mich interessiert, wie sich das reinste Gebilde des Dramatikers Hebbel im Kopf eines deutschen Literarhistorikers spiegelt. „Also sprach (wörtlich) der Porfessor Siebs, Ordinarius an der Universität Breslau, in seinem Kolleg über die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts: ‚Man hat gesagt, Hebbels Gyges und sein Ring erinnere in der Reinheit der Darstellung an die Iphigenie. Dieser Meinung kann ich mich nicht anschließen. Mir ist diese Atmosphäre der bloßen Begierde viel sinnlicher, als wenn ein wirklicher Ehebruch begangen worden wäre'. Damit nicht genug, wird festgestellt, daß die ‚Schuld' des Gyges unklar motiviert sei: ‚Am ersten kann ich hier noch einen Sinn finden, wenn ich das bloße Zusehen des Gyges als Symbol für den begangenen Ehebruch nehme. Daß also Gyges für den schwächlichen Kandaules bei Rhodope eingetreten wäre, etwa wie Siegfried bei Brünhild für Gunther. Hat aber Hebbel das so gemeint, so hat er es jedenfalls nicht klar genug zum Ausdruck gebracht.' Und so weiter." Wie singt Mozarts Basilio? „Ach, das ist himmlisch!" Aber, teurer junger Freund: um derlei zu hören, brauchen Sie wirklich nicht in Breslau zu studieren. Das liefert Berlin Ihnen auch.

Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur. Du überreichst mir Dein Programm mit der Bitte, „demselben eine Besprechung" in meinem „geschätzten Blatte zu widmen". Sie ist schnell gewidmet. Deine Gründung geht mich nichts an. Erstens nämlich glaube ich, daß Deine Mitglieder, darunter Frau Hofrat Ammann, Erste Vorsitzende des Bayrischen Landesverbands des Katholischen Frauenbundes und des münchner Katholischen Frauenbundes zu München, Herr Oberlyzealdirektor Geheimer Studienrat Armbrust zu Barmen, Herr Tuchfabrikant Bernhard Becker zu Euskirchen, Herr Rittergutsbesitzer August Braband zu Drispenstedt, Herr Apotheker Stephan Dewald zu Neumagen an der Mosel, Herr C. Mosterts, Generalpräses der Katholischen Jünglingsvereine Deutschlands zu Düsseldorf, Frau Gräfin Hedwig Preysing, geborene Gräfin Walterskirchen zu Kronwinkel bei Landshut in Bayern, Fräulein Haushaltungslehrerin Runge,

Vorsteherin der Landwirtschaftlichen Haushaltungsschule zu Hildesheim — also ich glaube, daß alle diese und Hunderte andre hohe Tiere viel besser als ich zu beurteilen wissen, wie Deutschlands Theater auf die Beine zu bringen ist. Zweitens erklärst Du, daß „die Bühne aus der völligen Abhängigkeit von kleinen Zirkeln einflußreicher Theaterleute besonders der Reichshauptstadt befreit werden muß", und ich bin frech genug, mich für einen einflußreichen Theaterleut besonders der Reichshauptstadt zu halten, aber nicht selbstmörderisch genug, um die Bühne aus der völligen Abhängigkeit von mir befreien zu helfen. Drittens willst Du „hinreichend erfahren haben, daß die anständige, sachliche Kritik außerstande ist, die bestehenden Verhältnisse zu bessern", während ich Ärmster nichts weiter imstande bin, als anständige, sachliche Kritik zu üben. Kurz: wir können zusammen nicht kommen. Aber wenn Du eines Tags, nach einem kurzen Erdenwandel voll Ergebnislosigkeit, klanglos verblichen bist, dann will ich eine stille Träne weinen, daß Du in dieser Zeit der Teuernis so sehr viel schönes Geld an Porti, Tinte und Papier verschwendet hast.

Sport

Der Monat Juli brachte für die Rennbahn Grunewald in sechs Renntagen reichen und interessanten Sport, von dem der „Große Preis von Berlin" der Höhepunkt war. Die Kriegsrennen sind glänzend besucht, die Wettfreudigkeit ungemindert, und selbst die ungewisse Witterung übt keinen Einfluß auf das Publikum aus. Wahrlich ein glänzendes Zeichen von Kraft beim Eintritt in das dritte Kriegsjahr. Der August bringt in der ersten Woche zwei Renntage auf der klassischen Bahn in Hoppegarten, dann gibts etwas Ruhe auf den Berliner Rennbahnen. Dafür setzen die Rennen im Reiche lebhaft ein. Der erste auswärtige Rennverein, der sein Meeting abhält, ist Hannover. Ihm folgen fast alle größeren Rennvereine. Nur Baden-Baden fällt aus.

Geschäftliche Notizen

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Hahnschen Buchhandlung in Hannover über zwei sehr interessante Werke: Abbetmeyer Richard Wagner-Studien und Fischer, Kleine Blätter, 2. Aufl., bei, die für Musik- und Theaterfreunde, Literaten usw. außerordentlich wichtig sind.

*

Im Kölner Kunstgewerbe-Museum am Hansaring erregt augenblicklich eine Ausstellung österreichischer Kunstgläser großes Interesse. Vor dem Krieg war man der Meinung, daß nur die ausländische Glasindustrie im Stande sei, künstlerisch wertvolle Stücke zu schaffen. Nun die Export- und Importmöglichkeiten fast vollständig unterbunden sind, soll die Ausstellung im verbündeten Deutschen Reich den österreichischen Kunstgläsern neue Freunde und Abnehmer zuführen.

Wie auf so vielen anderen Gebieten die Heimatkunst jetzt zu Worte kommt, wird auch hier bewiesen, daß das österreichische Glaskunstgewerbe auf derselben, wenn nicht auf höherer Stufe steht, wie die vielen fremdländischen Fabrikate, die wir vorher bedingungslos anerkannt und viel zu teuer eingekauft haben. Besonders die herrlichen Farben und Formen der Gläser, haben den Beifall der Kunstkritik und der Kunstliebhaber gefunden.

In Köln nehmen die Firmen Holstein & Düren, E. Kayser, J. Roß Bestellungen auf die im Kunstgewerbe-Museum ausgestellten Kunstglaswerke entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Presse und Justiz

Der Verein ‚Recht und Wirtschaft' hatte einen Preis ausgeschrieben für die beste Arbeit über das Verhältnis der Presse zur Justiz, die Berichterstattung durch die Presse und ihre gesetzliche Verantwortlichkeit. Preisgekrönt wurde die Schrift des Rechtsanwalts Fritz Glaser aus Dresden. Sie ist im Verlag von Carl Heymann zu Berlin erschienen.

Der zweite Teil dieses hochinteressanten und verdienstvollen Werkes ist rein juristischer Natur und fesselt hier wohl weniger als der erste, der sich mit der Gerichtsberichterstattung und der Justizkritik der Presse befaßt. Zunächst ist es für uns erfreulich, festzustellen, daß endlich einmal ein Autor von Fach ohne Voreingenommenheit den unerhörten Tiefstand der Gerichtsreportage konstatiert. „Daß aber sogar große und angesehene Zeitungen, die es sich angelegen sein lassen, über künstlerische und wissenschaftliche Ereignisse, über Technik und Industrie sachkundig und aus der Feder von Spezialisten zu unterrichten, in ihren Gerichtsberichten bisweilen einen Mangel an Kenntnissen an den Tag legen, dessen sie sich auf andern Gebieten des Wissens und der Berichterstattung gradezu schämen würden: das dürfte doch nicht vorkommen." Glaser faßt dann die Aufgaben der Presse gegenüber der Justiz dahin zusammen: Befriedigung der Neugier, Zwecke der Unterhaltung, Wahrnehmung allgemeiner sozialer Interessen, Belehrung des Publikums über Rechtsfragen (Abschreckungszweck), Kontrolle der Rechtspflege, und endlich: Förderung der Volkstümlichkeit der Rechtspflege durch gesunde Kritik.

Wie erfüllt die Presse diese Aufgaben? Die Schilderung des traurigen Tatbestandes, die nun folgt, ist erquickend scharf und ermangelt leider nur der konkreten Beispiele mit Namensnennung. Glaser widmet der ‚Sensationsmache' ein ganzes Kapitel, und das mit Recht. Allerdings begeht er den Fehler, die Sensationsmache hauptsächlich den sogenannten ‚Gerichtszeitungen' vorzuwerfen, während diese ekle Manier in Wirklichkeit eine der Hauptattraktionen der größten deutschen Blätter ist. „Nicht danach fragen sie, ob der Verhandlungsstoff juristisch von Interesse ist, ob man aus seiner forensischen Behandlung etwas lernen kann, oder ob im öffentlichen Interesse über ihn berichtet werden muß. Was dagegen die abgestumpften Nerven aufpeitscht oder einen sexuellen Anstrich

hat, ist ohne weiteres eine nie verschmähte Zeitungskost. Da bringt man alle Einzelheiten, deren man nur habhaft werden kann." Und bei Berichten über aufsehenerregende Ereignisse hebe man diese Einzelheiten noch durch satztechnische Mittel und dergleichen nach Kräften hervor, damit sie der Leser nur ja sofort finde. Glaser fährt dann fort: „Solche Blätter scheinen sich einfach der Verantwortung nicht bewußt zu sein." Und er spricht dann noch einmal von „den Mißbräuchen der Sensationspresse". Aber wer ist das: solche Blätter? Wo steckt die Sensationspresse? Und da muß doch gesagt werden, daß die schlimmste Sorte noch nicht die auf rosa Käsepapier gedruckten Blättchen sind mit den schreienden Abbildungen und dem gellenden Text. Weit schlimmer und verderblicher ist derselbe Unrat in etwas gefälligerer Attrappe, weit gefährlicher ist die große Tagespresse. „Die Geister der Toten. Folgen eines Verbrechens. Eine unheimliche Tat hat sich selbst gerächt . . . . wurde ein vierschrötiger Mann geführt, dem die Hände auf dem Rücken gefesselt waren, und der irre Worte vor sich herstammelte. Es war im Sommer dieses Jahres, als man eines Morgens das Grabgewölbe der alten Kirche zu Blumberg, die einsam hinter Potsdams Wäldern liegt, erbrochen vorfand. Im Dunkel des tiefen Gewölbes waren die Särge geöffnet worden, weiße Decken hingen heraus, verdorrte Blumen lagen zerstreut umher. Und den Toten, die schon lange Jahre hier ruhten, hatte man Gewalt angetan. . . . In einer Nacht führte er den unheimlichen Raub aus. Mit hastiger Hand riß er an sich, was er an blitzendem Zeug beim Licht der Blendlaterne am Körper der Toten erblickte. Es dauerte eine ganze Zeit, und als die Sonne am Horizont aufstieg, war er wieder im Freien. Er hatte an der Tat keine Freude. . . . Dann kam die lange Zeit der Untersuchungshaft, und der Schrecken wuchs. Plötzlich schreckte er auf in den langen einsamen Nächten. Die Toten, die er beraubt hatte, standen aufgereiht neben seinem Bett, klagten ihn an, streckten die dürren Hände nach ihm aus. Der Mann sprach irre, unausgesetzt war ihm die Nacht zwischen den Särgen vor Augen — das Licht der Blendlaterne — die Toten, die sich erheben — auf ihn zugehen." Was ist das? Ein Romankapitel aus der ‚Hand der Gräfin auf der Kirchhofsmauer' oder dem ‚Blutigen Hausknecht unter der Erde'? Nein, das ist wortwörtlich ein Gerichtsbericht aus einer der größten berliner Zeitungen, und in dieser Form wird er wohl fast durch die ganze Presse gegangen sein. So wirds gemacht. Die Wirkungen des Schauers aber werden durch fetten Zwischendruck erhöht.

„Hackte er ihm die Hand ab — die Leichen in einer Strohmiete zu verbrennen — schrie entsetzt auf — zog das Mädchen mit sich fort". Und da nicht der ganze Verhandlungsbericht in einer einzigen Nummer steht, so ist eigentlich das Bild des niedrigsten Kolportagehandels fertig.

„Helfen kann nur zweierlei", sagt Glaser, „— der gute Wille der guten Presse auf der einen, das Publikum auf der andern Seite." Lieber Herr, Sie sind ein Optimist. Wie Sie selbst anführen, hat schon im Jahre 1911 der Verband der Rheinisch-Westfälischen Presse zu Cöln eine entsprechende Resolution angenommen und 1912 sogar der Verein deutscher Zeitungsverleger Aehnliches beschlossen. Es nützt nichts und kann nichts nützen, solange in Deutschland die großen Presseverleger nicht einsehen, daß sie nicht nur die Möglichkeit in Händen haben, viel Geld zu machen, sondern auch Verantwortung und kulturelle Verpflichtungen. Soweit ich feststellen konnte, war es die Berliner Morgenpost, die einmal vor Jahren den Versuch gemacht hat, ohne die Rubrik ‚Aus dem Gerichtssaal' auszukommen. Das war zu radikal, und die Folge war, daß tausende und abertausende von Abonnenten absprangen. Man hatte ihr Bedürfnis nach Schund geweckt, gereizt und künstlich vergrößert — nun wollten sie gefüttert sein.

Und hier scheint mir der Kern des Problems ‚Presse und Justiz' zu liegen. Auf alle die idealen Forderungen, die Glaser in seinem Buch aufstellt, pfeift die Presse. Sie klebt niedrig am Stoff und ist froh, einen Anlaß gefunden zu haben, um dem entsetzlichen Sadismus der Massen das Privatleben einiger armer Opfer zu öffnen. Wir haben in Deutschland keine Stierkämpfe — wir haben die Gerichtsberichterstattung.

Albert Moll sagt in seinem Handbuch der Sexualwissenschaften: „Ohne Reform des Zeitungswesens gebe man den Kampf gegen Schmutz und Schund vollkommen auf, er ist zwecklos." Hier und nur hier ist der Grund alles Uebels. Die Besserungsvorschläge, die wir noch betrachten werden, sind eitel Dunst und ideale Schemen, wenn nicht der große deutsche Zeitungsverleger endlich einmal begreift, daß er kein Geschäft hat wie der Grünkramhöker oder der Fischhändler. Selbst Der darf keine verfaulten Waren verkaufen, die Presse aber hat systematisch das Niveau des Publikums unterboten, und die Gerichtsberichterstattung ist der Hauptposten auf ihrem Schuldkonto.

Was nützte es, wenn man das Personenmaterial verbessern wollte! Was nützte es, wenn man, wie Glaser anregt,

den Beruf des Gerichtsreferenten durch gute Vorbildung höbe, also ein vernünftiges Mittelding zwischen Jurist und Journalist schüfe (während heute der Gerichtsreferent von der Rechtswissenschaft nicht allzu viel versteht, aber desto mehr von seinem Publikum). Glaser sieht sehr richtig ein, daß für dieses schwierige Amt nicht etwa jeder Jurist befähigt ist, sondern daß es dazu noch einer journalistischen Befähigung bedarf. (Wenn übrigens Glaser offen von sich sagt, daß er nicht imstande sei, sofort — und darauf kommts an — einen brauchbaren journalistischen Gerichtsbericht zu erstatten, so tröste er sich damit, daß er wenigstens nach langer Arbeit das klare und eindringliche Bild eines Prozesses geben kann. Er war der Verteidiger von Grete Beier und hat im fünften Bande des ‚Pitaval der Gegenwart' ihre Geschichte ganz ausgezeichnet nacherzählt.) Aber was nützte es, wenn man journalistische Bildungsanstalten eröffnete, wie sie in Bern existieren; wenn die Presse mit dem Richter mehr persönliche Fühlung bekäme; wenn die Gerichtsbeamten angewiesen würden, in beschränktem Maße und nach sorgfältiger Prüfung dem Journalisten sogar Akten-Einsicht zu gewähren und vielleicht auf den Preßabschriften des Eröffnungsbeschlusses kurze orientierende Stichworte anzubringen! Was nützte das alles! Die Kinder beraten, wie sies künftig einrichten wollen, aber nachher kommt der Papa Zeitungsverleger und macht ihnen einen dicken Strich durch die sauber geschriebene Rechnung. Alle diese wirklich guten Besserungsvorschläge, die man in Glasers Buch nachlesen möge, sind vollkommen wertlos, solange ein Geschäftsmann, der nur aufs Geld sieht, die Erlaubnis zu solchen kulturellen Bestrebungen geben soll.

Dabei sei noch garnicht einmal untersucht, in welch unerhörter Weise die große Presse unsre gesamte Zivilprozeßpraxis vernachlässigt, wie unorientiert hier das Publikum ist, und wie, nach Glaser, „die einfachsten Tatsachen aus dem Gebiete der Gerichtsverfassung, der Gerichtsorganisation, die einfachsten Unterscheidungen zwischen Zivilrecht und Strafrecht, zwischen Privatklage und Zivilklage oft selbst akademisch gebildeten Personen unbekannt sind".

Daneben verschwinden die andern Probleme fast vollkommen. Die Ueberempfindlichkeit unsrer Richter gegen Kritik ist wohl nicht mehr so groß wie früher, und auch all die andern kleinen Mißstände, die Glaser erwähnt, sind Sandkörnchen im Vergleich zu dem großen Klumpen, dem einen und einzigen Problem dieses Gebiets: daß in der Presse die kulturelle Idee an die Stelle des brutalen Kapitals gesetzt wird.

Verdun / von Paul Zech

Den Mond zerstäuben Wolken. Schwärze schwillt.
Verdunkelt biegt in Bäume die Chaussee.
Wir schreiten, wie verschluckt von tiefer See,
geräuschlos durch des Sturms zerteilten Schild.

Wir kommen aus Gehäusen blauen Rauchs,
von Mädchen einen Abend lang geliebt.
Auf unsern Stirnen, schwer von Frost bestiebt,
vergilben die Oasen rosa Hauchs.

Wir kuschen uns Befehlen hin wie Fell,
das eine grausam weiße Hand beschneit.
Durch unsre Nerven rieselt noch die Zeit:
ein kinderbuntes Karussell.

Kein Haß, kein Mord war in ihr ausgesät,
da sie mit Hurra-Rufen uns gewann.
Das Flaggenecho, das sich um Balkone spann,
zwang uns zu knien vor Wundern sagenspät.

Aus Wundern wuchsen Landschaften um uns.
Fünf Tage lang marschiert.
Der blaue Lerchenhimmel jubiliert
noch durch die Marschmusiken unsres Munds.

Die Fremde schauert nur fern vorgefühlt,
aus Wagenreihn vorbeigestöhnt.
Doch ehe sich das Ohr dem Ton gewöhnt,
stehn wir erschrocken, schwarz und ausgekühlt.

Stehn, wir Verlaufene in einem Wald,
vor würgender Gewalten Zaun.
Die Waffen an den Kniegelenken haun,
wie wenn durch Bäume hin ein Beilhieb schallt.

Des Stahles Ahnung wird Gewißheit schon:
aus Kratern springt zertrümmertes Gestein.
Entmannte Augen geistern angst-allein
durch der Gestirne roten Mohn.

Was uns bewegt, wird nicht aus uns bewegt:
Alarme treiben den Motor,
der uns den Berg empor
wie Blätterwirbel fegt.

Die Höhe stürzt. Gewässer schwillt empor.
Aus uns herausgerissen fliegt
der Herzschlag, wilderm Pulse hingeschmiegt,
mit Köpfen wie auf Distelstielen vor . . . .

Doch du Gefühl miteins durch mein Gefühl:
Wer bist du, hergestoßener Arm?

Komm, bette dich geborgen warm,
dein Blut treibt fischblutkühl!

Gehirn erschrickt im Funkeln eines Worts.
Wie Spreu zerstäubt der abgeprallte Stoß.
Mein Feind, schon ruhst du wunschlos, waffenlos,
ein Winselnder am Saum des Brudermords.

Getöse rauscht vorbei. Die Erde steht,
mit uns gelandet, wie ein brauner Baum
breitästig in dem neugewordenen Raum,
von Sternenfeuern überweht.

Und wie der Schatten uns schon trifft, belaubt,
gottalter Vogelkehlen Lied beginnt,
stürzt dir, ein eingesungenes Kind,
schwer auf die Brust herab das Dornenhaupt.

Am Rand der Stadt, der großen Blume Blut:
ein Heer von Müttern sammelt sich zum Zug.
Die Glocken stocken in dem ungeübten Flug,
Gewehr und Böller schlagen dir Salut.

Erlöser du, Erlöster ich —:
Gefolge alles, braust mit uns verbunden auf,
daß aus Trompetenmund und Waffenlauf
Versöhnung aufflamm', stürmisch fürchterlich!

Das feuilletonistische Ich /

von Friedrich Markus Huebner

Hermann Bahr veröffentlicht, eingehängt im Arme Goethes, einen Wegweiser zum Expressionismus, worin von vielem und allem, vom Gegenstande selber sehr wenig gehandelt wird. („Expressionismus", im münchner Delphin-Verlag). Denn die paar Versuche, das Wesen des neuen Seh- und Gestaltungswillens gegen den vorhergehenden Grundsatz des Impressionismus abzuheben und aus diesem den notwendig polaren Rückschlag nachträglich vorauszusagen, diese paar Erkenntnisse, scheint mir, sind derart dünn und viel erörtert und nun schon als Schlagwörter in aller Munde, daß es wirklich nicht lohnt, sie bei Hermann Bahr abermals zusammengestellt zu lesen. Und da die vorzügliche Auswahl der beigegebenen Tafeln nicht von dem Schreiber sondern von August L. Mayer getroffen, das gänzlich ahnungslose, fälschlich expressionistische Umschlagblatt von F. H. Ehmke beigesteuert wurde, so fragt man sich, was eigentlich, wenn man das Buch zuschlägt, als Ergebnis übrig bleibt.

Wohlan: übrig bleibt der Blick in ein Ich, welches, um produktiv zu werden, die Anreizung vom Fremden her braucht, Fremdes, worein dieses Ich hineintauchen und sich einfühlen, worin es untergehen darf. An

dem Fremden sich festsaugend, aus ihm Wissen, Vergleich, Schlußfolgerung zu sich herüberleitend, wächst dann dieses Ich, bekommt Farbe, eine kecke, stattliche Haltung, eilt zum Rednerpult und steht jetzt als der berühmte Plauderer Hermann Bahr vor den Leuten, behängt mit Raub und Beute aus sämtlichen Weltgegenden.

Gewiß: auch jenes Ich, dessen Verhaltungsweise, Absicht, Voraussetzung Hermann Bahr in eben seinem Buche sich zu erklären anschickt, das expressionistische Ich, ist seiner Natur nach dem All mit dessen Vielfalt, Gefahr, Möglichkeit liebhabend hingegeben. Die expressionistischen Künstler dichten, malen und schildern durchgehends und ständig den Akt der Vereinung mit fremder Figur, fremder Idee, fremdem Atemzuge. Die künstlerische Schöpfung wird zur Ich-Entschüttung zugleich und zum rasenden Einschlürfen aller entgegenlebenden Du-Formen. Hier jedoch vollzieht sich der Akt aus Überfülle und wissender Kraftverschwendung. Das Ich schenkt und gibt ab, dieweil die Gegenstände langweilig, starr, totenhaft wären, wenn nicht des Menschen Wille ihnen zuförderst Sinn, gewollten, immer wechselnden Sinn einhauchte, kraft dessen sie, die Gegenstände rundum, als Spiegelung unsres Ich hernach leuchten und sich tief verwandeln dürfen.

Hermann Bahrs Verhängnis war es, sich ohne Not vertraut machen zu wollen mit einer seelischen Grundhaltung, die, obenhin betrachtet, seiner eigenen nicht unähnlich scheint. Er scheiterte. Mehr noch: er hat sich bloßgestellt. Die große Liebe nicht, erkennt man nun, trieb und treibt ihn von Stoff zu Stoff, Stoff und Stoff herrisch nach seinem Gleichnisse modelnd und bessernd, sondern sein Ich, unfromm und neugierig, ist erpicht auf die Fülle und Kraft von außen, daran es schlürfen und schlecken darf. Für wen, wenn nicht für Hermann Bahr selber, gelten seine Sätze auf Seite 39: „Vor dem Zulauf der Anschmecker, der immer Aufgeregten, der Lüsternen kann sich der Expressionismus so wenig schützen, als es der Impressionismus konnte. Sie sind überall dabei, das bleibt keinem erspart. Diese Prüfung zu bestehen, muß er stark genug sein. Warum aber laufen sie jetzt dem Expressionismus zu, und nicht mehr dem Impressionismus? Sie sind unerfreulich, doch eins haben sie: sie wittern die Zeit, sie spüren es in den Knochen, wenn das Wetter umschlägt. Und, Freunde, das Wetter schlägt um, der Mensch schlägt wieder einmal um: er stand lange nach außen, jetzt kehrt er sich wieder nach innen."

Der Fall Hermann Bahrs liegt indessen wohl tragischer. Vielleicht, daß mehr als um Reiz und Kitzel dieser Autor in ihm fremde Erscheinungen sich deshalb einbohrt, weil er, geboren zum Ausdeuter und Mitempfinder, einer eigenen Seinswirklichkeit an und für sich ermangelt. Geschöpf seiner Eindrücke, seiner Begegnungen, seiner Reisen, seiner Zufälle ist dieses Ich, als dienend Durchgangsmittel für tausend einstrahlende Realitäten, dazu verurteilt, noch bis in Schlaf, Traum und Tod nur in einem Scheinleben hin- und herwehen und bloß immer im vergänglichen Stile des Feuilletons sich rückäußern zu dürfen.

Sheridan / von Friedrich Hirth

Die Verfallserscheinungen, die das England von heute auf politischem und kulturellem Gebiete aufweist, erstrecken sich in höchstem Maße auch auf sein Theater. Seit vielen Jahren ist aus dem Königreiche jenseits des Kanals kein Drama bekannt geworden, das nur im entferntesten auf die einstige große Blüte des englischen Theaters hindeutete, und die einzige Ausnahme, die Oscar Wilde darstellt, zählt deshalb nicht, weil er irischen Geblütes war, und man gewiß nur von einer politischen, keinesfalls aber von einer ideologischen Einheit zwischen Großbritannien und Irland sprechen darf. (Wie ja auch in der Philosophie die einzige repräsentative Erscheinung, die wirklich neue Ideen hervorzubringen wußte, im Gegensatz zu den Bacon, Locke und den andern, die auf vorhandenen Systemen weiterbauten, kein Engländer, sondern der Ire Berkeley war.) An den Reichtum, der das englische Theater vor der Zeit und zur Zeit Shakespeares und der Restauration auszeichnete, mahnt heute nichts mehr; entartet, wie das politische und völkerrechtliche Denken Englands, ist sein Theater, in dem nur die grassesten Schauereffekte und öde, dem Zirkus entstammende, mit der plattesten Musik aufgeputzte Evolutionsstücke ihre Erfolge erzielen. Man wird Shakespeare kaum irgenwo schlechter dargestellt und inszeniert finden als in London, und die dekorative ‚Aufmachung' sowie die grotesken Verzerrungen, womit ein immerhin begabter Darsteller wie Beerbohm Tree Shakespeare „nachzuhelfen" suchte, zeigen, daß man an der Themse dem Geist des größten englischen Nationaldichters durchaus entfremdet worden ist. Man könnte nicht einmal behaupten, daß die Engländer von heute durch historische Rücksichten (die ihnen ja, wie ihre ganze Politik deutlich verrät, überhaupt völlig fremd geworden sind) dazu veranlaßt würden, das bedeutendste Genie, das ihrem Boden entstammte, so zu feiern, wie es ihm gebührt. Mit den kleinern Dichtern, die mit oder nach Shakespeare wirkten, beschäftigen sich die englischen Theaterleute überhaupt nicht mehr. Pietätsanwandlnngen, wie wir sie in Deutschland und Oesterreich empfinden, belasten ihr Gewissen nicht, und man mag die Spielpläne vieler Jahrzehnte durchsehen, um der Aufführung eines Stückes von Farquhar, Vanbrugh, Lillo, Moore oder Foote zu begegnen, durchaus Autoren, die an dem einstigen Ruhm der englischen Bühne mitbauen halfen, und deren Andenken zu ehren fast als nationale Ehrenpflicht erscheinen müßte. Aber kann man

ernstlich von einem Volke fordern, daß es die Erinnerung an seine Bühnendichter festhält, wenn es die Gedanken seiner größten Staatsmänner, Cannings und Pitts, so in ihr Gegenteil verkehrt, wie es die Engländer tun?

Der deutsche „Barbarismus" ist sentimentalern Regungen zugänglich; er vergißt nicht so leicht, was ihm einst teuer war, und historische Tradition ist uns fast in Fleisch und Blut übergegangen. So wollen wir auch, am hundertsten Todestag, des Dichters gedenken, der unsre Väter einst entzückte, dessen Lustspiele zum eisernen Bestand aller unsrer Theater gehörten, die viele Jahrzehnte hindurch Richard Brinsley Sheridan beinahe besser pflegten, als dies in seiner Heimat geschah, die ihm überhaupt nicht allzu dankbar war. Kein deutsches Theater gab es, das seine ‚Lästerschule' nicht jahraus, jahrein gespielt hätte; keinen großen Charakterspieler, der sich die Hauptrolle des Stückes hätte entgehen lassen. Lord Byron — der uns heute vielleicht noch teurer geworden ist, da wir wissen, wie sehr seine Anschauungen von denen der heutigen Engländer abweichen — war von keinem Dichter entzückter als von Sheridan, und das allein sichert ihm die Unsterblichkeit. Ihm rühmt der Dichter des ‚Kain' nach, er habe in jeder Gattung das Beste vollbracht. Er habe die beste Komödie geschrieben, die ‚Lästerschule', die beste Oper, die ‚Duegna', die beste Farce, die ‚Kritik', und die beste Epistel, den ‚Monolog auf Garrick', und er meinte: „Seit des Orpheus Tagen ist ähnliches nicht dagewesen; er konnte einen Gerichtsvollzieher besänftigen."

Diese Bemerkung zeigt schon, daß Sheridan mit des Lebens Not in heftigster Weise zu kämpfen hatte, daß der Kampf mit den gerichtlichen Vollstreckungsbeamten das ewige Hemmnis auf den Pfaden der freien Entfaltung war, daß er, Balzac oder Liliencron ähnlich, während die Bedürfnisse des Alltags unerbittlich mahnten, dennoch imstande war, die heitersten Gestalten und Situationen zu schaffen und sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln der Medisance über die Erdenschwere zu erheben. Noch auf dem Totenbette mahnen den über und über Verschuldeten die Boten des irdischen Gerichts an seine Verpflichtungen, und der Gerichtsvollzieher will den Sterbenden seiner unberichtigten Verpflichtungen wegen verhaften, ihn, der früher in Carltonhouse als Freund und Gesellschafter des Prinzen von Wales, des spätern Königs Georg des Vierten, mit den höchsten Summen um sich warf, dem keine Verschwendung zu groß, keine Ausgabe zu widersinnig war, dem das Geld zwischen den Fingern zerrann,

das Geld, das er vielleicht ein paar Tage zuvor mühsälig zusammengeborgt hatte.

Sheridan ist als Dichter, Theaterdirektor und Parlamentarier zu würdigen. Im englischen Unterhause spielte er viele Jahre hindurch die größte Rolle, und als Meister der Rede, dem glänzender Humor ebenso eigen war wie ergreifendes Pathos, wird er laut gerühmt. Die große Stellung, die er sich erobert, macht ihn fast übermütig; in Liebeshändel und Duelle ist er unaufhörlich verstrickt, und die ewige Geldnot treibt ihn zu den abenteuerlichsten Spekulationen. Da er sich nicht anders zu helfen weiß, um sein Leben zu fristen, kauft er das Drury-Lane-Theater (seine Frau, Miß Linley, war an dieser Bühne Schauspielerin), ohne auch nur einen Pfennig zu besitzen, und das Unglück, sein treuester Begleiter, verfolgt ihn auch hier, denn das Theater geht in Flammen auf. Auch seine Macht im englischen Parlament verfällt allmählich; er, der das Ohr der Menge wie kaum ein andrer seiner Zeit hatte, muß erleben, nachdem er sich in immer stärkerm Maße dem Trunk ergeben hatte, daß man ihn in einer Wählerversammlung zu Stafford unter den wüstesten Lärmszenen von der Rednerbühne treibt. Vielleicht hätte es ihn, der auf Glanz und äußere Ehren sehr viel hielt, erfreut, hätte er gewußt, daß in seinem Leichenzuge Brüder des Königs, Herzoge, Grafen und Bischöfe schritten, die damit den lustigen Kumpan der heitersten, genußreichsten Stunden ehrten. Denn in den langen Jahren, die Sheridan dem englischen Unterhause angehörte, hatte er vor allem eins verstanden: sich Achtung vor seiner strengen Rechtlichkeit zu erwerben. Er war ein „unentwegter" Anhänger von Fox, unter dem er auch Sekretär der Schatzkammer wurde, und obwohl er bei Einführung des Ministeriums Pitt diese Stelle verlor, wahrte er seinem Freunde Fox die Treue und hielt während der Präsidentschaft von Pitt seine berühmt gewordene Rede als Ankläger gegen Warren Hastings, den ehemaligen Generalgouverneur von Ostindien, der dort gegen die eingeborenen Fürsten ein wahres Schreckensregiment ausgeübt hatte. Wenn man Sheridan nach dessen Tode über alle Maßen ehrte und ihm sogar eine Begräbnisstätte in der Westminsterabtei zuerkannte, so lag darin die Anerkennung für sein reiches parlamentarisches Wirken, aber auch die neidlose Anerkennung eines Dichters, der nie davor zurückgeschreckt war, den Engländern furchtlos den Warnungsspiegel vorzuhalten.

Sheridan ist ein überaus wertvoller Dichter, der im Lustspiel unendlich anmutige Anregungen gegeben hat, und dem man am ehesten gerecht wird, wenn man ihn als Wilde der Restaurationsepoche bezeichnet. Des Iren ,Idealer Gatte', diese ausgezeichnete Satire auf das gesellschaftliche Leben der englischen Hauptstadt, klingt in Situationen und Gedanken an die ,Lästerschule' an. Und ein paar Typen, vor allem die intriganten, ewig medisierenden Damen, die an niemand ein gutes Haar lassen, findet man bei Sheridan ebenso wie bei Wilde. Auch darin gleichen sie einander, daß nicht das Gerüst der Handlung, sondern der blendende, schillernde Dialog, der in den geistvollsten, schlagendsten Wendungen prunkt, ihren Komödien den Wert verleiht. Originelle Erfindung ist beiden nicht eigen; Wilde borgt unbekümmert bei Sardou, Sheridan bei Molière; die Fabeln sind nur der Canevas, der mit bunten Flittern von Aperçus, Aphorismen, Stachelworten bestickt wird, der glänzt und leuchtet, aber — wenig wärmt. Hierin leisten sie das Beste, was sie zu geben haben. Und es ist sicher nicht bloß ein Zufall, daß beide aus Irland stammen (Sheridan wurde gleich Wilde in Dublin geboren), dem Land, das immer die stärksten oppositionellen Regungen gegen das offizielle Großbritannien erfüllten. Vielleicht mag es übrigens daher rühren, daß Sheridan im heutigen England ziemlich vergessen ist, wie sich ja auch Wilde der Gunst Old Englands niemals in besonderm Maße erfreute. Aber aus der Heimat müssen beide Dichter die stärksten Impulse für ihre satirischen Neigungen mitgebracht haben, und Irland hat allen Grund, stolz darauf zu sein, daß der größte englische Lustspieldichter des achtzehnten wie des neunzehnten Jahrhunderts seinem Boden entstammt.

Es ist nur ein halbes Dutzend von Lustspielen, auf denen Sheridans Ruhm ruht. Mit der Erfindung der Handlung hat es sich der Autor unendlich leicht gemacht; dasselbe Schema von Verwicklungen kehrt in beängstigender Unermüdlichkeit immer wieder. Immer drehen sich die Stücke um Schwierigkeiten bei Heiraten, die durch den deus ex machina gelöst werden. Der Typ des Sir Oliver Surfax, des Oheims in der ,Lästerschule', der aus weiter Ferne nachhause kommt und dort Konflikte schlichtet, wird in allen Stücken variiert. Die deutsche Literatur hat sich dieser Gestalt bemächtigt und sie in zahllosen Stücken auf die Bühne gestellt. Namentlich bei Kotzebue begegnet man ihr in fast allen Lust- und Schauspielen, und es mutet fast wie ein historischer Witz an, daß Sheridan, dem Kotzebue so vieles verdankte, sich veranlaßt

sah, ein Stück des Deutschen, den ‚Pizarro', für die englische Bühne zu bearbeiten. Von Sheridan hat Kotzebue aber nicht nur den Charakter des gutmütigen Polterers genommen, der alle verfahrenen Handlungen in das rechte Geleise bringt, sondern auch das Schema der Stücke selbst. Wie bei dem Iren, will auch bei ihm meist ein Vater aus eigennützigen Beweggründen die Vereinigung zweier Liebenden hindern. Das Mädchen soll einem Verhaßten die Hand reichen, sträubt sich dagegen und findet Rettung. Diese Handlung wird in allen denkbaren Varianten ausgeschöpft. Entweder wird dem Mädchen ein Bräutigam aufgenötigt, den es, ohne seinen Namen zu kennen, ohnehin liebt, oder ein von ihm gewünschter wird ihm verweigert, ein ungewünschter zugeschoben, oder es weiß in seiner Unschuld überhaupt nicht, wen und was es will. Die Entwicklung des Widerstreits von Eigenwillen und väterlicher Autorität, Pietät und Liebe, Haß und Neigung ist recht eigentlich die Domäne Sheridans, wie es vor ihm die Domäne Molières, nach ihm Kotzebues gewesen.

Aber diesem hölzernen Gerüste war natürlich Sheridans Interesse nicht zugewendet. Ihm ist vornehmlich um eindringliche Schilderung von Charakteren und um deren Verhöhnung zu tun. Vom Wahrhaftigen bis zum Heuchler, vom Backfisch bis zur lüsternen Ehefrau werden alle Typen der Gesellschaft vorgeführt und ihre Fehler verspottet. Daneben begegnen die heiratstolle Alte, der verliebte Junggesell, der eile Landjunker, durchaus Personen, denen man im Leben tausendfach begegnete, und die nur, mit dem Auge des Satirikers gesehen, auf die Bühne gebracht werden mußten. Schon dadurch, daß Sheridan die Menschen seiner Zeit darstellte, zeigt er, wie sehr sich sein Lustspiel von Shakespeares unterscheidet. Dessen Lustspiele sind Produkte reinster Phantasietätigkeit, die als handelnde Personen Könige, Herzoge, Grafen, als Schauplatz meist einen Fürstenhof haben. Aus dem Reich der Phantasie kommt Sheridans ‚Muse' in nüchterne Wirklichkeit; die Familie bildet den Untergrund der Stücke, Könige werden Bürger, Königinnen werden Mütter, Halbgötter — Paradeoffiziere. Shakespeare reiht in seinen Lustspielen an einem dünnen Faden eine Reihe interessanter Episoden und führt in kühnem Flug die Hörer von einem Land ins andre, von einem Königshof zum andern und unterhält durch die Fülle genialen Geistes; die Phantasietätigkeit des Dichters bedingt die Handlung seiner Stücke. Anders Sheridan: in engster Begrenzung bringt seine Komposition die Charaktere, und ihr entsprechend entwickelt sich

die Handlung aus Atomen bis zur letzten Konsequenz. Auf unzertrennliche Weise sind die Handlung und die Charaktere verbunden; sie gehen aus einander hervor und wirken auf einander, wodurch der Gipfel komischer Kunst erreicht wird.

Von den sechs Lustspielen Sheridans muß man die ‚Lästerschule' und die ‚Kritik' am höchsten stellen. Ein Milieu wie der Empfangssalon der Lady Sneerwell, worin die dominierende englische Gesellschaft durch ein Brillantfeuerwerk sprühender Witze lächerlich und verächtlich gemacht wird, ist vor Sheridan auf keinem Theater zu sehen gewesen. Und ebensowenig eine Charakterfigur wie der Puff in der ‚Kritik', ein ungemein realistisch aufgestellter Typ des verwerflichen Journalisten, echter als Freytags Schmock, den ein Schuß ziemlich falscher Sentimentalität ein wenig unglaubhaft erscheinen läßt. Sheridans Puff, der für die Kunst der Reklame, die Kunst des puffing symbolischgeworden ist, bleibt eine unsterbliche Figur, und die englische Journalistik von heute, deren Handwerk im Grunde nur auf der Kunst des puffing beruht, hätte allen Grund, ihres Ahnherrn in steter Dankbarkeit zu gedenken. (Ein Versuch Kotzebues, die prachtvolle Gestalt Puffs als Redakteur Habicht in seinem Lustspiel ‚Die Unglücklichen' nachzubilden, ist recht schwächlich geraten.)

Die oppositionelle Stellung, die Sheridan gegen das gesellschafliche Leben seiner Zeit einahm, läßt begreiflich erscheinen, daß die führende englische Kritik ihm wenig günstig entgegenkam. Man wirft ihm immer wieder vor, daß er in vieler Hinsicht von Molière abhängig sei, und vergißt dabei geflissentlich, daß es ihm gar nicht um die originelle Erfindung neuer Handlungen zu tun war, sondern daß ihm die alten Schläuche grade gut genug waren, um sie mit neuem Wein zu füllen. Wie selten ein andrer Dichter, verknüpft Sheridan Realismus und Idealismns. Er gestaltet Menschen von Fleisch und Blut — bei Molière sind, zum Beispiel, die Liebespaare immer erstarrte Schemen — und nimmt den Kampf gegeu die Schattenseiten seiner Zeit, gegen Laster und Torheit der Gesellschaft mit größter Unerbittlichkeit auf. Er ist ein Sittenrichter von freiester Denkweise, und wenn seine Satire scharf und ätzend ist, so ist kein Anlaß, dem Dichter die Schuld daran beizumessen, sondern einer Zeit, die ihm das Material dazu lieferte. Wenn sich einst des englischen Kritikers Ward Prophezeiung erfüllen sollte, daß die Zukunft des Theaters dem englischen gehöre, so widerspricht die Gegenwart dieser Verkündigung zweifellos in stärkstem Maße. Zur Wahrheit könnte sie nur dann werden,

wenn der englischen Bühne wieder ein Dichter vom Range Sheridans erstünde, der den Freimut hätte, den Entartungen des öffentlichen Lebens in England mit derselben Kraft und Festigkeit entgegenzutreten. An Anlässen und Anregungen hierzu würde es einem neuen Sheridan heut gewiß nicht fehlen.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

IV.

Konzertagenturen

Der Zusammenhang zwischen Kunst und Geschäft ist eine Tatsache, deren Wichtigkeit, ja deren Vorhandensein viele Leute nicht einsehen wollen oder können. Wenn d'Albert auf einem Bechstein Beethovens Tonwelt lebendig macht, so mag es gewiß unerfreulich sein, daran zu denken, daß er vorher mit einem Agenten oder einem Saalbesitzer über sein Honorar ausführlich verhandelt hat, und daß seiner genialen Leistung irgendwelche geschäftlichen Vermittlungen als notwendige Grundlage vorausgegangen sind. Das Gesetz ist noch viel unbedenklicher und macht in seiner Ausdrucksweise keinen Unterschied zwischen der behäbigen Dame, die Ammen und Dienstmädchen an die Frau bringt, und dem Mittler, der den gottbegnadeten Geiger vor die begeisterte Menge treten läßt. Die Konzertagenten sind eben in juristischem Sinne Stellenvermittler. Dabei ist gleichgültig, ob der Dienstverpflichtete ein Genie oder ein Handwerker, ein Talent oder ein Tagelöhner ist. Künstlerschaft und Banausentum sind vor dem Forum der Rechtspflege stets gleich gewesen. Immerhin wollen wir uns daran erinnern, daß der Konzertagent ebenso wie der Theateragent Kunstgeschäfte vermittelt. Man muß also von ihm eine höhere Bildung oder mindestens Verständnis für die besondere Art von Kunst verlangen, worin er sich durch seine Vermittlung betätigt. Es gibt eine Reihe von großen Theateragenturen, aber nur wenige große Konzertagenturen; weil es viel mehr Theaterpersonal als konzertierende Künstler gibt. Deren geringere Zahl erklärt den Umstand, daß Deutschland zur Zeit eigentlich nur eine ganz große Agentur und eine große hat, dazu eine Reihe größerer und kleinerer, die auf das Konzertleben keinen sonderlichen Einfluß ausüben, obwohl ihre Tüchtigkeit ebensowenig geleugnet werden soll wie mancher gelegentliche Erfolg. So hat, zum Beispiel, die Agentur Leonard das Russische Ballet nach Berlin gebracht. Solche Erfolge sind aber selten. Grundsätzlich

wird das Konzertleben von der Konzertdirektion Hermann Wolff und von der Agentur Jules Sachs mit seinem Anhänger, dem Impresario Robert Sachs, beherrscht. Die Agentur Wolff ist so groß geworden, daß sie sich mehr und mehr den Luxus leisten darf, die auftretenden Kräfte künstlerisch zu bewerten. Die Frau des Gründers führt das Geschäft des Mannes sehr erfolgreich fort. Man kann dabei wieder einmal beobachten, was manche Frauen geschäftlich zu leisten vermögen. Man kann aber auch die interessante Tatsache beobachten, daß diese hervorragende Frau hauptsächlich mit den weiblichen Mitteln der Beredsamkeit, der Schmeichelei, des feinen Instinkts arbeitet. Wolff hat in allen größern Städten und auch im Ausland ständige Vertreter, welche die Konzerte gewöhnlich unter ihrem eignen Namen veranstalten. In Wien ist die größte Agentur die von Gutmann.

Die Tätigkeit der Agentur ist dreifältig: sie veranstaltet Konzerte, sie arrangiert Konzerte, sie vermittelt Engagements. Insofern sie selbständig Aufführungen veranstaltet, wird die Agentur zur Konzertdirektion. Beim Arrangieren, wo sie alles für den Konzertgeber ausrichtet, darf sie zehn Prozent der Netto-Einnahme als Gebühr nehmen. Bei wenig aussichtsreichen Veranstaltungen gibt es wohl auch eine Garantie von vierzig bis neunzig Mark. Diese ersten beiden Formen der Tätigkeit sind im allgemeinen bei den großen Agenturen die wichtigsten. Die eigentliche Agententätigkeit bezieht sich dagegen auf die Vermittlung von Engagements, und nur in diesem Fall kommen die Vorschriften für Stellenvermittler in Betracht. Maßgebend sind das Stellenvermittlungsgesetz vom ersten April 1910 und die Ausführungsbestimmungen des Handelsministers wegen der Konzertagenten aus dem Jahre 1914. Die Agenturen empfinden die Ausdrucksweise als einen Mißgriff. Wenn durch ihre Vermittlung Busoni eine Sonate von Beethoven spielt und am nächsten Tage eine Etude von Chopin, dann hat ihm die Agentur zwei Stellen verschafft. Für jede solche Stelle erhält er vielleicht tausend Mark. Wichtiger als die Verletzung kleiner Empfindlichkeiten ist aber die grundsätzliche Bestimmung über die Provision, die angeblich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer geteilt werden soll. Sie war früher zehn Prozent und eigentlich nicht hoch. Damals konnte sie der Arbeitnehmer allein bezahlen. Jetzt, wo unbedingt zu teilen ist, darf die Provision fünfzehn Prozent betragen, aber, da der Unternehmer grundsätzlich nichts bezahlt, so beträgt sie tatsächlich höchstens siebeneinhalb Prozent. Dieser Betrag ist in vielen Fällen kaum

ausreichend. Da eine Agentur Unkosten und, wenn für den Künstler wirklich etwas getan werden soll, Arbeit, besonders in der Propaganda voraussetzt, so können die Agenturen grade bei den weniger bekannten Künstlern, für die am meisten geschehen müßte, nichts verdienen. Die Honorare bei Konzerten der unbekannteren Kräfte sind so gering, daß durch die Prozente kaum etwas einkommt. Das führt schließlich immer wieder zur Begünstigung der Sterne. Viel weniger noch lohnt das Arrangieren von Konzerten für weniger bekannte Künstler. Da ist mit den vom Gesetz zugebilligten Summen garnicht auszukommen. Die Vermittlung ist manchmal wenigstens mühelos. Der Gesangverein in Memel wünscht ein Oratorium aufzuführen und braucht dazu einen Solisten. Er wendet sich an die Agentur, und diese verschafft die verlangte Kraft. Eine solche Tätigkeit ist verhältnismäßig einfach. Naturgemäß wird aber die Agentur nur Leute empfehlen, an denen sie durch andre Veranstaltungen ein Interesse hat. Wenn sie für einen Sänger ein Konzert arrangiert und an ihm etwas verdient hat, wird sie versuchen, ihm eine Einnahme durch Stellenvermittung zukommen zu lassen. So ist der Konzertgeber immer von der Agentur abhängig. Viele Künstler möchten gern die Gebühren erhöhen, weil sie wissen, daß die Agentur alsdann mehr für sie tun könnte und würde. Auf dem Umweg des arrangierten Konzerts mag sich allerdings mancherlei erreichen lasseu. (Fortsetzung folgt)

Theater in Königsberg / von Franz Deibel

Königsberg hat sich im zweiten Kriegswinter, der Not gehorchend, nicht dem Triebe zu direktorialen Experimenten, einen neuen Leiter für sein kleines Schauspielhaus geholt, dem die erste Kriegsspielzeit nicht allzu gut bekommen war. Dem neuen Mann, Herrn Leopold Jeßner vom hamburger Thalia-Theater, ging der Ruf eines ehrgeizigen, mit künstlerischer Phantasie begabten, Eigenes wollenden Regisseurs voraus. Er kam mit einem hochfliegenden, dem aufstrebenden Osten gar willkommenen Programm, das einen neuen Aufschwung unsrer Theaterverhältnisse verhieß. Daß es ihm gelingen könnte, in Einer Spielzeit, dazu im Kriege, sein Wort einzulösen, hat kein Kenner des zähen königsberger Bodens erwartet. Daß man ihn nach wie vor für fähig hält, das von modernen Theaterleitern allzu gern kultivierte Wort zur Tat werden zu lassen, darf er als den Erfolg seines ersten Spielwinters buchen.

Dieser hatte unter all den Nöten zu leiden, die der Krieg über die Mehrzahl der mittleren deutschen Theaterstädte gebracht hat, und unter noch einigen mehr, die nur für den Osten gelten. Die künstlerische Arbeit ward beeinträchtigt durch die Unstetigkeit der Personalverhältnisse, den Mangel an geschulten Bühnenarbeitern, die Zensurbeschränkungen, die unter der viel mißbrauchten Parole des Burgfriedens einfach hinzunehmen sind. Ueber der Mehrzahl der männlichen Kräfte hing das Damoklesschwert der drohenden Einberufung, der nicht mehr bewilligten Reklamation. An Darstellerinnen schien es erst recht zu mangeln: entweder sie scheuten den unsichern Ausflug nach dem Osten, oder aber es fehlt überhaupt an brauchbarem weiblichen Nachwuchs, der Talent mitbringt und nicht nur die modern gewordene Häßlichkeit. So hat Jeßner nicht das Ensemble zusammenstellen können, mit dem er wie mit einem Orchester nach Wunsch und Willen zu spielen vermochte. Es gab unter den Kräften der Bühne einige Unzulänglichkeiten unerträglich provinzieller Art. Aber es gab auch den Durchschnitt überragende Begabungen. Zu dem von früher verbliebenen Herrn Gildemeister, einem Darsteller von feinspüriger Intelligenz für alles Moderne, kam Herr Pfanz, eine vielseitige Kraft, befähigt, sich von einem bedeutenden Chargenspieler zum Bewältiger großer Charakteraufgaben zu entwickeln, wenn er auch heute noch nicht den Wuchs für den Lear hat. Kam aus München Hans Raabe, erstaunlich wandelbar, ein guter Sprecher, ein Schauspieler, der Stil hat und Natürlichkeit zugleich, der als Peer Gynt, Egmont, König Philipp, in Schnitzlers ‚Komödie der Worte' seine starke Begabung immer von neuem darbot. Kam endlich Frau Martha Hartmann, deren Gabe unheimlich scharfer, eindringlichster Profilierung nur der hemmenden Zügel des Regisseurs bedarf, um Ueberragendes zu leisten.

Wo diese Hauptkräfte im Treffen standen oder gar allein die Szene beherrschten, wie in Schönherrs ‚Weibsteufel', gab es zumindest starke Theatereindrücke. Es gab mehr, wenn sich Jeßner selbst für die Aufführungen einsetzte: wenn er die Menschlichkeitsdichtung von Peer Gynt in kühn geschaute Bilder zerlegte, ohne über der Einzelheit die große Linie zu verlieren; wenn er aus ‚Don Carlos' vor allem das Seelendrama König Philipps herausschälte, das Werk damit freilich zur Familientragödie verengend; wenn er den ‚König Lear' als ein Weltuntergangsmärchen aus einem wilden, ungeschichtlichen Britannien erwachsen ließ, nach Reinhardts Vorgang, aber doch auf seine besondere Jeßnersche Weise. Immer erwies

er sich als ein starkes Künstlertemperament, dessen Art, ein Kunstwerk zu sehen und in Bühnengeschehen umzusetzen, fesselt und packt, selbst wenn sich der Widerspruch meldet. Sein grundlegender Regie-Einfall kommt stets aus einem ganz persönlichen Eindringen in die Dichtung.

So hat er auf der Puppenbühne des Neuen Schauspielhauses manches Wunder gewirkt. Aber er hat in der bedrängten ersten Spielzeit doch nicht verhindern können, daß Vorstellungen, die seiner persönlichen Führung entbehrten, nur sehr mittelmäßig, Lustspiele vielfach so gröblich gerieten, wie man sie früher an dieser Stelle nicht gesehen hat. Dennoch: er hat sich als Theaterleiter hier durchgesetzt. Man weiß, was er kann. Man darf ihm die Einlösung seiner Versprechungen unerbittlich abfordern. Er wird sich nicht dabei beruhigen, daß ihn Stadtverordnete, die selten ins Theater gehen, schon nach seinen ersten vereinzelten Kraftproben verschwenderisch als den Reinhardt von Königsberg feiern.

Das Neue Schauspielhaus hat jetzt sein Publikum, einen nicht großen, aber hinreichenden Kreis, der weiß, daß er hier aus Neuem den Atem der Zeit spüren, Altes mit der Intensität heutigen Lebens erfaßt sehen kann. In der Eroberung dieses Kreises liegen die Zukunftsaussichten der Bühne, die bisher geschäftlich nur mit gelegentlicher Unterstützung durch die Stadt durchgekommen ist. Es ist jetzt ihr Vorteil, daß die Konkurrenz des Stadttheaters ausgeschaltet ist, das immer noch als Lazarett benutzt wird und dabei bessere oder doch sicherere Geschäfte macht als in den letzten Spielzeiten vor dem Krieg. Sein neuer Leiter, Geheimrat Richards aus Halle, hat auch keine Ursache, diesem Zustand gram zu sein, solange der Krieg dauert. Seiner harrt eine ungemein schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe: er muß die Bühne, die zuletzt das Vertrauen des Publikums verloren hatte, künstlerisch von Grund aus neu aufbauen. Ein halber Einsatz wird hier verlorenes Spiel bedeuten. Nur wenn er gleich mit ganzer Kraft beginnt — und das ist bei dem Doppelapparat von Oper und Schauspiel, solange der Krieg währt, kaum möglich — wird er dem Stadttheater wieder die gebührende Stellung im königsberger Kunstleben erobern können. Einstweilen also wird der königsberger Theaterfreund noch die Oper und das Schauspiel, soweit es auf eine große Bühne angewiesen ist, entbehren müssen. So schmerzlich das ist, so kann doch niemand wünschen, daß einer unzulänglichen Gegenwart die notwendige Zukunft einer so wichtigen Bildungsstätte geopfert werde.

Erde / von Konstantin K. Donny

Immer dann, wenn er in der Großstadt zu ersticken glaubte, sah er ein Bild vor sich.

Eine kleine Stadt, erste Frühlingswärme. Ein Kind läuft über eine Vorstadtgasse und sucht Gräser zwischen den Steinen, bückt sich, will sie pflücken, sieht sich scheu um und streichelt sie. Es sind zarte gefiederte Gräser. Er sieht deutlich die winzigen Blüten an den Halmen, spürt die Wärme der großen gelben Mauer, unter der grade diese Gräser zu grade dieser Zeit blühen.

Dieses Bild ist nur das erste eines ganzen Bilderbuches. Es folgen grüne Wege nach dem Schützenhause, an denen ganz bestimmte kleine rosa und weiße Blumen an einer bestimmten Stelle blühen, und Jahr für Jahr wieder blühen. Es folgen Felder, unübersehbare Felder, Hügel, Wald — blaue Ferne.

Darauf folgt ein wirklicher karger Sonntagsspaziergang an den Rand der Großstadt. Am Abend sitzt er in einer Kneipe am Wege, schluckt den Staub der zerwühlten Wege und riecht den Schweiß von Tausenden. Die Stadt im roten Dunst lockt und droht.

Manchmal betrinkt er sich.

Später hatte er ein Stückchen Gartenland. Eine Laube wuchs, Blumen kamen. Eine Frau zog das Unkraut und schnitt Blumen für eine enge Hofwohnung. Auch ein Kind war da. Die Beiden kannten nichts als die Großstadt und einen grünen Ring darum.

Er erzählte von seiner Heimat. Die Frau hörte verwundert zu. Sie liebte Kaufhäuser, breite Straßen, Lärm und Unruhe. Das Kind riß in glückseliger Ahnungslosigkeit die Blumen aus. Bald schwieg er.

Es kam noch ein zweites Kind. Manchen Sonntag mußte er durcharbeiten. Die Stadt wuchs, die Erde wurde Stein. Auf dem Laubenland gediehen hohe Häuser. Kinder spielten in Mauerhöfen.

Manchmal an hellen, weißen Frühlingstagen kam es wie eine böse Wut über ihn. Er konnte trinken oder schlagen. Im Sommer kam es ein paarmal wieder, gegen den Herbst zu wurde er wieder still.

Als der Krieg ausbrach, wurde er eingezogen.

In der Stadt bekam er die Ausbildung. Rote Kasernenmauern, glühender Sand, harte Kommandos. Dann Märsche, Märsche. Er war nicht begeistert, aber er kannte

seine Pflicht. Auch waren allerhand Sorgen da. Die Frau ging mit dem dritten Kinde, und es war nicht alles in Ordnung dabei. Das Jüngste hatte es mit dem Magen.

Im Oktober ging es hinaus. Tagelang waren sie unterwegs. Es ging durch ganz Deutschland. Zuerst nach Osten, dann wieder kehrt und zurück über die Großstadt nach Westen.

Er hatte sich den Fensterplatz erkämpft und sah hinaus. Zum ersten Male sah er wieder Felder, Wiesen, Dörfer, kleine Städte. Die Kameraden sangen viel von Heimat, Wiedersehn. Bei jeder kleinen Stadt durchzuckte es ihn: Heimat — Wiedersehn.

Wenn sie ausstiegen, lief er an der Böschung entlang und bückte sich nach Gräsern und Blumen.

Sie fuhren nach Frankreich hinein. Sie kamen durch kleine Städte. Alte Bäume waren da, Gras wuchs zwischen den Steinen. „Heimat" dachte er im ersten Augenblick auch hier und verbesserte sich beschämt in „Feindesland", wenn ein Kommando die Kolonne überschrie. Sie rasteten in einem Dorfe. Da lag der Obstsegen ungeerntet unter den Bäumen, gelb, rot und blau. Er kniff sich in den Arm. Aber es war wahrhaftig wahr. Dicke Haufen von Äpfeln, Pflaumen, Birnen. Sie stopften sich die Taschen voll. Er ging wie im Rausche weiter. Felder kamen, Hügel — blaue Ferne. Er hörte kaum das Gebell der Geschütze, das immer lauter wurde. Er wühlte sich begeistert in die Erde, roch und witterte umher und trieb immer noch irgendwo ein paar späte Blumen auf. Er schlief unterm nackten Sternenhimmel. Er war glücklich. Er drängte sich vor.

Eine Schleichpatrouille nahm ihn mit. Sie krochen durchs Gras, Brust an Brust lag er mit der Erde. Sein Mund streifte Blütenkelche, eine unaussprechliche Freude durchglühte ihn. Er sah ein Bild. Frühling, ein Kind in einer Vorstadtgasse, Gräser unter einer heißen Mauer. Er lächelte und hob die Hand, um einen Grashalm zu streicheln — da schlug ihn etwas. Er wandte das Gesicht. Die Erde neben ihm stieg krachend in die Höhe. Eine Wand stand plötzlich da, barst, stürzte — stürzte.

Als man ihn ausgrub, hatte er den ganzen Mund voll Erde. Er lebte nicht mehr. Aber er lächelte.

Zu diesem Krieg

Machiavelli

Es gibt wohl keine falschere Ansicht als die, welche behauptet, das Geld sei der Nerv des Krieges.

Ein Land / von Berthold Viertel

Ich saß in einem Land, wo alle trauern.
Es trauert Herr und Knecht. Den Bauern drückt
Freudlosigkeit zur ungeliebten Erde.
Die Krume trauert. Horizont ist kahl —
Kein zweites Land zu ahnen hinter ihm.
Der Himmel, gähnend, deckt das Ganze zu.
Die Dörfer hocken in lichtlosen Falten.
Die Tiere öden sich. Die Wälder faulen.
Am Hinterfuße schleppt ein Bursch sein Schwein.
Ein Sarg fährt schwankend auf der rissigen Straße.
Vor ihm der Pfaffe schwankt und starrt ins Nichts.
Leidtragen hier: ist längst getragen haben
Und schauerlich gewöhnt sein solche Last.
Ein ewiger Regen, rinnen hier die Seelen.
Die Winternächte sind so schwarz gefärbt,
Daß selbst die Angst stirbt. Nichts lebt. Nur das Nichts.
Die Sterne sind — gewesene Welt wird Stern.

In solchem Lande war ich fremd, allein.
In sochen Nächten war ich ohne Schlaf.
Ich war ein leerer Brunnen, der da klafft,
Geräumig für das allgemeine Nichts.
Im großen Schwarz hing meine Stube klein.
Die Lampe reichte nicht, sie fronte schwer
Und seufzte an der Mühe, hell zu sein.
Mein Hund klagte im Traum, er lag kopfab.
Längst ohne Leben, ein geschossenes Wild,
So lag er da, als er sich stumm geweint.
Ich saß und saß und saß — und fühlte nicht,
Wie mir die linke Hand hing in das Nichts.
Da, auf dem Bauche, lautlos kroch heran
Das greise Einsamkeits-, das Farb- und Formlos-Tier
Und leckte mir die linke tote, Hand.

Straßenbahn / von Vinder

Die Große Berliner Straßenbahn A. G. ist kein Wohltätigkeitsunternehmen. Im Gegensatz zu der Straße, deren Bestimmung seit Jagow feststeht, dient sie keineswegs „lediglich dem Verkehr", sondern sie dient dem Interesse ihrer Aktionäre; und das ist des Pudels Kern.

Solange die öffentlichen Verkehrsmittel nicht zum Heil der Gesamtheit betrieben werden, sondern in den Rahmen unsrer kapitalistischen Wirtschaft eingespannt sind, ist es unvernünftig und wider die Natur, von ihnen zu verlangen, sie sollten auf die Renten, die das arbeitende Kapital abwirft (und abwerfen muß), verzichten. Von Sentimentalitäten wird sich unter Umständen die Leitung eines Spittels beeinflussen lassen, nicht aber die Verwaltung einer Aktiengesellschaft. Diese ist weit von Gefühlsanwandlungen unfruchtbarer Art entfernt, sitzt kühl mit dem Rechenstift in der Hand am Schreibtisch, und hat vollkommen recht, wenn sie uns die Mehr-

kosten aufzählt, die ihrer nach dem Kriege harren: die Straßenbahn sagt, sie muß für Lohnaufbesserungen vier Millionen Mark, für Reparaturen eine Million, ebensoviel für erhöhte Steuern und eine weitere Million für Verkehrseinbuße (infolge der drohend nah gerückten Vollendung neuer Schnellbahnen) ansetzen. Die Straßenbahn hat so recht, wie überhaupt jemand auf Erden recht haben kann: sie hat es von ihrem Standpunkt aus. Jeder, der einen Standpunkt hat, und eine logische Gedankenfolge an ihn zu knüpfen vermag, gelangt dahin, wo dieses Recht sich befindet.

Zuzugeben ist, daß der Standpunkt der Großen Berliner nicht der der Mehrheit des Publikums ist. Aber seit wann werden Geschäftsbetriebe, die auf Gewinn aus sind, durch das Publikum bestimmt, welche Maßregeln sie ergreifen und welche sie unterlassen sollen? Nach dem Handelsgesetzbuch sind Vorstand und Aufsichtsrat für die ordnungsmäßige Besorgung der Angelegenheiten einer Aktiengesellschaft verantwortlich, und die Generalversammlung, das souveräne Organ der Gesellschaft, hat die Macht, gut zu heißen oder zu verdammen, zu binden oder zu lösen. An den Türen des Versammlungsraumes hören die realen Mächte auf, beginnen die Imponderabilien; deren Stärke soll, für einzelne Fälle, nicht unterschätzt werden; aber die Welt und die Weltordnung (des Kapitals) können sie nicht auf den Kopf stellen.

Darum mag sich nur jeder, der mit der Straßenbahn zu tun hat, darauf gefaßt machen, daß die Tarife sicher erhöht werden. Es wird vielleicht einiges Hin und Her geben, man wird allerhand darüber schreiben und sprechen, die bekannten Proteste werden ergehen. Aber zum Schluß wird der notwendige Gang der Dinge, wie immer, recht behalten. Denn die Entwicklung, durch die unsre Wirtschaftsform bestimmt wird, steht nicht still, und auch der Krieg, der manches Rad außer Kraft gesetzt und manchen Zusammenhang gelöst hat, wird daran, wenn alles vorbei ist, nichts geändert haben. Ob die Mehrbelastung, die uns durch die Straßenbahnverteuerung früher oder später (wahrscheinlich früher) beschert wird, erträglich ist oder nicht, wird man, wenn es soweit ist, erfahren. Gegenüber den ungeheuren Lasten, die nach Friedensschluß auf den Schultern aller nur irgend am Kreislauf des Volksvermögens beteiligten Personen liegen werden, mögen, wie man es auch ansehen will, die fünf Pfennige mehr bei der Straßenbahn doch wohl nicht allzu schwer wiegen.

Da es uns wohl ansteht, aus dem Wandel der Erscheinungen das Bleibende und aus den vorübergehenden Umständen das Grundsätzliche zu entnehmen, so möchten wir vielleicht bei der Angelegenheit der Steigerung der Straßenbahnsätze dahin gelangen, den öffentlichen und von Staats wegen erfolgenden Betrieb der Verkehrsmittel (wie überhaupt aller Unternehmungen, die dem Volksganzen oder einem beträchtlichen Teil dieses Ganzen dienen sollen) zu fordern. Man kann diese Forderung vertreten, da ihre Erfüllung in der Tat manche Gewähr gegen solche Maßregeln bieten wird, die das Publikum als Uebergriffe empfindet. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß der Staat in seiner Eigenschaft als Fiskus schon von jeher nicht gern mit sich spaßen läßt, daß er schon immer einen guten Magen und eine feine Nase gehabt hat. Und man darf mit Sicherheit annehmen, daß die Nase des Fiskus während des Krieges an Schärfe und der Magen an Verdauungskraft beträchtlich zugenommen hat.

Antworten

Fritz D. Es gibt Schreib-, und es gibt Lesefehler. Stefan Großmann hat sich verschrieben, als er den Preisliedsänger des Stadionsfestes Siegfried nannte, und ich pflichtvergessener Redakteur hab darüber hinweggelesen. Aber, ob Sie's uns glauben oder nicht: wir wissen beide, daß er Walter von Stolzing heißt.

Redakteur K. B. Pst! Nicht verraten, ob Sie Manuscripte erwerben, welche Art Manuscripte Sie erwerben, wie schnell oder langsam Sie sie zurückschicken, und dergleichen. Ich habs getan, habe arglos, wie ich bleibe, den Fragebogen solch eines Fachorgans für Schriftsteller gewissenhaft ausgefüllt und stehe seitdem ohne Schutz und Schirm in einem Landregen von Dillettanteneinsendungen, die einen angenehmen Begriff davon geben, was alles in Deutschland sich heute Schriftsteller nennt. Einer aber schickt nicht gleich, sondern fragt erst an. „Anbei gestatte ich mir, Ihnen eine Themenliste vorzulegen mit der Bitte um Mitteilung, ob Sie für den einen oder andern der angedeuteten Artikel Verwendung hätten. Ich würde mich beeilen, Ihnen das Gewünschte zur unverbindlichen Prüfung einzusenden." Die Themenliste lautet: „Was ist ein Harem? — Kinder als Gesetzgeber. —Farben, Charaktereigenschaften und Stimmungen. — Frauen im Geschäftsleben. — Das Verschwinden der Haustochter. — Individualität und Berufswahl. — Hamstern und Sparen. — Erziehung des Backfisches. — Gute Hausfrauen, gute Dienstboten. — Hausteufel, Straßenengel. — Warum sind Frauen nie fertig? — Unpünktlichkeit bei Männern und Frauen. — Aus der Küche unsrer Bundesgenossen. — Frauen als ihre eigenen Feinde. — Orientalische Schönheitsmittel. — Butterlieder (Lieder, die beim Buttern gesungen werden). — Das individualisierte Heim. — Der Adel als Visitenkarte, Leiter und Hemmschuh. — Natürliche und erzwungene Frauenberufe — Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten. — Heilige, symbolische und dramatische Tiere. — Etwas vom Lachen und vom Lächeln. — Etwas vom Weinen. — Der Schlaf. — Das Denken bei Männern und Frauen. — Blonde und brünette Frauen. — Das Bad in Kultur und Völkergeschichte. — Der Schleier im Wechsel der Zeiten und Sitten. — Wer ist Märtyrer? — Warum wird gelogen? — Die Macht des Nimbus und seine Zerstörer. — Vom Samenkorn zum Taschentuch. — Eingebildete Notwendigkeiten und notwendige Einbildungen. — Neue Straßenbilder der Kriegsjahre. — Die ‚Familie' im Rahmen des zwanzigsten Jahrhunderts. — Der Lärm von einst und jetzt. — Menschliche Organe und Glieder im Spiegel der Religionen. — Das Haar im Volks- und Aberglauben. — Die Sprache der Glieder. — Zu früh und zu spät geborene Menschen." Aller guten Dinge sind vierzig. Wie Ihr Scharfsinn schon bemerkt haben wird: der das offeriert, ist eine Dame. Ein Mann soll's ihr nachmachen.

Rittmeister Rudolf Weinmann. Sie schreiben mir: „Die Theaterdirektoren sollen ihren Jammer über die Konkurrenz des Kinos einstellen. Die Oper ist eine Konkurenz für das Schauspiel, das Schauspiel für die Oper. Posse und Operette für beide. Dazu kommen Konzerte, Lieder- und Rezitationsabende, Varieté, Cabaret und Zirkus. Man lese den Vergnügungsanzeiger der Großstadtpresse! Doch damit sind wir noch lange nicht am Ende. Jeder Ball, jede gesellschaftliche Veranstaltung, jedes gute

Restaurant, jede Privateinladung sind ebensoviele Konkurrenzen. Abe auch jeder schöne Sommerabend, jeder Ausflug, jede glückliche Ehe und jedes — Rendezvous. Soll das alles mitsamt dem Kino ‚ausgerottet' werden? Es gibt nur Eine Waffe in diesem ‚Kampf': Gutes, womöglich außergewöhnliches bieten. Dann wird man im — seltenen — Zweifelsfall, die ausgezeichnete Vorstellung von ‚Macbeth' dem ‚Geheimnis auf Schloß Flimmerstein' vorziehen." Ich freue mich, daß wenigstens an Einer Stelle der Front Ruhe herrscht. Und bin ganz Ihrer Meinung.

Julius Bab. Den Vortritt hat das Totenreich. Um Sheridans willen wird Ihr sechzigjähriger Shaw gewiß gern eine Woche warten. Und inzwischen die Versicherung annehmen, daß ich ihn nicht, wie Professor Friedrich Hirth, in einem Hymnus auf den Ahnherrn ungenannt gelassen hätte

Bühne und Welt. Soll man Dir antworten? Was soll man Dir antworten? Dein Polemikertalent stimmt zu poetischer Milde, die gleichwoh Dein bieder-schlichtes Wesen schnell erfaßt:

Deutscher Sinn und deutsche Sitten,
Deutsch das Leid und deutsch die Lust,
Deutsch gestrebt und deutsch gestritten,
Deutsches Herz in deutscher Brust!

Deutsche Minne, deutsch geworben,
Deutsches Glück und deutsche Not,
Deutsch gelebt und deutsch gestorben,
Deutsch sogar bis in den Tod!

Deutsches Sehnen, deutsches Träumen,
Deutscher Haß und deutsche Gunst!
Deutscher Wahn, daß solches Reimen
Sei die wahre deutsche Kunst.

Richard E. Sie werden weiter warten müssen. Jetzt nämlich hat es ein Ende. Tagtäglich in den zwölf Jahren der ‚Schaubühne' habe ich an die sechzig Briefe und andre Sendungen beantwortet; bis heute ungefähr 262800 Stück. Jede ‚Post' war, wenn die nächste eintraf, erledigt. Im Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein, an Wochen- und Feiertagen, zu Haus und auf Reisen. Und ich fürchte, daß ich dies lohnende Geschäft noch viele Jahre fortgesetzt hätte. Da kommt, mir zur Rettung, die Porto-Erhöhung vom ersten August. Die Völker Europas scheint ihr Bankerott nicht zu schrecken. Mich schreckt meiner, und deshalb wird hiermit Schluß gemacht. Ich verzeichne zwar längst, daß unverlangte Manuscripte, denen kein Porto beiliegt, nicht zurückgeschickt werden; doch unter uns: ich habe sie immer zurückgeschickt. Künftighin nicht mehr. Auch Anfragen, die eine öffentliche Behandlung nicht vertragen, rate ich fürder mit Briefmarken schmackhaft zu machen. Den Dank für Zurufe mehr oder weniger freundlicher Art bitt' ich von vorn herein als empfangen zu betrachten. Die Folge von all dem wird hoffentlich sein, daß man mir nur noch im äußersten Notfall schreibt. Und so werden beide Parteien ein Vermögen an Zeit und an Geld ersparen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Franco-Russe / von Maximilian Harden

Dieser Aufsatz ist genau vor fünfundzwanzig Jahren, am neunten August 1891, erschienen, findet sich in der Sammlung ‚Apostata‘, die voll ist von ähnlichen Proben politischer Weit- und Voraussicht, und wird hier mit Zustimmung des Verfassers noch einmal gedruckt.

Um dieselbe Zeit etwa, da die deutschen Zeitungen täglich mit niedlichen Anekdötchen das Scheitern der französischen Ausstellung in Moskau und das nahe bevorstehende Ende der franco-russischen Sympathien ihren schmunzelnden Lesern bewiesen, hatte mein Weg mich nach Marseille geführt. So ungestüm tobte der Mistral, und so freigebig spendete er körnigen Sand, daß der sonst recht behagliche Aufenthalt in dem bunten Boulevard-Treiben der Canebière bald unerträglich wurde. Das Theater lag schon im Sommerschlaf, als einziger Zufluchtsort winkte der Krystall-Palast, auf dessen Anschlagzetteln allerlei Spezialitäten gar verlockend sich ankündigten. Es war kein verlorener Abend. Die Vortragskunst — l'art de bien dire, die allmontäglich beim guten Sarcey wiederkehrt — ist den Franzosen noch nicht verloren, und auch Der freut an dem fein pointierenden Vortrag eines Paulus oder Kam Hill sich, dem die derbe Vergnüglichkeit unsrer einheimischen Tingeltangelkünstler längst schon nichts mehr sagt. Und da das ganz und gar demokratisch zusammengesetzte Publikum sich musterhaft benahm, da selbst auf dem reichlich und schön beschickten Liebesmarkt graziöse Leichtfertigkeit eher als schamlose Aufdringlichkeit herrschte, so gab es genug zu beschauen und zu bedenken. Plötzlich entstand wütendes Beifallsgetöse: auf der Bühne war ein älterer, fetter Herr erschienen, ein ausrangierter Operntenor mit der studierten Vornehmheit eines Zahlkellners und den unschönen Resten einer kehltönigen Brüllstimme. Was er sang, war Schrecken, und seine offenbare Beliebtheit verkürzte rasch meine Hochachtung des marseillesischen Kunstverstandes. Den Text seines hymnisch getragenen Liedes hatte ich nicht zu erlauschen vermocht und begriff erst, als der ausgediente Provinz-Raoul, hart an die Rampe tretend, seinen Refrain ins Publikum schmetterte:

„Dieu protège la sainte alliance
Entre la Russie et la France!“

Nun brach das Beifallsgewitter los, immer wieder mit gleicher Wucht, nach jedem der sechs Strophen. Der feiste Barde

hatte den Haupterfolg des Abends. Und wieder einmal bestärkte sich mir der alte Vorsatz: nichts, aber auch garnichts von alledem zu glauben, was in den Zeitungen steht. Denn die sagen niemals, was ist, sondern immer nur, was ihre Abonnenten zu hören wünschen, und was auf dem Sandwege ihrer Parteilichkeit wohl erblühen könnte. Die Abonnenten aber und die Herdentreter wollen hören und weiter verkünden, daß Deutschland von Tag zu Tag mehr sympathische Freundschaft gewinnt, daß es allein die Geschicke der Welt bestimmt, und daß seine Gegner eine zerfahrene Horde von Schelmen und Talglichtefressern bilden. Beim Morgenkaffee und vor dem Abendbrot erfreut so etwas den Philister, und ein großer Aufwand von Spezialkorrespondenten und eigenen Drahtberichten wird vertan, auf daß so harmlose Freude ja niemals fehle. Die Quittung in der einen, den Palmenzweig in der andern Hand, steht der Abonnent, ein absoluter Monarch, an des Jahrhunderts Neige, in edler, stolzer Männlichkeit, der reifste Sohn der Zeit; und sein Buchstabenglaube ahnt nicht, daß er von früh bis spät belogen wird.

Es ist nämlich alles nicht wahr. Weniger als je zuvor liebt man uns heute; trotz den Bündnisverträgen und den Fürstenreisen liebt man uns nicht in Italien, nicht in England, nicht in Holland und kaum im kleinsten Teile von Oesterreich. Zur Bismarckzeit fürchtete man uns; jetzt ist diese Furcht bereits etwas im Schwinden, und die neuen Sympathien, die angeblich die Stelle der Furcht eingenommen haben, die kümmern nur in der papiernen Welt mühsälig dahin. Das klingt nicht sehr lieblich, aber es hat den Vorzug, den Tatsachen zu entsprechen. Man liebt uns weniger als je zuvor; denn zu den wirtschaftlichen Ursachen der Antipathien hat in allerneuster Zeit ein lärmsüchtiges, phrasenhaftes Wesen sich gesellt und ein unruhiger Alleweltbeglückungswahn, den man im Ausland allmählich zu belächeln beginnt. Früher ärgerte man sich an den Deutschen, weil sie aus den schlechten Erwerbsverhältnissen ihrer Heimat in die Fremde hinausstrebten und dort durch Unterbietung der geltenden Lohnansprüche die Eingeborenen zurückdrängten. Heute verstimmt das Geräusch, das sie verüben, und das Sedan-Lächeln, mit dem sie oft genug, toastierend und bankettierend, durch die Lande schreiten. Ist es wirklich ein so großes Wunder, wenn ihr Beispiel endlich Nachfolge findet? Wenn auf die mit einiger Skepsis nur erwiderten Liebeswerbungen um England der große Taumelrausch von Kronstadt und Moskau folgt? In Kissingen hat man einige Ursachen zum Triumph. Wie

das Regime Bismarck sich niemals gestattet hätte, einen Botschafter und eine Kaiserin um etliche französische Bilder zu bemühen, so hätte es auch Europa den Tag von Kronstadt erspart.

Die franco-russischen Sympathien sind nicht von gestern und vorgestern. Längst schon war die russische „Gesellschaft" völlig französiert, längst hatten die Literaturen beider Länder zu beiden Teilen fruchtbarem Gedankenaustausch sich gefunden. Nicht ohne Byron nur, auch ohne Musset ist ein Lermontow undenkbar, dessen Angedenken in den letzten Julitagen vom ganzen Zarenreiche geehrt wurde. Was die ersten gallischen Sozialphilosophen, was Saint-Simon, Fourier, Proudhon für die russische Generation der vierziger Jahre bedeuteten, das wird den Franzosen heute durch Dostojewskij und Leo Tolstoi zurückerstattet. Die innige Freundschaft, die Männer wie Mérimée, Flaubert und die beiden Goncourt mit Turgenjew verband, darf man beiseite lassen; denn der Dichter der ‚Väter und Söhne' war zunächst ein Europäer und sehr spät erst ein Russe. Mit dem ‚Raskolnikow' erst und mit der ‚Kreutzersonate' drang die slawische Liebesreligion in Frankreich ein und traf hier sofort auf eine verwandte Geistesdisposition: auf eine erschöpfte Tatsachenmüdigkeit, eine enttäuschte Abkehr vom nüchtern robusten Positivismus und ein gewaltiges Sehnen nach neuem Glauben und neuer Frömmigkeit. Der ungeheure Erfolg einer in ihrer posierenden Kränklichkeit doch so wundersam reizvollen Erscheinung, wie es die geniale Komödiantin Marie Bashkirtsew ist, spricht laut für die Verwandtschaft beider Literaturen.

Der Vicomte de Vogüé, dessen meisterhaften Essays die Russen in Frankreich ihren raschen Sieg und ihre mächtige Wirkung auf die jüngere Literatur, von Maupassant bis auf Huysmans und Barrès, verdanken, hat es offen ausgesprochen, daß er bei seinen Versuchen einer geistigen Verbindung der beiden Länder auch einen politischen Zweck verfolgt. Als man in Kronstadt toastierte, ward sein Name nicht genannt; aber der Akademiker hat ohne Zweifel um die sainte alliance größere Verdienste als etwa der Admiral Gervais, von dem die Welt vorläufig nur weiß, daß er immer „betäubt", aber nie betrunken ist, daß er unglaubliche Mengen von Süßigkeiten vertragen kann, und daß der berühmte Käse nicht nach ihm benannt ist. So geht es immer: aus Tinte und Druckerschwärze wird ein Gedanke geboren, und irgendeinem gut uniformierten Gervais spannt man die Pferde aus. Alle Gervais und Vogüé zusammen aber hätten nicht vermocht,

den Zaren, der sein Staat ist, für ihre antideutschen Demonstrationen zu gewinnen, wenn der gefährliche Zauberer von Friedrichsruh noch seine diplomatischen Künste geübt hätte. Auch der blödeste Blick mußte erkennen, was Bismarck für Europa bedeutete, an jenem denkwürdigen Tage, da der dritte Alexander stehend und unbedeckten Hauptes die Marseiller Hymne anhörte, in deren Text es heißt:

„Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés:
Pour qui sont ces entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?"

Die Monarchen sollten Bismarck Altäre bauen, nicht nur die preußischen Könige, die sein Genie aus tiefster Unpopularität zu unerhörtem Glanze führte, sondern alle die Kronenträger, große und kleine. Paul Goehre berichtet in seinem nicht genug zu empfehlenden Buche: ‚Drei Monate Fabrikarbeiter' von dem einmütigen erbitterten Haß, mit dem die sozialistischen Arbeiter den gestürzten Kanzler verfolgen. Dieser Haß ist gerecht, denn Bismarck war der einzige gefährliche Gegner der Sozialdemokratie in Europa. Für Bismarck gab es nur Ein Ziel: die Stärkung und Befestigung der alten Monarchie. Diesen Zweck mußten ihm alle, auch die bösesten Mittel heiligen. Dazu brauchte er ein riesiges Heer und ließ von Zeit zu Zeit einen „Krieg in Sicht" stellen und pikrinsäuerlichen Unfug anrichten; den Adel wollte er reich und zufrieden, das unbewegliche Kapital für den Notfall gesund und leistungsfähig, und so mußten hohe Zölle und Prämien herbei; er erfand das Wort von den Krypto-Republikanern und traf, trotz allem Gelärm, den Kern der Sache, denn der ekelhafte Byzantinismus sogenannter Freisinnsblätter übertönt doch die Tatsache nicht, daß der Mehrheit aller Liberalen die Frage: „Monarchisch oder republikanisch" höchstens eine Zweckmäßigkeitsfrage ist. Bismark richtete seine Politik so ein, daß die Elemente zufrieden waren, auf die das Königstum unter allen Umständen rechnen kann, denn ihn umfing nicht der fromme Wahn, es sei möglich, alle Interessen zu versöhnen. Die Erfahrung spricht für den großen Gewalttäter: heute, nach so vielen Konferenzen und Reformen, ist kein Mensch im Deutschen Reiche recht zufrieden; das Börsenbarometer zeigt andauernd auf schlechtes Wetter, und von Kronstadt her zieht drohend eine schwere Wolke über Europa herauf.

Der Zar wußte in dem Mann aus dem Sachsenwalde den starken — vielleicht den letzten starken — Schirmer der

alten Monarchie zu schätzen. Mehr instinktiv, denn scharfe Verstandesarbeit ist seine Sache nicht. Der Charakter dieses Alexander ist für Europa noch immer ein Rätsel, von dessen Lösung die Ruhe des Weltteils abhängt. Denn — darüber lasse man sich durch kein Preßgeplärre täuschen! — hinter dem Zaren steht Rußland, steht das ganze, neunzig Millionen umfassende Volk, das an dem Befreier vom Wucher, an dem orthodoxen Bauernkaiser mit ganz anderm Enthusiasmus noch hängt als an dem „Zarbefreier", dessen galanter Lebenswandel und dessen okzidentale Sitten zu dem tadellos bürgerlichen Leben und stockrussischen Denken des Sohnes in entschiedenstem Gegensatz standen. Das kleine, von einem ehrsüchtigen Verwandten der Romanows befehligte Häuflein der Nihilisten ändert an dieser Tatsache nichts. Mit Knütteln würden die russischen Bauern die Nihilisten totschlagen, an dem Tage, wo der Zar sie zu Hilfe ruft. Dann aber würden freilich zugleich alle die spärlichen Ansätze europäischer Kultur unbarmherzig zerstampft werden von der russischen Jacquerie. Rußland, das schon mitten darin ist in dem von Proudhon erträumten caesarischen Sozialismus, hat heute noch den großen, den starkmachenden Glauben, der unsrer Skepsis längst schon verloren ist. Und weit größere Gefahr als von den Nihilisten droht dem Zarenreich von der langsam an Boden gewinnenden Sekte der Stundisten, die von den deutschen Kolonien in Südrußland liberale und protestantisierende Ideen übernommen und dem Deutschenhaß der Panslawisten damit einen neuen Vorwand geliefert haben. Von diesen Verhältnissen hat man bei uns kaum einen dämmernden Begriff; man nimmt gläubig alle die albernen Zeitungslügen auf, die tagtäglich auf Redaktionskommando ersonnen werden, und behilft sich mit nichtssagenden Protesten gegen die Barbarei und die Kulturgefahr im östlichen Riesenreich. Und während so lustig gehetzt wird, während der wohlüberlegte Mittelkurs der auswärtigen Politik Bismarcks verlassen ist und durch allzu warme oder allzu kalte Strömungen ersetzt werden soll, konnte selbst ein politischer Dilettant wie Herr von Freycinet sein Ziel erreichen und das Band der franco-russischen Allianz knüpfen.

In hundstäglicher Erregung zerbricht man sich jetzt wertlose Köpfe darüber, ob die Allianz auf dem Papier steht oder nicht. „Auch was Geschriebenes forderst du, Pedant?" Wenn der deutsche Kaiser in London freundlich begrüßt wird, dann liest man: „Derartige spontane Ausbrüche der Sympathie wiegen ganz ungleich schwerer als geschriebene und

gestempelte diplomatische Verträge.“ Wenn ein fast schon lächerlicher Jubelrausch an der Newa und an der Moskwa die französische Flotte empfängt, so heißt es: „Mögen die Herrschaften sich an vollbesetzten Tafeln verbrüdern — derartige platonische Freundschaftsbezeugungen bedeuten nichts, solange der Zar einem bindenden Vertrage seine Unterschrift verweigert.“ Wenn der protestantische Kaiser Wilhelm in Petersburg das griechische Kreuz küßt, so ist das ein selbstverständlicher Akt interkonfessioneller Höflichkeit; läßt aber der katholische Herr Gervais sich vom moskauer Archimandriten segnen, dann soll er ein würdeloser und lächerlicher Komödiant sein. Wen betrügt man denn hier?

Der Zar will heute noch keinen Krieg. Er kennt die Greuel der Schlachtfelder und wird, schon um sein epileptisches Leiden zu verbergen, den Frieden ängstlich zu wahren versuchen. Er hält sich für den Gesandten des Herrn und treibt mit Pobedonoszew nationale und orthodoxe Poiltik. Mögen die Russen sich darob beklagen, wenn es ihnen Aerger bereitet. Uns sollte Rußland „Hekuba“ sein. Was geht es uns an, wie die Russen glücklich gemacht werden? Ausweisungen und Korruption und Elend und patriarchalische Regungen haben wir daheim im Ueberfluß. Und die einzigen Absolutisten, die bei uns auch offiziell noch herrschen, die Zeitungsabonnenten, sollten endlich einmal dem verlogenen Unfug ein Ende machen, der hetzend und höhnend und schwatzend nach Spaltenfutter sucht. Man liebt uns nicht, aber wir sind stark. Und wir könnten uns den behaglichen Luxus gestatten, in gelassener Ruhe dem Weltenlauf zuzuschauen, ohne durch unaufhörliches Getöse die neue Mode des politischen Toastierens zu fördern, bei der es schließlich doch nicht ohne zerbrochene Gläser abgehen wird. Wie die Dinge jetzt stehen, muß man beinahe schon einen Krieg befürchten, in dessen Schlachten jede der demonstrierenden Mächte um den hohen Ruhm streiten wird, des Weltfriedens aufrichtigste Freundin zu sein.

Neue Verneinungen / von Hans Natonek

Manchmal scheint es mir, als ob das Leben sich nur deshalb fortschleppe, um nicht vor Entsetzen zu erstarren.

Dieser Krieg hat uns grade noch gefehlt. Vorher diente das Leben nur der Maschine und dem Kommerz. Jetzt dient es auch noch dem ungeheuren Bankert dieser beiden: dem Krieg.

Der Krieg ist eine Fortsetzung des Handels — nur mit andern Mitteln.

Ich möchte gern wissen, vor welchem Ereignis das Leben endlich seine Sinnlosigkeit erkennen, seine Verpfuschtheit eingestehen und voll Ekel und müde seiner selbst seinen Ungeist aufgeben wird.

Ich glaube nicht mehr an einen Weltuntergang, der uns, von außen kommt. Denn wenn der jüngste Tag anbricht, wird sich zeigen, daß die Menschheit auch ihm sich anpassen kann. Sie wird sich dem Schwefelregen und den entfesselten Höllenfeuern akklimatisieren, und zum Schutz gegen die giftigen Gase berstender Planeten werden ihr natürliche Gasmasken aus dem Gesicht hervorwachsen. Und wenn sich auch so die menschliche Haut mit Asbestschuppen wird panzern und der Mund sich zur Schnauze wird umbilden müssen: eher wird aus dem Menschen ein halbes Tier, als daß er sich völlig aufgibt. Ich glaube nur an diesen Weltuntergang: wenn die Menschheit eines Tages zu der verzweifelten Einsicht gelangt, wohin sie sich verirrt, wie ungeheuer sie an Gott und an sich vorübergelebt, zu welcher wahnwitzigen Methodik sie ihr zweckloses Tun emporgeschwindelt hat: dann ist ihr jüngster Tag da — und ihre Neuwerdung.

Das Menschengeschlecht hat eine dicke Haut; auch ein Weltkrieg von diesem Ausmaß ritzt sie nur. Man nennt das: Lebenstüchtigkeit.

Blut, viel Blut, noch immer mehr Blut: das ist noch lange kein Erlebnis. Laß aber, Gott, die Menschheit vor Ekel sich schütteln, gib ihnen die großen Einsichten der Verzweiflung, laß es ihnen ganz dunkel auf Erden werden: vielleicht gebären sie schmerzhaft dann ein neues Licht aus sich hervor.

Schick ihnen zehn Plagen und eine schlimmer als die andre: du wirst die Menschen gewappnet finden. Aber gib ihnen Einen, nur Einen Augenblick der Verzweiflung, der Leere, tiefstes Grauen vor dieser Welt, Sehnsucht nach dir; gib ihnen nur Einen Augenblick, nur Ein Aufzucken einer Einsicht, die der grade Gegensatz von jener ist, die sie beherrscht: und es wird ein Schlag durch die Erde gehen, als sollte sie auseinanderbersten — aber, nicht wahr, alle Tore des Lebens würden strahlend aufspringen bei diesem Donnerschlag des Geistes!?

Und noch einmal: Dies wär' ein jüngster Tag: Aus entsetzlichem Traum stürzt die Menschheit jählings ab, fällt hart auf, erwacht, reibt sich die Augen, fühlt, daß alles nur Traum war, und lächelt in den Morgen hinein.

Das Tanzspiel und unser Theater

von Alexander von Gleichen-Rußwurm

In Anbetracht, daß durch verschiedene Theaterpläne diese Frage in den Vordergrund des künstlerischen Interesses rückt, sei diese Betrachtung aufgefaßt als ein bescheidenes Wort in die Zeit.

Nach jenem Überkommen, das in der Biedermeierzeit wurzelt und künstlerisch dem neunzehnten Jahrhundert ein festes Gepräge aufdrückte, gehörte der Tanz zur Oper und fand im Ballet seine feste Erscheinungsform. Man verstand darunter jede Darstellung einer Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch Mimik oder Tanz, wobei der Zweck in höchstmöglicher aesthetischer Schönheit der Bewegungen bestehen sollte, blieb aber im allgemeinen beim Kunststück stecken, ohne sich zur Kunst aufraffen zu können oder zu wollen.

Auch mit diesem Erbgut des Theaterwesens, bei dem schließlich die Mimik verschwunden war und der ganze Ausdruck sich möglichst auf die tricotbezogenen Beine beschränkte, machte der neue Stil, die neue Kunst ein Ende. Ausgehend von den frohen Kampftagen der achtziger Jahre hat die künstlerische Bewegung überall eingesetzt und ist in der jüngsten Zeit zu jener Vertiefung herangereift, die in den Bildern der Erscheinungen Geist und Sinn erkennen will. Sie ist auf die Stufe eines schönen harmonischen Gesamteindrucks gelangt. Von diesem aus kann Weiteres erstrebt werden. Die Harmonie will sich nun in höchst vollendete Einzeleindrücke lösen. Es muß also etwas künstlerisch Fertiges geboten werden, an dem von Ringen und Suchen nichts mehr zu bemerken ist.

Die Bühnenkunst der letzten Jahre ging auf den Gesamteindruck, das Wort hatte an Bedeutung verloren, die Malerei überhand genommen, und des Dichters Werk sank in gewissem Sinn zum Material herab in den Händen eines geschickten Spielleiters. Es war die natürliche Folge, daß die Kunstgattungen sich vermischt hatten und der müde, abgearbeitete oder sensationsdurstige Zuschauer gedankenlos durch irgendwelchen aesthetischen Eindruck eingelullt sein wollte. Da tanzte, mimte und sprach alles durcheinander, das Stück nahm die Pantomime auf, und die Pantomime konnte sich vom Stück (und von der Oper) nicht lösen. Es herrschte Verworrenheit, viel Gutgemeintes und oberflächlich Schönes konnte nicht standhalten vor sicherm und strengem Urteil.

Mir scheint es ein gutes Zeichen für die künftige künstlerische Entwicklung zu sein, daß nun die Anregung Raum gewinnt, die Pantomime als selbständige Kunstgattung in ein eigenes Theater zu verweisen, wo sie auf sich selbst gestellt zu kräftiger Entfaltung gelangen kann, ohne die bisher stark vernachlässigte Wortkunst der eigentlichen Schauspielbühne zu stören.

In der Kunst, in jeder Kunst ist es wichtig, vorerst die Begriffe zu erkennen und sie reinlich auseinanderzuhalten. Was ist also eine Panto-

mime? lautet deshalb die erste Frage, die wir stellen müssen. Die zweite Frage gliedert sich dann selbstverständlich an: Welche Vorbedingungen sind bei uns vorhanden, die Pantomime zu pflegen? Und drittens handelt es sich darum, zu erörtern, wie sich diese Kunstgattung gegenüber von Zeit und Publikum verhält.

Pantomime ist eine Darstellung von Gedanken, Empfindungen und Geschehnissen, die zusammen eine Handlung bilden, durch künstlerisch abgestimmten Gesichtsausdruck verbunden mit den durchaus entsprechenden Bewegungen des Körpers. Tanz und Musik begleiten als rhythmisches Maß die Vorgänge, unterstreichen und wiederholen das Gegebene. Es handelt sich also darum, eine bestimmte vom Dichter gestellte Aufgabe und zwar den Charakter sowohl wie die Handlung durch rein äußerliche, wenn auch stark beseelte Mittel zu versinnlichen.

Daß diese Art des dramatischen Kunstwerks heute noch lebendig ist, beweist das Interesse, dessen sich Tänzer und Pantomimen verschiedenster Richtung erfreuen. Unser künstlerisches Bestreben geht auf Anmut, wenn sich Theoretiker und Realisten strengster Observanz auch noch sehr dagegen wehren, und auf groteske Wirkungen, die der bewußten Anmut das beste Gegengewicht, vielleicht sogar die schönste Folie geben. Anmut und Groteske finden aber geeigneten Ausdruck im Tanzspiel, wie man die Pantomime nennen könnte, denn die gesamte Wirkung dieser Kunstgattung beruht auf beiden Ausdruksmitteln. Sie sind dem naiven Zuschauer verständlich und führen den verfeinerten zu einer geläuterten Sinnenfreude, zu einem bewußten Schönheitsempfinden, das durch den Witz der lächerlichen Situationen noch gesteigert wird. Wo eine Nachfrage ist, stellt sich das Angebot rasch ein, unsre Dichter werden begreifen, was ein Tanzspiel-Theater von ihnen verlangt, und auf welche Aufgaben sich die Verfasser solcher Dichtungen beschränken müssen. Auf ältere Werke zurückzugreifen, verlohnt sich kaum, in den Tanzspielen (Pantomimen und Ballets) spricht sich die Richtung des Tages noch deutlicher aus als in andern Kunstwerken, ich erinnere nur an Beaumarchais, der auf der Bühne politische Tagesfragen, zum Beispiel: das Recht der Ehescheidung, tanzen ließ. In dem grotesken Teil der Pantomime kann sich eine gesunde Satire entfalten, wie sie in Bezug auf bildliche Darstellung unsre künstlerisch geleiteten Witzblätter übten. Hier liegen Anregungen in Fülle, Maler, Dichter, Spieler haben sie nur zu ergreifen und können bei geschickter Vereinigung eine glänzende Kunststätte schaffen.

Sehen wir uns auf der Kleinkunstbühne, dem Tingeltangel, dem bunten Theater um, so finden wir eine stattliche Anzahl von Künstlern und Künstlerinnen, die für sich als Einzelnummern Tanzbilder und ähnliches schaffen, wie man es besser nicht wünschen könnte. Oft jubelt ihnen eine enthusiastische Menge zu und beweist auch dadurch die Lebenskraft dieser Versuche. Aber vereinzelt, zerstreut auf die mannigfachsten Bretter bleiben diese Leistungen, so gut sie an sich sein mögen, Skizzen, auseinanderflatternde

Wünsche, die Schönheit des menschlichen Körpers und dessen seelische Ausdrucksmittel irgendwie zu fassen, Vorläufer einer Richtung, aus der sich unstreitig etwas machen läßt. Bei aller Eigenart müßte es diesen Künstlern eine Freude sein, ihr reiches Können zu gesteigerter Wirkung im Zusammenspiel eines harmonischen Kunstwerks zu bringen.

Die Pflege der Mimik gehört zu den schönsten Aufgaben der Bühne, sie ist, als Kunst betrachtet, stark vernachlässigt worden, obwohl sie bei denkenden Schauspielern als Charakterisirungsmöglichkeit gewonnen hat. Dieser Gewinn muß nutzbar gemacht werden bei der Wiedergeburt der anmutigen und schönen Bewegung, damit diese vor der Gefahr des Süßlichen, Ausdruckslosen bewahrt bleibe. Die Mimik der Antike war im eigentlichen Sinn plastisch, die Mimik der neuern Zeit war malerisch, ihr muß sich für die Pantomime der Zukunft das dichterische Element, das geistige Band gesellen, um ein unsrer Zukunft würdiges Kunstwerk neu zu schaffen und dann auszugestalten im Rahmen eines eigenartigen Theaters.

Ich möchte in dieser kurzen Betrachtung keine Namen nennen, aber ich glaube, daß die künstlerischen Vorbedingungen erfüllt sind, und daß ein öffentliches Interesse reichlich vorhanden ist, um eine gute Grundlage für die Pflegestätte des Tanzspiels zu geben. Sie sollte keine Nebenerscheinung größerer Unternehmungen werden, weil sie eben dann auch künstlerisch nur Nebenerscheinung bleibt, sondern durchaus selbständiger Entwicklung vorbehalten sein. Terpsichores Haus ist kein Tanzsaal, aber auch keine Schauspielbühne. Auf dem bekannten herkulanischen Gemälde trägt die Muse eine Lyra mit sieben Saiten. Ihr Haupt ist mit einer Binde und mit Lorbeer umwunden, und sie schreitet vorwärts. Sie ist die Muse, die mit ihrer Kunst Leidenschaften erregt und beherrscht.

Der sechzigjährige Shaw /

von Julius Bab

Es gibt keinen Grund, warum wir uns nicht mitten im Weltkrieg dazu Glück wünschen sollten, daß vor sechzig Jahren die Welt durch die Geburt dieses irischen Engländers eine große Menge freier und schöpferischer Energie, wagemutiger Intelligenz und leidenschaftlicher Laune erhalten hat. Wir können das mit umso freierm Herzen tun, als Bernard Shaw zu den ganz wenigen Geistern von europäischem Ruf gehört, die auch im Kriege nicht versagt, die einigermaßen Niveau gehalten haben. Nur in den ersten paar Wochen warf ihn die wilde Kriegswelle etwas um. Nicht, daß er für England gegen Deutschland Stellung nahm, enttäuschte. (Das dürften ihm schließlich nur jene allerschwächsten Köpfe verdenken, die nicht einmal ihrem eigenen Chauvinismus sittliche Kon=

sequenz geben können.) Aber grade die Art, wie Shaw mit seinem großbritannischen Zugehörigkeitsgefühl sein nie eingeschlafenes Menschheitsgewissen zu befreunden trachtete, erschien leichtfertig; es war ganz in der Art jenes mechanischen, fühllosen Rationalismus, dem Shaw auch sonst in seinen schwächsten Stunden zuweilen erliegt, wenn er erklärte, die Westmächte müßten den im übrigen sehr geschätzten Deutschen erst einmal „Potsdam austreiben" (im Bunde mit den Russen!) — um dann mit den Deutschen zusammen die russische Barbarei zu bekämpfen. Diese etwas knabenhafte Art, so unendlich komplizierte Lebewesen, wie die großen Völker sind, gleich Pappschachteln auseinanderzunehmen und zusammenzustecken, war ziemlich kläglich, und Shaw muß denn auch sehr bald über die überaus schlechte Gesellschaft erschrocken sein, in die er sich mit diesem sonderbaren Kulturprogramm begeben hatte. Der Mann, der die Liebe zur Nationaloekonomie die Mutter aller Tugenden genannt hat, konnte sich nicht sehr lange über die tief materiellen Wurzeln dieser Weltkatastrophe täuschen. Mit der ganzen vollkommenen Technik, die er auf diesem Gebiete besitzt, klopfte er denn von der englischen Kriegswirklichkeit den weltbeglückenden Phrasenbewurf herunter und erlaubte sich, am prachtvollen großbritannischen Beispiel zu zeigen, daß Junkertum und Militarismus nicht grade als preußischer Monopolbesitz anzusprechen sind. Daß er übrigens (zum Beispiel bei der Wehrpflicht-Diskussion) durchaus für eine rückhaltlose Einsetzung der englischen Volkskraft in dem einmal entfesselten Entscheidungskampf eintrat, wird ihm in Deutschland grade der rechte Patriot nicht verdenken. Ist es doch die eigentliche Tragödie des großen Krieges, daß der Mensch — nirgends in einer reinen Vernunft, sondern in dem Blute einer Nation geboren! — auch bei rechtem Menschheitsgefühl einer Parteistellung nicht entgehen kann. Die Pflicht des geistigen Menschen ist es nur, diese Tragödie mit starkem und gerechtem Bewußtsein zu tragen und nicht durch moralische Verhetzung zu vergiften und bequem zu erniedrigen. Shaw hatte mehr als die Hälfte seiner Kraft daran gesetzt, die lächerlichen und lästerlichen Gepflogenheiten des Engländers zu entschleiern, der jeden praktischen Vorteil mit dem Namen einer moralischen Notwendigkeit tauft: daß dieser Mann der vergiftenden Kriegsluft Trotz bieten würde, das hätte man also für selbstverständlich halten können, wenn man in dieser Zeit nicht so viele schwere Enttäuschungen an ähnlich selbstverständlichen Erwartungen erlebt hätte. So muß man sich immerhin auch darüber freuen.

So wenig übrigens, wie Shaw ein bloßer Spötter ist, so wenig hat er am Engländer nur lächerliche und negative Seiten gezeigt. Sein phantastisch irischer Scharfsinn, seine irisch leidenschaftliche Religiosität, sein Weltgefühl ertragen es zwar nicht, die naiv-egoistischen Äußerungen einer gewaltigen Lebenskraft immerfort mit den Namen aller möglichen Tugenden und Hochgefühle behängt zu sehen, er schüttelt sich vor Zorn und Gelächter bei allem echt Englischen. Aber zugleich ist dieser dem irischen Traumland entlaufene londoner Realist, dieser Mann, der die Romantik für die „Schmach der modernen Menschheit" und die Lebenskraft für die eigentliche Offenbarung Gottes erklärt, dieser Shaw ist doch immerfort von Bewunderung erfüllt für das gewaltige Quantum Lebenskraft, das aus jedem Engländer sicher herauswirkt — wenn auch zu einem Ziel, über dessen allzugroße Nähe er sich selbst nicht klar ist. Was Shaw sucht, was er als Caesar, als Major Barbara aus seinem innersten Leben heraushebt, das ist eine wissende Täterschaft, ein von alten Phrasen erlöstes, vom neuen Geist durchglühtes Wirklichkeitsgefühl — ein englisch realisierter Ire, ein irisch erleuchteter Engländer. Die deutschen Theaterdirektoren könnten kein zeitgemäßeres Stück aufführen als Shaws in Deutschland noch unbekanntes Spiel ‚John Bulls andre Insel'. Es ist die Komödie von dem englischen Zivilingenieur Thomas Broadbent, der nach Irland kommt, dort von Heiligen, Phantasten und Zynikern in seiner Beschränktheit, Eitelkeit und sentimentalen Verworrenheit sofort durchschaut und verlacht wird, und, der zweimal vierundzwanzig Stunden in dieser Gemeinde geistvoller Nichtstuer die reiche Erbin, den ganzen Grund und Boden und das Parlamentsmandat an sich gebracht hat. Während der Ire sich in der phantastischen Hochspannung seines Weltgefühls verzehrt, zieht ihm der Engländer, dem eine Handvoll weicher Phrasen jedes Weltproblem verschleiern, mit gänzlich ungeschwächter Kraft die letzten Balken unter den Beinen weg. Das ist das Schicksal zweier Völker. Aber es ist mehr als das. Man sollte dies Stück (in dessen Einleitung sich übrigens eine leidenschaftliche Polemik gegen den englischen Militarismus findet) heute nicht nur spielen, weil es politisch höchst instruktiv, und weil es nebenbei eins der dichterisch reichsten Stücke Shaws ist. Hinter seinem Volksproblem steckt ein Menschheitsproblem, das vor dem Krieg und nach dem Krieg als das dringendste Problem der heutigen Kultur sichtbar sein dürfte. Wenn Laurence Doyle, der nach England entlaufene und nicht ganz erfolgreich um zynisch realistische Selbstverhärtung bemühte Irländer ausruft:

„Ich wollte, ich könnte ein Land finden, wo die Tatsachen nicht brutal und die Träume nicht unwirklich sind; in einem solchen Lande möchte ich leben" — so fühlen wir, daß das nicht nur ein Problem für Irländer und Engländer ist. Vor wie nach dem Kriege wird die Zukunft der Menschheit davon abhängen, ob es gelingen wird, ihre Geistigen, ihre „Träumer" der romantischen Schwelgerei, ihre Tätigen der brutalen Selbstzufriedenheit zu entziehen, ob die Aktivität und das wahre Wissen, das Gewissen und die Macht der Menschen wieder zu fruchtbarer Verbindung zu bringen sind. Diese Frage wird in keinem Krieg gelöst werden; aber ihre Lösung könnte einmal den Krieg in Frage stellen. In jedem Lande, wo Geister, die „nichts mit dem niedern Volk von Sklaven und Götzendienern zu schaffen" haben, danach ringen, daß der Geist, das Gewissen, „das Gefühl für die Heiligkeit des Lebens" wieder eine Macht unter den Menschen werde, daß „Gottes Wille durch uns" geschehe — in jedem lebendigen Lande darf man sich Glück wünschen, daß vor sechzig Jahren in Bernard Shaw ein so mächtiger Mitarbeiter des gemeinsamen Werkes geboren wurde. Sein Werk ist aus Träumen und aus Scherzen gebaut. Aber so sagt Keegan, dieser erschütternde alte Heilige auf John Bulls andrer Insel: „Jeder Traum ist eine Prophezeiung; jeder Scherz ist ein Ernst im Schoße der Zeit."

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

V.

Unkosten

Die Unkosten eines Konzerts lassen sich nicht durchschnittlich in Zahlen ausdrücken. Die Kosten hängen in erster Reihe von dem Saal, in zweiter von der Reklame ab. Wird in der Propaganda nichts Besonderes verlangt, so kann man wohl sagen, daß ein Konzert in den kleinern Sälen fünf- bis sechshundert, in den größern sieben- bis achthundert, in der Philharmonie tausend- bis tausendfünfhundert Mark kostet. Das bezieht sich nur auf Konzerte ohne Orchester. Dieses erhöht die Kosten wesentlich. Das Philharmonische Orchester kostet im Durchschnitt etwa tausend, das Blüthner-Orchester etwa achthundert Mark. Die Reklame bedeutet neben der Saalmiete den fast allein in Betracht kommenden Posten.

Die Reklame hat sich nach und nach zu einem groben Unfug entwickelt. Das übliche längliche Plakat kostet für zwei Tage in Berlin und einen Tag in den Vororten einhundert Mark, das größere zweihundert Mark. Hierzu kommt nun die Annonce in den Zeitungen, sodaß die Reklame etwa ein Drittel aller Unkosten ausmacht. Dabei bleibt es aber nicht einmal. Die Größe des Plakats steht oft im umgekehrten Verhältnis zu der Größe des Künstlers. Wenn Weingartner dirigiert oder d'Albert spielt, so ist das große Plakat allein imstande, Vorübergehende zum Besuch des Konzerts zu veranlassen. Grade bei den ganz erfolgreichen Konzertgebern hat das große Plakat allenfalls einen Sinn, obwohl es auch da eine unpassende und unaesthetische Propagierung bildet. Leider aber verlangt auch der Herr Müller oder Schulze ein Plakat, weil er von der törichten Ansicht ausgeht, daß er als unbekannter Künstler dem Publikum in noch größern Lettern vor Augen geführt werden muß als der leuchtende Stern. Dabei wird der Zweck des Plakats verkannt. Herr Müller oder Schulze mag sich noch so groß affichieren lassen: er wird doch keinen Vorübergehenden in seine Veranstaltung locken. Bei ihm genügt, daß seine nächsten Freunde und Bekannten irgendwo nachlesen können, wann sie bei dem Familienfest zu erscheinen haben. Es kann natürlich vorkommen, daß die Agentur sich von einem neu erscheinenden Talent etwas ganz Besonderes verspricht und mit einer starken Reklame nachhelfen will. Der Durchschnitt aber sollte auf die Riesenplakate verzichten. Auch die einzelnen Agenturen machen sich hierbei Konkurrenz, und die kleinern glauben wohl auch da, durch große Plakatierung vorwärts zu kommen.

Man sieht also, daß Konzerte in kleinern Sälen ohne Orchester verhältnismäßig billig zu veranstalten sind. Wer den Drang fühlt, sich der Oeffentlichkeit zu zeigen, kann das in Berlin ohne Vernichtung seiner Finanzkraft bewirken. So werden denn auch in Berlin viel mehr Konzerte gegeben, als Empfänglichkeit und Bedarf vertragen. Drei Gruppen kann man unterscheiden: die zugkräftigen Konzerte; die Veranstaltungen für die engere Gemeinschaft von Haus und Familie; die Pressekonzerte. Nur bei der ersten Gruppe werden von allen Teilen namhafte Einnahmen erzielt. Der Veranstalter hat allerdings angesichts der geringern Verlustmöglichkeiten keine großen Gewinnchancen. Die Kosten der Nikisch-Konzerte, zum Beispiel, sind so hoch, daß nur ein ausgezeichneter Besuch sie lohnend macht. Das gilt auch von einigen Solistenkonzerten der am meisten geschätzten Künstler. Bei den

Hauskonzerten werden Bekannte und Freunde durch Zusendung von Karten heimgesucht. Sie verschaffen dem Künstler in dieser diskreten Form eine Einnahme oder ermöglichen ihm wenigstens, sich seinen Schülern und andern Personen, auf die er Wert legt, zu zeigen. Sehr hoch ist die Zahl der dritten Gruppe. So groß die Misere unsrer Konzertkritik ist, so wenig scheint der Unfug für die nächste Zeit ausrottbar. Der Künstler wird dadurch, daß Herr Doktor Leo Schuster in das Adagio einer Beethoven-Sonate für fünf Minuten hineinplatzt, in seiner Entwicklung gewiß nicht sonderlich gefördert. Aber wenn in ein paar von den dreißig Zeitungen ein paar dilettantische Schreiber ihm eine gute Zensur ausstellen, so kann er daraus einen erfreulichen Waschzettel machen, den er zu Engagements in die Provinz erfolgreich benutzt. Da für die Musik-Kritik gewöhnlich weniger und auch weniger gute Kräfte den Zeitungen zur Verfügung stehen und die Zahl der zu rezensierenden Werke und Künstler weit größer ist als beim Theater, so bedeutet die Musikkritik hier einen ganz besonders argen Uebelstand, gegen den nicht scharf genug protestiert werden kann.

Der finanzielle Erfolg für die Künstlerschaft in der Gesamtheit ist denn auch ziemlich trostlos. Man darf wohl behaupten, daß die Konzertgeber, wenn man alle Aufwendungen zusammen rechnet, mehr ausgeben, als sie einnehmen. Das gilt natürlich nicht für den Einzelnen, sondern nur für den Gesamtbetrieb. Es ist zweifellos, daß ein solches Ergebnis beklagenswert ist. Nicht nur, daß die Künstler Kraft und Talent hergeben: sie müssen noch materielle Opfer bringen. Es liegt auch in diesem Beruf so wie bei manchem andern: die wenigen Erfolgreichen verdienen unerhörte Summen — die große Menge geht leer aus und bildet ein künstlerisches Proletariat. Dabei muß man beachten, daß unter diesen vom Glück weniger Begünstigten sich eine stattliche Anzahl wirklicher Talente befindet, von denen mancher vielleicht als Musiklehrer ein trübseliges Dasein fristet oder gar in irgendeinem Tingeltangel oder als Musikant in Gesellschaften und Vereinen künstlerisch dahinsiecht. Die angestaunten Wunder des Konzertpodiums erhalten für ein Auftreten dreitausend bis viertausend Mark, während irgendein recht begabter Sänger zufrieden ist, wenn er für zehn Mark und ein warmes Abendbrot die Gäste erheitern darf. Er singt weinseligen Zuhörern von Liebe, Glück und Sonnenschein vor und weiß dabei nicht, wie er sich und seine Familie durchbringen soll.

(Fortsetzung folgt)

Belagerte Stadt / von Erich K. Schmidt

Tag und Nacht zogen die Granaten ihre donnernden Kurven. Tag und Nacht wankte der Boden der Stadt, als rollten die schütternden Stöße von Erdbeben unter ihren Mauern hin. Brände schlitzten da und dort die Dunkelheit mit flackernden Messern. Die Klingeln der Feuerwehr rasselten schrill. Leitern bäumten sich aufwärts. Wasserstrahlen warfen zischende Bogen. Blasse Gesichter, die in brennende Häuser tauchten, erschienen schwarz, rauchverfärbt wieder zwischen den Flammen.

Viele Giebel brachen in sich gleich gigantischen Kulissen. Schreie aus Frauenmündern waren wie die heulenden Stimmen von Sirenen. Auf straffen Sprungtuchfetzen tanzten dunkle Menschenklumpen. Kinderlippen öffneten sich groß und schrien ein irres Gewinsel, das der brennende Lärm mit rotem Maul verschlang.

Der lange schwarze Hauptmann der Feuerwehr war ein dunkler festverwurzelter Turm; seine Hände stachen kühl und herrisch über die Menge nach seinen Untergebenen, und an jedem Finger hing ein blitzender Befehl.

Knatternde Pferdehufe schlugen einen wilden Wirbel auf dem gebuckelten Pflaster der Straße; die Menge brach auseinander, als wenn sich ein eisernes Lineal trennend zwischen sie lege.

Eine Reiterkavalkade brauste heran wie eine bunte Wolke. Der Schimmel des Kommandanten spritzte flockigen Schaum auf die Köpfe der ringsum starr Stehenden. Große Augen, von blutigen Flammen betropft, kreisten um den lohenden Raum. Der schwarze Feuerwehrhauptmann kam näher und ragte neben dem Schimmel steilauf. Die Rechte bog sich grüßend zum Helm. Die Adjutanten auf Rappen und Schecken bekamen ehrerbietige Gesichter. Spärliche Worte fielen zerhackt. Dann fegten die Reiter davon, kurz und rasch, wie ein Sturm, der Gestalt gewann . . . .

*

Der Horizont lag ringsum wie der blutige Reif einer Krone. Die Stadt stand dazwischen gleich einem Diamanten. Die Heere der Belagerer gossen um seine Ränder eine häßliche Fassung von Blei und unreinen Metallen.

Nachts stiegen Raketen auf wie fratzenhaft verzerrte Gesichter.

*

Eine riesige Bombe brach in die hohle Halle des Rathauses und zerknitterte ein Dutzend schwarzer Gestalten, daß man ihre Formen nicht mehr erkannte. Die übrigen Ratsherren hingen betäubt an den Wänden. Die Diener des Hauses trugen sie an Achseln und Füßen durch die geballte Menge zu nahen Türen. Die Toten begrub man schlicht. Der weißköpfige Pfarrer, der wie ein Herold des Ewigen an offenen Grüften stand, hielt die letzte Rede. Sie war kurz, donnerumrollt. Den Händen des Alten fehlten die beschwörenden Gesten der Geistlichen.

Sein Gebet zerbrach in einem platzenden Geknatter. Die Schreie großer Geschütze stießen um sein Haar.

*

Seltene Schritte klappten zwischen Häuserflanken.

Menschenschatten rieben sich entlang an rissigen Wänden. Aus Kellerfenstern lugten entsetzte Augen. Und im Gebrüll der Höhen klang das Plärren eines Säuglings wie eine Engelstimme aus dem Orkus.

Im Rinnstein, vor wankenden Häusern, rann Blut.

*

Der Pfarrer klomm mühsälig die tausend Stufen zum Kirchturm empor. Aus schwarzem Schacht stieg sein Schneehaar wie ein Geist. Der Wind wirbelte es rundum, daß es weiße Spitzen schlug. Augen, vor Erbarmen wund, kreisten über den Dächern.

Brände flackten in Straßentiefen. An den Mauern der Stadt fuhren feurige Dolche aus Geschützen. Ein Trupp Soldaten zog tonlos über einen Platz. Die Sonne warf Reflexe auf winzige Helme. Trommelgrollen kletterte in halbe Kirchturmshöhe.

Der Pfarrer faltete die Hände, die um Gnade schrien.

„Allmächtiger. Schütze die Stadt. Schütze sie und befreie sie, Herr im Himmel!"

Ein Cherub mit weißem Haar stand in der Höhlung des Turms; flehende Laute flogen aufwärts gen taube Himmel.

Schwarze tückische Insekten krochen klein um die Stadt. Der Feind . . . Trügerische Wölkchen standen im Blauen. Sie platzten und warfen den Tod nach vielen Seiten wie giftige Brocken.

Plötzlich schrie der Turm wie ein Cyklop. Wankte, brach. Auf tiefe Dächer schlug ein Lavastrom von bröckelndem Gestein. Zwischen ihm der Cherub mit weißem Haar.

Siehst du die Kirche noch?

*

Die Reviere der Polizei waren umspannt von Menschenschwärmen. So hängen Bienen in Waben. Weiber, die sich stießen, schrien um Brot. Auf fiebernden Füßen wurden blutige Beulen.

Einzelne der Frauen, deren Röcke wie Fahnen wehten, rannten geduckt heimwärts, zu Kindern, die schwarze Mäuler sperrten. Andre, deren Gesichter kalkweiß brannten, bissen in braune Kruste, daß die Krume darunter schneeig brach. Andre schnitten Fetzen von kleinen Brotlaiben, indeß die Nachbarn schräge schielten. Harmlose Messer glichen plötzlich Dolchen. Niemand wußte, ob der Stahl nicht zur eigenen Gurgel sprang. Keiner traute dem andern.

Eine große Faust flog durch den Türspalt, der sich verbissen schloß. Grabruhe wälzte sich über den Raum. Dann sprach ein Mund:

„Geht nach Hause. Kommt morgen wieder. Wir haben nichts mehr. Unsre Frauen hungern auch . . .".

Wer sprach? War es der Mund der geschlossenen Tür? War es die Stimme der großen Faust? Die Töne kamen wie aus dem Irrweg eines Labyrinths.

Dann quoll die Menge vor dem Tor auseinander wie Teig. Gemurmel brodelte auf wie aus einem Sumpf.

*

Trommelwut platzt an Häuserwänden. Ekstatische Gesichter. Bataillone voll Brunst. Adern in Knoten. Fäuste, die die Gewehre wie Hämmer fassen.

Eine Jungfrauenstimme tönt in den Marschtrab der Kolonnen:

„Befreit uns. Wir hungern. Sprengt den Ring. Wir werdens Euch lohnen!"

Soldatengesichter wenden sich um. Rote Scheiben glänzen die Jungfrau an.

Blut wirbelt in ihren Backen . . . .

*

Geschosse fliegen wie Hagelkörner in Novembermitten. Lange Granaten fauchen gleich Drachen der Urzeit. Schwarze Bälle platzen.

Was geschieht an den Riegeln der Tore? Knirschen die Angeln? Leise, leise . . . daß der Feind nichts merkt . . . .

Plötzlich reißen drei, vier Tore ihre Rachen auf — Bajonette starren gleich weißen stachligen Zähnen. Die Stadt speit schmale Menschenströme, die sich jäh breiten und uferlos gegen die Feinde brausen. Gebrüll sägt durch die Luft. Etagen von Blei prasseln erdwärts.

Fernrohre stechen in die Ferne gleich Pupillen, die man aus Augäpfeln preßt.

Frauen recken die Hälse, horchen weit in den Tag hinaus. Kinder fragen nach Vätern. Irre Stimmen.

Plötzlich gellen Schreie durch die Straßen wie heulende Katarakte, Mund speit in Mund die Kunde:

Sie kommen zurück! Sie kommen zurück! Der Feind folgt!

Und schon zücken sich Degen an gesperrten Toren. Zerfetzte Uniformen, blutige Gesichter fluten herein.

Hinterher die Hauptleute . . . und dann, wie ein kühner, ruhiger Ritter: der Kommandant. Sein Schimmel trägt ihn wie eine weiße Barke über wirbelnde Wellen.

Auf den Mauern schlägt ein Sturmstoß von Geschützfeuern auf.

Feindliche Regimenter stehen, in Blei gebettet . . . . taumeln . . . . prasseln rückwärts wie eine Welle, die die Faust des Windes stieß.

Der Kommandant läßt zum Sammeln blasen. Da klingen heisere Trompeten. Eine von ihnen schweigt. Wie eine zerschnittene Gurgel.

*

Zweitausend blieben vor den Toren: Gesunde, Tote, Verwundete . . . Doch der Feind ist verwirrt. Der Ring seiner Mauer zeigt einen Riß. Das fühlt man bis tief in die belagerte Stadt.

*

Manchmal, des Nachts, klingen die fernen Geschütze wie Gottesstimme. Dann sammeln sich die Frommen im Stumpf der Kirche, die keine Glocke mehr schwingt. Ein junger Priester läßt seine Augen über den dürren Menschenhaufen schweifen. Aber sein Mund gibt keinen Trost. Unsichtbar weht hinter ihm das weiße Haar des Cherubs.

Gesang klingt dumpf. Erwachsene: Frauen und Greise — singen wie mit Kinderstimmen. Alle Fenster sind zerspalten. Aber ihr Gesang bleibt im Raum gefangen, wie ein Vogel, den zähe Gitter halten.

Am Altar ist der gelbe Funke einer kleinen Kerze. Die wirft blassen Glanz auf den Erlöser. Er hängt in der Höhe in nacktem Gold . . . Mondlicht tropft wie Silberglas . . .

Aber um die Kirchentore schleichen die Dumpfen, Gottlosen, wie Füchse, die voll List auf Opfer fahnden.

Alle Fesseln werden locker. Vernunft und Glaube stirbt stummen Tod.

•

Rotten sich Massen? Siehe: Menschen, in Klumpen geballt.

Spitzes Gezischel.

Revolte droht krumm.

„Wir wollen Brot. Brot. Brot."

Das wird ein rollender Ruf, der über das Pflaster gellt.

Taumel und Geflatter in schwanken Gehirnen reißt kochende Wirbel.

Bäckereien werden zu Trümmern. Hilfreiche Flammen sterben erstickt. Teig quillt roh über gierige Zähne. Mehl ist verschüttet zu weißen Oasen. Brot! Brot!

Ueber die Straßen torkelt der Ruf, gell, fanatisch, aus brennenden Därmen gepreßt. Die Beamten der Stadt zeigen zerstörte Gesichter. Hilflose Hände.

Brot! Brot! gärt es dumpf.

Knochige Menschenklumpen, heißäugig, wangenhohl, mit hängenden Zungen, brodeln über die Steine.

*

Ist dem Feinde die Gurgel geschwollen? Sein Mund ist tot.

Aber gegen Mittag klingen Hörner. Drei Punkte, quecksilbrig und bunt, zucken aus dem Ring der Belagerer. Eine weiße Fahne weht Signale . . . .

Die Reiter sind nahe. Die Hufe ihrer Rosse hallen dumpf im Tor. Eine Binde deckt ihre Augen.

Als sie fällt, stehen die Drei wie geblendet vor dem Kommandanten. Der Raum ist kahl. Die Büste des Regenten thront weiß. Papiere legen eine bunte Decke über den Schreibtisch.

„Unser Führer entbietet dem tapfern Verteidiger seinen Gruß. Er fordert Ergebung der kühnen Stadt", sagt der Aelteste der Feinde, der unerschrockene Augen zeigt.

„Freier Abzug für Männer, Frauen, Kinder?" fragt der Kommandant.

„Freier Abzug für Alle!"

„Freier Abzug ... mit Waffen?" fragt der Kommandant.

„Die Waffen sind vor den Toren fortzuwerfen."

Der Kommandant blickt auf die Büste seines Herrn. Alle sehen den Blitz in seinen Pupillen. „Man lege den Parlamentären die Binden um die Augen", sagt eine Stimme.

Alle blicken dem Kommandanten ins Gesicht. Doch sein Mund ist ein stummer, roter, geschlossener Schlitz unter Bartgewucher.

*

Tag und Nacht ziehen die Granaten ihre heulenden Kurven. Man sieht die gewölbten Bahnen.

Mauerwerk spritzt.

Die Verteidiger fallen, langsam und stet. Seuchen gieren in allen Winkeln. Meutereien zischeln in Kellerlöchern. Doch die Faust des Kommandanten hängt über allen Gesichtern.

Brot ward eine Sage. Fleisch? Wer kennt die Legende?

In der ganzen Stadt — gehe von Ost nach West, von Nord nach Süd — ist kein Säugling mehr. Niemand gab ihnen Milch. Den Kühen trockneten die Euter, längst ehe man sie erstach.

*

Die Stadt war ein Diamant, den die Feinde gierig in Metall zu fassen trachteten — jetzt ist sie ein faulender Sumpf, den sie mit dicken Wellen von Blei einschütten, damit er, beschwert, in die Tiefe sinke.

*

Aber die Truppen vor der Stadt dehnen sich träge. Lagerleben macht schlaff. Gierden wachsen auf, die ins Leere tasten — — — —. So endlich kam der feurige Tag der Befreiung.

Reiter sprengten in den Ring, der die Stadt klammernd umschlang. Patrouillen von fern. Die Sättel ihrer Pferde klafften von Säbelwunden. Die Rücken der Tiere trieften rot. Der Feldherr ließ alle Fahnen entrollen und sprengte wutgrau voran, zu Horizonten. Seine Truppen schlossen sich zu Gliedern.

Aber noch ehe ein Tag vollendet war, standen sich die Heere gegenüber. Ein Gemetzel begann voll Haß.

Stählern waren die Truppen des Regenten, die der kühnen Stadt Entsatz brachten. Gliederschlaff die andern, die lange tatenlos lagen.

So kam der Sieg nach kurzen Stunden.

Auf stießen alle Tore der belagerten Stadt, und hager zog ein karger Truppenrest dem Regenten entgegen. Aus allen Kellern stiegen die Begrabenen. Sie irrten, mit heisern Gurgeln jauchzend, um die zerschütteten Mauern, indeß der Fürst — an seiner Seite trotzig und steil der Kommandant — in die befreite Stadt hineinzog. Der Schimmel flackerte vor den Augen der Erlösten wie ein weißer Traum. Dann rollten die Proviantkolonnen durch die Tore, und gelbes Brot lag vor entsetzten Augen gleich einer greifbaren Fata Morgana.

Börse, Banken, Kriegsanleihe /

von Vinder

Wie sieht es an der Börse aus? Will man ehrlich sein, so muß man zugeben, daß endlich der Druck von außen gewirkt hat, und daß die Börse, wohl oder übel zur Selbstbesinnung gelangt ist; sie hält sich jetzt offenbar in jenen Schranken, die wir von je als für sie angemessen in diesen Kriegszeiten empfunden haben. Gewiß soll man die Möglichkeit zum Erwerb und zum Verkauf von Wertpapieren im Kriege nicht ganz aufheben, soll den börsenmäßigen Verkehr nicht völlig unterbinden; schon mit Rücksicht auf den Markt der Kriegsanleihen nicht, der ja in nicht ferner Zeit aufs neue in Anspruch genommen werden wird. Aber man soll auf der andern Seite die spekulativen Tendenzen der Börse in dieser Zeit nicht stärken oder begünstigen, soll die Börse im Krieg nicht zum Werkzeug unbedenklicher Spieler und den Krieg selber nicht zur bloßen Konjunktur für skrupellose Geldmacher werden lassen.

Die von den Behörden nach lange Zeit hindurch bewiesener Geduld endlich vorgenommene Einschnürung des freien Börsenverkehrs und die Beschränkung der Geschäfte an der Börse auf wirkliche Kassa-Umsätze (eine Beschränkung, die eigentlich, aber eben nur „eigentlich", schon vordem in Kraft war) — bietet volkswirtschaftlich keine Nachteile. Im Frieden mag die Börsenspekulation ein Moment sein, das die industrielle Unternehmungslust (mittelbar) anregt und die Preise für die Aktien- und Bankenwerte im Gleichgewicht hält. Jetzt im Kriege, da von einer normalen Preisentwicklung nicht die Rede ist, brauchen wir in dieser Hinsicht keine Ausgleichseinwirkung, ebensowenig, wie wir die Spekulation als Anregung des Kapitalmarktes nötig haben. Dieser Markt soll garnicht so stark für die Zwecke privater Mittelbeschaffung, für einzelne Unternehmungen in Anspruch genommen werden, sondern nur für eine einzige, große Unternehmung: für das Reich und für den Krieg.

Wie man weiß, stehen wir vor der Ausgabe einer neuen, der fünften Kriegsanleihe. Die Verdienste die sich der deutsche Bankierstand um die Unterbringung der ersten vier Anleihen erworben hat, sind bekannt und anerkannt. Als zuerst die Rede davon war, daß eine Einschränkung des Börsenverkehrs Platz greifen müsse, weil er bedrohliche Auswüchse zeige, waren es die Banken und Bankiers, die darauf hinwiesen, was die Börse, und was sie selber, die Börsenleute, vermittels der Börse bei der Unterbringung der Kriegsanleihen geleistet hätten.

Es sieht so aus, als ob dieser Hinweis nur ein Notargument, kein wirklicher Gegengrund war, und daß die Unterbringung der Reichskriegsanleihen auch bei beschränkterem Börsenverkehr ebenso gut, wenn nicht gar noch besser, gelungen wäre. Die Probe darauf wird die kommende fünfte Anleihe sein. Wir dürfen mit Sicherheit damit rechnen daß auch diese fünfte Anleihe, gleichgültig ob das Geschäft an der Börse lebhafter oder stiller ist, auf der festen Grundlage, die unsre Finanzorganisation, unsere private und öffentliche Kapitalwirtschaft aufweist, und gefördert durch die Stützen der Organisation, die Vertreter unsres Bankierstandes, den Erwartungen, die wir alle an ihren Erfolg knüpfen, entsprechen wird.

Antworten

Oscar Blumenthal. Sie beklagen sich. Sie sind acht Wochen in Karlsbad gewesen und haben nach Ihrer Rückkehr eine Zuschrift des Magistrats von Wilmersdorf vorgefunden, der Sie ersucht, Ihre Krankenkassenbeiträge für den Monat Mai 1916 einzusenden — „widrigenfalls unverzüglich zur Pfändung geschritten wird". Ueber diesen Satz beklagen Sie sich, über die Form, über die vier Silben, die ihn beginnen. Sozialpolitiker haben Ihnen inzwischen erwidert, daß ein Arbeitgeber, der acht Wochen seinem Kuraufenthalt widmet, vorher die Verpflichtungen erfüllen müsse, die für die Gesundheit seiner Angestellten festgelegt sind, und daß Sie „keine Ursache zur Empfindlichkeit" hätten. Ich kann das nicht entscheiden. Ich will Ihnen nur ein Gegenstück zu Ihrem Fall erzählen. Sie empfinden es schon als „eine Beleidigung jedes pflichtgetreuen Staatsbürgers, wenn ihm, ohne jegliche individuelle Veranlassung, die Pfändung seines Eigentums ‚unverzüglich' in Aussicht gestellt wird." Was soll da ich erst sagen! Ich habe, wie männiglich bekannt, einen kostspieligen Stil. Am dreizehnten Mai 1916 wird er auf 300 Mark beziffert. Am sechsten Juni verreise ich. Am sechsten Juli wird mir eine Rechnung des Gerichts über 23 Mark und 55 Pfennigen nachgeschickt. Um Eins erhalte ich sie; um Fünf ist der Betrag unterwegs nach Berlin. Am zwölften Juli schickt mir mein Anwalt einen Brief des Gegenanwalts, worin es heißt: „. . . . bitte ich Sie, Ihren Mandanten zur Bezahlung der festgesetzten Kosten von 23 Mark und 55 Pfennigen binnen zwei Tagen an mich veranlassen zu wollen. Nach fruchtlosem Ablauf der genannten Frist würde ich genötigt sein, sofort Zwangsvollstreckung vornehmen zu lassen." Am dreizehnten Juli schreibe ich meinem Anwalt: „Der Betrag von 23 Mark und 55 Pfennigen ist an demselben Tage, wo ich die Rechnung zugestellt bekam, an die Gerichtskasse abgegangen — am sechsten Juli." Am vierzehnten Juli erwidert mein Anwalt: „daß es sich bei den 23 Mark und 55 Pfennigen um festgesetzte Kosten des gegnerischen Vertreters handelt." Am fünfzehnten Juli erwidere ich ihm: „Ich weiß wohl, ‚daß es sich bei den 23 Mark und 55 Pfennigen um festgesetzte Kosten des gegnerischen Vertreters handelt' — denn es stand auf der Rechnung des Gerichts: Gebühr für die Vertretung des Privatklägers 18 Mark, und dann waren noch allerlei Porto- und andre Auslagen des gegnerischen Vertreters angeführt. Wäre nicht die Rechnung des Gerichts und seine identisch, könnt' sichs ja auch kaum in beiden Fällen um genau dieselbe Summe von 23 Mark und 55 Pfennigen handeln." Am siebzehnten Juli schreibt mein Anwalt dem Gegenanwalt, daß ich den Betrag am sechsten Juli der Gerichtskasse überwiesen hätte. Trotzdem — trotzdem ! — teilt der Gegenanwalt meinem Anwalt am neunzehnten Juli mit, daß er nunmehr Auftrag zur Zwangsvollstreckung erteilt habe. Um die Geschichte abzukürzen: die 23 Mark und 55 Pfennige kehren vierzehn Tage nach der Absendung von der Gerichtskasse, die sie eingefordert, und die mit keiner Silbe angedeutet hat, daß eigentlich ein andrer als sie Empfänger sei, an mich zurück, weil sie nicht Empfänger sei — und, beauftragt von Herrn Justizrat Stolte, einem Anwalt des Rechts, wohnhaft zu Berlin, Linkstraße 12, versieht, in meiner und meiner Angehörigen Abwesenheit, ein Vollziehungsbeamter drei meiner Möbelstücke mit blauen Siegeln. Damit sie entfernt werden, soll ich einen Haufen Extrakosten bezahlen. Um diese werde ich allerdings raufen wie Michael Kohlhaas; durch alle Instanzen; und wenn mich der Spaß noch einmal dreihundert Mark kostet. Aber so kann es einem „pflichtgetreuen Staatsbürger" gehen, wenn er eine Rechnung vier Stunden nach Empfang an die amtliche

Adresse, die ihr aufgedruckt ist, bei Heller und Pfennig bezahlt. Und da beklagen Sie sich über das Wörtchen „widrigenfalls".

Meiereiverwalter Johannes Lembke. In Nummer 476 des Berliner Tageblatts bezeugen Sie, daß „eine gleichmäßige und gerechte Verteilung der Butter nicht stattfindet", und verlangen „eine Butterkarte für Stadt und Land". Nur eine Butterkarte? Ich hause seit neun Wochen irgendwo in Deutschland zwischen Danzig und dem Westerwald. Als ich bei der Ankunft unsern Brotkarten=Abmeldeschein vorwies, erhielten wir nicht etwa einen Brotkarten=Anmeldeschein; die Erwartung schon wurde belächelt. Wohl aber erhielten wir vom ersten Augenblick bis heute: Brot, Butter, Eier, Fleisch und was sonst zuhaus kaum nach kleinsten Maßen, kaum um schweres Geld, kaum mit der größten Mühe zu erschwingen ist — das erhielten und erhalten wir ohne Beschränkung, in einer Qualität, die vor dem Krieg selten, für einen Preis, der immer spottbillig zu nennen war. Zum Frühstück und zum dritten Gang des Abendbrots kommt auf jeden so viel Butter wie in der Großstadt die Woche über auf eine mehrköpfige Familie. An den beiden fleischfreien Tagen gibt es nicht Einen Eierkuchen, sondern sieben übereinander gelegt, die in reiner Butter — und von welcher Menge! — gebacken sind. Ueberhaupt schwimmen die meisten Gerichte in reiner Butter. Margarine kennt man nicht. Zu Kaffee und Tee braucht man keine Milch, da an fetter Sahne niemals Mangel ist. Fleischsorten tauchen wieder auf, die sagenhaft geworden waren: auf einen bestimmten Wochentag fällt ein Schweinebraten, der gleich dem köstlichsten Gänsebraten schmeckt; wie davon heruntergesäbelt wird, das erinnert an Homer. Derart werden allein in unserm Gasthof täglich siebzig Personen — ernährt? gemästet; und in manchem Gasthof manches Nachbarorts zweihundert. Ihnen allen erscheint die Unvernunft dieser Verschwendung so arg, daß sie sich den Uebergang in die Gewohnheiten der Heimat unbedenklich zu erleichtern trachten: sie kaufen eine Weile vor der Abreise Butter auf und lassen sie im Eiskeller des Gasthofs lagern. Es ist klar, daß in der ganzen Gegend, die sonst zur Reisezeit nicht eben überfüllt war, auf Wochen hinaus kei[n] Bett und kein Billard zu haben ist, daß Spekulanten sich über den Wert von gutgeschnittenen Ecken für künftige Hotelbauten unterrichten, und daß man sich verwundert fragt, ob wirklich nicht erreichbar sein sollte, von diesem märchenhaften Ueberfluß ein Teil an die Großstädter abzuleiten.

W. H. und K. P. in Mazedonien. Ihr seht: es ist alles nicht so schlimm. Ein

> **Schwachstrom=Ing.** m. M. 100000.—
> kann in Millionensache einheiraten.
> Alsenstr. 17, part., I., Steglitz.

Da hiermit leider keiner von Euch gemeint ist, so haltet Ihr Euch vielleicht an dies Inserat:

> **Heirat**
> **wünschen folgende Damen:**
> **30 Jahre alt, ev., 6 Millionen,**
> **28 „ „ kath., $2^1/_2$ „**
> **23 „ „ ev., $1^1/_2$ „**

Solltet ihr etwa sterben, bevor Ihr in engere Wahl gekommen seid, so sterbt Ihr fröhlich für vier Ehepaare von insgesammt zwölf Millionen. Was aber winkt Euch, wenn Ihr am Leben bleibt?

> **40 Güter**
> **für Herren zum Einheiraten.**
> **C. Ruhoff, Lage (Lippe).**

Und da behauptet Ihr, daß dies keine große Zeit ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Das dritte Jahr / von Germanicus

Mit Ergebung und in Gewißheit haben wir die Schwelle des dritten Kriegsjahres überschritten. Wir haben dabei rückwärts geblickt und vorwärts, nach dem Frieden also, nach dem Siege Ausschau gehalten. Wir haben uns der ersten Tage des Krieges erinnert, eines Durcheinanders von wilden Gerüchten, ohnmächtigen Anstrengungen und unbeschwerter Entschlossenheit. Wir erinnerten uns des verantwortungsvollen Ernstes, mit dem der Kaiser die Erklärung des Kriegszustandes so lange wie irgend möglich verweigerte. Wir erinnerten uns des Abschiednehmens von Hunderttausenden und des gewaltigen Stromes der Züge, die Heere von lebensfrohen Männern an die bedrohten Grenzen schafften. Wir erinnerten uns der ersten Siegesnachrichten und der Selbstverständlichkeit, mit der man damals den täglichen Erfolg in Empfang nahm. Auch die ersten Verlustlisten kamen uns wieder ins Gedächtnis. Wir besannen uns auf den Fall von Lüttich, auf den Einzug in Brüssel, auf die Bedrohung der französischen Hauptstadt und auf die schicksalsvolle Wendestunde an der Marne. Zwei Jahre Krieg sind an uns vorübergezogen; wir haben Umwälzungen von ungeheurer Bedeutung erlebt: das Zurückdrängen der russischen Massen und die Wiedereroberung deutschen Kolonistenlandes, die Besetzung Belgiens, der Wasserscheide zwischen der Macht Englands und der des europäischen Kontinents. Wir wissen, daß Frankreich für Jahrzehnte vernichtet ist, entvölkert, verarmt, um ein, vielleicht zwei Menschenalter zurückgeschmissen ist. Seine besten Industriebezirke sind fest in unser Hand, seine Jugend liegt in den Gräbern oder ist nicht geboren worden. Wir wissen, daß Englands Flotte nicht unbesiegbar ist, und daß sie sich auch sonst, unbekümmert darum, ob die U-Boot-Waffe das leisten kann, was einige temperamentvolle Politiker (weniger die unterrichteten Fachleute) von ihr verlangen, die stolzen Inselleute keineswegs vor den Uebeln des Krieges zu bewahren vermag. Wir wissen, daß der Krieg entschieden ist, und daß sich weder militärisch noch politisch Wesentliches ändern wird. Das Ergebnis könnte gezogen werden, und, was Deutschlaand betrifft, zum mindesten die deutsche Regierung, den Kanzler und die sonst verantwortlichen Stellen: wir sind bereit, abzurechnen. Es scheint aber,

als ob Englands Wille die Bilanz noch hinauszuzögern beabsichtige, und daß damit der Krieg weiter gehen solle. Auch solche Aussicht kann uns nicht beunruhigen. Wir bleiben entschlossen, die längst gefallene Entscheidung aufrechtzuerhalten. Wir wissen, daß wir uns der Feinde des recht begriffenen Deutschtums, sowohl der äußern wie der innern, bis heute erwehrt haben, daß der Sieg unser ist und unser bleiben wird: der europäische Ausgleich und die Durchgeistigung der imperialistisch orientierten, in der sozialen Gerechtigkeit wurzelnden Arbeitsgemeinschaft (wie das Harnack als Interpret der Auffassung und der Absichten des Deutschen National-Ausschusses am ersten August gesagt hat). Wir glauben nicht, daß uns die nächste Zukunft, die Monate oder die Jahre, die uns vielleicht noch von dem Beginn der Friedensverhandlungen trennen, bedeutsame Ueberraschungen bringen können. Wir leben unter einer Tragik unverrückbarer Klarheit. Ohne die Geste des Pilatus nachzuahmen, weisen wir die Blutschuld der Zukunft auf die Häupter der Entente.

*

Wir hoffen, das dieses dritte Jahr uns der Einsicht näher bringt, der einzigen, von deren Verwirklichung das Glück des neuen Deutschlands abhängen wird: der Einsicht von der absoluten Weisheit der mittleren Linie. Wir müssen lernen, daß in der Politik immer das dritte Wort das Richtige ist. Träume mögen schön sein, und ohne Temperament und Romantik wird mancher nicht leben mögen; für die politische Aktion ist das Temperament aber nur nützlich, wenn es sich auf die Durchführung beschränkt, die Findung des Planes muß mit wägender Mäßigung geschehen. Politik ist eine Angelegenheit der Männer und der Reife.

Es gibt trotzdem heute noch Mitglieder des Herrenhauses, die nur das Impera und nicht das Divide kennen wollen. Der Fürst zu Salm-Horstmar gehört zu ihnen. Und Graf Reventlow schreibt: „Wie Groß-Admiral von Tirpitz in seiner neulichen Depesche sagt, wird die Behauptung des Deutschtums gegenüber dem Anglo-Amerikanertum davon abhängen, ob Deutschland oder ob Großbritanien die Vorherrschaft in Flandern inne hat. Ein Drittes gibt es hier nicht.“ Es gibt selbstverständlich, wie überall, so auch hier ein Drittes; dieses ist nämlich: zu überlegen, ob die flandrische Küste überhaupt irgendwelche militärische oder handelspolitische Bedeutung im Kampfe gegen England zugesprochen bekommen kann. Diese Frage scheint sich Reventlow noch nicht vorgelegt zu haben.

*

Zu diesem Kapitel von der dritten Möglichkeit gehört anscheinend auch die Anrede des Königs von Bayern an jene seltsame Gesandschaft, die ihn von der Untüchtigkeit Bethmann Hollwegs überzeugen wollte. Die Europäische Staats- und Wirtschafts-Zeitung hat in einem Aufsatz, der den „Alldeutschen Irrwegen" gewidmet ist, und der sich eingehend mit der Abweisung der münchner Hofgänger befaßt, also gemahnt: „Indem die jetzige Reichsleitung die große Mehrheit des Volkes für eine besondere Machtpolitik zu gewinnen sucht, und solange sie diesen Weg innehält, tut sie für eine entschiedene Machtpolitik erheblich mehr als die Verfechter scheinbar viel weitergehender Machtansprüche Deutschlands, denen unter Vermerkung der Bedeutung der innern Kraftfaktoren jeder Bundesgenosse recht ist, wenn er nur eben möglichst weitgehende außenpolitische Ziele mit ihnen fordert. Ob dieser Bundesgenosse dabei wirtschaftliche Sonderinteressen verficht, ob er eine die Volkskraft und Volksgesundheit und Wehrfähigkeit stärkende Sozialpolitik bekämpft, ob er gar ein Vertreter eines engherzigen einzelstaatlichen Partikularismus ist — jeder Bundesgenosse wird von diesen in weiterm Sinne alldeutsch genannten Kreisen, denen ein großes Verdienst um die Erweckung außenpolitischen Interesses und machtpolitischen Denkens in Deutschland im übrigen nicht abgestritten werden kann und soll, willkommen geheißen . . . . . . Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: Sehen diese Leute nicht ein, daß, je mehr Kraftentfaltung nach außen sie fordern, sie desto mehr Kraftentwicklung und Kraftzusammenfassung im Innern fordern müßten?"

*

„Man faßt sich an den Kopf" und fragt sich, ob es denn wirklich notwendig ist, daß immer wieder Situationen geschaffen werden, die dann zur Folge haben müssen, daß irgend etwas geschieht, das Dasein der politischen Vernunft neu aufzuzeigen. Solch ein Akt war die Tagung des Bundesrats-Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten und dessen einmütige und vertrauensvolle Zustimmung zu der vom Reichskanzler vertretenen Politik.

Das dritte Jahr hat angefangen. Die Lage ist ernst. Möge solcher Ernst dazu helfen, den Extremen von links und von rechts den Mund so lange zu schließen, bis das dritte Wort gefunden ist.

Worte und Bilder / von Hans Natonek

Es geht um den Weltmarkt. Dieser ist eine Insel, umbrandet von einem Blutmeer. Eine Kröte sitzt darauf und wartet. Furchtbare Vorstellung, daß die rote Flut über die Insel zusammenschlägt, in dem Augenblick, da der erste Schwimmer die Hand nach ihrer Küste ausstreckt.

In einer Zeitung las ich diesen Satz: „Eine fürchterliche Hitze macht das Blutbad noch grauenhafter." Für gewöhnlich ist der Causalnexus zwischen Hitze und Bad, ein andrer. Aber man kann von einem Blutbad nicht gut verlangen, daß es die Hitze erträglicher mache. (Nicht ich, auch nicht der Reporter, sondern die Sprache treibt mit Entsetzen Scherz).

„Franzosenblut als Parfüm". Wenn die pariser Parfümerien glauben, mit dieser neusten Marke den ranzig gewordenen Nationalismus und den faden Blutgeruch, der in der Welt ist, zu vertreiben — warum nicht? Die pariser Parfüm-Industrie steht in gutem Geruch, sie ist kompetent, wenn auch nicht für den Weltgeruch, der tränenerzeugend wirkt, und für den keine Gasmaske gewachsen ist.

Der Witz der Menschheit erschöpft sich jetzt in der Findigkeit, mit seiner Notdurft fertig zu werden. Um jeden Ersatz, der ihn von der Natur entfernt, führt er einen Freudentanz auf.

Die (nichtkämpfende) Zeitgenossenschaft hat ein Verhältnis zum Tode gewonnen, vor dem diesem grauen muß. Die kühle, geschäftsmäßige, rechnerische, abgebrühte Nüchternheit ihrer Beziehungen zum Tode ist nicht durch eine stoische, überlegene, menschenfeindliche, irgendwie philosophische Einstellung legitimiert und geadelt: es ist einzig ihre dickfellige Lebenstüchtigkeit, die sich dem Tod so ungeheuerlich angebiedert hat.

„Daheimgeblieben" — das ist nicht unbedingt ein Vorwurf; es ist unter Umständen aufreibender als das Leben im Schützengraben und hat dem Tode gegenüber alle jene Nachteile, die das Leben dem Tode gegenüber hat. Nur eine Gesinnung, die in der Sicherheit des Lebens einen unbedingten Vorteil vor der Möglichkeit des Todes sieht, konnte aus dem „Daheimgebliebensein" einen Vorwurf drehen, mit dem sie in heuchlerischer Demut sich selber anklagt. Diese Selbstbezichtiger und Selbstbewinsler, die seufzend immer wieder konstatieren, „wie gut es uns vergleichsweise noch gehe", ahnen nichts von den (innern) Leidensmöglichkeiten — nein: von der Leidensverpflichtung des hinter die Front gestllten Lebens.

Der König gegen Casement / von Walter Hasenclever

Gerichtsdiener öffnen die Tore der Runde.
Menge zerbeißt sich vor des Eingangs Flur.
Ueber London die Schläge der zehnten Stunde
von allen Türmen kündet die Uhr.

Hohe Brücken schwanken, die Last zu tragen
des Ungeduldigen aus der Einsamkeit;
und die königlichen Dächer ragen,
Schatten in des Morgens grauer Zeit.

Sir Roger Casement schreitet durch Corridore.
Segel von der Küste des Meeres wehn;
Irland lauscht mit unsichtbarem Ohre.
Viele Söhne in blutigen Gräbern stehn.

In Oxford läuten die Glocken der Kathedrale
von Christ-Church über die Hallen der Universität.
Es spricht der Gefangene zu den Lords im Saale
vor roten Roben von des Königs Majestät.

Seine Stimme nicht mehr in des Kerkers Zwinger
hebt sich auf über Insel und Continent,
und der Freiheit ungeheurer Singer,
sein Wort in den getäfelten Wänden brennt.

„Ich bin nicht schuldig, vor dem König zu stehen.
Ich stehe für Irland, meinen Glauben und mein Land.
Ich werde keinen hier um Gnade flehen!
Mein Leben ist nicht in des Königs Hand.

Mein Richter ist das Herz der Bürgerheere,
das für sein Recht auf seiner Erde fiel;
nicht diese Welt, in die ich wiederkehre,
wo Völker sterben für ein eitles Ziel.

Ich habe im Morgen von New York gestanden,
an nichts gedacht als meines Volkes Not.
Ich habe gewußt, ich werde in Irland landen,
meinen Brüdern helfen. Ich fürchte mich nicht vor dem Tod.

Ich bin ein Mensch, unscheinbarer als die Masse,
die ihren Ruhm noch lärmte durch die Nacht.
Ich kämpfe und habe gekämpft mit meinem Hasse.
Und werde kämpfen gegen die Uebermacht!

Wenn das die Tat ist, der ich schuldig werde,
dann bin ich fest und habe ruhigen Mut.
Dann — vor dem Angesicht der ganzen Erde,
ihr Richter Englands: richtet gut!“

Der Abend schleift durch Städte schwarzen Aether.
Dumpf dampft der Eisenwerke Riesenschlot
Kanonenguß. Es wird als Hochverräter
verurteilt Roger Casement zum Tod. —

Wir Dichter, Studenten, die im Krieg verderben,
aus dessen Asche du als Rächer schwebst,
Sir Roger, sind das Feuer: du wirst nicht sterben.
Sie mögen dich töten. Du lebst! Du lebst!!

Totenmesse / von Friedrich Markus Huebner

Das Buch ‚Totenmesse' des Polen Przybyszewski war zu seiner Zeit eine literarische Tat. Oder nur ein Experiment? Gleichviel: der Verfasser hatte Mut. Sein Verfall, oder der Verfall seines geschilderten Helden, vollzog sich Schritt vor Schritt, und der letzte Schritt, der ganze Schlußverlauf des Buches konnte Anspruch erheben, selbst einen gelernten Psychiater zu befriedigen.

In dem Buche (des Hellerauer Verlags): ‚Nämlich' von Paul Adler geschieht die Auflösung nicht regelrecht fortschreitend in Stadien und mit Symptomen, sondern sie ist von Anfang an da, sanft, manchmal bösartig, immer überschwänglich. Der Körper bleibt unberührt, man sieht ihm nichts an. Rote Backen. Appetit. Eine rein geistige Entartung.

Entartung? Dieses eben fragt sich. Erwiesen bei Przybyszewski, dürfte vielleicht der Verfall — ehemals hieß man es Décadence — des ‚Nämlich' grade das Gegenteil: Triumph, Tunneldurchschlag, endliche Befreiung bedeuten. Die Befreiung aus dem Widersinn von Causalität und Logik.

Ehedem ein Mittel zur Bewältigung des Daseins, ein Anpassungskniff wie alles übrige, haben Logik und Causalnexus ihrerseits das „Ich" überwältigt und sind derart unablöslich geworden, daß wir in diese zuviel geübten, anerworbenen Methoden nun festgefahren sind wie Geisteskranke in ihre idée fixe. Berechtigt und glaubhaft erscheinen nur noch Denkergebnisse, die, mit der Wortklammer „nämlich" vernietet, auf ein Vorausgehendes zurückweisen und mit demselben „nämlich" sich an etwas Nächstfolgendes anschließen. Wo kein „nämlich", da kein Sinn, keine Form, keine Erkenntnis kein Weltgefüge. „Nämlich" führt als der feste Erscheinungsdamm für Fuhrwerk, Fußgänger, Eisenbahn durch den Sumpf und Urwald des Ungeformten, Unnämlichen, welches links und rechts — hütet euch, hinzublicken! — dunstig brodelt.

Mancher, schon so nicht ganz nüchtern, ist gelegentlich über die Schlagbäume gestürzt und die Böschung hinabgekollert. Ins Unnämliche. In den Ursumpf. Achtlos hastete das Getümmel der Gescheiten und Nämlichen weiter.

Den Musikanten Paul Sauler in der Geschichte Adlers bestimmt das närrische „Nämlich" zum Kandidaten des Irrenhauses. Das ewige Schließen von B auf A macht ihn wirblig. Zusammenhänge tollster Möglichkeit coordiniert er unter dem eingelernten Ursach-Folge-Gesetz. „Nämlich" wird eine Person, ein Alb, ein abgespaltenes Mit-Ich. „Nämlich"

übt sich mit Sokrates in der Hebammen-Kunst logischen Gedankenveitstanzes. „Nämlich“ ist das einbildische, angstgejagte Lärmlallen im Waldgestrüpp:

Ich ging in Wäldern, in Wäldern
Nämlich
In Wäldern. Nämlich.
Da kam ein guter Mensch.
Nämlich
Im Walde erhub er seinen Finger
Nämlich
Ich war in den Wald gegangen, um mich dort in einigen Zweigen zu verwildern.
Da erhob der fremde Wilderer seinen Finger, damit ich mich nicht als Mensch an einen Ahorn hänge.
Dann leitete er mich zurück.
Kehr wieder.

So verzehrt das logisierende Ich sich an seiner eigenen Unfruchtbarkeit und stirbt. Es fährt zurück ins Tierhafte, wo nur Essen, Trinken und Schlafen Wichtigkeit haben. Ein Glöcklein läutet: Der Verstand zelebriert sich die Totenmesse und ist glücklich, dieweil er nicht mehr zu schauspielern braucht. „Vom Zenith bewegt, kam die Flut meinen Fuß herauf und zerstörte in dem engen Gange die Muschel, die feine Unterscheiderin. Alles ertrank, so Gerechtigkeit wie Ungerechtigkeit.“ Vom Nämlich erlöst, hält das Ich zu neuer, besserer Geburt sich bereit.

Für Sarah Bernhardt

von Ferdinand Künzelmann

Französische Zeitungen haben vor einiger Zeit berichtet, daß sich Sarah Bernhardt an die Front begeben hat, um den Soldaten Vorträge zu halten, daß sie überall, wo sie erschien, mit unendlichem Beifall überschüttet wurde, und daß sie die Herzen der Poilus mit Mut und Begeisterung erfüllt hat.

Man muß dabei bedenken, daß Sarah Bernhardt längst die Siebzig überschritten, und daß sie zu Anfang des Krieges in einer schweren Operation ein Bein eingebüßt hat. Und wenn man sich außerdem vorstellt, welch eine Unsumme von Arbeit und Unruhe diese Frau in ihrem Leben verrichtet und

ertragen hat, so wird man erst begreifen, was es heißt, daß sie jetzt noch die Kraft besitzt, ihre Kunst, wie sie es schon oft getan hat, in den Dienst ihres Vaterlandes zu stellen.

Es ist nun kaum mehr anzusehen, wie deutsche Zeitungen und allerlei gutgesinntes deutsches Federvieh über diese große Künstlerin herfallen, wie sie sich wetteifernd bemühen, ihre Fahrt an die Front lächerlich zu machen, wie sie nicht ablassen, ihren geduldigen Lesern zu versichern, die französischen Soldaten hätten über Sarah gelacht und wären vor ihr ausgerissen. (Es ist unmöglich, die geschmacklosen Witze, zu denen diesen Schreiberseelen die körperlichen Mängel und Gebrechen der alten Frau herhalten müssen, hier zu wiederholen.)

Diese Leute werden nicht müde, der Sarah Bernhardt als eine gradezu hochverräterische Handlung vorzuwerfen, daß sie, die Französin, französisch und patriotisch handelt. Sie glauben, damit rissen sie der Sarah einen der vielen Kränze vom Haupt, die sie sich in ihrem langen Künstlerleben verdient hat. Sie scheinen nicht zu wissen, daß sie damit nur wieder einmal den schlechten Ruf rechtfertigen, den wir im Ausland haben. Denn es ist eine Ungezogenheit ohnegleichen, eine Frau, eine alte Frau, eine Künstlerin, in solcher Weise anzugreifen und zu beschimpfen. Es macht sich besonders hübsch, wenn fünf Zeilen oder fünf Spalten weiter ein andrer Schreiber sich stolz wie ein Sperling aufplustert und von unsrer Kultur und Ritterlichkeit und von der Kulturlosigkeit der Franzosen redet.

Ich denke, daß es nicht nötig ist, hier zu sagen, wer Sarah Bernhardt eigentlich ist, und was sie für die französische Schauspielkunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bedeutet. Die Leser der ‚Schaubühne' werden sie und ihre Kunst und ihre ganze strahlende, in so vielen Farben schimmernde und flimmernde Erscheinung schon allein richtig einschätzen können. Nur ganz nebenbei möchte ich noch einmal auf den Ehrgeiz dieser merkwürdigen Frau hinweisen, der sie niemals ruhen und rasten ließ, auf ihr Streben, das niemals ermattet ist, auf ihre Beweglichkeit, die sie nie verlassen hat, auf ihre ewige Bereitwilligkeit, alles Neue in der Kunst wenigstens kennen zu lernen. Wer einmal menschlich in ihrer Nähe gewesen ist, wird niemals den Zauber vergessen, den sie ausübte, wird niemals genug darüber erstaunen können, wie ungeheuer groß der Kreis ihrer Interessen, der Kreis ihrer Gesprächsmöglichkeiten war. Und wer, um doch ein Wort von ihrer Kunst zu sagen, nicht gehört hat, daß in der Stimme der Sarah Bernhardt eines der himmlischsten

Klangwunder zu uns sprach, die je aus Menschenkehlen gestiegen sind — nun ja, dem ist eben nicht zu helfen. Und wer heute darüber jammert, daß er für Sarah teure Billets bezahlt hat, und ihr vorrechnet, was sie auf ihren Gastspielreisen in Deutschland verdient hat — nun ja, dem ist auch nicht zu helfen, und er wird mich ganz gewiß nicht begreifen, wenn ich ihm sage, daß der Genuß eines Kunstwerks dem Genießenden reicher macht als das größte Honorar den Künstler.

Mir bedeutet Sarahs Kunst — ich weiß, daß es eine Kunst mit vielen Angriffsflächen ist — ein seltenes Erlebnis, und es war immer ein Glück für mich, den Wohllaut ihrer Stimme zu hören. Und wäre sie, wie es im vergangenen Winter ihre Absicht war, wirklich nach Kopenhagen gekommen, um dort zu spielen, so wäre ich sicherlich hingereist, denn es gehört zu meinen großen Wünschen, diese Stimme noch einmal in diesem Leben zu hören, wie sie als Cameliendame und als Herzog von Reichstadt von diesem schönen Leben Abschied nimmt.

Ich weiß, daß es Leute genug gibt, die solche Gedanken und solche Wünsche für unvaterländisch halten.

Das schadet nichts.

Ich halte es dagegen für vaterländisch, die wortreichen Aufsätze des Herrn Chamberlain, des Herrn Houston Stewart Chamberlain, der zu Bayreuth wohnt und ein Schwiegersohn der Frau Cosima Wagner ist, nicht zu lesen. Denn ich bin der Meinung, daß es — ja, was ist es eigentlich, in der Stunde der Gefahr sein Vaterland nicht nur innerlich zu verlassen und zu verleugnen, sondern dieses Vaterland mit allem erdenklichen Schimpf zu überhäufen, wie es dieser Chamberlain, der Engländer, mit seiner Heimat England getan hat?

Gewiß, ich weiß, daß man einwenden kann, Herr Chamberlain sei durch sein langes Leben und durch sein ganzes Wirken und Schaffen in Deutschland längst ein Deutscher geworden. Ich weiß, ich weiß. Es lohnt gar nicht, all diesen Unsinn zu widerlegen.

Ich bedaure nur eins: daß der berühmte Oxford-Müller nicht mehr lebt, der Deutsche, der ganz zum Engländer geworden war. Welche Scheiterhaufen wären wohl jetzt für ihn in derselben deutschen Presse, die Chamberlain feiert, angezündet worden, wenn er, der Deutsche, irgend ein Wort für England und gegen Deutschland gesagt hätte!

Bleiben wir also dabei, die große Künstlerin Sarah zu lieben und Herrn Chamberlain — nun ja, zu beobachten.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

VI

Musikvereine

Wo im Wirtschaftskampf Konkurrenzen bestehen, da gibt es Vereinsbildung. Was der Einzelne nicht wirksam genug durchführen kann, versucht er in Gemeinschaft mit Gleichstrebenden und Gleichgestellten zu erreichen. Die Künstlerschaft ist an sich kein günstiges Objekt für Vereinsbildung. Der Künstler ist als solcher zu frei, zu sprunghaft in seinem Denken; meist auch etwas unzuverlässig und launisch. Überdies tut ihm die Beschäftigung mit allerhand materiellen Interessen garnicht gut. Kein echter Künstler wird ganz frei von Zigeunertum bestehen können. Immerhin hat die soziale Entwicklung selbst die Künstler gezwungen, sich zusammenzufinden und nach Art bürgerlich arbeitender Menschen sich zu organisieren. Für die Interessen der Musikwelt sorgen unzählige Vereine.

Der ‚Verband konzertierender Künstler' soll nach seinen Satzungen, in ähnlicher Weise wie die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger für die Schauspieler, eine Interessenvertretung sein. Aber er kann dies nicht in dem Maße sein wie die Korporation der darstellenden Künstler. Zwischen diesen ist das Gefühl der Solidarität naturgemäß viel stärker entwickelt als zwischen den einzelnen Konzertgebern. Zwischen Bassermann und dem Darsteller Schulze, der die handelnden Menschen als Diener eintreten läßt, mag künstlerisch ein ebenso großer Unterschied bestehen wie zwischen d' Albert und dem Anfänger, der sein erstes Konzert gibt. Aber Bassermann und der Diener sind an demselben Theater für mindestens ein Jahr zusammen engagiert, sie sehen sich täglich auf Proben und hinter den Kulissen. Jeden Tag wirken sie zusammen, um die Gesamtleistung der Vorstellung zustande zu bringen. Gelegentlich spielt wohl auch der Diener einmal eine bessere Rolle, und der Abstand verringert sich auf der Bühne nach einiger Zeit vielleicht erheblich. Der konzertierende Künstler lernt seine Kollegen im Beruf fast garnicht kennen. Er ärgert sich im besten Falle darüber, daß ein andrer volle Säle hat oder gute Kritiken bekommt. Der darstellende Künstler freut sich, wenn das Stück, in dem er beschäftigt ist, einen Erfolg hat. Der kleinste Schauspieler wird vom Erfolg des Abends bestrahlt und darf wohl mit Recht und Stolz sagen, daß er mit Bassermann oder Wegener zusammen engagiert gewesen sei. Auch die

materiellen Interessen der Schauspieler hängen inniger zusammen und sind nicht durch die Bedeutung des Einzelnen bedingt. Deshalb finden sich oft genug künstlerisch weniger bedeutsame Darsteller als Führer der genossenschaftlichen Bewegung. Bei den konzertierenden Künstlern sind die Interessen der großen und kleinen ganz verschieden. Das, worunter die kleinen leiden, bedrückt die großen garnicht. All die Mißstände, die wir bisher besprochen haben, können den erfolgreichen Musikern nichts anhaben. Die sozialen Differenzen sind zu stark, um eine wirkliche gemeinsame Interessenvertretung zu ermöglichen. Der Wettbewerb unter den Einzelnen ist zu ernst und schwer, um überhaupt noch einen Ausgleich zu gemeinsamem wirtschaftlichen Vorgehen zuzulassen. Man sieht den entsprechenden Vorgang auch sonst im Wirtschaftsleben. Die Landwirte sind, so verschieden ihr Grundbesitz auch sein mag, alle auf den Ertrag von Grund und Boden angewiesen. Sie können im allgemeinen alle ihre Erzeugnisse an den Mann bringen. Die vorhandene Konkurrenz führt nicht dazu, daß der eine oder der andre oder eine ganze Gruppe dadurch niedergehalten wird. Darum konnten sie auch den Bund der Landwirte gründen, der eine wirklich einflußreiche Interessenvertretung wurde. In der Industrie sind die Konkurrenzkämpfe ganz andrer Art; sie können durchaus zur Vernichtung oder Verkümmerung einzelner Interessenten und ganzer Gruppen führen. Darum vermag die Industrie wohl eine Reihe von Verbänden zu schaffen, aber eine wirklich maßgebende und einflußreiche Interessenvertretung ist ausgeschlossen. Bestenfalls kommt es, wie im Hansabund, infolge einiger wichtiger Persönlichkeiten, die in der Verwaltung sitzen, zu einer gutachtlichen Bedeutung. Interessenvertretung gibt es eben nur bei Interessenten, nicht bei Konkurrenten. Der Verband der konzertierenden Künstler hat zwar die schöne Aufgabe, die Standes- und wirtschaftlichen Interessen der Künstler zu wahren. Wiederholt ist er auch von Behörden gutachtlich gehört worden. Aber eine größere Bedeutung hat er nicht erlangt. Er wollte auch einmal, wie die Genossenschaft, zur Engagementsvermittlung übergehen, aber er mußte diese Tätigkeit einstellen. Zum Beruf des Agenten gehören andre Fähigkeiten, als sie Konzertsänger mitbringen. Ein Künstler kann dem andern Künstler kein Engagement verschaffen. Es ist vor allem auch ein eigenes finanzielles Interesse nötig, wenn dem Künstler selbst gedient werden soll.

Der ‚Tonsetzer-Verein‘ hat hauptsächlich die Wahrnehmung der Rechte der Tonsetzer gegenüber den Verlegern zur Aufgabe.

Außer dem großen Verein gibt es eine Reihe von Autorengesellschaften, die für die Rechte der Komponisten eintreten.

Zu erwähnen ist noch der ‚Allgemeine Deutsche Musikverein'. Mitglied kann jeder werden, der mit dem Musikleben irgendwie in unmittelbarer Fühlung steht. Zunächst dachte man wohl nur an Musiker im eigentlichen Sinne; jetzt aber ist der Begriff erweitert worden. Der Verein soll eine Standesvertretung der musikalischen Welt sein. In der Tat sind auch die meisten Musiker Mitglieder des Vereins, und die Vorstände der Musikvereine, zum Beispiel der Vereinigung der Chorleiter, der Orchestermusiker und der Musikdirektoren sind in der Gesellschaft vertreten. Der Leiter des Musikvereins ist Schillings. Eine wesentliche Betätigung sieht der Musikverein in der Förderung neuer und neuartiger Künstler. Zu seinen Veranstaltungen gehören die Tonkünstlerfeste.

(Schluß folgt)

Theaterfirmen / von Hartwig Neumond

Gegen ein berliner Theaterinstitut wurden kürzlich achtzehn Schauspieler, die unerwartet entlassen worden, klagbar: vom Gericht sollte die Ungültigkeit ihrer Entlassung festgestellt werden. Ihre Klage richtete sich, wie es nahe lag, gegen den Eigentümer des Theaters, in dessen Hand nach ihrer und der Fachkreise Meinung der Betrieb des Theaters ruhte. Zu dieser Annahme waren sie umsomehr genötigt, als für sie und auch für die übrige interessierte Außenwelt eine Trennung zwischen dem Eigentum an dem Theater und dem Theaterbetrieb nicht in die Erscheinung getreten war und außerdem in dem Briefwechsel, der vor der Klage-Erhebung zwischen dem Präsidenten der Bühnengenossenschaft und dem Theater stattgefunden, der Eigentümer sich ausdrücklich als die den Mitgliedern verantwortliche Person aufgeführt hatte. In dem Prozeß wandte der verklagte Eigentümer ein, daß nicht er verantwortlich sei, sondern zwei Privatpersonen, an die er das Theater weiter vermietet habe. Den Schauspielern blieb nichts übrig, als die Klage zurückzuziehen und von neuen gegen diejenigen Personen zu erheben, die sie erst jetzt im Prozeß als die Betriebsunternehmer kennen gelernt hatten. Zu der drohenden Brotlosigkeit, die für manche von ihnen die Massenentlassung bedeutete, traten nun noch beträchtliche Kosten.

Der Vorgang deckt eine empfindliche Lücke in der gesetzlichen Regelung des Theaterwesens auf. Einzelne Begleiterscheinungen machen ihn besonders lehrreich. Darum muß er

im Interesse der gesetzlichen Reform, welcher die Rechtsverhältnisse des Theaters zustreben, als Material festgehalten werden.

In der Tat handelt es sich hier um eine Frage, die zwar nicht unmittelbar in die neuerdings diskutierten bühnenrechtlichen Probleme sich einreiht, die jedoch den für das Gedeihen der Theater unentbehrlichen kaufmännischen Kredit des Theatergeschäfts aufs innigste berührt. Je weniger zu bestreiten ist, daß dieser Kredit in den letzten Jahren, insbesondere durch eine Reihe verhängnisvoller Gründungen und ihre oft noch verhängnisvolleren Ausläufer beträchtlich gelitten hat, umso nachdrücklicher muß eine weitsichtige Propaganda für die kommende Theatergesetzgebung die Beseitigung von Möglichkeiten erstreben, die der vollen kaufmännischen Geltung des Theatergeschäfts im Wege stehen.

Man hat das Bühnenrecht als das Stiefkind der modernen Gesetzgebung bezeichnet. Daß daran etwas richtig ist, zeigt der kleine Ausschnitt des Theaterrechts, der hier zur Erörterung steht. Auf keinem andern Rechtsgebiet ist es denkbar, daß über den juristisch verantwortlichen Träger eines Unternehmens Ungewißheit besteht, ohne daß eine gesetzlich dafür vorgesehene Stelle zuverlässigen Aufschluß gibt. Überall im gewerblichen und kaufmännischen Leben hat das Gesetz solcher Ungewißheit und den leidigen Auswüchsen, die sie zeitigt, den Riegel vorgeschoben. Vom kleinen Krämer bis zur Aktiengesellschaft ist allenthalben durch gesetzliche Kautelen und Einrichtungen eine sichere Feststellung derjenigen Persönlichkeit verbürgt, die nach außen hin die Trägerin von Rechten und Pflichten ist. Innerhalb dieses überall auf Zuverlässigkeit der Firmierung bedachten Rechtszustandes ist die Theaterfirma gänzlich freigegeben. Bei dem großen Teil der Theater, die nicht in Form eines kaufmännischen Geschäfts betrieben werden, fehlt es vollständig an einer Kontrolle darüber, ob Firma und Betriebsinhaber sich decken. Die damit verknüpften rechtlichen und wirtschaftlichen Mißstände sind umso größer, als selbst bei Theaterunternehmungen von mittlerem Umfang infolge der notwendigen Verästelungen des Betriebs die rechtsgeschäftlichen Beziehungen an Ausdehnung oft weit über die eines mittleren kaufmännischen Betriebs hinausgehen. Hinzu kommt, daß der vielfache Dualismus zwischen Eigentum am Theater und Theaterunternehmen sowie die durch Aftervermietungen geschaffenen Komplikationen oft ohne Absicht die Verhältnisse für den Außenstehenden verwischen. Die durch keine gesetzliche Vorschrift gehemmte Anwendung von Titeln, die eines juris-

tisch faßbaren Inhalts entbehren, wie „Direktor", ist nur geeignet, die Unklarheiten zu vergrößern.

Allerdings geben über die Konzessionserteilung und ihre Unterlagen die Akten der Theaterpolizei Auskunft. Allein einmal sind diese Akten nicht ohne weiteres jedermann zugänglich, und zweitens bietet die Erteilung der Konzession an eine bestimmte Persönlichkeit durchaus nicht die Gewißheit, daß diese auch nach außen hin die Trägerin von Rechten und Pflichten ist. Selbst wo die Theaterpolizei so anerkennenswert wie in Berlin bestrebt ist, bei Erteilung der Konzession Klarheit über die rechtliche Struktur des Unternehmens zu erwirken, ist es, wie die Erfahrung zeitigt, nicht möglich, Konsequenzen wie der oben angeführten vorzubeugen.

Eine gründliche Beseitigung des Mißstandes kann nur der Gesetzgeber bewirken. Die erforderliche Vorschrift ist sehr einfacher Natur. Es braucht nur bestimmt zu werden, daß die Bezeichnung, deren sich ein Theaterunternehmen, sei es in öffentlichen Ankündigungen, sei es im privaten Rechtsverkehr, bedient, die Person des Unternehmers erkenntlich hervortreten lassen muß. Ausgenommen von dieser Bestimmung, die am zweckmäßigsten in die Gewerbe-Ordnung eingefügt werden würde, müßten natürlich diejenigen Theater bleiben, die in Form eines kaufmännischen Unternehmens oder als Handelsgesellschaften betrieben werden und daher wegen der Firmierung andern gesetzlichen Vorschriften unterliegen.

Grade im Interesse unsrer angesehenen Theater, die mit dem Ernst der künstlerischen Arbeit die Würde des kaufmännischen Betriebs zu verbinden wissen, liegt es, daß Mißstände dieser Art beseitigt werden. Es besteht aber daran auch ein Gemeininteresse. Denn das Theater ist nun einmal ein Kulturfaktor, der an materielle Voraussetzungen gebunden ist. Diese materiellen Voraussetzungen dürfen nicht noch mehr als bisher verkümmern. Es gab eine Zeit, wo das gediegene kaufmännische Kapital dem Theater leichter zugänglich war als heute. Was deshalb angestrebt werden muß, ist: das solide Kapital der soliden Theaterkunst wieder zuzuführen und ihre Pflege von der unheilvollen Verbindung mit dem Geld der Spekulanten, in die sie vielfach geraten ist, loszulösen. Schon deshalb, weil sonst das Gute mit dem Schlechten leidet, müssen die berufenen Repräsentanten des Theaters dafür sorgen, daß das Theatergeschäft von Schlacken, die ihm noch anhaften, befreit und kaufmännisch als voll angesehen wird. Nicht die Sache ist es, die dem bisher im

Wege stand, sondern die Form, die man ihr gab. Mehr als je sollte jetzt hieran gedacht werden, wo es gilt, vorbereitend dafür zu sorgen, daß die so reichen Ansätze, die im Lande der „Barbaren“ zu einer hohen Entwicklung des Theaterwesens vorhanden sind, nach Beendigung des Krieges zur vollen Entfaltung gelangen.

Zu diesem Krieg /

Sarah Bernhardt

Ach, die Ungerechtigkeit, die Infamie des Krieges! Wird denn niemals der erträumte Augenblick kommen, da keine Kriege mehr möglich sein werden! Da ein Monarch, der den Krieg will, entthront und wie ein Übeltäter ins Gefängnis geworfen wird! Wird denn nie der Augenblick kommen, da ein Kreis von Weltbürgern zusammentreten wird, in dem der Weise eines jeden Landes seine Nation vertreten wird, und in dem die Menschenrechte erörtert und geachtet werden?

Es denken so viele Menschen, wie ich denke! Es sprechen so viele Frauen, wie ich spreche! Und doch geschieht nichts. Der Kleinmut eines Orientalen, die schlechte Laune eines Souveräns vermögen noch immer Hunderttausende von Menschen in den Kampf gegen einander zu treiben! Und es gibt so gelehrte Leute — Chemiker, die ihre Zeit damit verbringen, um nachzudenken, um zu suchen, bis sie ein vernichtendes Pulver gefunden haben, Bomben, die zwanzig, dreißig Menschen verwunden, Gewehre, die ihre mörderische Funktion so lange ausüben, bis die Kugel selbst tot zu Boden fällt, nachdem sie zehn oder zwölf Menschen die Brust durchbohrt hat!

Ich habe einen Luftschiffer gekannt, dem ich sehr zugetan war; denn einen Luftballon lenken war für mich die Verwirklichung eines schönen Traumes: In den Lüften fliegen, dem Himmel nahe kommen, weglos vor sich hin zu fahren, ohne Pfad, nichts über sich als den Aether des Himmels, zu Füßen die feuchten Flocken der Wolken . . .

Wie ich mich für die Studien meines Freundes interessierte! Eines Tages kam er, hocherfreut über eine neue Entdeckung, zu mir: „Ich habe etwas gefunden, was mich vor Freude närrisch macht.“ Und er begann, mir auseinanderzusetzen, daß sein Ballon entzündbare Stoffe tragen könne; nach diesem, nach jenem Naturgesetz, nach dieser, nach jener Formel . . . „Aber wozu?“ fragte ich ihn, ganz betäubt von so vielen Worten, von so vielen technischen Ausdrücken.

„Wozu?“ war seine Gegenfrage. „Natürlich für den Krieg! Man wird schreckliche Bomben auf die Erde werfen können von tausend, zwölfhundert, ja fünfzehnhundert Meter Höhe; und in dieser Höhe kann dem Ballon nichts geschehen. Mein Ballon wird durch den Ueberzug, mit dem er bedeckt sein wird — es ist meine Erfindung — nichts vom Feuer, nichts vom Gas zu fürchten haben.“

Ich unterbrach ihn schroff: „Ich will nichts mehr wissen. Nichts von Ihnen, nichts von Ihren Erfindungen. Ich glaubte es mit einem menschenfreundlichen Gelehrten zu tun zu haben; Sie sind aber ein wildes Tier. Sie waren auf der Suche nach der schönsten Betätigung des menschlichen Genius, nach jenen Festen des Himmels, an die ich mit so viel Liebe dachte. Jetzt wollen Sie diese Himmelsfeste in feige Angriffe auf die Erde verwandeln. Sie flößen mir Abscheu ein.“ Ich ließ meinen Freund mit seiner grausamen Erfindung beschämt stehen.

Opernabend hinter der Feuerlinie /

von Franz Molnar

Theater . . .

Gibt es das immer noch?

Ein voller Zuschauerraum, warme, duftende Atmosphäre, dekolletierte Damen, Fräcke, Theaterzettel, Fächer, Smokings, Gucker, Blumen, Logen, Parfüm, Orchester, fiebernde Premierenstimmung . . . Herren beugen sich flüsternd über entblößte Schultern . . .

Noch am Nachmittag fuhren unsre Dreißiger-Mörser am Theater vorbei, als es dämmerte, vertraten mir am Festungstor, zehn Minuten von hier, Bajonette den Weg, und ich mußte den Feldruf stammeln. Zwischen Kanonen, Drahtverhauen und Lagerfeuern kam ich ins Theater, noch vor wenigen Tagen dröhnte der Stahlchor der krakauer Panzerfesten, und das hier ist nun Theater, was mehr, eine Oper, ja sogar eine Opernpremiere. Wie ein schüchterner Bauer stehe ich in meinen Filzstiefeln, in meinem Wollhemd ganz beklommen da, und mich erfüllt eine eifersüchtige, eine ungerechte Erbitterung darüber, daß man jetzt Theater spielt.

Aber wer da zu sagen wagt, daß er je eine interessantere Premiere sah, der lügt. Die erste Premiere, seit die Kanonen zu brüllen begannen. Seltsame Menschen: Sowie man aufhört, sie zu beschießen, laufen sie ins Theater.

*

Ich bin todmüde. Wir hatten den Tag in Rußland verbracht. Ich war über verschneite Gräber geschritten, hatte in einem Walde Blut gesehen. Zerschossene Häuser, kranke Husaren, im Wust herabgeschossener Tannenäste, den Abfall des Krieges, der jetzt die halbe Welt bedeckt: leere Konservenbüchsen, Unmengen von blutigen Fetzen, Unterwäsche . . . Dann wieder Holzkreuze im Schnee. Wer ist der Autor?

Der Autor ist Herr Walewski. Seine Oper ist einaktig. Es ist bereits finster. Herr Walewski dirigiert sein Werk persönlich, aber er hat sich ungeschickt an das Dirigentenpult gestellt. Denn eine Glühbirne erstrahlt just an seiner linken Hüfte, und wie er nun dirigiert, zeichnet sich ein riesenhafter Schatten an das Logengewirr der rechten Wand. Wenn man hinsieht, fuchtelt dort ein zwanzig Meter langer, schwarzer Schattenkapellmeister in den Zuschauerraum hinein, sein Stab ist so groß wie eine Wagendeichsel, sein Kopf bedeckt zwei Logen. Herr Walewski ist ein Schüler Wagners. Man singt polnisch. Ich beschließe sofort einzuschlafen. Nur die Dekoration will ich mir noch ansehen. Der Vorhang geht hoch, im Vordergrund sind Felsen, im Hintergrund die verschneite polnische Ebene, dieselbe, die ich vormittags sah. Als ob die hintere Wand des Theaters weggerissen worden wäre und man weit, gegen Slomniki hinaussähe. Die Schneelandschaft liegt im Mondlicht da. Wo sind die Kreuze, die dünnen Holzkreuze, die aus der weich gewellten Schneedecke hervorragen? Wo ist der alte, kranke Land-

sturmhusar, der sein Pferd „Krüppelchen" nannte — ich traf ihn am Grenzstein des Zaren, sie zogen heimwärts, nach Marosvasarhely, denn beide waren krank, er und auch sein Pferd. Was kümmerte mich, daß Herr Walewski jetzt überraschend von C-Dur in Cis-Dur übergeht. Herr Walewski ist ein kühner Mann. Man muß ein wenig blinzelnd mit zusammengezogenen Lidern hinsehen, dann gleicht der Hintergrund wirklich ganz der weißen russischen Ebene. Meinetwegen kann Herr Walewski aus C-Dur übergehen in was er will. Ich zische leise nach dem Billeteur, einen Zettel, bitte, ich muß doch wissen, was die russische Ebene hier zu suchen hat.

Der vor mir sitzende Herr wendet sich um und reicht mir seinen Zettel. Dabei fragt er:

„Der Herr ist Kriegsberichterstatter?"

„Ja", flüstere ich.

Jetzt fällt mir ein, daß ich die schwarzgelbe Armbinde mit den silbernen Buchstaben nicht abgelegt habe.

Er ist Privatdozent an der krakauer Universität. Freut mich sehr. Er unterrichtet Geschichte.

„Bitte, was soll diese Ebene hier?"

„Über diese Ebene wandert Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, und er ist unschlüssig, ob er die Freuden des Lebens oder den Ruhm erwählen soll. Die nackte weibliche Gestalt dort, mit dem Palmenzweig, das ist der Ruhm. Der Autor ist ein junger polnischer Komponist. Es ist heute ein großer Tag für uns."

„Wirklich?"

„Ja."

Pause.

Ich sehe schon, Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, wird das Leben erwählen und nicht den Ruhm, denn er stößt jetzt die nackte Dame mit dem Palmenzweig von sich.

Der Herr wendet sich wieder zurück.

„Sie sind Ungar?"

Ich bin verblüfft:

„Woher wissen Sie das?"

„Sie haben vorhin mit einem Hauptmann Deutsch gesprochen, und Ihre Aussprache . . ."

„Ja."

„Bitte, schreiben Sie doch, daß die polnische Nation die unglücklichste Nation der Welt ist. Der ganze Krieg wütet in unserm Land. Von 4136000 Polen kämpfen 340000 unter deutschem Kommando. Bei uns hier wohnen 4500000 Polen, davon sind 400000 Soldaten. Ach, mein Herr, denken Sie doch, wie entsetzlich es ist: In Rußland leben zwölf Millionen Polen, von denen stehen 800000 Dienstpflichtige 740000 oesterreichischen und deutschen Polen gegenüber!"

„Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, wird doch den Ruhm wählen, denn jetzt streichelt er die nackte Dame mit dem Palmenzweig. Seine Eltern erscheinen und reden ihm zu, das Leben zu wählen. Nein!"

„Bitte," flüstert der Professor, „schreiben Sie auch, daß Krakau das Zentrum der polnischen Kultur ist. Hier sind die Universitäten, hier finden die Premieren der polnischen Autoren statt . . ."

„Und Warschau?"

„Warschau: das ist das polnische Paris. Krakau: das polnische Göttingen. Warschau: das ist das große Leben, der Reichtum, der Luxus, das Amüsement, das Geschäft. Krakau: die polnische Wissenschaft, Literatur, Musik, Malerei, patriotische Politik, Geschichte, Forschung. Ach, schreiben Sie doch, wie unglücklich dieses Volk ist . . . Was Warschau zu leiden hat, ehe es vom russischen Joch befreit wird . . . Man wird es zusammenschießen . . . Kennen Sie einen ungarischen Professor namens Diveky?"

„Nein."

Rings ein leises Zischen gegen unsre Konversation. Herr Walewski stürmt jetzt im Orchester auf, jauchzt und braust. Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, hat den Ruhm gewählt. Donnernder Applaus. Der Vorhang fällt.

„Walewski! Walewski!"

Ein kleiner, befrackter Herr verbeugt sich, blaß und glückselig. Er drückt Twardowski, dem berühmten polnischen Zauberer, nachdrücklichst die Hand, um damit anzudeuten, daß ihm das Verdienst gebühre. Applaus und Gebrüll. Erfolg. Jetzt ärgert mich nicht mehr, daß man Theater spielt. Dieser Abend ist von A bis Z eine durchaus polnische Angelegenheit. Man schreit und klatscht gegen Rußland. Für die Freiheit Polens. Es ist ein schöner Augenblick. Ich möchte das Dach des Theaters aufstoßen wie den Deckel einer großen Kiste, damit dieses feurig-wilde Triumphgeheul weit durch die verschneite Nacht, bis zu den Russen hintöne. Der Privatdozent lächelt befriedigt: Ein schöner Abend. Auch ich bin sehr erregt, und plötzlich denke ich: Da sitze ich am Ufer der Weichsel. Im Theater. Welch großes Wort das nun ist: Die Weichsel. Die Weichsel — das ist der ganze russische Krieg. Alle die Flüsse des Krieges münden in sie ein, der Dunajec, die Biala, die Nida, die so viel genannte Nida, sie alle führen der Weichsel Blut zu. Sie nimmt den San, die Pilica, die Bzura auf . . . Wieviel Blut ist schon in sie geflossen! Neulich ertrank ein sibirisches Korps in ihren Fluten, die Deutschen hieben 20000 Mann hinein . . 20000 Leichen schwimmen jetzt in diesem Fluß stromabwärts, und wir sitzen am Ufer im Theater, applaudieren und schreien: Walewski.

Herr Walewski, mit der Grimasse der Bühnenglückseligkeit im blassen Gesicht, verbeugt sich noch immer.

„Es lebe Polen!" ruft der Professor.

„Sehen Sie doch", sagt er plötzlich, „den Vorhang, Siemieradzki, der berühmte polnische Maler hat ihn gemalt. Dort unten sehen Sie seinen Namen."

„Ja, ich sehe."

Der Vorhang fällt.

*

Das zweite Stück heißt: Krolewicz Jaszczur. Was etwa so viel besagt wie: Der Froschkönig.

Es ist wirklich schön. In der Musik sind Volkslieder, polnische Volkslieder eingeflochten, jene Melodien, aus denen Chopin zuweilen schöpfte. Der Fremde erkennt wiederholt Chopinsche Motive. Das Mädchen, das zum Brunnen geht, erlöst durch seinen Kuß den Froschkönig vom Zauberfluch. Die Liebe verwandelt ihn in einen herrlichen Prinzen. Dann aber, irgend etwas war da nicht in Ordnung, muß der Prinz wieder in den Brunnen zurück und wird leider wieder ein Frosch. Eine entzückende Musik. Der sie schrieb, ist ein Musiker von Rang. Drei knappe Akte. Der Autor heißt: Boleslaw Raczynski.

Da der Froschkönig mit seinem großen, grünen Kopf dem schönen Polenmädchen folgt und aus den Geigen und Celli die schönste Traurigkeit aufblüht, wendet sich der Professor wieder zu mir:

„Als die Russen den Erfolg unsrer polnischen Legion sahen, wollten sie gleichfalls eine polnische Legion zusammenbringen. In Lemberg versuchte e in gewisser Gorcsinski eine gegen Oesterreich-Ungarn zu werben."

„Wer ist dieser Gorcsinski?"

„Wir Polen kennen ihn nicht. Sicherlich ein russischer Polizeiagent Für schweres Geld trommelte er dreihundert Mann zusammen, davon desertierten hundert, blieben also zweihundert. Bei uns kämpfen ganze Regimenter freiwillig. Die zweihundert schickte man dann nach Hause, man schämte sich einfach, mit ihnen hervorzutreten. Aber auch das waren nicht lauter Polen. Mit einem Wort: der ganze Plan der russischen Polenlegion fiel ins Wasser. Und der russische Gouverneur von Lemberg gab schließlich dem Herrn Gorcsinski einen Fußtritt."

Nein, dieser Froschkönig hat wirklich eine herrliche Musik Eine süße Wehmut ist in ihr. Sie drückt tatsächlich das grenzenlose Pech aus, sich als ekelhafter Frosch in ein wunderschönes Polenmädchen zu verlieben, einen Tag lang ein Mann zu sein und dann wieder als Frosch in den Brunnen zu müssen. Kein Vergnügen.

Geigen und Celli klingen. Das volle Haus lauscht mit verhaltenem Atem der männlichen Liebesklage. Es herrscht Grabesstille — die muß zu einem Beifallsgewitter werden. Neben mir sitzt Henrik Hellsen, ein junger dänischer Journalist, der vor Rührung fast vergeht. Ich kann den Prinzen, der wieder zum Frosch wird, nicht bedauern. In der Stille des Geigensolos blicke ich im Theater umher. Es ist gesteckt voll. In allen Logen dicht nebeneinander die edlen Büsten der polnischen Damen. Operngläser . .

Fächer . . . Sie sind fabelhaft schön, diese polnischen Frauen. Das Theater — es ist doch eine wundersame, glühende Sache.

Theater . . . Alte Liebe . . . Erinnerung versunkener Zeiten . . .

Kann man den kranken Husar und sein krankes Pferd vergessen? Und die Unmenge kleiner Kreuze im Schnee? Die vielen schmutzigen, blutigen Fetzen diese Märtyrer-Fußlappen am Waldrand von Widoma? Ich bin nervös, unausgeschlafen müde, von all dem Gesehenen fiebernd, zermürbt, mein Kopf ist noch voll von Bildern menschlicher Qualen . . . Wann kehrt die Zeit zurück, da ich im Frack in der Oper sitze und an nichts andres denke als an die Musik? Jetzt hier zu sitzen — man müßte auf dem Dache, auf dem obersten Kuppelknauf dieses stolzen Theaterpalastes stehen und von dort in die Ebene hinüberblicken, aus der ich kam. Dort stehen jetzt die Trainwagen um nächtliche Feldlager, und vermummte, bärtige Soldaten hocken um kleine rote Feuer herum. Seit sechs Monaten wächst ihr Bart. Bauern, Kommis, Arbeiter, Gerichtsunternotare, kleine jüdische Provinzkrämer, dürftige Gentrys, bei denen es fürs Husarenleben nicht reichte, Schreiber von Möbelspeditionsfirmen, Reservisten mit Zwicker — Train.

Das scharfe wilde Klatschen will nicht aufhören. Noch immer applaudiert und brüllt das ganze Theater. Der Lüster flammt auf. Strahlende Frauen, weiße Brüste, Schultern, Fräcke, Fächer. „Walewski! Walewski!" . . . Kränze, Blumen. Mir scheint, als ob ich vor vielen hundert Jahren so etwas schon gesehen hätte.

*

Es ist aus.

„Habe die Ehre", sagt der Professor und geht nach der Garderobe Ganz wirr im Kopfe folge ich ihm; meine plumpen Nagelstiefel tragen mich wie irgendeine zauberhafte Gehmaschine.

Hinter mir erhebt sich mit lautem Stampfen das ganze Theater.

„Es lebe Polen!"

Aus dem ‚Kriegstagebuch eines Ungarn', das nächstens, in der Übertragung von Ernst Goth, bei S. Fischer erscheint.

Sonnenregen / von Peter Bauer

Zwischen Himmel und Erde schwingen blinkende
Saiten im Spiel der Sonne. Übergnadet
leuchten kleine Wiesenblumen wie die
Weißen-Sonntags-Mädchen vor dem Heiland.

Badende Birken bäumen sich hoch hinein
in die wonnigen Wirbel leise trommelnder
Tropfen. Flinkbeschwingte Schwalben schweben
wie auf goldnen Hängematten schaukelnd.

Grauen Schmutz der Straße überblüht
Basalt wie dunkelblau karierter Teppich.
Ueber die dampfende Stirne der Landschaft neigt sich
strahlend des Himmels siebenfarbiger Fächer.

Uebergangswirtschaft / von Vindex

Der Reichskommissar für Uebergangswirtschaft ist bestellt worden, und ein hanseatischer Kaufmann soll das wichtige Amt verwalten. Uebergangswirtschaft: das sind die Maßnahmen, die uns vom oekonomischen Kriegszustand in den Friedenszustand führen sollen; man hat dabei unter anderm an den Ankauf von Rohstoffen im Auslande und deren richtige Verteilung, an die Neuorganisation der Ausfuhr, an die Regelung der Bodenproduktion, und neben alledem an die Zurückführung unsrer Valuta auf den für das Gedeihen der Nachkriegswirtschaft erforderlichen Stand zu denken.

Als Wirkung der amtlich geordneten Uebergangswirtschaft wird sich herausstellen, daß der einzelne Staatsbürger, wenn einmal Frieden geschlossen sein wird, längst nicht jene Bewegungsfreiheit auf dem Gebiete des Handels, des Verdienens, der Bedarfsdeckung wiedererhält, die er vor dem Kriege, als andre Zeiten waren, gehabt hat. Der Markt der für das Leben notwendigen Güter, vor allem der Verbrauch von Kleidung und Nahrung, wird nach wie vor in starkem Umfang der behördlichen Reglementierung unterliegen, und die ersten Zeiten der Uebergangswirtschaft werden sich von den letzten Zeiten der Kriegswirtschaft in dieser Hinsicht wohl nur wenig unterscheiden, denn mit dem Tage des Friedensschlusses sind natürlich nicht etwa auf einen Schlag die Gründe und die Ursachen hinfällig, die uns heut die bekannten Einschränkungen geboten erscheinen lassen; keineswegs wird dann alles das, was gegenwärtig knapp ist, und womit gespart werden muß, sogleich in Hülle und Fülle da sein. Sondern die Lücken unsrer Bestände und Vorräte werden nur allmählich, unter Anwendung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln und unter Errichtung starker Schutzwehren gegen das allzu verschwenderische Abfließen von Gold wieder auszufüllen sein. Der Kaufmann wird demnach, solange die Uebergangswirtschaft da ist (und notwendig da ist), nicht einfach — wie früher — nach dem Maße seiner Geldmittel einkaufen und wiederum verkaufen, also verdienen können, sondern er wird sich beim Wareneinkauf und -Verkauf an das zu halten haben, was vorhanden ist, und nur umsetzen und absetzen können, was von dem Vorhandenen auf ihn entfällt. Und demgemäß wird auch der Verbraucher, werden also wir alle, weiterhin, wie schon jetzt, durch Schranken aller Art gehemmt sein. Der Begehrlichkeit, dem Luxusbedürfnis, der Verschwendungssucht werden nach wie vor, und solange die Uebergangswirtschaft uns beherrscht, enge Grenzen gezogen sein: die öffentliche Versorgung und Bedarfsregelung wird zunächst an das Notwendige und erst später an das Schöne oder gar an das Ueberflüssige denken dürfen. Der Schule des Krieges wird eine Fortbildungsschule der Nachkriegszeit folgen, und wir alle werden, wie wir durch die erste hindurch mußten, auch dem Zwang der andern unterliegen.

Wir können nicht aus dem Boden stampfen, was alles wir haben müssen, um in der Gewohnheit des täglichen Lebens, in Handel und Verkehr, in Unterhaltung und Geselligkeit wieder dort fortzufahren, wo wir bei Ausbruch des Krieges jählings unterbrochen worden sind. Und die Frage liegt nicht so fern, ob überhaupt ein Anknüpfen an früher möglich, und ob es denn eigentlich wünschenswert ist. Diese Frage führt tief in

die Probleme der geschichtlichen Erkenntnis und der Kritik, und sie ist einstweilen wohl nur aufzuwerfen, nicht zu beantworten. Aber der Reichskommissar für Uebergangswirtschaft wird sich, möchte man meinen, bevor er an greifbarere Aufgaben geht, zunächst mit ihr auseinanderzusetzen haben.

Antworten

Dramatiker. Sie lesen in einem Theaterbericht, daß ‚Der Schnellmaler', die Posse des vierundzwanzigjährigen Wedekind, „gegen den Willen des Fünfzigjährigen in die breitere Oeffentlichkeit gelangte", und fragen mich, wie das geschehen könne, da Wedekind noch nicht tot sei; ob es denn gar keinen Schutz für Dramatiker gebe; ob etwa auch Sie Ihre Jugendsünden nächstens unvermutet auf der Bühne erblicken würden. Ich glaube, Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Es ist, selbstverständlich, nicht möglich, ein Stück gegen den Willen des lebenden Autors aufzuführen. Wie ich den Berichrerstatter kenne, hat ihm, gleich dem Defraudanten Stephan, der sich statt Intendanzsekretär Intendantursekretär nannte, die deutsche Sprache einen Streich gespielt. Er hat sicherlich gemeint, daß Wedekind diese Aufführung nicht gradezu gewünscht, daß sie ohne sein Zutun stattgefunden hat. Wäre sie wirklich gegen seinen Willen veranstaltet worden: er und die Polizei hätten die Veranstalter schön auf den Trab gebracht.

Hans Wyneken. Diesen Ausschnitt will ich nicht für mich behalten. Zeitungen vergehn, Zeitschriften bestehn. Einen Band des Morgen- und Abendblatts stellt sich niemand in seinen Bücherschrank, einen Band der ‚Schaubühne' mancher. Darin soll für immer auf Seite 166 verzeichnet sein, was Carl Busse der Täglichen Rundschau mitgeteilt hat: „Am siebzehnten Juli 1916 ging mir der nachfolgende Brief zu, den ich nicht verfehlen möchte niedriger zu hängen: ‚Sehr geehrter Herr Doktor! Ich halte es für selbstverständlich — weil es selbstverständlichste Kritikerpflicht ist —, daß Sie sich meinem neuesten Buche wie allen meinen Büchern gegenüber für befangen erklären, und nicht wie im Falle Semper der Jüngling die Rolle des unbefangenen Beurteilers übernehmen. Ich wäre sonst genötigt, meine Kritik Ihrer Stillen Geschichten, über die Sie sich in einem Briefe an Gustav Falke so erbittert äußerten, abermals zum Abdruck zu bringen. Hochachtungsvoll Otto Ernst.' Zur Erklärung diene, daß Otto Ernst vor 23 — dreiundzwanzig — Jahren eine harmlose literarische Jugendsünde von mir in einem längst eingegangenen Blättchen mit Fug und Recht gebeutelt hat. Möglich, daß ich grüner Fratz von zwanzig Jahren mich damals einen Augenblick geärgert habe. Sehr bald aber war ich ganz derselben Meinung wie mein Kritiker und habe dies Büchlein mit heitrem Herzen und festem Stoß für alle Zeit in den Orkus befördert. Nun jedoch — nach fast einem Vierteljahrhundert — benützt der erstaunliche Otto Ernst die verschollene Kritik eines verschollenen Buches zu dem originellen Versuch, mir einen lebenslänglichen Beißkorb anzuhängen. Daß er seinen Zweck nicht erreichen, und daß meine Besprechung seines neuesten Werkes genau so erscheinen wird, wie sie seit Wochen im Satze steht, ist eine zweite Sache. Von allgemeinerm Interesse ist nur der kaum verhüllte Bedrohungs- und Einschüchterungsversuch, der hier unternommen wird. Er mag das wohl sowieso nicht mehr schwankende Charakterbild von Otto Ernst gefällig abrunden." Da fragen Sie nun: „Gibt es nicht so etwas wie einen literarischen Bierverruf? Dann müßte man ihn für solche Fälle erfinden, zumal sich ja hier auch ein neuer Kriminalbegriff: ‚Literarisches Erpressertum' herausgebildet hat." Neu ist dieser Begriff grade nicht. Aber ich

räume ein, daß ihm niemals jemand einen so üppigen Inhalt gegeben hat wie der emeritierte Jugenderzieher von Groß-Flottbek.

Kunstwart-Leitung. Du hast den Grundsatz aufgestellt und immer befolgt, in der Einzelkritik an Zeitschriften, deren Tendenz und Haltung Du billigst, möglichst ritterlich zu verfahren. Ausgezeichnet und nachahmenswert. Ich stelle also fest, daß ich Dein Blatt für nützlich und löblich halte, und kann mir trotzdem oder eben deshalb nicht verkneifen, Dir einen erstaunlichen Patzer aufzumutzen. In Deinem zweiten August-Heft liest man als „Verse Hebbels" angeführt:

„Es geht die Scham
Beim Weib auf den Leib, beim Manne auf die Seele,
Und eher zeigt sich dir das Mägdlein nackend,
Als daß der Mann die Seel' dir offenbart."

Man traut seinen Augen nicht. Jeder Vers, jedes zweite Wort eine Ohrfeige. Die Stelle lautet — man möchte beinah „selbstverständlich" sagen:

„Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib,
Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele,
Und eher zeigt sich Dir das Mägdlein nackt,
Als solch ein Jüngling Dir das Herz entblößt."

Wir lachen über den Schmierenschauspieler, der im Eifer des Gefechts herausschmettert: „Du gleichst dem Geist, denn du begreifst nicht mir." Dies hier ist weniger lustig. Du, Kunstwart-Leitung, bestehst aus Ferdinand Avenarius, Hermann Ullmann, Wilhelm Stapel und Wolfgang Schumann, vier gebildeten und musischen Schriftstellern, von denen mindestens drei wiederholt die scharfsinnigsten Untersuchungen über Fragen der poetischen Rhythmik und Melodik angestellt haben. Wie ist das nun möglich? Ich habe nie recht begriffen, daß mehr als Einer eine Zeitschrift soll leiten können. Aber mindestens, dacht' ich mir, wird es doch den Vorteil bieten, daß Einer die Fehler des Andern bemerkt und verbessert. Nicht einmal das scheint der Fall zu sein. Und ich finde die Vernünftigkeit meines oft mißbilligten Allein- und Selbstherrschertums von neuem bestätigt.

Gerichtsperson. Sie schreiben mir: „Mit Interesse habe ich Ihre kleine juristische Abhandlung gelesen. Vermutlich wissen Sie nicht, daß Ihr Fall täglich passiert. Erlauben Sie mir als preußischem Staatsbeamten, Ihnen zu verraten, daß er jedesmal gleich aufreizend ist. Jemand wird verurteilt. Nachdem er die Strafe gezahlt hat, bekommt er vom Gericht die Kostenrechnung des gegnerischen Anwalts. Da er mit diesem selbst nie in Geschäftsverkehr gestanden hat, da alle Zustellungen vom Gericht oder durchs Gericht erfolgt sind, da die Kostenrechnung eine ähnliche Geschäftsnummer wie alle übrigen Zustellungen trägt: so dünkt derjenige Staatsbürger sich weise und brav, der die Geschäftsnummer auf eine Postanweisung malt und sich seiner Schulden an die Gerichtskasse entledigt. Er hat sich aber nicht entledigt. Das Gericht ist tatsächlich nicht Empfänger. Empfänger ist der gegnerische Anwalt. Und nun würde wahrscheinlich nie eine Verwicklung entstehen, wenn der Betrag vom Gericht, wie es sich gehörte, binnen drei bis fünf bis höchstens acht Tagen an den Absender zurückginge und dieser dadurch die Möglichkeit erhielte, ihn doch noch rechtzeitig an die richtige Adresse zu befördern. Der Betrag kehrt frühestens in vierzehn Tagen zurück. Wie so vieles, wird das mit dem berühmten Geschäftsgang entschuldigt; in Wirklichkeit ists eine verwerfliche Schlamperei. Inzwischen ist der Gegenanwalt keineswegs untätig gewesen. Ihrer, der Ihnen eine Frist von zwei — sage und schreibe: zwei — Tagen setzt und die Zwangsvollstreckung anordnet, trotzdem er von Ihrem Anwalt erfahren hat, daß Sie den Betrag an die Gerichtskasse gezahlt

haben, also aus seiner Praxis wissen muß, daß der Betrag an Sie zurückkommen wird, und daß Sie dann gar keinen Grund haben oder vorschützen können, denselben Betrag nicht ihm einzusenden — dieser Herr Justizrat Stolte, wohnhaft zu Berlin, Linkstraße 12, ist nur ein besonders empfehlenswerter Anwalt des Rechts. Auch wenn Sie den sanftesten Gegner haben, kann Ihnen dessen Bureauvorsteher ohne jeden bösen Willen, indem er sich einfach an den normalen Gang seiner Bureaugeschäfte hält, der die Erledigung einer anstehenden Sache nach einer gewissen Anzahl von Tagen erheischt, zu der schönsten Zwangsvollstreckung verhelfen. Es liegt nämlich so (und deshalb nannte ich Ihren Fall, der täglich passiert, aufreizend): daß die Form dieser gerichtlichen Kostenrechnung — na, ich will vorsichtig sein, aber ich bin nie das Gefühl los geworden, daß diese Form dazu da ist, das Publikum irre zu führen. Mit einer einzigen Wendung wäre es möglich, jedes Mißverständnis auszuschließen. Das Gericht weiß ja doch ebenso gut wie ich, daß Ihr Fall täglich passiert. Aber es setzt diese Wendung nicht in den Text. Es tuts und tuts nicht. Sie fragen verblüfft, was es davon hat, das Publikum irre zu führen. Was es davon hat? Nun: Gebühren, die Staat und Anwälte schlucken, ohne sie je wieder von sich zu geben. Unsummen kommen dadurch zusammen, daß solch ein armer Sträfling an die falsche Adresse gezahlt hat und dann auch noch dafür gestraft wird. Wenn das nächste Mal ein Gerichtsvollzieher Sie beehrt, fragen Sie ihn doch im Vertrauen, ob ihm irgendein Fall öfter begegnet als Ihrer. Und er wird Sie wieder beehren, denn zum Schluß schenke ich Ihnen einen Rat, der so gut ist, daß Sie ihn nicht verschmähen sollten: Zahlen Sie niemals mehr freiwillig! Zahlen Sie immer erst an den Gerichtsvollzieher! Sie entgehen ihm doch nicht. Sie sehen ja, was es einträgt, wenn man gleich zahlt. Man ärgert sich grün und blau, daß trotzdem der Gerichtsvollzieher kommt, während man ihn andernfalls als ein Schicksal, das man sich selbst bereitet hat, ergeben und friedlich hinnimmt." Was die guten Ratschläge anbetrifft, halte ichs sonst mit Goethe, der den guten Ratschlag gegeben hat, niemals nach guten Ratschlägen zu handeln. Aber diesmal will ich eine Ausnahme machen und Ihnen folgen.

Erwin Reiche. Pietät ist so selten, daß ich mich der Ihren herzlich freue. „Als wir vor drei Jahren in den Theaterwinter schritten, da war er noch da. Ach, da war ja auch sein großer, schaudervoller Feind noch nicht da, der ihn höhnisch an die Wand warf, der ihm die Rippen zerpreßte, der ihn würgte, daß ihm der Atem wegblieb — unserm lieben, unserm teuern Victor Arnold. Zuerst mag der Arme nur seine Stirn gefaltet, nur sein nervöses Hüsteln ausgestoßen haben, der kleine Maske, der kleine Wolke, wie er es auf der Bühne tat, und sich auf die Kniee, beide Kniee geschlagen und die Röllchen in die Aermel gestoßen haben. Dann wird ihm der Schweiß, der Angstschweiß ausgebrochen sein. Milchweiß, mit weit aufgerissenen, mit entsetzlich tragischen Augen stand er im Kampf gegen den Krieg, im Todeskampf da und konnte nicht mehr. Tu ne l'as pas voulu, George Dandin. Und im irren Krampf ging er, stürzte er aus den Kulissen des brennenden Menschheitstheaters. Er tritt nicht wieder auf, nie wieder. Aber in Lächeln und Weinen wollen wir seiner gedenken, den wir mit unsrer besten Liebe liebten in stillen Jahren. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze? Ihm, dem Zarten, dem Klugen, dem Weichen und Reichen, dem Feinsten der Feinen, sei der Kranz der Dankbarkeit geflochten, Jahr um Jahr, am neunzehnten August, am Tage seines Todes."

Abonnenten. Ja doch, ja. Jetzt ist auch das Register für 1916 I erschienen und wird euch auf Wunsch gratis und franko zugestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43.

Der Mitte zu / von Germanicus

Seit einiger Zeit macht sich die Neigung bemerkbar, Geschichte unter politischem Gesichtswinkel zu schreiben. Es ist schwer zu sagen, welche Vorteile die Unternehmer solcher Uebungen sich davon versprechen. Die politische Absicht ist deutlich genug: es soll gezeigt werden, daß die Reichsregierung bis zum Tag des Kriegsbeginns ihre Geschäfte nicht mit der nötigen Kraft betrieben habe. Es fragt sich nur, ob es die innere Geschlossenheit, die Deutschland für den deutschen Sieg über die seine Grenzen immer noch hart bedrängenden Feinde notwendig hat, zu fördern vermag, wenn mit bemerkenswerter Zähigkeit auf die Unzulänglichkeit beinah der gesamten deutschen Politik seit Bismarck hingewiesen wird. Politische Geschichtsschreibung ist immer vom Uebel, besonders dann, wenn sie einseitig orientierte Parteipolitik stützen und rechtfertigen soll. In solchem Sinne ist das Buch des Grafen Reventlow: ‚Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914‘, will sagen: die umgearbeitete dritte Auflage, ein wenig erfreulicher Vorstoß. Aber auch ein andrer dieser wenig sympathischen Geschichtsklitterer verdient die besorgte Aufmerksamkeit Derer, die über das Schema der alldeutschen Doktrin hinüber zu sehen vermögen. Ein Herr Ewald Beckmann aus Goslar veröffentlicht in der Kreuzzeitung geschichtlich frisierte Aufsätze über die frühern Beziehungen Englands zu Deutschland. Zwei Stellen mögen genügen, um die Eigenart dieser Demonstrationen darzulegen. Im Anschluß an den Bericht von der Landung des Kaisers in Tanger heißt es: „Die Ratgeber des Kaisers tragen die Verantwortung, wenn das Ansehen der Krone beeinträchtigt wurde, da diesem Schritt des Kaisers Taten nicht folgten. . . . Tatsache ist, daß unsre Regierung damals vor Englands drohend erhobener Faust zurückgewichen ist. Deutschlands Ansehen in der Welt wurde unter Mitwirkung Englands schwer beschädigt.“ Bei der Betrachtung über den Erwerb Helgolands sagt dieser seltsame Deutsche: „Wenn wir einen Rückblick auf die deutsche Politik der nachbismarckschen Zeit werfen, so finden wir als erste unglückliche Tat den Sansibar-Vertrag von 1890, in dem wir den Erwerb Helgolands mit einem hohen Ueberpreis bezahlten, eine Tat, deren Folgen sich in der ganzen folgenden Zeit bemerkbar machten . . England, das im Orient und in Indien durch seinen Erbfeind

Rußland bedrängt wurde, hatte das allergrößte Interesse daran, Deutschland in einen Gegensatz zu Rußland zu bringen, und als man in England 1889 von dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrage erfuhr, da begann die englische Arbeit zum Sturze Bismarcks. Das Vorhaben gelang . . .". Selbst tragfähige Nerven, die sich an mancherlei Exzesse der alldeutschen Dogmatik gewöhnt haben, können derartigen Unbegreiflichkeiten gegenüber versagen. Soll das in besonderm Grade deutsch und der deutschen Sache nützlich sein, sich selber zu erniedrigen und als dummen Sklaven englischer Weltmacht zu beschreiben?

*

In der Rede, die Harnack im Auftrag des Deutschen National-Ausschusses gehalten hat, kam der vom ethischen Pathos getragene, die Kirchenväter und deren evangelischen Sozialismus fortsetzende Geschichtsweise auch auf die wirtschaftliche Struktur unsrer Gesellschaft zu sprechen: „Das zweite große Ziel aber ist die Herstellung einer deutschen Gemeinwirtschaft, das heißt: einer wirklichen nationalen Arbeitsgemeinschaft. . . . Ich klage nicht Einzelne an, obwohl Einzelne es verdienten; ich klage das ganze System an, dem sie unterlagen, das System, welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen hier nicht gekannt hat und kennt. . . . Nirgendwo soll der frische Unternehmersinn und die private Verantwortlichkeit ausgeschaltet werden, aber an den Bedürfnissen und dem Wohle des Ganzen sollen sie ihre Grenzen finden. Diese kann nur die Gemeinschaft, repräsentiert durch den Staat, bestimmen. . . . Wir müssen viel mehr nationalen Gemeingeist in unser Wirtschaftsleben bekommen." Man glaubt erhabene Selbstverständlichkeiten zu hören; man bekennt sich schuldig und beschließt eine Neueinstellung, eine entschiedenere Dienstleistung zum Wohle des deutschen Volkes. Wie aber mußte man erstaunt sein, als wenige Tage nach Harnacks Rede Entrüstung ihre Kreise zu ziehen begann: die Schwerindustrie glaubte sich verletzt und bedroht. Das Gespenst vom Staatssozialismus wurde wild signalisiert. Ein kapitalistischer Akt, dessen wir lange gedenken werden, und der beinah unfaßbar ist zu einer Zeit, da Millionen nicht nur einige Prozent Dividende, sondern das Leben verlieren.

*

Heydebrand hat uns eine Ueberraschung bereitet. Er sprach in Frankfurt am Main und sprach auch von Kriegs-

zielen. Er sagte: „Belgien, das wir keinesfalls zu annektieren wünschen . . .“: und: „Für uns als deutsche Bürger ist es schließlich viel wichtiger, die baltischen Länder, die deutsch sind, als Polen zu bekommen.“ Die Worte über Belgien weichen sehr erheblich ab von dem, was Andreas Gildemeister in jener dem Kanzler überreichten Mahnschrift „geformt“ hat. Damals hieß es, es sei den Bewohnern des militärisch, politisch und wirtschaftlich in Besitz genommenen Belgiens durchaus kein politischer Einfluß im Reiche einzuräumen. Solche Auffassung hat Harnack ganz zutreffend mit dem Begriff des griechischen Staatsrechts als Helotie gekennzeichnet. Was Heydebrand will, ist ungefähr das, was gewisse Kreise bisher beinah als Landesverrat verschrien haben. So kann man verstehen, daß die Berichterstattung über Heydebrands Rede ein wenig zögernd vor sich gegangen ist; mancherlei Redaktionen des Urtextes mögen geplant oder vielleicht gar vorgenommen worden sein. Einerlei: Heydebrand hat den Weg zur Mitte beschritten. Selbst die Konservativen beginnen, sich von der Garde der Unentwegten abzuspalten. Die Extreme vereinsamen. Die Nationalzeitung konnte feststellen, „daß der konservative Führer sich einer mittleren Linie viel näher befindet, als erwartet werden konnte“.

*

Auch Scheidemann hat gesprochen: „Was wir in dieser Zeit mit der Regierung besonders gemein haben, ist das, was wir mit dem ganzen Volke gemein haben: Wir wollen Deutschland nicht niederringen und seine wirtschaftliche Entwicklung nicht unterbinden lassen.“ Das Volk, die Masse des Proletariats, hat die Mitte zu finden gewußt. Die Besonderen, Stammbaum und Kapital, werden dem Beispiel eines wahren Patriotismus folgen müssen, wenn sie das Recht des Daseins nicht verlieren wollen.

Es werde Licht! / von Arthur Rutra

Leuchtende Frühe, strahlendes Rot —
wer heut soll sterben, stirbt ohne Not.

Singende Stille im Weltenrund —
wer heute mordet, tuts ohne Grund.

Blühendes Land, glückvoller Tag,
bebenden Herzens stockender Schlag —

Liebe den Menschen — — hört Den, der spricht:
Mein ist der Wille, es werde Licht!

Polnische Juden / von Hugo Bergmann

Ihren Namen kannte schon vor dem Kriege jedermann. Und jedermann dachte dabei an jene Kategorie oft recht guter Witze, die zwischen dem polnischen Juden und gewissen Insekten Verbindungen herstellen. Viel mehr, als die Witze lehrten, wußte man von ihnen nicht, es sei denn noch, daß man sie hier und da in ihrer merkwürdigen Tracht als Kurgäste Karlsbads und als Schnorrer überall sah. Nun hat sie der Krieg in das helle Licht des Geschehens gesetzt. Das Schicksal des künftigen Polen hängt mit dem ihren innig zusammen, und so ist denn auch ihre Zukunft Gegenstand lebhafter Erörterung geworden. Überdies glaubt man nun auch sie selbst, diese Menschen, gut zu kennen. Der Soldat kam mit ihnen allerorten im Osten zusammen, und der Bürger in der Heimat sah Fluten ihrer Flüchtlinge bei sich zu Hause. Man glaubt sie zu kennen.

Kennt man sie wirklich? Heine sagt von den Juden — und er dachte dabei wohl an die westlichen —: man kenne von ihnen nur den Bart. Ob man von den Ostjuden jetzt mehr weiß als ein paar angenehme oder unangenehme Äußerlichkeiten ihres Lebens?

Wer einen Schritt tiefer in das merkwürdige Wesen dieser Menschengemeinschaft eindringen will, hat jetzt einen guten Führer dazu: ‚Das Buch von den polnischen Juden‘, das S. J. Agnon, ein sehr begabter junger hebräischer Dichter aus Galizien, gemeinsam mit dem um die Verbreitung jüdischer Literatur in deutscher Sprache verdienten Ahron Eliasberg (im Jüdischen Verlag zu Berlin) herausgegeben hat.

Das Buch lehrt uns Geschichte, Sitten, Gebräuche, Glauben und Aberglauben der polnischen Juden kennen. Aber es he oretisiert nicht, sondern läßt die Dinge selbst sprechen. Die tHerausgeber treten ganz hinter der Sache zurück. Statt uns des langen und breiten von der Einwanderung der Juden nach Polen, von der gastlichen Aufnahme dort, von der Blütezeit und den spätern Verfolgungen zu erzählen, bringen sie auf wenigen Seiten ein paar Dokumente: das Gesetz der Gleichberechtigung von 1389 und die beschränkenden Gesetze, die nach 1538 immer zahlreicher erflossen. Und wir wissen genug. . . . Da sind Zeugen ehemaliger Herrlichkeit: Münzen, von polnischen Juden geprägt, Erzählungen von Esther, der jüdischen Frau Kasimirs des Großen, von dem Rabbi Schaul Wahl, der lange Zeit Verwalter des verwaisten Königreiches

und eine Nacht lang sogar König von Polen war; da ist jene wunderbar innige Wortdeutung, die „Polen" als hebräisches Wort von guter Vorbedeutung verstehen will, denn po-lin heißt: Hier sollst du übernachten, hier sollst du verweilen... Wir lesen Bruchstücke aus dem eigenen jüdischen Recht, das in Polen geschaffen wurde: Regeln für Kleidung, Bestimmungen über die Zahl der Dienstboten, über Fürsorge für die Jugend, für flüchtige Juden aus Deutschland. (Also tragen gegenwärtig die deutschen Juden, indem sie für die Kriegsflüchtlinge sorgen, nur eine Schuld ab. Sehr weitherzig besagt das Gesetz der polnischen Juden von den Kriegsflüchtlingen: Sie haben das Recht, jegliches Gewerbe in Polen zu ergreifen.) Wir staunen über die vorsorgliche Beschaffung billiger Bücher fürs Volk, noch mehr aber über das soziale Verantwortungsgefühl dieser Gesetzgebung, die den einzelnen jüdischen Gemeinden Polens, einer Kontribution gleich, die Zahl der armen Mädchen vorschreibt, die alljährlich ausgestattet und verheiratet werden müssen. Der gesunde soziale Instinkt macht hier Ehe und Kindersegen zur gesetzlichen Pflicht. Ihren Hassern wünscht ihr Sprichwort: Ein Kind, Ein Hemd, Ein Auge.

Die polnischen Juden sind noch heute ahnenstolz, sagen uns die Herausgeber. Man braucht denn auch nur in diesem Buche ein Stück ihrer Geschichte, die zeitgenössische Schilderung der Kosakenverfolgungen zwischen 1648 und 1652 von R. Nathan Hannover zu lesen, um zu fühlen, in welch großer Überlieferung diese so leicht verachteten Menschen aufwachsen. Grauenhaft, selbst für unser jetzt schon abgestumpftes Gefühl, sind diese ausgesuchten Martern, erhaben die Taten des Heldentums und der Selbstaufopferung dieser Jungfrauen von Nirmirow und all der andern. Ganz schlicht, wie ein richtiger Chronist, erzählt R. Nathan Hannover die Ereignisse, und doch fühlen wir erschüttert die Seelengröße dieses Mannes und seiner Schicksalsgenossen, wenn er, nach all dem Grauenhaften, schließt: „Was sollen wir sagen, was reden, wie uns rechtfertigen? Sollen wir sagen: Wir haben nicht gesündigt? Unsre Schuld zeugt gegen uns, daß wir gesündigt. Hält Gott Gericht ohne Gerechtigkeit?" Wo ist die Stimme, die zu unsern Zeitgenossen so zu sprechen wagte!

Wie aber sind die polnischen Juden von heut? Das ist die dringlichste Frage, die der Leser an die Herausgeber richtet. Sie antworten, Gott sei Dank, nicht mit Verteidigungsreden, die ohnehin niemand glauben würde, sondern drucken ein paar Dichtungen ab, die polnische Juden für

polnische Juden geschrieben haben, ein paar Scherze und Schnurren und Sprichwörter. Nun mache sich jeder sein Bild. Er wird ungefähr finden:

Die innige Religiosität ist diesen Menschen bis heute geblieben. Es ist nicht, wie man oft hört, Werkheiligkeit bewegter Gebärden. Wir lesen, zum Beispiel, wie der heilige Rabbi von Sassow seine Mitternachtsandacht verrichtet: er sucht eine ruthenische Bäuerin auf, die frierend in der ungeheizten Stube ihre Wochen verbringt; kommt als ein Bauer zur Bäuerin, bringt, als täte ers um Geldes willen, Holz in die Stube und macht Feuer. Und zwischen den ruthenischen Bauerngesprächen spricht er unerkannt sein hebräisches Mitternachtsgebet: „Gott erbaut Jerusalem, versammelt die verstoßenen Israels . . .". Oder der Heilige geht auf Jahrmärkte und tränkt die vergessenen, im Sonnenbrand dürstenden Kälber. So stellt sich der polnische Jude seine Heiligen vor.

Die ganze Welt aber ist ihm ein Schauplatz göttlichen und widergöttlichen Geschehens. Ueberall gibt es Dämonen, sie bewohnen Dachböden, Keller und Scheunen, sie sind den Menschen aufsässig; aber der wunderwirkende Zaddik verbannt sie in die Wälder. Um Mitternacht versammeln sich die Geister in der Synagoge und rufen dann wohl auch den Menschen in ihren Verein. Magie wirkt durch alle Welt. Flüche sind Wirklichkeiten; die besorgte Mutter wird im Zimmer ihrer Kinder geschälte Zwiebeln aufhängen, die Flüche aufzusaugen. Und wie köstlich naiv ist mancher Brauch dieser angeblich so geriebenen Menschen. Ein Mittel gegen Seuchen ist, auf die Tür zu schreiben: Hier war schon Cholera.

Haben Sprüche und Überlieferungen recht, dann ist die Ehrlichkeit der polnischen Juden besser als ihr Ruf. „Ein Handschlag ist wie ein Schwur", heißt es da. Und ein Schneider läßt sich die Elle mit ins Grab geben, damit sie dereinst für ihn und seine Redlichkeit zeuge.

Das sind so einige Züge, die wir aus dem bunten und reichhaltigen Buche herausgreifen. Man möchte ihm größte Verbreitung wünschen, weil es in der Zeit der tausend persönlichen Gutachten, Meinungen, Berichte so unpersönlich, so ganz sachlich ist. Es läßt in Wort und Bild — es sind auch gute Illustrationen dabei — die Erfahrung selbst reden. Nur ist es nicht, wie sonst zumeist, die Erfahrung, die ein zufälliger Zeuge mit ein paar ebenso zufälligen, sich hervordrängenden Individuen macht, sondern es sind die wahrhaften Zeugen eines Volkes in einem historischen Prozeß: seine Dichter, seine Heiligen, seine M ä r t y r e r.

Der Kirschgarten / von Lion Feuchtwanger

1.

Der deutsche Dichter Ferdinand Freiligrath dachte sich eines Tages, Deutschland sei Hamlet, und schrieb darüber einige Verse. Der russische Dichter Anton Tschechow spürte, daß Rußland Hamlet war, ist und sein wird, und gestaltete seine Ueberzeugung zu einem süßen, innigen, schwermütigen dramatischen Gedicht, das ‚Der Kirschgarten' heißt.

Deutsche Chauvinisten werden sich freuen, wenn das Werk in Deutschland aufgeführt wird. Sie werden den verzweifelten Ausspruch des revolutionären Studenten zitieren: „Bei uns in Rußland gibts so wenige, die arbeiten. Der größte Teil der Intellektuellen, die ich kenne, hat keinen Drang nach Erkenntnis, weiß von keiner Arbeit und ist ihrer auch nicht fähig. Man heißt sich intellektuell; aber die Dienstboten duzt man, die Bauern behandelt man wie's liebe Vieh, was lernen heißt, was lesen heißt, weiß man nicht, von den Wissenschaften wird bloß geredet, von der Kunst versteht man nichts. Alle haben ein düsteres Gehabe, alle machen wichtige Gesichter, alle reden nur von den letzten Dingen, alle philosophieren. Und dabei leben wir in den meisten Fällen, in neunundneunzig von hundert, wie die Wilden, jeder Wortstreit wird durch Ohrfeigen ausgetragen, wüste Schimpfereien sind an der Tagesordnung, man ißt scheußlichen Fraß, man schläft in dumpfigen, dreckigen Löchern, überall Wanzen, Gestank, Sumpf, moralische Verkommenheit. Und alle die schönen Phrasen sind nur dazu da, sich selber und andern Sand in die Augen zu streuen. Zeigen Sie mir doch die Zöglingsheime, von denen man so viel und so oft spricht, zeigen Sie mir doch die Volksbibliotheken! Bloß in Romanen wird von ihnen erzählt, in der Wirklichkeit existieren sie nicht. Was da ist, ist Schmutz, Gemeinheit, Asiatentum." Man wird triumphierend schreiben: „So urteilt ein Russe über Rußland. Am Verfall einer Familie zeigt er den Verfall seines Volkes."

Aber das Problem liegt viel tiefer. Gewiß wollte Tschechow ursprünglich eine Art russischer Buddenbrooks, den Verfall einer Familie, geben. Aber der ‚Kirschgarten' wurde immer weiter, größer und tiefer, und schließlich atmete in ihm nicht nur die Resignation eines Volkes, nein: er wurde zum schwermütigen Spiegel des Menschengeistes überhaupt, des Menschengeistes, der seine Grenzen am Grenzenlosen mißt, und der erkennt, lächelt und verzichtet.

2.

In diesen vier Akten geschieht so gut wie nichts. Der Kirschgarten der Familie Gajew wird verkauft; der Kirschgarten des alten, adligen, heruntergekommenen, verschuldeten Geschlechts wird verkauft an einen handfesten, geschäftstüchtigen Proletarierssprößling, einen weiland Leibeigenen eben dieses Geschlechts. Das ist alles.

Aber dieses handlungsarme Stück ist das Reichste und Reifste, Süß und Bitterste, Weiseste, was Tschechow je geschrieben. Diese Tragikomödie ist ganz einsam, es geht ein Lächeln durch sie, mild, sehnsüchtig und dennoch voll Hohn. „Dieses Stück hat das Lächeln der Gioconda“, schrieb nach der Aufführung bei Stanislawski Rußlands größter Kritiker.

Es handelt, wie gesagt, nur von einem Kirschgarten, der verkauft wird. Dieser Kirschgarten ist, real gesehen, ein Stück Boden, das einen Wert repräsentiert von etwa neunzigtausend Rubeln mehr als die Hypothek, die auf ihm lastet. So sieht ihn der Realist des Stückes, der heraufgekommene Proletarier Lopachin. O, er ist ein kluger, tüchtiger Mann, der Herr Jermolai Lopachin, der fest mit beiden Beinen auf der Erde steht und genau weiß, was er will. Das Areal muß man parzellieren, rät er, das alte, baufällige Herrenhaus abtragen, den Kirschgarten niederhauen.

Aber so gesund und vernünftig diese Ansicht ist, sie ist dennoch falsch, und die Gutsbesitzerin Frau Ranjewski hat ganz recht, wenn sie ihm empört erwidert: „Entschuldigen Sie, mein Lieber, das verstehen Sie nicht.“ Denn dieser Garten ist etwas ganz Ungewöhnliches und wirklich zu gut, um kleinbürgerlichen Villenkolonisten als Baugrund zu dienen. Nicht, weil er so schön ist, so fein und zart und licht, mit dem strahlenden Weiß seiner Blüten unterm blauen Himmel, auch nicht, weil er im Konversationslexikon steht als die größte Sehenswürdigkeit des ganzen Gouvernements. Der uralte Diener Firs, der wacklige, schwerhörige, den die Gutsherrschaft von Generation zu Generation übernommen hat, ahnt dumpf das wahre Wesen des Kirschgartens. Mit greisenhafter Geschwätzigkeit plappert er in die Unterhaltung der Herrschaften hinein von der Zeit vor vierzig oder fünfzig Jahren: „Da hat man die Kirschen getrocknet, gedünstet, eingesäuert, eingemacht, und dann —“. Man will ihn zur Ruhe weisen; aber der Greis schwatzt fort: „Und dann hat man die getrockneten Kirschen versandt. In ganzen Fuhren. Nach Moskau und nach Charkow. Das hat Geld ins Haus geschneit! Und wie die getrockneten Kirschen schmeckten, damals! Weich und saftig

und süß! Und wie sie geduftet haben! Ja, die hatten das richtige Rezept, damals...". Jemand fragt nach dem Rezept. Aber es ist verloren gegangen.

Kein gewöhnliches Terrain, ein Symbol, das eindringliche Symbol dieses „damals", jener patriarchalischen Zeit, da man noch reinlich schied zwischen Herren und Knechten und den zweifelhaften Luxus sozialen Gewissens nicht kannte, ein Symbol des alten Rußland ist der Kirschgarten. Die Gutsherrschaft spürt es. Die Ranjewska ist verwachsen mit dem Kirschgarten. „Alle Engel Gottes wandeln in ihm." Unter seine Bäume flüchtet sie sich aus der hilflosen Hetzjagd ihres pariser Lebens. Er ist ihre Jugend, ihre Reinheit. Durch seine Alleen sieht sie, weißgewandet, ihre tote Mutter schreiten. Mit dem Kirschgarten entgleitet ihr und ihrem Bruder die Wurzel nicht nur ihrer äußern, sondern auch ihrer innern Existenz, ihres innern Aristokratentums, mit dem Gut, mit dem Feudo verlieren sie ihren Feudalismus.

Und auch der Hauslehrer Petja Troffimow, der verbummelte Student, der Schwärmer, der Utopist, spürt, daß dies das Wesen des Gartens ist. Als Anni, die siebzehnjährige Tochter der Gutsherrin, ihm klagt: „Was haben Sie aus mir gemacht, Petja! Warum hab' ich den Kirschgarten nicht mehr lieb! Ich liebte ihn so zärtlich, es schien mir, als gäb' es keinen schönern Platz auf Erden als unsern Garten!" erwidert er: „Denken Sie, Anni: Ihr Großvater, Ihr Urgroßvater, alle Ihre Ahnen besaßen Leibeigene, besaßen lebendige, menschliche Seelen. Fühlen Sie denn nicht hinter jedem Kirschbaum im Garten, hinter jedem Stamm ein menschliches Antlitz Sie anstarren? Hören Sie nicht Menschenstimmen jammern? O, grauenvoll ist das, Ihr Garten ist grauenvoll, und wenn man ihn am Abend oder des Nachts durchstreift und die faulende Baumrinde so düster und seltsam schimmert, dann ist es, als ob die Kirschbäume davon träumten, was hier vor hundert, vor zweihundert Jahren geschah, als ob sie gequält würden von schrecklichen Gesichten!"

Aber tiefer als sie alle sieht Tschechow den Kirschgarten. Recht hat ihm Lopachin, der den Garten als Terrain sieht, recht die Ranjewska, die das Symbol ihrer Jugend und Reinheit, einer herrlichen und herrenhaft selbstverständlichen Vergangenheit, in ihm erblickt, recht der schwärmerische Student, dem er zum Symbol blutiger Despotie wird. So weitet sich dem Dichter der Garten nicht nur zum Bild seines Volkes, das, an sich rein und schön und groß, hilflos aus einer unverstandenen Vergangenheit jäh in eine dumpfe und ebenso unver-

standene Zukunft taumelt: nein, er formt den sterbenden Kirschgarten mit stillem und schwermütigem Lächeln zum Gleichnis vom Sansara, von der Relativität und der Vergänglichkeit alles Irdischen, das dem Weisen wie dem Narren zerfließt.

3.

Die Menschen des „Kirschgartens“ haben alle was Gemeinsames: eine dumpfe, vergrübelte, schwingenlahme Sehnsucht, die sie quält, und die sie doch nicht lassen mögen. Das Merkwürdige und typisch Russische an ihnen ist, daß sie diese Sehnsucht lieben, streicheln und verhätscheln, und daß sie gar nichts tun, um sie Erfüllung werden zu lassen. Man hat das Gefühl, daß es ihnen gar nicht recht wäre, wenn sie sich erfüllte. Sie bohren in sich herum, ewig unbefriedigt, sie spüren immerfort ihre Grenzen und klagen darüber, sie rütteln an ihren Schranken, aber mehr um der Gebärde des Rüttelns willen als um diese Schranken zu zerbrechen. Zur prachtvollen Karikatur wird diese kokette Selbstbejammerung in dem Gutsverwalter Jepichodow, der, wenn er über einen Stuhl stolpert, weltschmerzliche Betrachtungen anstellt und, fällt ihm eine Fliege in den Tee, Kant zitiert und mit Selbstmordgedanken spielt. Und selbst der Tatmensch des Stückes, Lopachin, ist von dieser dumpfigen Unentschlossenheit, von dieser melancholischen Passivität angekränkelt; es ist kein Zufall, daß ihm unvermittelt eine unklare Hamlet-Reminiszenz über die Lippen dringt.

Es sind zwölf Menschen, die den Kreis des „Kirschgartens“ bilden, erstaunlich russische Menschen, aber gesehen durch das Temperament eines mehr als russischen, eines europäischen Dichters, der sie in eine Atmosphäre süß- und bitterer Resignation und ganz leiser Ironie hüllt und ihr Leid zu unserm macht.

Da ist der Kaufmann Lopachin, Gajews früherer Leibeigener, der schließlich den Kirschgarten ersteigert, der Tatmensch mit dem brennenden Arbeitsdurst. Aber selbst er ist angefressen von jener sentimentalen Sucht, zu grübeln, sich selbst zu zerfasern, von jener Bedenklichkeit und Zaghaftigkeit, die allen Menschen des „Kirschgartens“ anhaftet. Prachtvoll, wie er sich endlich entschlossen hat, Warja einen Heiratsantrag zu machen, und wie er befreit aufatmet, als er unverrichteter Dinge weggehen kann, weil irgend ein Gleichgültiger ihn abruft. Wie er ehrlich unglücklich ist, daß Frau Ranjewski den Kirschgarten verliert, den er doch selber niederhauen läßt. Wie er in dem Idealisten Troffimow das feindliche Prinzip wittert, ihn neckt und höhnt, aber ihn gleichzeitig bewundert und mit Geld unterstützt. Wie er für den unpraktischen Gajew ein verächtliches Mitleid empfindet, sich aber in eingeborenem

Sklaventum immer wieder vor dem ehemaligen Herrn duckt. Zum Stärksten, was die ganze russische Literatur geschaffen hat, gehört die Szene, wie er von der Auktion zurückkehrt, auf der er den Kirschgarten erstanden hat. Lachend, lallend, stampfend, trunken vom Rausch des Besitzes. Und dann tröstet er unvermittelt mit täppischen Worten die Gutsherrin und beklagt die Ungereimtheit und Ungerechtigkeit des Lebens. Und dann schreit er nach Musik. Und dann folgt wieder ein sentimentaler Rückschlag, bis schließlich sein Proletentum jäh durchbricht. Er stößt zufällig an ein Tischchen, daß ein Armleuchter beinah umfällt; er packt den stürzenden Leuchter, schleudert ihn zu Boden und schreit: „Ich kanns zahlen!"

Und dann ist da Warja, Frau Ranjewskis Pflegetochter, ein vierundzwanzigjähriges, derbes Bauernmädchen. Sie ist immer ängstlich, eine Groschensparerin, sie arbeitet rastlos, aber mit kleinen und bis zur Komik kleinlichen Mitteln, um den Verfall des Gutes aufzuhalten. Sie hat was Mütterliches an sich, was Streng-Kleinbürgerliches, und ihre Sehnsucht ist ein beschauliches Klosterleben. Und dann ist der Gutsnachbar da, Simeonow-Pischtschik, der vollblütige Optimist mit dem Patriarchenbart, den Kopf voller Schnurren und das Gut voller Schulden, der gern und leicht Erstaunte, der sich was zu gute tut auf den Witz seines Vaters, daß sein Geschlecht von jenem Gaul abstamme, den Caligula zum Konsul machte.

Es folgt das Quartett der jüngern Bediensteten: Fräulein Charlotte, die Bonne, die keine Papiere hat und nicht weiß, ob sie jung ist oder alt, ein verdrehtes, unnützes, alterndes Mädchen, das sich und andern die Bitterkeit ihres Geschicks hinter Possen und Kartenkunststücken zu verbergen sucht. Der Buchhalter Jepichodow, dem die unverdaute Weisheit der vielen gelesenen Bücher den Kopf verwirrt, der sich vom Schicksal verfolgt glaubt und bei der belanglosesten Ungelegenheit in mißverstandenen papierenen Phrasen triumphierend die raffinierte Bosheit seines Geschicks beklagt. Sein Gegenstück, der Zierbengel Jascha, der von seinem pariser Aufenthalt eine tiefe Verachtung für alles Russische („Asiatentum!") mitgebracht hat, den Sekt ausleckt und seine westeuropäische Kultur durch das Tragen bunter Westen betätigt. Die Zofe Dunjascha, ein geziertes Ding, das den Herrschaften die „feinen Gewohnheiten" nachstümpert und für ihre Sucht, jemand anzuhimmeln, in Jascha das rechte Objekt gefunden hat.

Der Student Petja Troffimow ist der typische Vertreter der revolutionären russischen Jugend. Einer von den

Propheten, die nicht alle werden seit den Zeiten der Heuschrecken essenden Wüstenasketen. Hager, häßlich, schmutzig, abgerissen, verkündet er verblasene Zukunftsschwärmereien, tut sich, ein blutloser Schwätzer, viel auf seine Keuschheit zugute und übersieht, ein Hoffnungslos-Blinder, bei seiner Sorge für die ganze Menschheit den einzelnen Menschen, so daß er selbst gegen diejenigen, die er gern hat, taktlos und roh wird. Seine Schülerin Anni ist ein kindliches, harmloses, liebenswürdiges Geschöpf und, grade weil sie so harmlos ist, empfänglich für seine Ideen.

Mit der zärtlichsten Liebe, die aber der Sachlichkeit und leichten Ironie der Gestaltung keinen Eintrag tut, sind die Vertreter der stürzenden alten Welt gesehen: die Gutsherrin Frau Ranjewski, ihr Bruder Gajew und der Diener Firs. Die Gutsherrin ist eine schöne, liebenswerte, gutherzige, leichtsinnige, sentimentale, jedem Eindruck sogleich unterliegende Dame von etwa fünfunddreißig Jahren. Sie hat viel und Bitteres erlebt, aber all diese Bitterkeit hat ihren mit ein bißchen Sentimentalität verbrämten Leichtsinn nicht unterdrückt. Während ihr die Gläubiger die Türen einrennen, während ihre Dienerschaft hungert, bestellt sie Musikanten zum Tanz und schüttet den Bettlern ihr Portemonnaie in den Hut. Alle Liebe zu ihrer Tochter, alle fromme Zerknirschung über den Tod ihres Söhnchens hindert sie nicht, mit einem eleganten Lumpen, der sie aussaugt, nach Paris durchzugehen. Hilflos, ohne Widerstand, läßt sie sich ausplündern. Eine kleine komische Aeußerlichkeit reißt sie aus der düstersten Stimmung in die tollste Ausgelassenheit. Immer schwach, immer ratlos und bei allem Reichtum immer ohne Geld, verliert sie niemals ihre eingeborene damenhaft überlegene Anmut. Wie ein lichter Schimmer liegt über ihrem Leben die innige Liebe zu dem Kirschgarten, dem blühenden Hort einer reinen und beglückten Jugend.

Ihr Bruder Gajew hat es schwerer, sein Aristokratentum in dem Zusammenbruch des Kirschgartens zu wahren. Schon weil seine Voraussetzungen komplizierter sind. Er ist aufgewachsen in den liberalen Ueberzeugungen der sechziger Jahre, jener Generation, die die sozialen Reformen Alexanders des Zweiten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, ermöglichte. Seine liberale Erziehung belastet ihn mit dem Hang zu phantastischen, jeglicher realen Unterlagen entbehrenden Plänen, zu rhetorischem Optimismus und mit dem fatalen Drang, bei jeder Gelegenheit lange, geschwätzige Reden höchst allgemeiner Natur zu halten. Dabei ist aber der Zweiund-

fünfzigjährige nicht nur in der Kleidung von peinlichster, altmodisch vornehmer Eleganz, sondern er ist auch im Wesen feudal bis in die Knochen. Und es ist ergreifend, wie seine diskrete Vornehmheit, angewidert von dem Ansturm der Proletarier, sich zusammenzieht und sich windet. Wie er, dessen ganzes Ideal Korrektheit, Sicherheit, grandseigneurale Lässigkeit ist, aus einer Verlegenheit in die andre stürzt. Wie er sich nicht zwingen kann, seinen ehemaligen Leibeigenen Lopachin, in dessen Hand er ist, anders denn als plumpen Bauernlümmel zu betrachten. Wie er, hilflos vor der groben Sachlichkeit dieses Bauern und der frechen Vertraulichkeit des Dieners, sich in eine leichte, liebenswürdige Trottelhaftigkeit hineinrettet, peinliche Worte mit einem krampfhaft hochmütigen „Wie?" überhört oder zusammenhanglos mit zerstreuten Termini aus dem englischen Billardspiel erwidert.

Die rührendste Gestalt des Dramas aber ist der alte Firs, ein Tapergreis von siebenundachtzig Jahren, der Diener dreier Generationen des Geschlechts Gajew. Schwach, schwerhörig, zitterig humpelt er durch das Stück. Er kann nur noch murmeln und faseln, der alte Lakai; aber es wird still, wenn er den Mund auftut, und man hört auf ihn. Denn aus ihm lallt die alte Zeit, aus ihm tönt jene Blütezeit des Kirschgartens, da man das rechte „Rezept" noch nicht verloren hatte, da man noch säuberlich schied zwischen Herren und Knechten, da der Herr, nur um der Zarin die Treue seiner Leibeigenen zu beweisen, befehlen konnte: Spring vom Turm! und der Knecht tat den Todessprung. Er ist ein Hohelied auf den Kirschgarten, auf das alte patriarchalische Leben, auf die gottgewollten Abhängigkeiten, auf die Süßigkeit der Servilität, ein Spiegel hündischer Treue, ein melancholisches russisches Gegenbild zu Tellheims Just. Die neue Zeit ohne Leibeigene und ohne Prügel betrachtet er mit wehmütigem Staunen, mit leichter, brummelnder Verachtung. Er paßt nicht in diese veränderte, entknechtete Welt. Man empfindet es denn auch als eine wehe Selbstverständlichkeit, daß die ersten Beilhiebe, die den Kirschgarten verheeren, seinen Tod bedeuten, und man preist den Dichter, der das Verdämmern des alten Dieners und des Kirschgartens in einer über alle Worte zart und schwermütig hingehauchten Szene in eins zusammenklingen läßt.

4.

Unendlich zart und hauchig ist alles in dem Stück. Jede grelle Belichtung, jeder schreiende Kontrast ist vermieden. Das Unbeschreibliche, hier ist es getan. Mit den feinen, zarten,

ganz undramatischen Mitteln eines Keyserling, eines Herman Bang hat Einer ein Drama geschrieben, das auf einer wirklichen realen Bühne das anspruchsvollste Publikum Europas, Stanislawskis Publikum, viele hundert Male in seinen Bann zwang. Immer von neuem erstaunt man über den sichern Takt dieses Dichters, der alles Unterstreichen, jedes laute Wort vermeidet, und dessen halbe Töne, dessen verdämmernde Bewegungen so ungleich beredter sind als das überlaute Geschrei und die übertriebenen Gesten handfester Dramatiker. Sein Blick dringt ebenso scharf wie Ibsens oder Strindbergs in heimlichste Untergründe des Bewußtseins: aber seine Technik ist das genaue Gegenteil. Dort harte, klare, helle Konturen und des Dichters Absicht möglichst scharf unterstrichen: bei Tschechow alles in weiches, verfließendes Licht gehüllt, immer der Mensch mit seiner ganzen Atmosphäre gegeben. Mit ganz wenigen Worten Stimmungen festgehalten von der Suggestionskraft Bangs oder Keyserlings. Und dies auf der Bühne!

Seine Menschen — furchtbarer Verstoß gegen alle Grundregeln anständiger dramatischer Technik! — entwickeln sich nicht. Nicht um ein Quentchen. Sie sind alle am Ende genau so, wie sie am Anfang waren. Der Dichter begnügt sich damit, sie gewissermaßen um sich selbst zu drehen, sie transparent zu machen. Zeigt mit lässiger Gebärde, wie seine dünnhäutigen, feinnervigen Menschen auf verschiedene Situationen reagieren, oder wie rührend tragikomisch verschieden die gleiche Situation in den verschiedenen Köpfen sich malt. Dabei vermeidet er peinlich jedes irgendwie absichtliche Wort. Es wird lauter anscheinend bedeutungs- und zusammenhangloses Zeug geschwatzt, und erst aus der Entfernung, erst mit dem Fortgang des Stückes gewahrt man, wie jedes Wort, jede Nuance tief notwendig ist, wie alles schön und bedeutungsvoll und ohne aufdringliche Symbolik gleichnishaft sich rundet. Spachteltechnik. In der Nähe scheint es ein sinnloses Gewirr von Farbenflecken, sieht man's aber aus der Ferne, so rundet sich's duftig und eindrucksvoll zum Bild. „Ja," wandte jemand gegen Monet ein, „aber bei Defregger kann man näher herangehen." Das Gleiche können ‚Kritiker' gegen Tschechow einwenden: bei Schönherr kann man näher herangehen. Tschechow erkennt die Abgründe, die ganze desolate Unzulänglichkeit des Menschseins ebenso bitter wie Strindberg. Aber er schreit, er brüllt seine Bitterkeit nicht pathetisch hinaus, sondern er äußert seine Verzweiflung leise, lächelnd, weltmännisch, mit ironischer Anmut, gewissermaßen im Konversationston.

Sommers Ende

Ihr Matten, lebt wohl! Ihr sonnigen Weiden! Der Senne muß scheiden, der Sommer ist hin. Schwamm drüber. Die meisten Theater spielten durch, auf daß ihre Mitglieder nicht eingezogen würden; und so war es auch. Leider. Wer nach der Reise eine dieser Stätten mutig und erfrischt betrat, der weilte eine knappe Anstandsfrist und ermaß mit Angstschweiß auf der Stirn den Zwiespalt zwischen der verlassenen Natur und der wiedergefundenen Kunscht. Beim ‚Jongleur' der Volksbühne fühlte man sich an die Stettiner Sänger erinnert, ohne daß die dabei schlecht wegkamen. Sie haben zu ihrem Glück keine Hesterberg und mehr Witz als die Aufarbeiter des seligen Emil Pohl; von dem neuen Autor der Kammerspiele zu schweigen. ‚Die Liebesinsel' von August Neidhart. Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg, aber was zuviel ist, ist zuviel. Der Pallenberg im Nebenhaus gibt einem das Gleichgewicht wieder; bis ein Abschiedsbrief von Arthur Vollmer eintrifft. Er dankt — als ob nicht wir es wären, die zu danken haben. In seinen Worten klingt eine Trauer, zu der wir triftigeren Anlaß haben, weil dieser Vollmer fast durch ein halbes Jahrhundert die Wolken zerteilt hat, die über uns hingen. Weiß man denn, was das heißt, so lange, von einem Kriege zum andern, der Spaßmacher des Publikums zu sein? Zumal, wenn man noch mehr sein könnte! Denn Vollmer, der Engels des Schauspielhauses, hatte das Zeug, zugleich sein Sauer zu werden. Diesen tiefen Augen, diesen vibrierenden Händen und dieser beseelten Stimme wäre Gregers Werle nicht unerreichbar gewesen. Ist es wahr, daß Vollmer seine Schneidezähne und seine Höckernase einzig fürs komische Fach bestimmten? Ein Versuch hätte das Gegenteil erwiesen. Aber das Hoftheater ist nicht der Ort zu Experimenten. Hier wird nach den Regeln nur eingelassen. Als eines Tags der neue Pharao ein bißchen Mut zur Regellosigkeit verspürte, fand er einen Vollmer vor, dem der alte Pharao in Jahrzehnten den Mut zerkleinert hatte. So würde ihn unser Gedächtnis weniger als Interpreten Ibsens denn L'Arronges bewahren, wenn nicht, zur Entschädigung, die Narren Shakespeares in sein komisches Fach gefallen wären. Dieses Faches Grenzen hat seine großartige Gestaltungskraft zu unsrer Wonne verschoben und aufgehoben. Er war nicht bloß bei Shakespeare: er war auch bei Kadelburg der Tragikomiker. Die Ohnmacht des Dichters war für den Darsteller kein Hindernis des Triumphs. Sein Platz wird leer bleiben, wie Matkowskys. Das tröstet weder ihn noch uns. Der Spielplan des Schauspielhauses verarmt immer mehr, aus Mangel an Protagonisten. Der Nachwuchs versagt. Das Lachen stirbt, oder meidet doch den Gendarmenmarkt. Vollmer ist fort. Der Krieg geht weiter. Der Sommer ist hin. Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.

Das Konzertgeschäft / von Max Epstein

(Schluß) VII

Die augenblickliche Lage

Die Summen, die im ganzen alljährlich für Konzerte ausgegeben werden, sind kaum annähernd zu schätzen. Man darf wohl sagen, daß sie in Berlin den Betrag von einer Million Mark weit übersteigen. Berlin bildet überhaupt die Zentrale für das Musikleben der Welt. Jede erfolgreiche Musikerlaufbahn geht von Berlin aus oder erhält hier Antrieb und Entwicklungsmöglichkeit. In keiner Stadt der Welt hat sich ein so starkes und konzentriertes Musikleben entwickelt wie hier. Die Bedeutung Wiens ist dagegen zurückgegangen. Mit dem Aufkommen Berlins als Musikstadt sind aber all die häßlichen Momente in den Vordergrund getreten, die mit Berlins Bedeutung leider meist verknüpft sind. Dazu gehört besonders die widerwärtige Reklame, das Musikkritikertum und die Star-Wirtschaft. Die Bedeutung der Bühnenkünstler für das Konzertwesen ist gewachsen. Die Menge glaubt fest daran, daß der Sänger oder die Sängerin, die sie auf der Bühne bewundert, auch im Konzertsaal ganz andre Genüsse bieten müßte als der Künstler, der sich nur auf dem Podium hören läßt. Zudem spielt Sensationssucht und der Wunsch der Frauen, Bühnenkünstler im Gesellschaftsanzug zu bewundern, und eine Menge äußerlicher Dinge mit. Darunter leidet das künstlerische Ergebnis erheblich. Der Konzertgesang steht unter ganz andern Bedingungen. Dramatischer Bühnengesang verlangt andre Ausbildung, andern Vortrag als Konzertgesang, der feine Gesangskultur und Ausarbeitung der musikalischen Einzelheit nötig macht. Nur wenige Bühnenkünstler bringen die Begabung für den Konzertgesang mit. Die große Masse versteht davon nichts und will auch garnichts davon wissen. Ihr genügt, um den Saal zu füllen, daß Josef Schwarz oder Jadlowker auf dem Programm stehen. Auch das Programm leidet darunter. Die Bühnenkünstler singen dem Publikum zuliebe Arien und, was meist völlig stillos ist, einzelne Abschnitte aus Wagners Musikdramen. Damit wird die Aufgabe des Konzertvortrags völlig vernichtet, Oberflächlichkeit und musikalische Unkultur gezüchtet. Im Kriege hat dank den Wohltätigkeitsveranstaltungen das Eindringen der Bühnenkünstler in den Konzertsaal weitere Fortschritte gemacht. Eine Folge? Daß die Theateragenturen auch Konzert-Engagements vermitteln wollen. Eine Erweiterung der Befugnisse

dieser Agenten würde das Übel vergrößern und die konzertierenden Künstler unenedlich schädigen, man müßte denn den Konzertdirektionen anheimstellen, auch Theater-Engagements zu machen. Es ist aber dringend zu wünschen, daß die Kompetenzen nicht ausgedehnt werden. Die Theateragenten würden immer nur die Sterne und Günstlinge des Publikums im Konzertsaal fördern. Das Impresariotum würde dadurch eine weitere Stärkung erfahren. Der Schaden, den die Konzertsänger durch die Kollegen vom Theater haben, ist schon groß genug, ohne daß es möglich wäre, diese Konkurrenz überhaupt zu beseitigen. Für große Orchesterkonzerte mögen die Bühnendarsteller manchmal unentbehrlich sein. Im allgemeinen wird aber den Konzertsängern das Brot fortgenommen. Man muß immer bedenken, daß für die engagierten Sänger schon durch das Theater gesorgt wird, daß die berühmten Bühnensänger schon beim Theater ungeheure Gagen erhalten.

Der Krieg hat denn auch nicht den Sängern geschadet, die schon beim Theater engagiert sind, sondern nur den konzertierenden Künstlern. Im Anfang des Krieges war die Lage trostlos. Sie hat sich aber nach und nach gebessert. Man darf sogar sagen, daß Konzerte von künstlerischer Bedeutung während des Krieges bei allerdings verminderten Eintrittspreisen stärkern Besuch gefunden haben als im Frieden. Für die Agenturen und für einzelne Künstler war zunächst der Riesenumfang der Wohltätigkeitsveranstaltungen schädlich. Auch leiden die meisten darunter, daß die Betätigung in einem großen Teil der Provinz und fast im ganzen Ausland fortfällt. Frankreich, Belgien und die Schweiz haben für die konzertierenden Künstler im Frieden gewaltige Einnahmen gebracht. In den Provinzstädten hat das Konzertgeschäft teilweise dadurch gelitten, daß die Säle für Lazarette in Anspruch genommen waren. Während die Agentur Wolff im Frieden aus Vermittlung von Engagemente für konzertierende Künstler nach außerhalb — also nicht nach Berlin —, etwa achthunderttausend bis eine Million Mark eingenommen hat, sind die Sätze jetzt auf etwa sechzig Prozent zurückgegangen. Die Musikgesellschaften in der Provinz haben ihre Tätigkeit meistenteils eingestellt. Die Honorare der Künstler, die zu Beginn des Krieges um fünfzig bis fünfundsiebenzig Prozent gesunken waren, sind jetzt wieder im Steigen begriffen. Die weitere Entwicklung des Konzertgeschäfts hängt von der allgemeinen wirtschaftlichen Lage ab, auch von der Stimmung des Publikums gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen. Während die Theaterbesucher grade jetzt lachen

wollen, werden im Konzertsaal hauptsächlich die ernsten Werke unsrer Klassiker verlangt, wobei man sich glücklicherweise von künstlerischem Chauvinismus fernhält. Die großen Künstler sind im Kriege ebenso stark geblieben, wie sie es im Frieden waren. Die meisten haben viel für die Wohltätigkeit getan. Leo Slezak hat seit Kriegsbeginn wohl über hundertfünfzigtausend Mark von seinen Honoraren der Wohltätigkeit zur Verfügung gestellt. Auf seine Mitwirkung darf jede gemeinnützige Veranstaltung zählen. Kann er einmal nicht kommen, so sendet er einen Beitrag zum wohltätigen Zweck. Schließen wir mit diesem erfreulichen Beispiel unsre allgemeine Betrachtung.

Der Jugendfreund / von Wilhelm von Scholz

Ich bin mit einem Jugendfreund zwanzig Jahre nach unsrer gemeinsamen Schulzeit wieder zusammengetroffen. Als er mir schrieb, daß er kommen würde, überflog mich eine rasche Freude. Dann stieg ein leeres Gefühl in mir auf, das ich erst nicht verstand, und dem ich nachsann. Mir kam der ganz einfältige Gedanke: Wie dumm! Vielleicht wird der Freund jeden Wein ablehnen und nur Milch trinken wollen; oder er wird ein wütender Politiker geworden sein; oder sich sonstwie verändert haben, daß wir uns nun nicht mehr verstehen. Dabei entdeckte ich, daß ich eigentlich garnichts mehr von ihm wußte; nur: daß er damals, wie ich auch, ein unartiger lieber Junge gewesen war, und daß uns wahrscheinlich eine der sogenannten „vorübergehenden Sympathien" verbunden hatte, die in Gleichheit der Entwicklungsstufe, in der Berührung zufälliger Interessen, in gleichen Feinden und ähnlichen Ursachen beruhen. Nun kam er — nachdem mir, wie wohl auch ihm, der Grund unsrer damaligen Freudschaft in völlige Vergessenheit geraten war — aus seinen Kindheitsgefühlen zu mir, um bei mir ein Stück seines Jugendlebens aufbewahrt zu finden. Ich schämte mich fast beim raschen Zurückdenken, wie blutwenig ich noch von ihm wußte, wie lange ich nicht mehr an ihn gedacht hatte. Wie die Jahre außerdem den Jugendfreund verändert haben mußten, wie anders der Gute auch mich finden würde!

Dann standen wir uns gegenüber, schüttelten uns beide Hände, sahen uns lange in die Augen. Ich dachte einen Augenblick: Bin ich auch um so viel älter geworden wie der fremde Freund? Ich fühlte ein kurzes Erschrecken und nichts von der Wiedersehensfreude, wie sie oft schon nach kurzer Trennung von lieben Menschen uns aufwühlend überfällt.

Ich weiß noch, daß ich als kleiner Junge einmal meine Eltern ein paar Wochen nicht gesehen hatte und bei ihrer Rükkehr fast verging, wie ein Hündchen, das seinen Herrn wiederfindet; ich warf mich damals vor ausdrucksloser Freude schließlich lang auf den Teppich.

Jetzt suchten wir passende Worte. Die heraufzubeschwörende Jugenderinnerung drohte als Wolke über uns — etwa wie eine wichtige geschäftliche Unterredung, um derentwillen wir zusammen gekommen wären, mit der man nicht gern anfängt, und die als das Wichtigste doch erledigt werden muß. Aber erst, als wir am späten Abend allein zusammensaßen, als der Raum des ganzen schlafenden Hauses sich um unser leise geführtes Gespräch lagerte, kamen wir an unser Thema. Und ich erlebte eine tiefe, merkwürdige Überraschung: wie eine ganze Zeit, aus der ich mit unendlichem Zukunftsdrange einst fortgestürmt war, die ich verloren und vergessen hatte, in einem andern Menschen als Gegenwart erhalten geblieben war und mir nach zwanzig Jahren fremd und neu wiedergegeben wurde. Ich versank bald ganz in Schweigen und schloß die Augen, während der Andre als ein leiser Mahner sprach. Er glaubte, mich an Bekanntes zu erinnern, und erzählte mir doch neue Dinge, die mir eine Erdichtung schienen, denen ich gespannt und willenlos zuhörte, als sie jetzt zu meiner Jugend und Vergangenheit gemacht wurden. Ich wußte bei vielem, was er erzählte, daß ich mich nie mehr daran würde erinnern können, daß es nicht einmal, wenn ich es oft durch meine Gedanken gehen ließe, täuschend die Lebensfarbe des wirklich Geschehenen für mich annehmen würde. Andres kam mir beim Erzählen so vor, als möchte es wohl einmal gewesen sein, als würde ich allmählich glauben, daß die innern Bilder, die während der Erzählung in mir waren, vergessene Erlebnisse darstellten und aufstiegen — wie etwas, das man vom Grunde eines dunkeltiefen Brunnens heraufzieht, das unter einem hereinfallenden Spiegelbilde fremder Dinge immer deutlicher, heller, sichtbarer wird. Dazu mischten sich in seiner Erzählung dann noch ein paar Erlebnisse, die ich plötzlich deutlich wußte und vor mir sah: aber doch ganz verbindungslos, unwiederholbar, ohne Wege, wie über eine Leere von Zeit hinweg. So, als ob sie mit hinüberglitten in die fremde Erzählung, der ich meine Erinnerungen an jene Tage als einen unrechtmäßigen Besitz in diesem Augenblicke abtrat — damit sie mir das Gefühl völligen Gestorben- und Vergangenseins nicht stören möchten: dieses jetzt ganz schwerelosen, überwundenen Kinderlebens, das in den Worten des alten Jugendfreundes

stand, der immer mit „ich“ und „du“ erzählte und damit zwei Jungen meinte, die in einem Klassenzimmer nebeneinander gesessen hatten, den gleichen Schulweg gegangen waren und in einem großen Garten gespielt hatten. Aus dem waren sie verschwunden und irgendwo ausgelöscht. Wo war ihr Ende? Es verhüllte sich wie die Worte des Freundes, und doch lag Wehmut über dem Hinabgeglittensein der beiden Gestalten, der ich mich hingab. Und da verlor ich mich wohl von dem fort, was er erzählte, auf andre Wege der Erinnerung — — — — — — als auf diesen Wegen plötzlich ein mir ähnlicher Mensch auftauchte und herankam, der achtlos grade da vorüberging, wo die beiden Jungen gelernt und gespielt hatten, der sie nicht zu kennen schien und nichts von ihnen wußte, der offenbar keinen Augenblick an den seltsamen Zusammenhang dachte, der ihn mit einem der beiden Jungen verband. Er ging mit gesenktem und sichtlich innerlich erfülltem Auge durch menschenvolle Straßen, fuhr oft über weite Landstrecken, kehrte in die Straßen zurück, immer von innen erfüllt, immer scheinbar ohne Grund und Zweck, vorwärtsdringend und doch wie geführt; so, als sei in all seinem Handeln und Tun nur der eine Drang, in Umwegen und Kreisen, von abgebrochenen und verlassenen Straßen, vor- und zurückeilend, näher und näher heranzukommen an mich und in mich einzugehen — um nun plötzlich, aus mir weit zurückblickend, von dem fremden Kinderleben zu wissen, an dessen Verschwinden er hart vorübergekommen war, ja aus dessen Vorgehen brückenlos und unbegreifbar sein Dasein stammte . . .

Da schwieg der Freund. Als ich jetzt in sein Gesicht sah, das abgespannte und müde Züge hatte, kam er mir vor wie ein gealtertes Kind, nicht wie ein Mann. Dann, als er hinausgegangen war und leise nach kurzem Gutenachtgruß die Tür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, war er nicht in sein Schlafzimmer, sondern in alte Jahre zur Ruhe gegangen.

Ich aber saß noch lange allein in der tiefen Nachtstille des Hauses, öffnete das Fenster, ließ die kühle, sternklare Raumweite, wie oft in meiner Kindheit, mich umwölben, mich überruhen und überrieseln; ich fühlte nichts mehr von mir als ein Nachbeben und Versagen. Dann schritt ich traum- und gedankenlos auf den Schlaf zu, der uns nach jedem Erlebnis gütiger erwartet als sonst und bereit ist, uns aus allem zerstörenden, verwirrenden Erkennen in Unwissenheit und Glück zurückzuführen.

Eine von ‚Sieben kurzen Geschichten‘, die unter dem Titel ‚Die Unwirklichen‘ als eins der ‚Zeitbücher‘ des Verlags Reuß & Itta in Konstanz erscheinen.

Hotels / von Vinder

Man kann von einem glänzenden Elend sprechen, wenn man der Hotels gedenkt. Wir wissen, daß hinter den herrlichsten Fassaden, hinter allerhand Prunk und ‚Aufmachung‘, und auch hinter echter Gediegenheit, bei den Hotels die Unzulänglichkeit lauert, und daß namentlich die Prachtherbergen in den Großstädten ihren Besitzern seit langem keine Freude mehr machen, daß sie nicht rentieren, und daß sie, falls sie, wie häufig, Aktienunternehmungen sind, die Aktionäre zu allerhand Kapitaltransaktionen, wie Zuzahlungen auf die Aktien und Zusammenlegungen, nötigen.

Das alles gilt nicht seit heut und gestern, sondern das geht schon lange so, und bereits vor dem Kriege stand es mit den Hotels, namentlich mit denen in den Großstädten, und insbesondere mit denen in Berlin, ganz erbarmungswürdig. Wer vorn über die seidenteppichbelegten Marmorstufen in den Hotelhallen an eleganten kniehosigen Pagen vorbeischritt, der machte sich freilich nur selten klar, daß hinten im Bureau der Direktion und in den Cheffabinetts der beteiligten Banken und Bankiers die Leidtragenden mit bekümmerter Miene und kopfschüttelnd vor der neuen Unterbilanz saßen.

Die Gründe für die schlechte Lage des Hotelgewerbes waren verschiedenartig, sie waren aber allerorten anzutreffen: an ihrer Spitze standen zwei gleichmäßig gewichtige, nämlich die reißend schnell anwachsende Zahl der Hotelunternehmungen, deren Wettbewerb unter einander das Geschäft immer schwieriger gestaltete, und ferner das ständige Steigen aller unmittelbaren und mittelbaren Unkosten.

In diesem Zustand befand sich die Hotelindustrie, als der Krieg ausbrach, und jeder erkennt, daß dieser den Hotels einen neuen schweren Schlag versetzte. Der Schlag ist in der Tat so hart, daß es eine völlige Erholung davon auf absehbare Zeit kaum geben wird. Mag an einzelnen Orten in den mittleren Hotels aus bestimmten, lokal begrenzten Anlässen zeitweise ein leichtes Aufflackern des Geschäfts, in Verbindung mit einer vorübergehenden Belebung des Reiseverkehrs, stattgefunden haben: im Ganzen legte sich eine fortschreitende Lähmung über die Betriebe, und es sieht nicht so aus, als ob diese Erstarrung schon im Rückgang begriffen sei. Die Einnahmen der Hotels können nicht durch Erhöhung der Sätze gesteigert werden; dazu ist die Konkurrenz zu groß, die überhungrig jeden Bissen fortschnappt. Die Unkosten aber sind während des Krieges weiter, bis ins Fabelhafte hinein, gestiegen; und sie werden auch nach dem Friedensschluß nicht spürbar geringer werden.

Was dann? Es gibt eigentlich nur Einen Ausweg aus dem Elend, von dem die wirtschaftliche Seite des Hotelwesens befallen ist: den Trust. Das ist freilich ein Ausweg, gegen den mancher manches vorzubringen haben wird; es ist aber doch das einzige Mittel, das die in der Hotelindustrie arbeitenden Kapitalien vor gänzlicher Vernichtung, also eine große Anzahl von Kapitalisten vor völligem Vermögensverlust bewahren kann; und das ferner auch die „passiv Beteiligten“, in diesem Falle also das Reise- und Hotelpublikum, vor haltlosen und unerquicklichen Zuständen in den Hotels und vor Freibeutereien aller Art — die die sichere Folge eines Zusammenbruchs des Hotelwesens wären — schützen könnte.

Wir haben ja im Kriege die Scheu vor den Berufsorganisationen, vor den Zusammenschlüssen und Zentralisierungen in Handel und Gewerbe einigermaßen verloren, und wir haben gelernt, neben den bedenklichen auch die guten Seiten der Verbände, Syndikate, Kartelle, Trusts zu sehen. Es gibt Umstände und Zustände, die im Interesse beider Teile, des gebenden und des nehmenden Teils, die Zusammenfassung, die straffe Regelung und Vereinheitlichung des Gesamtgeschäfts fordern, und es will scheinen, als ob nur auf einem solchen Wege die künftige Gesundung des Hotelwesens zu erreichen sein wird. Sieht man von bloßen Unterkunftshäusern und Touristenlogis ab, so kann man in Deutschland drei Gruppen von Hotels in Abstufungen klar unterscheiden: für jede dieser drei Gruppen muß eine Form des kapitalistischen Zusammenhalts, der Spitzenbildung gesucht und gefunden werden. Das mag für die zweite und die dritte Stufe einige Arbeit machen; für die erste Gruppe, die der höchstrangigen Hotels, oder wie man sie nennen will, sind die Bahnen zu der Lösung bereits gewiesen; die Kapitalien, die in diesen Unternehmungen investiert sind, zeigen nach Maßgabe der dabei beteiligten Banken schon die Züge einer gewissen Interessengemeinschaft, und der zunehmende Druck, der auf den Hotels lastet, wird den Verschmelzungsprozeß beschleunigen. Daß eine Erhöhung der Hotelgebühren mit der Einführung einer Ordnung in dem Gewerbe verknüpft sein wird, mag freilich als wahrscheinlich gelten: das muß aber hingenommen werden, und der Hotelgast wird, wenn erst wieder ruhige Zeiten da sein werden, für seine vermehrte Behaglichkeit, für die einheitliche, Ordnung und Sicherheit gern ein übriges zahlen.

Antworten

Heinz Stolz in Düsseldorf. Daß hier nicht mehr Theaterjahresrückblicke aus allen großen deutschen Städten erscheinen, ist kein Grund, den Ihren zu verschmähen. Also: „Unser Stadttheater ist, wie Stadttheater eben sind: brav und zuverlässig. Es irrt sich nicht, es vertut sich nicht, es verrichtet seine Pflicht. Allen zum Wohl und niemand zum Leid ist es da. Ein korrekter und würdiger Beamter, gibt es die Kunst nach Listen aus. Jeder bekommt, was ihm zusteht. Der Schüler, was des Schülers, der Lehrer, was des Lehrers ist. Von Schiller bis auf Sudermann umschreitet es in wohlerwogenen Zyklen die Welt. Nur dann und wann leistet sichs kleine Ausflüge in den Irrgarten der Zeit. Dülbergs ‚Karinta von Orrelanden' und Müller-Schlössers ‚Tante Plönchen' sind diese beiden kleinen Seitensprünge, die mit einer schnell wieder behobenen Fußverstauchung endeten. Sonst keine wesentlichen Ereignisse. Laß gut sein, Seni. Das Schauspielhaus dagegen, das nun schon in sein zwölftes Lebensjahr tritt, liebt die Erinnerung. Wie die gute Witwe Bolte, die für das Aufgewärmte immer so besonders schwärmte, hat es den Hang für die Gerichte von gestern. Hier gibts, wie bei Reinhardt, vor allem Neu-Einstudierungen iterum iterumque zu schaun. Artig verkleidete Spiele des Biedermeier und Rokoko ermöglichen von Zeit zu Zeit die rückwärts gewandte Betrachtung: Mit silbernem Schreiten, leicht und schwebend, tanzen Goethes ‚Mitschuldige' vorüber, in Schlafpantoffeln kommt der Papa Benedix geschlurft, bei den Klängen der Spieluhr klettert wie auf der Vorstadtbühne ein altmodischer Vorhang in die Höh und macht Hebbeln (der ‚Diamant' entzückte durch diesen Einfall) Platz. Das sind behagliche Winterabende, mitten im Kriege fern verträumt. Daneben gibt es dann freilich auch bisweilen Zank und Streit. Das Paradestück der

Spielzeit, die Inszenierung des ‚Sturms', stößt auf Widerspruch. Man findet: hier wird ein — bei maßvoller Haltung grade in der Provinz segensreicher—Grundsatz rhythmischer Gestaltung maßlos und gewaltsam. Die Schauspieler kommen und gehen, singen und sprechen wie nach Zählen: „Eine — zweie — drei, vier!" Die ganze Natur erscheint wie vom genfer oder hellerauer Meister Jacques erschaffen. Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Stiller geht eine Uraufführung vorüber: ‚Großbürger Möller' von Georg Kaiser. Ein Märchen vom Geld, gedämpft nach Bernard Shaw zurechtgemacht, geistreich im Plauderton der Neuen Rundschau vorgetragen, mit mutwilligen Schnörkeln umrankt, aber so garnicht frisch und froh, eine Komödie des Gehirns, aber nicht des Herzens. Schnell und ohne Geräusch sinkt sie in den Orkus. Ein Hecht im Karpfenteiche, nein, ein Floh im Panzerhause, erscheint Herr Förster-Larrinaga vor seiner Reise nach Berlin in Düsseldorf auf dem Plan. Er hat uns viel zu schaffen gemacht. Die meisten hat er geärgert, wenige belustigt. Nachher in Berlin war es dann wohl umgekehrt. Vielleicht, daß auch das Urteil über unsre Künstler, wie über unsre Stücke, sich in Berlin ins Gegenteil verwandelt. Jedenfalls: für uns alle steht nunmehr längst Paul Henckels obenan. Das ist der quicklebendigste, der munterste aller Rheinländer, Abbild unsrer Landschaft, und deshalb über die Maßen geliebt. Was sonst im Schauspiel über dem Durchschnitt steht, ließe sich in eine Mütze packen: da ist neben Henckels noch Emil Lind, der auch als Regisseur rund um Georg Herrman schöne Verdienste hat, Eugen Dumont und allenfalls noch Otto Stöckel. Unter den Damen ist der Platz der weiland Hermine Körner und Emilie Unda immer noch leer. Vielleicht, daß die Schauspielschule des Schauspielhauses dereinst die Reihen füllt. Zwar gibt es dort augenblicklich genau so viel Schüler wie Lehrer. Aber immerhin: soll man bei so individueller Behandlung nicht auch hier — ja, wie würde der geschickte Feuilletonist zum Schluß doch sagen? ach so — soll man nicht auch hier voll Vertrauen in die Zukunft blicken?" Natürlich soll man.

Hans Harbeck. Ich hatte die unwahrscheinliche Bemerkung des Herrn Joachim Friedenthal, daß die münchner Aufführung von Wedekinds ‚Schnellmaler' „gegen den Willen" des Dichters stattgefunden habe, mit der mangelhaften Sprachbeherrschung des Berichterstatters erklärt. In einem verworrenen Brief, der meine Erklärung entkräften möchte, bestätigt er sie. Und jetzt schreiben Sie: „Herrn Friedenthals Behauptung ist selbstverständlich unrichtig. Es sollte auf meine Anregung zunächst nur der dritte Akt des Stückes im Rahmen einer Matinee aufgeführt werden, aber Erich Ziegel entschloß sich zu einer vollständigen Aufführung, und Wedekind erklärte sich ohne langes Zögern damit einverstanden. So und nicht anders ist der Sachverhalt." Der mir nie zweifelhaft war.

Fritz Mauthner. Sie schreiben im Berliner Tageblatt: „Goethe ließ gern gelten, liebte oft und haßte nur einmal; er haßte den ewigen Kotzebue, der damals zufällig wirklich August von Kotzebue war." Diese Behauptung wird manchen überraschen. Wir kennen abfällige Aeußerungen von Goethe über Kotzebue; aber der zustimmenden sind mehr, viel mehr. 1802 verzeichnet Wieland: „Da Kotzebue zufällig erwähnt wurde, sprach Goethe im Vorbeigehen unbefangen und gut von ihm"; 1804 Heinrich Voß: „Kein Mensch ärgert Goethen, wenn er einen bestimmten Charakter hat, selbst ein Kotzebue, sogar ein Böttiger nicht. Er denkt: So hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas gibt, geschaffen, und ist er nicht positiv, so ist er doch negativ zum allgemeinen Heile notwendig." 1808 fragt Talleyrand in Erfurt: „Qu'est devenu ce mauvais sujet de Kotzebue?„ Und Goethe erwidert: „Sire, il est fort malheureux, et il a beaucoup de talent." 1809 erzählt Kohlrausch: „Die Rede kam auf Kotzebue, und wir

glaubten in Goethes Sinne zu reden, wenn wir Kotzebues Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. Nun, nun, Ihr jungen Leute, nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet! unterbrach er unsre beredten Auslassungen. Wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talents und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt. Die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen wie nur wenige." 1810 spricht Goethe zu Falk: „Uebrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen sein ausgezeichnetes Talent für alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird sichs schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt. Vor wenig Wochen habe ich seinen Verbannten Amor gesehen, und diese Vorstellung hat mir ein besonderes Vergnügen gemacht. Das Stück ist mehr als geistvoll, es sind sogar Züge von Genie darin. Dasselbe gilt von den Beiden Klingsbergen, die ich für eine seiner gelungensten dramatischen Arbeiten halte; wie ihm denn überhaupt die Darstellung der Libertinage weit besser als die einer schönen Natur zu glücken pflegt. Die Verderbtheit der höhern Stände ist das Element, worin Kotzebue sich selbst übertrifft. Auch seine Korsen sind mit großem Geschick gearbeitet, und die Handlung ist wie aus Einem Guß. Sie sind beim Publikum beliebt, und das mit völligem Rechte. Versteht sich, daß man nach dem Inhalt, wie immer, nicht besonders fragen darf. Uebrigens sind technische Vorzüge dieser Art bei uns Deutschen noch keineswegs so häufig, daß man das nicht in Anschlag bringen, oder gar verächtlich darüber hinwegsehen sollte." 1815 berichtet Christiane Kotzebue ihrem Sohn: „Der Rehbock gefällt Goethen sehr, er hält ihn für eins Deiner besten Lustspiele. Bei den Proben ist er immer gegenwärtig gewesen und hat sich bald totgelacht. Er schob auch seine Reise in das Bad auf, um es erst spielen zu sehen. Da die Damen zum Teil die Nase rümpften, so, höre ich, hat er ihnen seine Meinung darüber gesagt." 1823 kommt Eckermann zum ersten Mal auf Kotzebue: „Ich lobte, was ich von Kotzebue gesehen, nämlich seine Verwandtschaften und die Versöhnung. Ich lobte daran den frischen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die interessanten Seiten desselben und die mitunter sehr kernige, wahre Darstellung. Goethe stimmte mir bei. Was zwanzig Jahre sich erhält, sagte er, und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein. Wenn er in seinen Kreisen blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes." Am zweiundzwanzigsten März 1832 ist Goethe gestorben. Unter diesem Datum notiert K. W. Müller: „Goethe ließ sich abermals aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl. Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manuskript von Kotzebue. Es war keins zu finden, und man eröffnete ihm dies. Er erwiderte darauf: es müßte dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dies Verlangen nach dem Kotzebueschen Manuskript nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden war. Er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit einer Bearbeitung von Kotzebues Schutzgeist — einem Stücke, das er sehr liebte — beschäftigt, und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtisch des letzteren wieder." Ein Stück, das er sehr liebte! und womit er sich ein paar Tage vor seinem Tode beschäftigte! und wonach er ein paar Stunden vor seinem Tode fragte! Nein: der Maßstab mußte gewöhnlich schon Molière sein, wenn Kotzebue bei Goethen schlecht wegkommen sollte. War, wie meistens, der Maßstab kleiner, so wurde Kotzebue von Goethen nicht gehaßt, sondern immer und immer wieder Franzosen und Deutschen als Muster hingestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr 43.

Heydebrands Rede / von Germanicus

Es ist nötig, auf die Rede des Abgeordneten Heydebrand noch einmal zurückzukommen. Vielleicht ist sie dazu bestimmt, für die weitere Geschichte der Konservativen Partei, vielleicht sogar für die zukünftige Entwicklung des Deutschen Reiches ein Ereignis von entscheidender Bedeutung zu sein. Das Eine ist ganz gewiß: Heydebrand hat eingesehen und hat solcher Einsicht weithin Ausdruck gegeben, daß die Zeit nicht geeignet ist, durch extreme Forderungen und unverrückbare Dogmen den Gang der Notwendigkeit aufzuhalten. Vielleicht war die frankfurter Rede für den kleinen ungekrönten König so etwas wie ein Canossagang; er hat ihn tapfer unternommen und ehrlich vollendet. Ganz leicht wird dies ihm nicht gewesen sein, zumal er mancherlei Widerstände unter seinen eigenen und nächsten Freunden zu überwinden gehabt haben dürfte. Für solche Auffassung spricht schon die ein wenig merkwürdige Geschichte des Manuscripts der Rede. Es währte mehrere Tage, bis die Veröffentlichung erfolgen konnte; und in diesen Tagen muß einiges vor sich gegangen sein, wenn nicht die Sätze, mit denen die Kreuzzeitung die Veröffentlichung einleitet, völlig unverständlich sein sollen. Die Kreuzzeitung schreibt: „Durch eine Verkettung von ungünstigen, mit dem Kriege zusammenhängenden Umständen sind wir soeben erst in den Besitz der stenographischen Aufnahme des Vortrags gelangt." Im ersten Augenblick möchte man meinen, daß Zensurschwierigkeiten das Hemmnis gewesen sein mögen; bald aber, einige Zeilen tiefer, erfährt man, daß andre Faktoren im Spiel gewesen sein müssen. Die Kreuzzeitung hofft nämlich, daß durch die Veröffentlichung der Rede „weitere und völlige Klarheit über die Ziele und Bestrebungen der Konservativen Partei und ihrer geordneten Parteileitung geschaffen werden möge." Man stutzt. Geordnete Parteileitung? Also gibt es nebenher noch eine ungeordnete, in die aber durch Heydebrands Rede Ordnung gekommen zu sein scheint. Heydebrand selbst hat in seiner Rede auf diese Zustände leicht hingedeutet, als er sagte: „Eine Partei, die so groß ist, wie die Konservative Partei, hat selbstverständlich, wie die andern großen Parteien, in ihren Reihen Mitglieder milderer und härterer Tonart . . . Solche Leute (die schärfern nämlich) sind die Kraft unsres Landes, und eine Partei und das Land muß sie ertragen können." Damit sollte wohl auf die mildeste Weise angedeutet werden, daß die

Männer der starken Gattung zwar sehr geschätzt seien, daß sie aber, wenn in ernsten Zeiten die Politik sprechen muß und solcher Spruch eine Entscheidung grundsätzlicher Art sein soll, ein wenig abseits zu treten haben. Der Ernst der Stunde hat dem Führer der preußischen Konservativen ein Opfer abgezwungen; wie jedes Opfer, das in Moralität und aus Einsicht gebracht wird, so wird auch dieses dem Einzelnen und der Gesamtheit (um den pathetischen Segen zu meiden) von Nutzen sein. Heydebrands Rede war die eines Konservativen, sie war aber zugleich klug und weitblickend genug, um die Grenzen recht zu setzen, die Grenzen, die gewahrt werden müssen, wenn die Einheit, die jetzt allein das Bestehen des Reichs zu sichern vermag, die Einheit des deutschen Volkes, nicht gefährdet werden soll.

*

Gerne gibt man zu, daß Hyedebrands Rede auf gewisse Gruppen und Klubs mit der Gewalt eines Wunders gewirkt hat. Man fällt zwar nicht vom Stuhl, aber man ist doch mehr als angenehm überrascht, wenn man in den Leipziger Neuesten Nachrichten das Zugeständnis liest: „Heydebrand mag offenbar nichts wissen von dem Unfug, der mit dem Worte ‚Annexion‘ getrieben wird.“ Auch an andern Stellen, selbst in der Deutschen Tageszeitung und sogar in dem Aufruf, den die Leute um Dietrich Schäfer jetzt an die Oeffentlichkeit gebracht haben, begegnen wir dem Verzicht auf Absichten, die noch gestern als Prüfstein für die wahre nationale Gesinnung gegolten haben. Es hat also das große Umlernen begonnen. Die mannigfachen Bestrebungen, die Politik der Mitte zu finden und zu fördern, Bestrebungen, zu denen nicht in letzter Linie die Arbeit des Deutschen National-Ausschusses gehört, haben die ersten Erfolge zu verzeichnen. Und wenn es auch noch Leute geben mag und wohl immer geben wird, die das Schlagwort dem Gedanken vorziehen, so wirkt es doch sehr beruhigend, zu wissen, daß Heydebrand der Meinung Ausdruck geliehen hat: „Ich glaube nicht, daß es die Absicht der Konservativen Partei ist oder sein kann, unsrer Regierung in einer Zeit wie der jetzigen unnötige Schwierigkeiten zu machen.“ Wir dürfen wohl annehmen, daß von nun an die geordnete Leitung der Konservativen Partei jeden Versuch des angedeuteten Sinnes ernst zurückweisen wird.

*

Immerhin: wir wollen nicht alle Vorsicht vergessen und wollen nicht, wie das Heydebrand sehr richtig für England und Deutschland ablehnt, Denen rührselig in die Arme fallen, von

denen uns Tradition und Grundsätze, Weltanschauung und Ziele trennen und trennen sollen. Wir denken dabei garnicht so sehr an die liebliche Pommerin, die schon wieder eifrig dabei ist, den Block von Bassermann bis Heydebrand zu zimmern, die übrigen also abzusperren. Wir verzichten auf die theatralische Versöhnung vor allem darum, weil wir glauben, daß nur im Messen der politischen Parteien das Leben eines Volkes sich aufzubauen vermag. Solch Reservat betonen wir nicht, weil etliche Unentwegte uns bezichtigen, daß wir um der Politik der Mitte willen zum Renegaten an der lodernden Flamme geworden seien, vielmehr darum, weil wir genau wissen, daß das dritte Wort nur dann nicht das Chaos bedeutet, wenn alle, die es aussprechen, es unter dem bittern Muß der Notwendigkeit aussprechen und ihre eigene Sprache nicht vergessen haben.

Wohl hat Georg Bernhard recht, wenn er seine Betrachtung von Heydebrands Rede ‚Innere Einigung' überschreibt, und wenn er dabei besonders auf zwei Worte hinweist: auf Heydebrands Bekenntnis zu einer Abänderung des preußischen Wahlrechts und auf seine Stellung zur Sozialdemokratie. Mit Genugtuung hört man, daß auch ein Konservativer von solchem Wuchs der Meinung ist: unter den Verhältnissen, wie das deutsche Volk sie jetzt durchlebt, wie es sie besonders nach dem Kriege zu durchleben haben wird, könne unmöglich alles so bleiben, wie es früher gewesen ist. Von größerer Bedeutung ist ferner, daß Heydebrand sagt, würdig und mit dem Herzen sagt: „Wenn man in einem Hause zusammengestanden hat, das so berannt worden ist, in das so der Feuerbrand hineingeworfen ist, wo alle Glieder bis zum letzten so gekämpft haben und so kämpfen, um sich ihrer Feinde zu erwehren und das Haus zu erhalten, da kann man hinterher nicht tun, als kennte man den einen oder andern nicht, der in dieser Stunde der Gefahr neben einem gestanden hat." Sehr vortrefflich. Bernhard hat recht. Aber es bleiben doch noch Abgründe genug, vielleicht nicht Abgründe, aber doch Täler des Mißverstehens und des notwendigen Widerspruchs, Täler, durch die wir hindurch müssen, wenn wir auf den Höhen uns nicht versteigen wollen. Heydebrand sprach in Frankfurt trotz alledem noch davon, daß „die bürgerlichen Parteien unmöglich ihre Stellung zur Monarchie, zur Religion, zum Privateigentum und zur Ehe abstoßen können, wie die Mode einen alten Rock". Daß der Konservative für nötig fand und selbst in einer Stunde, die eine gewisse Weihe hatte, nicht unterlassen konnte, solche Vermahnungen gegen die Sozialdemokratie zu

richten, zeugt dafür, daß die Aufklärungsarbeit von Partei zu Partei noch mancherlei zu verrichten hat, warnt aber auch davor, politische Ideale wahllos fallen zu lassen, nur darum, weil sie dem Andern, mit dem zusammen eine bestimmte Arbeit vollendet werden muß, nicht gefallen. Wenn der Sieg in den Scheuern ist und Deutschland den Frieden hat, wird der Kampf um die deutsche Seele, der nur von Deutschen gegen Deutsche geführt werden kann, weitergehen.

Unüberbrückbare Gegensätze

Zu der viel besprochenen Rede Harnacks (auf die in der vorigen Nummer auch Germanicus hingewiesen hat) sind in der deutschen Presse die verschiedensten Kommentare zu lesen gewesen. Am meisten hat Harnacks Satz von der Neuorientierung unsrer Wirtschaftsgrundsätze beunruhigt. Man muß es charakteristisch heißen, daß an solcher ethischen Kritik des Kapitalismus sich der Abgrund enthüllt, der bestimmte Schichten der europäischen Bevölkerung unüberbrückbar trennt.

Die ‚Westfälischen Politischen Nachrichten' schrieben:

Es ist in der Tat ein mehr als starkes Stück, das sich hier der Theologe von Harnack geleistet hat, und es mußte natürlich um so mehr ins Gewicht fallen, als der Redner Beweise für seine beleidigenden Behauptungen nicht erbrachte. Im übrigen hat Herr von Harnack wieder einmal dargetan, daß er in wirtschaftlichen Fragen Dilettant ist.

Die ‚Nationalliberale Korrespondenz':

Die persönliche Ansicht des Herrn von Harnack über „wirtschaftliche Streitfragen" mag trotz seiner ausgezeichneten Beziehungen zu den für unsre Gesamtpolitik maßgebenden Persönlichkeiten und trotz seines großen Ansehens im engern Kreise seiner Berufsgenossen manchem gleichgültig erscheinen. Nicht aber gleichgültig kann es für die deutsche Industrie sein, wenn der führende Mann des National-Ausschusses in seiner programmatischen Rede unter herabsetzenden Vorwürfen gegen das herrschende System der Privatwirtschaft endlich die Einführung des Staatssozialismus auf allen Gebieten des Handels und der Industrie fordert. Diese Dinge sind zu ernst, um so leichthin von dem Herrn Professor von Harnack und seinem National-Ausschuß behandelt zu werden.

Die ‚Zeit' in Wien:

Jedenfalls ist es eine für die Verhältnisse der Kriegszeit überaus charakteristische Tatsache, daß ein titel- und würdenreicher Akademiker wie Harnack von Profitgier, von rücksichtslosem Verdienen, von „Wucherei und Hamsterei" des Spekulantentums, das durch Zurückhalten notwendiger Bedarfsartikel die Preise hinauftreibt, mit so offenbarer Entrüstung und Verärgerung spricht. Das ist von symptomatischer Bedeutung, weil sich daraus die

Stimmung einer ganzen, sozial und kulturell sehr wichtigen Gesellschaftsschichte Deutschlands erkennen läßt. Das sind die Männer der Wissenschaft, der akademischen Berufe, die führende Intelligenz. Diese Schicht **hat keinen Anteil an den Kriegsgewinnen**, sie erzeugt und verschleißt weder Kriegsmaterial noch Massenbedarfsartikel, ihre wirtschaftliche Existenz ruht in der Regel auf fixen Bezügen oder einem variablen, mäßigen Einkommen — und darum leidet sie schwer unter der Kriegsteuerung und ist schlecht auf die Kreise zu sprechen, für die der Krieg eine gute Geschäftskonjunktur bildet. Wenn reiche Industrielle aus einer Vereinigung austreten, weil ihnen der Ton, in dem ein Akademiker wie Harnack über die Kriegswirtschaft spricht, nicht mehr akademisch genug ist, so zeigt dies, daß sich eine bedenkliche Kluft zwischen dem deutschen Erwerbsleben und dem deutschen Geistesleben aufzutun beginnt.

Die ‚Kölnische Zeitung‘:

Gegen Handelsegoismus und rücksichtsloses Verdienen eiferte er und sprach von einer Umgestaltung unsrer ganzen Volkswirtschaft, die nach dem Kriege kommen müsse. Für Wucherei und Hamsterei wollte er das ganze System unsrer Volkswirtschaft verantwortlich machen und darum ausrotten, mit Stumpf und Stiel. Ihm scheint, wie Schmoller und andern, der Beamtenstaat das Ideal zu sein, dem zugestrebt werden muß. Der Beamte als Mann der Zukunft, der drei Viertel seiner — wie lang bemessenen? — Tätigkeit der Gesamtheit und nur ein Viertel seinen eignen Interessen weiht. Das ist im Grunde genommen nichts Neues und seit Jahrzehnten überall zu hören, wird auch durch Harnacks Wiederholung nicht richtiger. Trotzdem aber wars gut, daß es gesagt wurde, denn nun sind auch allen Denen wohl die Augen aufgegangen, die bisher noch nicht sehen und hören wollten. Zugleich ist so schon frühzeitig der Angelpunkt bezeichnet worden, um den sich nach dem Krieg wirtschaftliche und soziale Auseinandersetzungen drehen werden. Eins aber hätte auch Harnack wissen können: daß nämlich ohne die von ihm verfluchte Gewinnsucht unsre Landesverteidigung längst zusammengebrochen wäre.

Diese Proben mögen genügen, um den einen großen Block zu kennzeichnen, die eine Macht, die sich ihres Wertes voll bewußt und fest entschlossen ist, sich das Reich ihrer Herrschaft nicht schmälern zu lassen. Was die Andern betrifft, so dürfte die ‚Wiener Arbeiterzeitung‘ ungefähr das Richtige getroffen haben. Sie meinte unter der Ueberschrift ‚Die Unternehmer lassen sich nichts gefallen‘:

Harnacks Worte sind noch eher zu linde Worte, und daß darin eine Beleidigung der Privatwirtschaft (der Redner spricht ja von Privatwirtschaft, nicht Privatindustrie, was hier doch etwas ganz andres ist) läge, wird doch mit Recht niemand behaupten können. Aber die Herren Unternehmer sind so gewohnt, daß alles im Staate nach ihrer Pfeife tanzt, sind von den Intellektuellen so verwöhnt worden, daß ihnen das leiseste Wort der Kritik als Auflehnung erscheint. Ein Zeichen, wessen an „Neuorientierung“ sich die Arbeiter nach dem Kriege von den Kriegsgewinnern zu versehen haben.

Vom Sinn und Zweck der Ehe /

von Grete Meisel-Heß

Es wäre ein törichter Anspruch an die Ehe, von ihr zu erwarten, daß sie die Gipfelhöhe der Erotik und der Lustgefühle überhaupt erreiche oder gar sich ständig auf diesem Gipfel behaupten solle. Und die Entgleisungen durch den Erotismus in dieser letzten Epoche sind im Grunde nichts andres als die Wirkung der Triebrichtung von Menschen, die aus dem Leben ein einziges Fest machen wollen. Ihre Väter und Mütter wußten, daß das Leben der arbeitsame Alltag ist, welchen Feste nur als seltene Unterbrechungen beleben können. Der Trieb, den erotischen Rausch zum Dauerzustand zu erheben, also die höchste Lust gehäuft zu genießen, drückt sich in diesen sich über alles hinwegsetzenden erotischen Begierden aus. In Charpentiers Oper ‚Louise' wird das Wesen des Erotismus deutlich getroffen, indem das Lustgewoge der pariser Bohème, einer Scheinwelt, verknüpft ist mit der Person des Helden Julien, dem Louise zutaumelt, um dessentwillen sie die strenge, ehrbare Arbeitsatmosphäre des Elternhauses wie einen Kerker empfindet. Diese Montmartre-Feste hält sie für das wahre Leben . . . Und die Schlußworte des alten Arbeiters, dem die Tochter entflattert ist, sind der schmerzlich mit geballter Faust gestöhnte Ausruf: „O Paris!" Paris ist aber in diesem Fall nur ein Symbol.

Auf Gipfeln ist Wanderern und Bergsteigern immer nur ein kurzer Aufenthalt gegönnt. Der Tourist kann froh sein, wenn er, ohne Absturz, wieder ins Tal kommt. Heimstätten für Menschen kann man da oben auf spitzem Grat nicht erbauen; im Tal und in der milden Luft der mittleren Höhen ist die Stätte der menschlichen Ansiedlung und des menschlichen Wirkens. Daß sie eine makellos reine und in allen Lebenslagen zuverlässige Heimstätte biete, soll man von der Ehe verlangen, sonst nichts. Und da wirkliche Heimstätten ohne die wärmsten und gütigsten Gefühle nicht möglich sind, so ist die ethische Abgrenzung, die sowohl der Natur wie der Kultur dieser Sache entspricht, mit dieser Formulierung durchaus gegeben. Lusterlebnisse der höchsten Potenz, Rauschdelirien kann man von der Ehe nicht verlangen: man hat die Wahl zwischen Erlebnissen solcher Art, die meist mit dem elendesten Kater enden, oder aber zwischen dem aufbauenden und fruchtbaren Wirken eines Lebens zu Zweien in der gemäßigten Zone der Gefühle. Hier, in dieser Zone, die richtige, gute, willige, zuverlässige und unverbrüchlich treue Gefährtenschaft zu haben,

ist ein Glück, das auch die reichste Persönlichkeit zu schätzen wissen soll, denn für sie ist es noch viel schwerer als für jeden andern Menschen, diese Gefährtenschaft fürs Leben überhaupt zu finden. Allerdings muß man bei jedem sexuellen Bündnis damit rechnen, daß ein Tag kommt, wo der innerste Kern der beiden Naturen bloßliegt, und wo diese Kerne entweder restlos eins werden oder aber, wie von zentrifugalen Mächten geschleudert, immer weiter auseinandergeraten. Es gibt eine Grenze, zu der die Charakterverschiedenheit hindrängt, an der jeder weitere Kompromiß unmöglich wird, wo jede Bescheidung ein Ende hat.

Der vornehmste Sinn und Zweck jeder geschlechtlichen Hingabe soll sein: der Aufbau zweier Leben zu einem einzigen organischen Gebilde. Die Zeugung eines neuen Menschen fügt sich in diesen Zweck ein, der aber auch ohne Zeugung erreicht werden kann. Darum ist der Unterschied zwischen einer Dirne und einer reinen Frau (auch wenn ihr Leben sie nach einander, in seinen verschiedenen Epochen mit mehreren Männern in Berührung führte) der: die reine Frau gab sich immer nur hin in Sehnsucht und Hoffnung nach diesem einen und einzigen „Zweck" die Liebe, dem Instinkte Zweier zur Gattenschaft im höchsten Sinne (der Wunsch nach Dauer ist darin implicite eingeschlossen), unberührt von jedem Nebeninteresse. Wurde sie enttäuscht oder gar mißbraucht, so mußte das Band gesprengt werden; sie vermochte es von dem Augenblick an nicht mehr zu halten, wo sie erkannte, daß der Mann ihr nicht der Gefährte sein konnte, daß für ihr Herz hier keine sichere Heimat war . . . Mit vollem Recht entsagte sie noch nicht und verschloß sich nicht der Möglichkeit, ihr Schicksal dennoch zu finden. Dies konnte sie tun, solange sie nicht ein unlösliches Band empfand. Empfand sie dieses Band, so wurde es das entscheidende Schicksal.

Die geborene Dirne hingegen gibt sich hin um eines „Genusses" willen, den ihr fast jeder Mann vermitteln kann, und um von ihm auch sonst so viel Vorteile als möglich zu haben. Ein inneres Band zu irgend jemand gibt es für sie nicht, obwohl sie es jedem einzelnen vortäuschen wird, und obwohl sie natürlich an einem Menschen, der ihr nicht unsympathisch ist, in gewissen Sinne auch „hängt", besonders wenn ein Ersatz nicht prompt zur Stelle ist. Sie kann aber den Sexualakt selbst, ihrer Natur nach, heute mit dem, morgen mit jenem vollziehen, auch mit beiden am selben Tag, sie reagiert immer auf jeden. Der Geschlechtstrieb des Durchschnittsmannes

macht ihn der Dirne ähnlich. Je bewußter sein Menschtum wird, desto mehr wird es ihm widerstreben, diesen Vorgang zu mißbrauchen, er wird dann in einem höhern Grade wissen, was er sich selbst schuldig ist.

Der Geschlechtsakt um des Geschlechtsaktes willen geübt, das l'art pour l'art in der „Liebe", ist der Weg zum Niedergang. Um eine höhere metaphysische Einheit zwischen Zweien herzustellen, soll dieser Akt vollzogen werden, sonst nicht.

Hier hat die Natur die größte Versuchung, die raffiniertesten Fallstricke geschaffen, hier ist die Stelle, auf die der größte Ansturm unternommen wird, und die gleichzeitig nur selten einer uneinnehmbaren Festung gleicht, vielmehr zur Kapitulation meist durchaus geneigt ist. Tatsache ist, daß fast jede geschlechtliche Annäherung das Lebensgefühl lustbetont steigert, aufpeitscht, angenehme Reizgefühle hervorruft, vor denen sich nur die höchste Bewußtheit, die reinsten Instinkte und die herbsten Erfahrungen zu hüten wissen werden. Natürlich liegt das entscheidende Kriterium darin, daß diese Lustgefühle bei einem höher entwickelten Menschen nur von einem selbst wieder höher bewerteten Objekt hervorgerufen werden können, während der Begriff „gemein" sich nirgends so deutlich macht wie grade hier, dann nämlich, wenn ein Mensch männlichen oder weiblichen Geschlechts eben durch jedes Objekt, auch in seiner niedrigsten Gestalt „lustbetonte" Eindrücke empfangen kann, die im gleichen Falle, bei einem besser gearteten Menschen nur Ekel und Abwehr hervorrufen würden.

Der höher entwickelte Mensch wird auch sein Liebes- und Geschlechtsleben als ein unteilbares Ganzes empfinden, ja auch sein soziales und äußeres Leben wird er instinktiv damit verknüpfen wollen; der andre hingegen packt die erotischen Sensationen der verschiedensten Art in sich hinein, unterdrückt sein Bestes: die Skrupel, die Ekelgefühle, die Zweifel, die Gewissensbisse und sucht die Schuldgefühle von sich abzuwälzen. Auf diese Art macht er aus seiner Seele eine Müllgrube.

Vollkommen „passend", immer und zu allen Zeiten, können zwei Menschen schon deshalb für einander nicht werden, weil jeder Mensch eine Entwicklung und kein Mensch ganz genau die Entwicklung des andern hat. Hier muß ein liebevolles Grundgefühl Anpassungen ermöglichen, anstatt die Gegensätze schroff herauszukehren. Nur auf diese Art, mit dem guten Willen zu gegenseitiger Anpassung, mit dem Willen, von einander anzunehmen, im guten Sinne, und vor allem: durch den Ausschluß fremder Sexualeinflüsse! wird jemals aus zweien eins. Sein wirkliches und vollendetes „Komple-

ment“ wird man in der Realität kaum finden. Zur Erhaltung jeder Gemeinschaft, geschweige denn einer Ehe, gehört Kultur, instinktive Kultur, gehören gute Sitten, gehört ein zielbewußter, gütiger Wille, der sich für die Verbindung und das gute Einvernehmen mit diesem andern Menschen einsetzt.

Und darum ist der geheime Treubruch der niedrigste, bösartigste Verrat, weil man, wenn man seine Sexualfreuden insgeheim anderswo hat, gar kein Bestreben mehr hat, das gute Einvernehmen mit diesem Menschen zu erhalten, und alle seine guten Bemühungen lahm legen wird durch Gleichgültigkeit und Gehässigkeit; darum wird ein solches Benehmen, das aus dem Geheimverrat kommt, bei konsequent reagierenden Naturen zur Lösung des Bandes drängen. Man bemüht sich nicht um die gute Gesinnung eines Menschen, den man betrügt, denn man ist ja auf Harmonie mit ihm nicht angewiesen, man hat seine fragwürdigen Freuden anderswo, und dieser Mensch, dem man Treue versprach, wirkt im Gegenteil eher als ein Vorwurf und ein Druck.

Die offizielle Polygamie des Morgenlandes steht im Gegensatz zu dem, was im Abendland schönfärberisch Polygamie genannt wird. Die offizielle Polygamie wäre im Abendland niemals möglich. Vor allem aber ist die offizielle Polygamie noch etwas andres als der Geschlechtsverrat und die Panmixie. Wer offiziell, entsprechend den Sitten seines Landes, eine zweite Frau nimmt, der täuscht niemand. Wenn es der ersten Frau nicht paßt, so kann sie sich scheiden lassen, und man schuldet ihr, im Orient, recht gute Versorgung. Die bessern Familien im Orient verheiraten ihre Töchter nur noch mit Kontrakten, wonach die Aufnahme einer zweiten Frau ausgeschlossen ist. Mit dem Schlagwort „polygam“ ist die Demoralisierung, die sich aus einem verräterischen und verschmutzten Geschlechtsleben ergibt, nicht genügend bezeichnet. Weder deckt dieses Fremdwort der Sexualvorgänge, die gewöhnlich damit verbunden sind, noch den Rattenkönig von Verrat, Täuschung, Zynismus, Schamlosigkeit, der damit in Verbindung steht. Dieses Wort soll gleichsam deckend wirken, es soll eine angeblich natürliche Triebrichtung und auch ein soziales Faktum „wissenschaftlich“ bezeichnen. Aber dieses Wort umfaßt nicht im entferntesten die komplizierten Entartungsphänomene, die sich in Wahrheit dahinter verbergen.

Aus einem zweibändigen Werk, das unter dem Titel: ‚Das Wesen der Geschlechtlichkeit‘ die sexuelle Krise in ihren Beziehungen zur sozialen Frage und zum Krieg, zu Moral, Rasse und Religion und insbesondere zur Monogamie behandelt und bei Eugen Diederichs erscheint.

Das Uneigentliche

von Friedrich Markus Huebner

Für Leute, die am wirklich und nah Vorhandenen kein Genügen finden, es benörgeln und es irgendwie zurecht dichten müssen, hat man den Namen Romantiker gefunden. Der Romantiker braucht die Verbrämung. Er muß träumerischen Sinn flimmern lassen um das, was ihn zu rauh, zu kahl, zu nüchtern dünkt. Allerorten stößt er auf Kränkung. So rettet er sich, zum Widerstande nicht kräftig genug, in ein Altertum, eine Fremdländerei oder die Tröstungen einer Sancta Ecclesia.

Mit Flucht und Weltschmerz hat das Bestreben der heutigen jüngsten Kunstrichtung nicht das Mindeste zu tun. Es ist der Irrtum der Kritik, wenn sie aus Expressionismus und Romantik eine historische Gleichung herausliest. In beiden Zeiterscheinungen, der um 1830 gewesenen und der um 1930 zur vollen Blüte bevorstehenden, haben all die grundlegenden Begriffe wie: Wirklichkeit, Geist, Erkenntnis, Leben, Tod gegen einander verschiedene, fast ausschließende Bedeutung.

*

Wer Lust hat, sich zu überzeugen, wird in dem letzten Buche Theodor Däublers, einem Prosabande (des Hellerauer Verlags), betitelt: ‚Mit silberner Sichel' Beleg über Beleg finden. Ganz greifbar kündet sich hier das Vermögen eines neuen und schon rein vollendeten Stilausdrucks. Dieser, in der Tat, wirkt musikalisch-phantastisch, und mit dem Worte „romantisch" scheint er sich am besten kennzeichnen zu lassen: nichts jedoch, sei wiederholt, ist er weniger.

Denn die Uneigentlichkeit der Phantasie, die vom Romantiker als Refugium benutzt wird, und kraft deren er, immer bewußt seines höhern, entrücktern Zustands, in die Um-Welt den Schein einer Zweiheit hineinträgt — diesem ganzen merkwürdigen Kunstgriff, Illusionen um jeden Preis für sich und andre zu schaffen, setzt der Expressionist, so gebieterisch wie selbstverständlich, einen neuen Willen gegenüber, diese Welt grade als große, in seinem Ich begegnende, dem Ich zur Umbildung jeder Art anheimgestellte Einheit erleben zu dürfen. So bedeutet denn bei Theodor Däubler der gewisse irreale Ton seiner Ausdrucksweise nicht dichterische Verblümtheit und fliehende Abkehr vom Tagesidiom; sondern es ist durchaus „eigentlich", ja nüchtern und alltäglich gemeint,

wenn er in jedem Augenblick die Gedanken ins Bildliche wendet und umgekehrt für das Bildliche eine unbedingte Glaubwürdigkeit beansprucht. Allegorie, Metapher, Symbol, alle diese Fachbezeichnungen für gewisse stehende Schmuckmittel der Poesie, sie werden hier zu eben so viel Formen nicht des Stils, sondern des Erlebnisses als solchen.

In dieser Atmosphäre hört jede Scheidung zwischen eigentlich und uneigentlich auf. In Eins zusammen fließt Erscheinung und Ding an sich. In dem Maße, wie es der Dichter will, verwandeln sich die Gegenstände, und die ihnen eingehauchte neue Auslegung umstrahlt sie jetzt als ihr wahres Wesen, als ihre volle Natürlichkeit. In Straßen, Plätze, Berglandschaften, in Abende auf der Lagune Venedigs, in pariser Cabaret-Auftritte packt des Dichters Hand und schildert sie, ohne Rücksicht auf „eigentliche" Richtigkeit mit aller Energie seiner umformenden „uneigentlichen" Schweise. Alle Beziehungen mischen sich neu. Die Ordnungen des Raums und der Zeitfolge schlagen um, und schwimmen wie Schiffstrümmer durch einander. Das Gesetz der sogenannten Causalität wird Lügen gestraft, mit befreiendem Lachen.

Gibt es objektiv ein Voreinander, ein Nacheinander, ein Nebeneinander? Nichts ist als das Ich mit seiner Macht, den Dingen Stellung, Farbe und Namen anzuweisen. Seine simultane Fülle birgt Sämtliches: die Moralen, die Trambahn-Unfälle, die Erfindung des Telescops, die Maßstäbe von Fahrenheit und Celsius, Meerleuchten am Abend, Berlin, die Canzonen an Laura. Es ist der Treffpunkt alles Gewesenen und alles Zukünftigen, ein Blocksberg der Widersinnigkeiten, ein Kapital der Zwecksetzung.

*

„In meiner Seele", steht in Däublers Buch geschrieben, „sicheln die Gedanken still dahin. Sie schneiden immerwährend ahnungslose Schöpfungstriebe, unvermutete Glaubensregungen ab. Seht, das ist sieghaft und schmerzlich. Durch dieses unausstehliche Sterben bin ich bewußt. Ich sichle mich im Hirn leibhaftig zusammen. Der heimliche Unglaube ist mein Leib. Wäre ich überzeugt, so wäre ich nicht." Auch dieses, durch ständigen Tod gewonnene Dasein des Ichs selber, noch diese latzte und äußerste Bewährung des einigen Geistes über seine sich bekämpfenden Inhalte wird nicht in romantischer Gleichnisbedeutung vom heutigen Dichter erlebt, sondern wird als ureigentliches Wissen hingenommen und resolut zum Ansporn ewiger Tat erwählt.

Deutsche Dramaturgie 1916 /

von Julius Bab

Muß man sich entschuldigen, daß die dramaturgische Jahresrundschau, die an dieser Stelle nun bald ein Dutzend Jahre gepflegt wird, vom Januar in den Hochsommer gerutscht ist? Der Krieg hat einige schlimmere Unordnungen verschuldet. Aber abgesehen von dieser Formalität braucht unser Bestreben: die Kräfte, die am deutschen Drama arbeiten, möglichst zeitig und gründlich ins rechte Licht zu stellen, sich mit dem scheinbar allbestimmenden Kriegsereignis nicht viel zu befassen. Bis dieser Krieg für des Dramatikers Blick, der auf weite Zusammenhänge und große Uebersichten angewiesen ist, als Stoff in Betracht kommt, das wird auch nach seinem Ende noch viele Jahre und Jahrzehnte dauern; vermutlich grade so lange, wie es dauern wird, bis die innerliche Einwirkung des ungeheuren Ereignisses auf die Menschen innerlich verarbeitet ist und eine neue Art künstlerischer Aussprache und dann vielleicht auch dramatischen Sehens gezeitigt hat, bis der Krieg als bewegender Faktor fühlbar wird. Was sich da heute schon, ja schon nach acht Kriegstagen mit der dramatischen Aussprache dieser Weltkatastrophe befaßt hat, das mußte notwendig eine belanglose Redensart bleiben. In jedem Sinne ein vorläufiges, ein voreiliges Produkt. Wenn in den guten alten Stücken von Fulda oder Sudermann statt des großen Loses oder des Erbonkels aus Amerika der Krieg für das gute Ende zu sorgen hat, so hat diese kindliche Neulackierung eines alten Druckknopfs noch nicht einmal auf die Konstruktion der Theatermaschine irgendeinen Einfluß. Und auch wenn Hermann Bahr, dieser allzu muntere Seifensieder, im Handumdrehen selbst über den großen Krieg sein sehr geistreiches Theaterfeuilleton zusammen plaudert — er beruft einen höchst internationalen Familientag in ein höchst Jean-Paulsches deutsches Waldschloß, um ihn durch den ersten August 1914 höchst passend und höchst national auszuräuchern — so kann man dieser seiner damals neusten, augenblicklich wahrscheinlich schon wieder vorvorletzten Religion auch nicht sehr viel Gewicht beilegen. Eine seiner ungemein witzigen Figuren äußert: „Der Mensch verändert sich nicht. Er wechselt zuweilen die Kleider, die Frau, die Gesellschaft, das Herz und den Sinn. Nutzt ihm aber alles nichts: er bleibt derselbe.“ Er hat ganz recht. Und wenn einer ein theatralischer Schnellmaler ist, so macht keine Katastrophe der Welt einen dramatischen Rembrandt aus ihm.

Die andern, die den Krieg nicht als bewegenden Geist, sondern als Stoff zu ergreifen suchten, sind, wenn sie sich so bescheiden wie möglich halten wollen, bei der heutigen Unfaßbarkeit des Gesamtstoffs auf die gedanklich gebildete Allegorie oder den allerkleinsten lyrischen Stimmungsausschnitt verwiesen. Die vielen patriotischen Zweckgedichte allegorischer Natur dürfen mit Recht jeden rein aesthetischen Maßstab ablehnen; wenn auch hier und da, besonders in Schmidtbonns Vorspiel ‚1914', ein lyrisch reiner Moment mehr als augenblickliche Wirkung tut. Franz Theodor Csokor faßt einen Haufen kleiner Stimmungsepisoden durch eine großzügige Allegorie zusammen: sein Mysterienspiel ‚Der große Kampf' (bei S. Fischer) läßt den Ego in siebenerlei Gestalt die Selbstsucht zum Kampf gegen den Gemeinsinn führen und natürlich unterliegen. Diese in ihrer geistigen Schlichtheit auch nur eben zeitgemäße Allegorie verliert aber auch ihre formale Größe dadurch, das Csokor noch ein erotisches Element, eine Helferin des Ego, ins Spiel bringt, und es bleiben von dem großen Bau nur ein paar Momente übrig, in denen ein auch sonst schon bekanntes Balladentalent des Autors sich meldet.

Ohne solch anspruchsvollen Rahmen geben sich die Szenen aus dem großen Krieg, die Rolf Lauckner unter dem Titel ‚Der Umweg zum Tode' (bei J. G. Cotta) herausgegeben hat. Von fünfen gibt er sogleich selber zu, daß sie nur „Gespräche" sind, übrigens zum Teil von allzu zahmer Ironie, zum Teil sentimentalisch, aber alle recht lebendig. Von denen, die wenigstens eine Handlung versuchen, ist die lobenswerte Denktafel für einen heldenhaften Irrenarzt bei der Beschießung von Tapiau zu sehr ohne dramatische Pointe. Die Szene ‚Der Kommandant' ist bemerkenswert, weil sie den Heldentod eines Franzosen verherrlicht (ich weiß nicht, ob das heute in Frankreich möglich wäre.) Die Szene ‚Hinter den Schlachten' ist die weitaus beste: sie schafft aus dem Fiebertraum eines Verwundeten einen Reigen echt Goyascher Spukgestalten. Ueberhaupt ist Lauckners Buch als eine Talentprobe in mehr technischem Sinne entschieden bemerkenswert; er schreibt seinen „guten Dialog"; er hat die Fähigkeit, psychologische Kontraste, ohne der Zartheit des Lebens allzu wehe zu tun, bis zu theatralischer Wirkung zu schärfen. Wieweit hinter dieser Begabung auch eine menschliche Kraft steht, wieweit eine eigene Geistigkeit diese kultivierte Lebendigkeit beherrscht, das kann man aus diesen kleinen balladesken Taggeburten noch nicht sehen.

Dies ist alles, was der Krieg bisher für die dramatische Kultur bedeutet hat; es ist beinahe nichts und kann auch nicht

viel mehr sein. Soweit durch das Gewölk dieser Tage sich überhaupt neue Gebilde wagten, waren sie von Kräften geformt, die, seit vielen Jahren im Werden und Wachsen, nun, um alle zeitlichen Katastrophen unbekümmert, weiter dem zeitlosen Ziel zugehen, das sie zu dichten treibt. Es ist keine unbedeutende Wendung, daß ein großer Teil der beachtenswertesten dieser Versuche stofflich aus der allerältesten Quelle schöpft: Dramatisierungen biblischer Motive herrschen vor! Der Stoffkreis, der fast stets in bestimmten Jahren mit allgemein herrschender Gewalt die Dichter anzieht, ist nie bedeutungslos. Die Herrschaft des biblischen Motivs bedeutet ganz gewiß eine Wendung vom Impressionismus und Subjektivismus fort, einen Willen, mit diesen vom religiösen Pathos der Jahrtausende beladenen Stoffen auch wieder große Sinnbilder überpersönlicher Gewalten zu geben. Das Entscheidende dabei ist natürlich, ob im Dichter ein Weltgefühl waltet, so stark, daß es wagen kann, sich an die Stelle des altjüdischen Religionsgeistes zu setzen, und so geartet, daß es eine dramatische, kampfspielartige Anordnung des Stoffes gestattet. In beider Hinsicht ist nun höchst interessant das Drama ‚König David‘ von Reinhard Johannes Sorge (das der Verlag S. Fischer vorlegt). Vor vier Jahren zeigte ich hier Sorges Erstling an: ‚Der Bettler, Eine dramatische Sendung‘, die aus purem Dilettantismus und höchster Genialität in der aufregendsten Weise gemischt war. An einem Handlungsfaden von kindlicher Banalität waren Szenen aufgereiht, die mit gewaltiger visionärer Kraft Sinnbilder vom Grauen und Elend der Kreatur gaben, zuweilen auch in großen und reinen Sehnsuchtslauten aufstiegen — zu freilich unklaren Zielen. Inzwischen scheint Sorge ein Ziel weniger gefunden als gewiesen bekommen zu haben. Auf den ‚Bettler‘ folgten zunächst zwei mystische Spiele, die mit Recht in Kempten als eine innerkatholische Angelegenheit erschienen. Nun zeigt sich sein biblisches Schauspiel ‚König David‘ wieder vor weiterer Oeffentlichkeit. Es ist ein schönes und reifes Kunstprodukt, es hat eigentlich nichts Dilettantisches mehr, aber es hat auch kaum noch allgemeine menschenerregende Kraft, es ist wiederum, wie seine letzten Vorgänger, mehr eine katholische als eine menschheitliche, mehr eine kirchliche als eine religiöse Angelegenheit. Es ist kein Suchen, Ringen, Streben nach göttlicher Wahrheit in diesem Gedicht, sondern ein festes Ruhen auf abgegrenztem Besitz. Die gewaltige Sage vom Leben und Kämpfen, Erliegen und Siegen Davids, die Sagen des Sängers, des Räubers, des Helden, des Königs, des Verbrechers,

des Vaters — sie sind nicht mit neuem Sinn erfüllt, sie sind einfach in dem Sinne geboten, in dem sie nicht nur von der mosaischen Tradition, sondern sogar von ihren christlichen Kommentaren geboten werden. Propheten und Priester sind die zuverlässigsten Boten eines gewissen Gottes, dessen irdischer Vollstrecker David, als der Vorbote des Christus, ist. In diesem Sinne geht das Weihespiel vor sich, auf allen Höhepunkten unmittelbar in den biblischen Text, in Psalmen oder Priestersprüche mündend. In ein paar Einzelheiten nur hebt das elementare Lebensgefühl des Sorge, der die großartig wilden Szenen des ‚Bettlers' schrieb, noch die Löwenpranke: Saul bei der Hexe hat eine Gewalt des Elends, der wüsten Verzweiflung, die selbst durch das spürbare Vorbild des ‚Macbeth' nicht geringer wird: die Hexe rüttelt den Betäubten; Saul „tut die Augen auf und spricht trunken: O Schwester Hexe, kraue mir den Bart". Oder David schreit vom Trotz des Sohns und eigener Schuld (die innere Verknüpfung der Absalon- und der Urias-Sage ist der einzige originelle Zug Sorges) tief erschreckt auf: „Stürzt du nicht ein, o Thron, stürzt du nicht ein?!" Aber diese starken Menschlichkeiten sind nur noch gelegentliche Farbflecke in einem großen blassen Bilde. Im wesentlichen ist hier kein Drama, keine Menschenschlacht, sondern ein Gottesdienst, ein Weihespiel. Nicht Gestalten leben wider einander — Schatten ziehen vor Gott dahin. Hier geht der Weg in das mittelalterliche Mysterienspiel zurück. Aber die menschliche Wechselrede, dies Grundelement der dramatischen Form kann nur Bedeutung haben, kann nur künstlerischen Rang erreichen in einer Welt, die den Gott in sich gesogen hat. Wo er als ein festes und fernes, sicher leitendes Prinzip außen steht, da können ihm zu Ehren nur Festakte ohne dramatisches Eigenleben begangen werden. Natürlich fließt dem Schauspiel Sorges, der hier mit seiner guten Sprachkunst bescheiden einer großen alten Tradition dient, eine Sicherheit und klare Würde zu, wie sie hundert verwegen kleine Talente nicht besitzen. Aber die Szene für Sorges Gedicht bleibt die katholische Kirche — die in ihrer großen Klugheit sich dies Talent schon zunutze machen wird! Auf der Schaubühne dieser unsrer Welt, wo nicht ein vorher geglaubtes Dogma, sondern eine im Augenblick erwiesene, aus dem Lebensprozeß herausgestaltete Macht uns ergreifen soll, hat solche Dichtung nichts zu tun. Auf diesem Wege geht dies merkwürdige Talent der dramatischen Kunst verloren.

Es ging auf schnellerm Wege verloren. Während dies hier gesetzt ward, ist Reinhard Johannes Sorge gefallen.

Die Frühvollendeten /

von Fritz Reck-Malleczewen

Wir suchen noch immer die irdischen Ziele,
Drum ehret und opfert, denn unsrer sind viele.
Conrad Ferdinand Meyer.

Nein, Freunde, es ist kein lächelnd Land, das meines Rosses Huf nun tritt: in der himmelhohen Dünen Windschutz zur Rechten unwirtliches Binnenwasser, im offenen West zur Linken brüllende nordische See. Das menschenleere, das schmale Land in der Mitte aber ist Land des Gewesenen, ist der Toten Reich.

Also ward das:

Einst waren sie ein glücklich Volk und säten in dankbare Erde, und aus der Erde erwuchs ihnen im Wechsel reiches und bitteres Menschenlos, wie der Wille es bestimmte, der in der Welt ist. Dann aber stieg aus der See der gelbe Tod: den fahlen Sand wälzte von der See her der Weststurm, blähte ihn in langen Jahren zu fahlen Wänden, die über der Hütte hingen und dem Säugling, der darinnen war. Die Wände stürzten, und der Sand begrub Wald und Acker und Hütte und schlummerndes Leben. Nun deckt er sie längst, zu gigantischen langen Dünen getürmt, ein riesiger Grabhügel; und läßt im Westen nur, wo ewiger Sturm an seinen Hängen nagt, ihre Stätten nach Jahrhunderten auferstehn, der Hütten Reste und die lange vermoderten Kreuze der Friedhöfe. Und auf weißes Menschengebein tritt Rascals, meines schwarzen Rosses, kleiner Huf. So, Freunde, ist meine Heimat, in der ich nach langen Jahren nun wieder Einzug halte. Und sie ist kein freundlich Land.

So reite denn, Abenteurer, durch der Toten Reich. Bist wohl selbst ein Müder geworden, seit du es zuletzt gesehn? Hast dich doch einst lachend mit den Brechern dieser See gemessen, bist mit frohen Gefährten im Becken ihres Brackwassers gegen den rauhen Wind gestürmt, gestürmt, bis der nackten Knabenleiber Ueberkraft genug geschehn war? Und fühlst nun, daß der Tag sich wendet und der Ritt dorthin geht, wo dir die Sonne sich neigt. Reite denn und sinne und bedenke ruhig den Weg, den sie doch alle gewandelt sind.

So ritt ich und wußte nicht, wohin; achtete auch im brauenden Dämmern des Weges nicht, fühlte leis nur, daß über des Pferdes Bug ab und zu ein leichter Schimmer huschte und auch mir Brust und Antlitz küßte: eines weltenfernen

Leuchtfeuers winkender Arm, der wohl ein Gruß war der Zeiten des schattenlosen Lichtes.

So ritt ich und ritt. Zu einem Wrack, das vor Langem hier die See antrieb, das von Jahr zu Jahr tiefer versank im Sande. Das nun in der ungebärdigen Brandung lag und wieder und immer wieder bedeckt wurde vom weißen Gischt.

Da legte ich die Kleider ab und schwamm in der sinkenden Nacht hinüber durch die eisige Flut. Die warf mir steile graugrüne Wände entgegen und wollte im Strom des rückflutenden Wassers mich hinausreißen in die unwirtliche See. Der Wellen Gipfel erklomm ich in raschem Schwung der Arme, ehe sie mich überrannte; und ließ wiederum mich jach hinabgleiten in tiefe Täler, deren zackige Ränder ringsum mir den düstern Himmel zerschnitten. So überwand ich, lachend wie einst, Strom und Welle, griff nach der zerschlagenen Reeling, zog mich hinauf und tastete über glitschige Planken mich hinein ins Innere. Da fand ich in den vermoderten, schimmlichten Wänden die Reste eines zerschlagenen Herdes und dachte des Feuers, das einst hier gebrannt und doch auch menschliches Hassen und Lieben genährt hatte. Und schwamm wieder zurück zu dem wartenden Roß, schlang um den Hals ihm den Arm und freute der Wärme mich und des Lebens, das in dem Tier war. Die Kleider legte ich wieder an und warf mich aufs Pferd, und Reiter und Roß kosteten die süße Wollust, in raschem Jagen dem Wind zu trotzen, dahin zu rasen ohne Ziel, bis die erwachende Leidenschaft gestillt war und wir beide ermattet hielten auf dem höchsten Gipfel dieser totenbergenden Hügel.

Dort oben fuhr der Wind heulend den Hang hinauf, trug Wogen treibenden Sandes zum Gipfel, deren Körner scharf und stechend unsre Leiber trafen. Auch dieser war kein freundlicher Ort. Aber in weitem Umkreis war er der mächtigste, und gut tat es, von seinem Gipfel hinabzuspähn in das Dunkel und die Ungewißheit; und wiederum zu sinnen, wo in der Finsternis wohl das Licht sei und im Abgrund das Ende.

Da suchte ich Holz und zündete ein ärmlich Feuer an für Reiter und Roß; und fand, als ich im Sande nach Reisig und nach trockenem Dünenrohr tastete, ein zierliches, ein glattes, hartes Ding. Ich trugs ans Feuer und sah es an. Siehe, es war ein Spott, den die Nacht mit mir trieb: was ich hielt, war gelber, geschliffener Bernstein, war einer Armspange geborstenes Stück; hatte einst wohl einer von denen gehört, die hundert Meter unter meinem nächtlichen Lager ruhten. Hatte im Licht des Tanzsaals geglänzt und war in der Nacht des Gewährens einem schlanken Arm leicht hinabgeglitten bis

zur Hand. Des Armes Gebein aber hatte Rascals Huf achtlos zertreten.

Da fühlte ich wiederum das Spiel, das der Tod mit mir trieb und warf unmutig den Tand hinab in die Tiefe zu meinen Füßen; und sah in mein Feuer und suchte die Rätsel mir zu deuten, die aus dem Dunkel zu mir stiegen und mit mir um die Glut saßen. Wo war der Sinn des Spieles, dieses Taumels, des Begehrens und des Verzichtes, des jubelnden Schwingens und des jammervollen Ermattens? Hier ist das Wirrsal — wo ist der Weg? Hier Wünschen und Sehnen — wo ist das Ziel? Das Weib, dessen Schmuck du von dir warfst, hat gelacht und gelitten, ihren Leib verschenkt und unter Lust und Leid neues Leben geboren. Weshalb blieb sie nicht, wo doch ihres Leibes Schmuck geblieben ist? Und mußte sie gehn, wo ging sie hin? Ach, törichtes Leben, ach, leidvoller Weg. Ins Dunkle sann ich und suchte. Aber sorglich barg die Nacht ihr Geheimnis, und vom Hügel klang mein Lied:

> Es thront über Nebeln ein glänzend Geschlecht:
> Auf blinkenden Wassern erklingen die Lieder
> Vom lässigen Walten und leidlosen Sehnen.
> Es schallt aus den Räumen die selige Antwort,
> Es lächelt im Traume der ruhende Gott.
>
> Doch wir auf der Erde sind stöhnende Knechte
> Und sinnen und suchen im Dunkel den Weg.
> Wir haschen und greifen
> Und mühen und klimmen
> Hinan zu der Höhe der leuchtenden Geister.
> Wir ballen die Fäuste
> Und schinden die Leiber
> Und hören im Sturme das Lachen des Gottes,
> Und trotzen zerschmettert
> Zur Höhe hinauf.

Als aber das Lied verklungen war, löste der Trotz sich, und der Himmel sandte mir Frieden wieder und mit dem Frieden Schlaf. So lag ich eine Weile und sah die Glut noch sinken. Da aber, als meine Sinne eben ganz erlöschen wollten, kam weit aus der dunklen Ferne seltsames Tönen zu mir: in regelmäßigem, gehendem Rhythmus dumpfe Laute, wie ich sie einst in fernen heißen Ländern gehört, wenn ein Dorf die Männer des andern zur Versammlung rief. Dieses Tönen aber bleibt nicht, wie dort, in weiter Ferne, sondern Laut auf Laut und Schritt um Schritt kommt es näher. Wie

ich aufspringen will, siehe, da mahnt mich auch Rascal, der seinen Herrn kennend sich hinter mir zur Erde gestreckt hat, und nun seinen Kopf mahnend gegen meine Schulter schlägt. Aber nun ists nicht mehr der nahenden Pauke Ton allein, nun ists Rauschen, das nicht vom Meere kommt und gedämpftes Trappeln von tausend Rossehufen. Da sehe ich in der Ferne, tief noch am Fuß meiner Düne, keine einzelne Flamme, nein, eine seltsame Wolke von fahlem Leuchten. Und immer das Trappeln und immer und immer die Pauke: Schritt für Schritt und Ton für Ton näher zu unserm Feuer.

Ich taste nach dem Gürtel, wo ich die Waffe weiß. Aber da steigt Rascal — nie wieder höre ich diesen Schrei aus Rosseskehle — mit messerscharf schneidendem Trompetenton kerzengrade in die Luft. Ich reiße ihn zur Erde, ich klopfe mit zitternder Hand ihm den Hals und drehe seinen Kopf ab von dem nahenden Zug. Ich fühle dumpf, daß wir beiden Lebenden nun enger denn je zusammengehören. Ich bin im Sattel, ich will dem Kommenden entgegen oder vor ihm fliehen, ich weiß es selber nicht. Ich will in kurzer, mächtiger Parade das Pferd noch einmal herumreißen. Aber die Hand versagt. Mein Schenkel will ihm in die Flanke schlagen. Aber im Gelenk ist plötzlich Todesstarre. Auch das Zittern des Pferdes unter mir erstirbt nun, und unsre Glieder alle haben Eisenklammern an einander geheftet, daß wir, Reiter und Roß, dastehn wie ein Standbild von Erz, den Rücken zugewandt dem, was da naht, und machtlos, auch das Haupt nur zu wenden, preisgegeben dem, das da kommen soll. Wir fühlen nichts, wir fürchten nichts, wir sind nur noch ein armer Stein, über den die große Flut sich stürzen will. Wir stieren gradeaus vor uns hin und sehen, daß im Sand das Leuchten hinter uns nun ganz kurz schon unsre Schatten wirft. Wir hören, daß es dicht bei uns ist, und sind so tot, daß wir nicht einmal wünschen können, zu fliehen.

Und dann überflutet uns des Todes Welle.

Doch kein Stoß kommt und kein Eiseshauch. Es fließt das Leuchten um uns wesenlos und mild wie ein lauer, ruhiger Strom. In den lichten Fluten aber lebt es und zieht gelassen an uns vorbei, Roß auf Roß, Reiter um Reiter. Jeder still, wie wir selbst, vor sich blickend, ein ernster, ein ruhiger Zug. Und wie sie an mir vorbeigleiten, siehe, da erkenne ich in ihrer Mitte manche vertraute Gestalt: Kindheitsgefährten, die ich längst vergaß, weil sie so lange schon dahingegangen sind. Der Freund, den auf fröhlicher Jagd das Schicksal von meiner Seite aus dem Sattel riß, den andern, der einst sein Leben

für das meine gab. Andre wiederum, die im Wetten und Wagen ihrer Jugend freudig und rasch das Dasein dem Geschick vor die Füße warfen, wie man einen gleichgiltigen Stein von sich wirft. Abenteurer, Nomaden des Lebens, viele, ach, so viele, die immer ungesehenen Zielen nachjagten, die an meiner Seite irrten und stritten. Und mir nun so entrückt sind. Denn ihre Gestalten sind nun seltsam groß und über menschlichem Maß und gebietend; und gewichen ist aus ihrem Antlitz und getilgt alles, was gering war. Die Züge sind edel, und was in ihnen noch lebt, ist nur jenes große und reine Ziel, dem sie alle doch einst dienten, ob sie es gleich nicht kannten.

So sind sie unnahbar geworden, wie vor dem dunklen Taxusgrün der Götter weiße Marmorbilder. Ich aber stehe und muß sie stumm und sehnsuchtsvoll vorübergleiten sehn....

Siehe: plötzlich hebt mein Roß den Fuß. Wieder ein Schritt und wieder einer. Und schwer und weit ausholend, wie der eines zum Leben erwachten Reiterbildes, geht im Takt der unsichtbaren Pauke der Ritt. Ich staune nicht darüber; auch nicht, daß nun ein Einzelner, ein Gewaltiger neben mir reitet und Bügel an Bügel sein Tier neben dem meinen schreiten läßt. Ich sehe sein Antlitz: das ist eines Herrschers Gesicht und ohne Alter. Aber in den Zügen der Majestät ist der Güte viel und großes Erbarmen. Wir Beiden, wir Lebten, wir reiten stumm hinter den Toten. Den Hügel hinab, einen andern hinan. Um seinen Gipfel krümmt sich im reinen Mondlicht der schweigende Zug, erklimmt ihn und gleitet wieder hinab ins Tal. Wer weiß, wie lange? Wer weiß, wohin? Ich frage nicht, ich sinne nicht, ich fürchte nichts, und vor mir ist Gestern und Heute, Zeit und Raum längst versunken. Dann aber spricht Der neben mir und blickt dabei, wie in jedem Augenblick unsres Rittes, gelassen vor sich hin: „Dieses, Fremder, ist mein Zug. Und du magst trachten, einst mit ihm zu reiten zu meinem Ziel. Denn dieses ist die Schar derer, die meinen Sinn verstanden und zu sterben wußten. Du sahst manchen, in dem viel Schuld war und großer Irrtum. Keinen aber, der zu wünschen aufhörte und sich dort niederließ, wo die Satten ruhn und die Trägen. Sieh, der ist ewig jung und weiß in Wonne zu sterben, der sich nicht klammert ans Leben, sondern an das Sehnen in ihm und an sein verborgenes Ziel."

Da aber, wie der Andre es spricht, erwacht in mir bei dem Wort vom ewigen Menschengeschick Wille und Leben. Und ich sprenge mit unendlichem Weh die Steinfesseln um die Glieder,

ich dränge das Roß in den Weg des Andern und beuge mich zu ihm und flehe und drohe: „So nenne mir denn das Ziel und den Weg. Und nennst du ihn nicht, ich halte dich, bis du dich offenbarst!“

Der Andre aber läßt ruhig die Hand von seines Rosses Bug, hebt sie gelassen und lächelt ein wenig und legt die Rechte mir auf die Stirn, in der alles glüht und begehrt, was je mein Leben trieb.

Und ich versank in Nacht und in Nichts.

*

Und finde mich wieder auf meinem Hügel, an meines stillen Feuers toter Asche. Sieh, einen Tag der Sonne gebar die Nacht. Der Sturm ist entschlafen, tief und blau liegt die ruhig atmende See. Helle Feuer brennen vor mir: des ruhenden Rosses Silberhufe sinds, in denen rot die junge Sonne strahlt.

Da fühle ich die Jugend in mir und springe auf und werfe jubelnd reinen, hellen Sand in die leuchtende Tiefe. Und werfe mich abermals zur Erde und breite weit die Arme und fasse mit beiden Händen die herbe, die freundliche Mutter, die mich gebar: „Ach, Heimat du, lange entrissene mir, hältst du nun wieder dein Kind?“

Dann aber trug jauchzend der Ritt mich zum Bad in der kosenden lächelnden See.

Vor der neuen Anleihe / von Vinder

Daß die fünfte Kriegsanleihe des Reiches, deren Ausgabe bevorsteht, wiederum ein nicht anzweifelbarer Erfolg werden muß: in dieser Erwartung und Zuversicht stimmt man allerorten überein. Die Herbeiführung des Erfolges wird aber im wesentlichen eine Frage des Ausbaus und der Handhabung der Werbetätigkeit sein, die für diese Anleihe nicht minder als für die vorangegangenen vonnöten ist. So dankenswert es nun sicherlich erscheint, daß die Regierung, wie verlautet, nicht gesonnen ist, von der klaren und durchsichtigen Form der bisherigen Kriegsanleihen abzugehen, so sicher ist es immerhin, daß selbst diese einleuchtende und einfache Art der Darlehnsaufnahmen noch immer in sehr weiten Kreisen des Volkes nicht hinreichend verstanden wird, daß noch überall unzählige Angstmeier und Toren umherlaufen, denen bisher nicht beizubringen war, daß sie bei der Anleihe für ihr gutes Geld im Schubkasten mindestens ebenso gute (und ebenso schnell umsetzbare) öffentliche Werte, Schuldscheine des Reichs, erhalten.

Wer Gelegenheit hatte, während des Laufes der Zeichnungsfrist zur vierten Anleihe, die gewiß bereits von einer reichhaltigen Aufklärungspropaganda begleitet war, die deutschen Provinzzeitungen

regelmäßig zu lesen, der konnte dort zu seinem Staunen wieder und wieder auf Anfragen und Belehrungen über die allereinfachsten Grundsätze und Begriffe von Anleihen und Staatspapieren stoßen und mußte allmählich der Ueberzeugung werden, daß das Publikum grade in seinen breitesten Schichten noch immer das „flüssige Geld“ als allein anbetungswürdigen Abgott verehrt, und daß sich im Grunde nur recht wenige Leute hinreichend im klaren darüber sind, welche Vorteile und Sicherheiten Staatsrentenpapiere gegenüber den Industriewerten bieten; obwohl doch bald jeder wissen sollte, daß die Schuldverschreibungen des Reiches, also die Kriegsanleihestücke, dem Geld, das im Namen des Reiches kursiert, äußerlich und innerlich verblüffend nahe steht. Denn die Noten der Notenbanken und der Darlehnskassen beruhen genau so wie die Reichsschuldscheine auf dem Kredit, den das Reich besitzt, und den es bei seinen Untertanen (in erster Reihe, und mit Recht) in Anspruch nimmt.

Aber es ist, wie gesagt, nicht so einfach, diese einleuchtende Lage der Dinge überall hinreichend deutlich zu machen und sie so zur Anschauung zu bringen, daß jeder die Folgerungen daraus von selbst ziehen kann. Man soll nun keineswegs annehmen, daß es nur ein paar kleine, für das Ergebnis der Anleihe belanglose Geldbesitzer sind, die in jener Beengtheit verharren. Man muß sich vielmehr erinnern, daß bei der letzten Kriegsanleihe die Zahl der Einzelzeichnungen von etwa drei Millionen auf fünf Millionen stieg, und daß unter diesen fünf Millionen Zeichnern sicherlich nicht wenige gewesen sind, die erst durch immer wiederholte Aufmunterung und Unterweisung sich zur Darlehnshingabe an das Reich entschlossen haben. Bei der Ausrechnung des Endergebnisses hätte man diese alle aber gewiß nicht gern entbehren mögen. Wer zweifelt daran, daß auch jetzt noch viele Millionen einzelner Zeichner bei guter Organisation des Werbe-Zuges neu gewonnen werden können, und zwar grade solche Zeichner, die, auf dem Lande oder in kleinen Städten, durch die günstige Lage der landwirtschaftlichen Produktion und durch andre angenehme Umstände reichlich Geld verdient haben und besitzen, das sie nur aus der Kommode zu nehmen brauchen, um es dem Staate zu leihen.

Unter den neuen Gedanken, die für eine erfolgreiche Anwerbung von Zeichnern letzthin aufgetaucht sind, scheint uns einer der besten jener, der für die Entsendung von Aufklärungs- und Propaganda-Rednern in alle Bezirke des Reiches eintritt. Grade in Fragen, bei denen das liebe Geld hineinspielt, hat noch immer das gesprochene Wort mehr gewirkt und ausgerichtet als das gedruckte und das geschriebene. Es ist gut, wenn überall jemand auftritt und zur Hand ist, um Rede und Antwort zu stehen über die Bedenken, die der Erfahrene belächeln mag, die aber dem geschäftsungewandten und ungewohnten Mann in Menge aufsteigen, sobald es sich um das Auftun seines Geldbeutels dreht.

Man darf ganz sicher sein, daß das Reich für seine gute Sache viele geeignete und gewandte Herolde finden wird, die es sich nicht verdrießen lassen, weit in die Städte, die Dörfer und in die entlegensten Teile des Vaterlandes hinauszuziehen, im Dienste der Anleihe, und um sie volkstümlich zu machen. Sie würden es sein, die das Geld,

das wir brauchen, aus den Schlupfwinkeln locken, um es für die großen Zwecke des Reichs und für unser allerletztes Ziel: die siegreiche Beendigung des Krieges in Bewegung zu setzen.

Antworten

Max Epstein. Aller guten Dinge sind drei. Sie schreiben mir: „Bei Ihrem Kampf gegen die bureaukratische Art und Weise, wie harmlose Parteien über die Zahlung von Kosten und Gebühren irre geführt werden, sind Sie nicht vollständig genug in der Darstellung des Materials. Die Kostenfestsetzungsbeschlüsse nämlich, die Ihnen soviel Aerger verursacht haben, deuten nur ganz indirekt an, welche Partei etwas zu zahlen habe. Da sie vom Gericht ausgehen, so muß man denken, daß die Summe an das Gericht zu zahlen sei, weil man ja eigentlich mit dem gegnerischen Anwalt gar nichts zu tun hat. Das haben auch Sie festgestellt. Aber Sie scheinen nicht bemerkt zu haben, daß der Sachverhalt noch viel schlimmer ist. Der Beschluß nämlich, welcher Ihnen soviel Pein verursacht hat, ist gar nicht an Sie, sondern an Ihren Gegner adressiert. Sie können also unmöglich denken, daß Sie die Sache etwas angeht. Ist eine Partei nicht durch einen Anwalt vertreten, so ist sie gegenüber einem solchen Kostenfestsetzungsbeschluß völlig ratlos. Hat sie einen Anwalt, so geht es ihr auch nicht besser, weil der Anwalt erfahrungsgemäß solch einen Beschluß seiner Partei lediglich, wie es im Kanzleistil so schön heißt, zur gefälligen Kenntnisnahme und weitern Veranlassung sendet. Es gibt aber noch andre niedliche Sachen im juristischen Betrieb, über die man noch mehr sagen könnte. Wie ich Sie kenne, wirds Ihnen nicht an Gelegenheiten fehlen, diese Uebelstände praktisch kennen zu lernen." Das walte Gott.

L. St. Sie haben in der Etappe nicht viel zu tun, fragen also, wie ‚Bühne und Welt' mich für meine Verhöhnung gestraft habe. Bitterernst, ohne jeden Hohn, mit dem steifen Pathos, das sich für ein treudeutsches Unternehmen wider einen vaterlandslosen Gesellen wie mich gehört. Ich komme in die Rubrik ‚Literaturwissenschaftliches' und werde da folgendermaßen zugerichtet: „Der frühere Leiter und Begründer dieser Zeitschrift gibt unter dem schlichten Titel ‚Vor der Rampe' eine neue Sammlung seiner Bühnenkritiken und verwandter kleiner Arbeiten. Wenn man das Buch neben Jacobsohns ‚Jahr der Bühne' legt — welch ein Abstand schon im äußeren Kleide. Dort die gewollt moderne, übrigens gute Ausstattung, hier ein Kleid von — ich möchte sagen: wissenschaftlicher Nüchternheit. Und ähnlich ist es mit dem Inhalte. Wenn Jacobsohn gerne zitiert, aber meist mit einer leichten Auswechslung der Worte oder in einer ungewöhnlichen Anwendung die sein Spielen mit den Worten der Großen zeigt, sind bei Stümcke nicht nur die Zitate stets handfest und ehrlich, sondern ein großes und klares literatur- und theatergeschichtliches Wissen zeigt sich immer wieder in diesen kleinen Arbeiten. In dieser Hinsicht bieten sie mehr als Jacobsohn und können nahezu als Nachschlagebuch dienen." Weiter wird der Vergleich nicht geführt. Aber Sie werden mirs glauben: ich bin gestraft.

Münchner. Zunächst Ihren Brief: „Joachim Friedenthal ersucht mich Ihnen folgendes mitzuteilen: 1) Wedekind habe ihm wörtlich versichert, die Aufführung des ‚Schnellmalers' geschehe gegen seinen, Wedekinds, Willen; 2) Wedekind habe vor Friedenthal und Erich Reiß, als dieser den ‚Schnellmaler' für Berlin erwerben wollte, wütend

ausgerufen: ‚Glauben Sie, ich werde mit meiner Schande Handel treiben?‘; 3) Wedekind habe Herrn Hans Harbeck die Tantiemen der ersten fünf münchner Aufführungen überlassen. Ich übermittle Ihnen diese drei Fakten wortgetreu, wie Friedenthal sie mir mitteilte, weil ich seine Bitte nicht wohl abschlagen konnte. Ich selbst habe keine Lust, der Geschichte nachzugehen, und bitte Sie, falls Sie nochmals auf diese etwas dunkle und schmutzige Angelegenheit zu sprechen kommen sollten, meinen Namen aus dem Spiel zu lassen. Ich weiß nur so viel, daß der ‚Schnellmaler‘ ein recht schlechtes Stück ist, und daß Harbeck im ‚März‘ und in den ‚Blättern der Münchner Kammerspiele‘ einen hymnischen Aufsatz über die Komödie veröffentlichte, der hier allgemeine Heiterkeit erregte, und den ich Ihnen schicke.“ Die Sache hat für mich eine ernste Seite: daß Herr Doktor Hans Harbeck, der ein paar Jahre lang die ‚Schaubühne‘ in München vertreten hat, hiermit recht unverblümt bezichtigt wird, ein Theaterstück gegen Beteiligung an den Tantiemen in einem Blatt wie dem ‚März‘, das von solchen Zusammenhängen sicherlich nichts geahnt hat, angepriesen zu haben. Vorläufig hoffe ich noch, daß Herr Harbeck das schleunigst für eine Verleumdung erklären wird. Aber die übrigen Seiten der Sache sind überwältigend komisch. München steigt auf, in voller Figur: die schönste Großstadt von Deutschland, wenn sie keine Literaten enthielte, und dank diesen das läppischste Klatschnest der Welt. Ein Reporter wird von mir ein bißchen angeulkt, weil seine Sprachmißhandlungen das große Blatt, das er vertritt, andauernd bloßstellen. Statt nun bei einem Klippschüler Deutsch zu lernen, erzeugt er einen Brodem von Klatsch und Tratsch, heuert einen geistigen Kartellträger, Sie nämlich, den sein Gegenstand so weit dahinreißt, daß er sich über einen „hymnischen Aufsatz“ lustig macht, wie sein Auftraggeber keinen ähnlich brauchbar je verfaßt hat, und — was am schlimmsten ist — kompromittiert den Mann, dem er zu helfen denkt. Denn — nicht wahr? — ursprünglich sollte doch Wedekind gegen seine dramatische Jugendsünde, die man ihm mit Gewalt aus dem Schreibtisch gewunden habe, in Schutz genommen werden. Und was wird jetzt über ihn verbreitet? Daß er entweder ein armer Narr oder ein literarischer Tartüff ist. Einer, der die Zumutung, einen unschuldigen Ulk seiner künstlerischen Kinderjahre in München aufführen zu lassen, mit ergreifendem Schmierenpathos von sich weist — und ihn dann auch in Berlin aufführen läßt. Einer, der jede Verantwortung für den Erstling ablehnt — und bei diesen Fleischpreisen einem Journalisten die Tantiemen der ersten fünf Abende abtritt, um ihn begeistert zu stimmen. Wem wird er sie in Berlin abtreten? O du mein München! Doch ich glaube das ja alles garnicht. Herr Friedenthal wird, wie gewöhnlich, ganz was andres gesagt haben, als er meinte und verkünden wollte.

Geschäftliche Notizen

Kunstschule Der Sturm.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Felix Wolf G. m. b. H. Berlin, Dresdenerstr. 43

Kraft und Einsicht von Germanicus

Die Kriegserklärung Italiens hat uns nicht überrascht; den Eintritt Rumäniens in das Geschwader unsrer Feinde hatten wir erwartet, wenngleich wir bis zuletzt nicht ganz ohne Hoffnung waren, daß dieser geriebene Balkanstaat seine eigene Ankündigung, sich im rechten Augenblick, aber möglichst spät, an die Seite der Sieger zu stellen, besser erfüllen würde. Man braucht den Machtzuwachs, den die Entente durch Rumäniens Entscheidung zu verzeichnen hat, keineswegs gering anzusetzen und man wird dennoch mit leidlicher Gemütsruhe der weitern Entwicklung der Dinge entgegensehen. Ob die Balkansphinx diesmal zum endgültigen Spruch den Mund auftun wird, vermag im Augenblick noch niemand zu sagen. Das aber ist gewiß, daß Deutschlands Glück und Gedeihen viel zu sehr zum Gleichgewicht der Welt gehört, als daß es durch irgendwelche Machtgruppierung, sei sie feindlich, sei sie freundlich, maßgebend beinflußt werden könnte. Wir glauben an Deutschland als an einen absoluten Wert.

*

Wenn wir auch durchaus gelernt haben, daß Politik ein Auswägen von Tatsachen ist, und daß für ihre komplizierten Geschäfte Romantik und Legende wenig bedeuten, so zögern wir doch keinen Augenblick, in der Kabinettsordre, die Hindenburg zum Generalstabschef des Feldheeres befördert hat, einen Bürgschein für den deutschen Sieg zu sehen. Wir wissen die Verdienste seines Vorgängers zu schätzen, wenngleich noch nicht alle Unternehmungen dieses politisch wie militärisch ungewöhnlich tätigen Mannes, so zum Beispiel die Bezwingung von Verdun, endgültig zu Ende gebracht sind. Durch Hindenburg lassen wir uns gern von allen Sorgen frei machen. Der General von Falkenhayn wird, wie die Frankfurter Zeitung meint, „an andrer militärischer Stelle Gelegenheit finden, seine ungewöhnlichen Fähigkeiten einzusetzen."

*

Es hat den Anschein, als ob England verlernt habe, die Anstrengungen, die es für nötig hält, um Deutschland zu besiegen, durch die Einsicht in das, was zu seiner bloßen Existenz noch notwendiger ist, zu kontrollieren. Die Agitationsreise, die der Herzog von Connaught durch die Jagdgefilde der kanadischen Indianer vollzogen hat, zeigt ein erschreckendes Unsicherwerden jenes europäischen

Instinkts, den Zugehörige der weißen Rasse selbst in einem Kampf auf Leben und Tod nicht verlieren dürften. Auch wenn man weiß, daß im amerikanischen Unabhängigkeitskriege die Engländer sich nicht entblödeten, für jeden weißen Rebellenskalp acht Dollars auszusetzen, wird man es (und dies ohne Pathos) eine Kulturschande und ein Verbrechen an Europa und dessen tausendjähriger Geschichte nennen müssen, wenn man hört, daß ein englischer Fürst, mit dem Kriegsschmuck der Indianer angetan, die Rothäute aufruft, den Kriegspfad gegen Deutschland zu beschreiten. Die Hilfe, die England sich hier verschafft, ähnelt fatal einer politischen und kulturellen Selbstbefleckung. Man müßte ein völliges Versagen der moralischen Gesetze annehmen, wollte man nicht die Gewißheit haben, daß aus solcher Wigwampolitik den Engländern die böse Rache des verletzten Menschentums erwachsen wird.

*

Kraft mit Einsicht gepaart werden uns zum Siege führen. Es mag nach Kraft aussehen, es ist aber nicht grade einsichtsvoll, wenn Paul Rohrbach das Gleichgewicht zwischen Deutschland und England nur durch den Besitz des Suezkanals glaubt sicherstellen zu können. Der Satz, mit dem Rohrbach solcher Meinung Ausdruck gibt, klingt reichlich naiv: „Drohung gegen Drohung: schließt Ihr die Nordsee, so schließen wir den Suezkanal; Pistole gegen Pistole, und das Gleichgewicht ist hergestellt; keiner will abdrücken, da Mord und Selbstmord zusammenfallen, und keiner braucht abzudrücken, da jeder aus diesem Grunde den andern in Frieden läßt." Mit Recht haben zugleich die ‚Deutsche Tageszeitung' und der ‚Vorwärts' sich über solche harmlose Gattung der Weltpolitik mokiert. Wenn aber Reventlow auch diese Gelegenheit wieder dazu benutzt, die theoretische Unmöglichkeit eines Niederhaltens der Engländer durch Deutschland ohne Seegeltung und ohne Küstenstellung nachzuweisen, so wird man dies mehr als konsequentes Verhalten verstehen können, weniger als eine Lösung des Konfliktes annehmen wollen.

Das Problem der Küstenstellung liegt nicht ganz einfach. Immerhin dürfte es interessant sein, sich einmal in das Gedächtnis zurückzurufen, was Friedrich Ratzel, der berühmte Meister der ‚Politischen Geographie' zu dieser Frage gesagt hat. In der 1900 erschienenen und 1911 von Helmolt neu herausgegebenen, sehr lesenswerten Schrift: ‚Das Meer als Quelle der Völkergröße' sind die nachstehenden Sätze zu lesen: „Keine Seemacht ist durch die Küste groß geworden. Da es in der Natur des Meeres liegt, in jedem Winkel und jeder Bucht dasselbe zu sein, und da das weite Weltmeer mit dem kleinsten seiner entlegensten Ausläufer zusam-

menhängt, braucht man vom Lande aus überhaupt immer nur einen Zugang, um auf dem Meere zu sein. In der Natur dieses einzigen Zuganges liegt es, ob einem Volke der Weg zur Seegeltung offen liegt oder nicht . . . Die Macht von Venedig und Lübeck strahlte ebenso einzig aus einer engen Bucht über einen weiten Meeresraum aus, wie einst die Macht von Sidon oder Athen. Weniggegliederte Küstenstrecken sind zur Herrschaft über reichgegliederte emporgestiegen, kleine Küsten über große . . . In zweiter Linie lehrt uns die Geschichte der Seevölker, daß für sie viel mehr abhängt von der Küste, die erreicht werden kann, als von der, wo der Ausgangspunkt liegt . . . Endlich wollen wir auch die Erreichbarkeit der Küsten vom Lande her nicht vergessen. Der Elbverkehr ist für Hamburg fast ebenso wichtig wie der Nordseeverkehr . . . Ueberhaupt ist an der maritimen Entwicklung des neuen Deutschen Reiches nicht das wichtig, daß es eine größere Küste hat, als je vorher von einer deutschen Macht beherrscht wurde, sondern daß das ganze Reich wirtschaftlich aufs engste mit der Küste verbunden ist und politisch ganz dahintersteht . . . Daraus geht auch hervor, daß die Küste keine Machtquelle ist, die mit der Größe gleichlaufend ergiebiger wird . . . So ist es in Italien, das mehr Küste hat, als es braucht, und vor allem zuviel Küsten im Verhältnis zu seiner Größe, seinen Machtmitteln, seinen Häfen."

Wenn man bedenkt, daß Ratzels Bewertung der Küste, was Italien betrifft, sich soeben bestätigt hat, wenn man weiß, wie sehr die lange Küste der italienischen Halbinsel dieses Land der englischen Willkür ausliefert, so wird man immerhin erwägen können, ob sich nicht aus den Grundsätzen dieses ersten Klassikers der Weltpolitik, der die genannte Schrift mit dem Satze einleitet: „Deutschland muß auch auf dem Meere stark sein, um seinen Weltruf zu erfüllen" — ob sich daraus nicht auch noch einige andre Folgerungen ziehen lassen.

Zu diesem Krieg

Lichtenberg

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharfgeladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte: was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Gesetz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion enfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion und die Untertanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre allen geholfen.

Biblische Dramen von Julius Bab

Gewiß ist es religiöse Leidenschaft, die zuletzt auch das Drama organisiert, dem Kampfspiel die höchste Spannung und Energie gibt; aber eine werdende, keine gewordene, eine gärende, keine dogmatisch fertige Regung muß es sein. Nur der Gott, der in den Menschen neu wird, noch in keinen äußern Begriff eingegangen ist, nur der erfüllt sie, erfüllt den Dichter und seine Gestalten mit der Kraft, die uns ihr Reden und Tun wichtig macht, mit dramatischer Bedeutung. Von dieser innerlich werdenden Religiosität ist etwas in dem Drama (aus dem Verlag von Egon Fleischel & Co.), das Walter Harlan ein „frohes Mysterium" nennt und das auch „In Kanaan' spielt.

Sein altes Evangelium bringt er uns heut schon wieder — es ist die Predigt von der Lebenskraft, dem Willen, Frucht zu tragen in jedem Sinne, der durch alle Kreaturen hindurch wirkt, sie stählt, ihnen Stellung und Richtung weist im Kampfspiel des Lebens, der in tausendfach verschiedener Form Schicksal wird für jeden rechten Menschen. Der heilige Judengott, der als Schöpferwille, als Bejahung der Schöpfung für Harlan durchaus eine Wahrheit ist, ist ihm doch durchaus heidnisch realisiert in jeder Wirklichkeit. Darum erscheint in seinem Mysterium die kanaanitische Astart, die Göttin der Fruchtbarkeit, auch der Israelitin und spricht, daß sie nicht neben, sondern in Jahve lebe, als sein Wille, sein Arm. Weil dieser Gott nicht jenseits der Welt da ist, sondern sich erst in ihrem Werden verwirklicht, so erscheint auch das biblische Volk hier keineswegs als abstrakter Religionsträger, es wird mit allen Mitteln der historischen Forschung (Hermann Gunkel, dem Erklärer der Genesis ist das Spiel gewidmet) und der künstlerischen Phantasie in reizvoller geschichtlicher Lebendigkeit an der Schwelle von Nomadentum und Seßhaftigkeit ergriffen. Juda, der Patriarch, ist Neumondsrichter der israelitischen, in kanaanitisches Land gebetteten Hebräergemeinde, und an ihm vollzieht die Schwiegertochter Thamar, der er den Gatten und damit das höchste Recht des Weibes, das Recht auf Mutterschaft, verweigert, jene berühmte List, aus der Harlan den Stoff seines Lustspiels gewinnt. Es ist köstlich, wie hier die pikanteste aller biblischen Geschichten mit der Reinheit künstlerischen Gefühls in frische patriarchalische Bergluft gehoben und durch die Leidenschaft eines wahrhaft frommen Sinns zu einer götteroffenbarenden Bedeutung geführt wird, wie alles Heikle sich in gläubige Weltfröhlichkeit wandelt.

Dies Mysterium ist dramatisch durchaus lebendig, denn seine sichtbar wandelnde Gottheit ist deutlicher noch als die Hexen des Macbeth eine sichtbare Innenstimme der Heldin. (Während der unsichtbare Gott bei Sorge eine durchaus übergeordnete, das Spiel

der Parteien nichtig machende Instanz ist.) Ein Kampf der als höchst bedeutsam empfundenen Menschen bleibt es bei Harlan und also ein Drama. In seinem klar auf Wertsetzung, auf ethische Erneuerung gerichteten Willen trägt Harlan deutlich den überimpressionistischen, den klassischen Zug, und es läßt sich nicht übersehen, daß er mit denen, die man „Neuklassizisten" nennt, auch eine bedeutende Gefahr teilt — die Gefahr, die jeder bewußte Wille ins Kunstreich bringt: seine Sprache, die gern mit Unterstreichungen, Präzisierungen, Antithesen und andern Elementen der Logik arbeitet, wendet sich zuweilen mehr belehrend an das Begreifen als gestaltend an das Gefühl. Die sinnlichen Einzelfarben scheinen oft mehr mit beispielgebender Absicht ausgewählt als aus sinnlicher Fülle glücklich herausgehoben. Aber bei Harlan begegnet diesem formalen Mangel jeder dominierenden ethischen Leidenschaft doch sehr glücklich eben der Inhalt seiner Leidenschaft: weil er ein Priester, ein Heiligsprecher des überall zu Frucht und Entfaltung drängenden Lebens ist, so strahlt vom Ziel seines Willens all die warme belebende Güte auf jede einzelne Gestalt zurück, die ihr durch die hartbewußte Bewegung seines Willens vielleicht zunächst fehlt. Die scharf bewußt gezogenen, etwas trockenen Umrisse seiner Figuren beginnen im Licht seiner großen Lebensliebe schließlich doch farbig und weich zu schimmern. Juda, der königliche Patriarch, lächelt über einen eifervollen Propheten, der seinen guten Wein als heidnisches Götterblut zur Erde gießt — Thamar, die sehnsüchtig stolze, wehrt sich gegen einen begehrlichen Schützer mit einem Guß übelduftenden Haifischthrans. Die große Meinung der einzelnen Figuren bricht ihren Strahl an hundert kleinen sorgfältig gesetzten Realitäten: so entsteht Harlans künstlerischer Humor.

*

Schlimm aber wird das Resultat, wenn der mit strengstem Bewußtsein humorlos waltende Wille nun auch als Ziel nicht das natürlich sich entfaltende Leben, sondern den abstrakten Begriff hegt: das Geistige, Edle, Hohe, das über das Niedrige, Gemeine, Sinnliche triumphieren soll. Da ergeben sich dann die fleischlos theoretischen Grundrisse von Paul Ernsts Dramatik; und wo dazu die heimliche, fast wider Willen durchbrechende lyrische Kraft dieses Dichters fehlt, wird das dramatische Gebilde von einer gradezu gespenstigen Kälte. So steht es mit dem ‚Auszug aus Aegypten', den Albert Steffen gedichtet (und bei S. Fischer veröffentlicht) hat. Steffen ist nicht kirchenreligiös wie Sorge; aber in seinem Moralismus ein noch viel ärgerer Dogmatiker, und während in Sorges Andachtsspiel doch noch viel von den starken Lebensfarben blieb, womit die geschichtliche Jugend der Israeliten diese erst spät zum religiösen Beispiel gestempelte Sage bildete, treibt Steffens Abstraktion jede geschichtliche Farbe aus. Sein

mathematisch großzügiger Karton enthält nur Moses als den erhabenen und gottwissenden Menschen rechts, den Pharao als den von sinnlichen Leidenschaften geleiteten niedrigen Menschen links und Pharaos Gattin und Sohn in die problematische Mitte gestellt. Viel mehr noch als Sorges kirchlicher König David fällt dieses moralische Bedeutungsspiel aus dem psychologisch Begreifbaren, menschlich Nachfühlbaren heraus. Der aegyptische König, von dem sittlich gefordert wird, daß er sein Volk und seine Götter gering achte gegen den Helotenstamm Israel — weil wir heute nach dreitausend Jahren die überlegene kulturelle Mission Israels zu kennen glauben! — dieser König und seine Schuld sind, dramatisch betrachtet, eine einzige Absurdität! Die dramatische Form beruht auf einem Gefühl, das für jeden Menschen und aus jedem Menschen heraus spricht. Für den Dramatiker müßte dieser Pharao also durchaus ein Recht, sein Recht — und wenn sich ein höheres, innerlich stärkeres Recht beim Gegenspieler erweisen kann — ein tragisches, zur Niederlage bestimmtes Recht haben. Da Steffen kein tragisches, sondern ein moralisches Gefühl besitzt, hat er ganz einfach Unrecht und sinkt damit aus allem Nachfühlbaren zum bloßen Pfeiler einer allegorischen Moralkonstruktion herab. Für die Allegorie aber (in der Steffen übrigens mit allerlei Gesichten und Wundern romantisch und inkonsequent über Paul Ernsts harten dramatischen Schein hinausgeht) fehlt dann wieder das einzig Rettende, die große lyrische Kraft, das sprachlich Fortreißende, mit dem etwa Alfred Mombert gegen das undramatisch Geistige seiner Figuren ganz gleichgültig macht. Aber ein Dichter, der Zeilen hinsetzt, wie:

„Denn Jahve selber will an uns erblicken
Die freie allumfassende Gebärde“

oder:

„Du mußt dein sterblich Gut an jenen Kräften,
Die er am Horeb fand, vergöttlichen“ —

oder:

„Du kannst dich nur von deiner Qual und Schwäche
Erretten, wenn du ihn zum Führer nimmst,
Indem du auch durch Liebe Zutritt suchst
Zu seinem Geist und so die Möglichkeit
Erlangst, von seiner Kraft berührt zu werden“ —

ein solcher Dichter hat in der frierenden Kälte seiner völlig vom Begriff zusammengebrachten Worte wahrhaftig nichts Verführerisches; er kann unser Gefühl nicht jenseits des Dramas mit einem poetischen Rausch entschädigen. Hier ist letzten Endes trotz aller noch so großartigen ‚Aufmachung‘ die dramatische Form zur kunstfernsten Sache der Welt: zu einem moralischen, nicht einmal religiös entschuldigten Traktat mißbraucht.

Felix Poppenberg zum Gedächtnis

von Eva Valentin

Ein Jahr nach seinem Tode

Leise ging er.
Ohne Worte und große Gebärden.

Und draußen tobte der Kampf —
Blut — Tod — und Haß.
Und Helden starben —
wie viele?

Er konnte nicht hassen.
Er wollte nicht Held sein.
Aus Leben und Kunst ein festes Gebilde schaffen,
maßvoll der Schönheit dienen
und wirken in Liebe:
das war sein Streben.

— In Feierstunden
wollen wir sein gedenken,
der unser Freund war.
Der starb im Jahr der Erkenntnis
am Haß der Menschheit.

Gabriel denuntio

von Max Epstein

Leo Walther Stein, von dem die meisten Stücke der Weltliteratur verfaßt sind, hat ein Lustspiel ‚Das Tauchboot‘ geschrieben, welches so amüsant ist, daß es in Cöln durchfiel. In diesem Stück wird von einem wichtigen Dokument erzählt, das der Erfinder im Schlafzimmer versteckt, damit die Arbeit des Erfinders nicht von einem glücklichen Finder ausgenutzt wird. Das ganze Stück ist natürlich nicht aus dem Besitz des Dichters Stein hervorgegangen, sondern stellt ein von Stein besetztes französisches Gebiet dar. Das wichtige Aktenstück ist die Idee eines Unterseeboots. Der Dichter Georg Okonkowski machte daraus das Textbuch zu einer Operette. Diese ‚Schöne Kubanerin‘ sollte ihre Wirkung in Holland üben, wo Max Gabriel, einst Kapellmeister, ein Theater leitet. Das Textbuch mit seiner diplomatischen Verwicklung war nun für die Kriegszeit nicht recht geeignet. Aus diesem und einem andern Grunde konnte es der Verleger Sliwinski in seinem eigenen Theater nicht herausbringen. Gustav Charlé

von der Komischen Oper wurde der Retter in der Not. Es mußte ein Serum gefunden werden, das den staatsgefährlichen Charakter des Stückes beseitigte. Okonkowski, dieser reine Einfallstor, arbeitete das Libretto um, das durch die tatkräftige Hülfe des gewiegten Direktors Charlé allmählich brauchbar wurde. Der Verfasser war damit zufrieden, daß die Bedeutung Kubas für den holländischen Erfindergeist eine wesentlich andre Gestalt annahm. Was ist ihm Kuba? Er würde gewiß nur weinen, wenn der Kassenrapport der Höhe der künstlerischen Absichten entspräche. Gabriel hatte das Stück — verzeihen Sie das harte Wort, um mit Stettenheim zu reden — vertont. Den Proben der Komischen Oper wohnte er mit fröhlicher Anerkennung der Gesamtleistung bis zur Generalprobe bei. In seiner Begleitung befand sich als sein Freund Herr Doktor Leopold Schmidt, der in den weitesten Kreisen bekannte Musikreferent des Berliner Tageblatts.

Alles wäre gut gegangen, wenn nicht Herrn Gabriel plötzlich bewußt geworden wäre, daß er auch dirigieren könne. Er träumte sich in die glückliche Lage eines Orchesterleiters, der sein eigenes Werk dem Publikum vorführt und am Schluß des zweiten Akts von seinen Freunden stürmisch auf die Bühne gerufen wird. Warum sollten Lehar und Leo Fall allein solche Ehren genießen! Er dachte nicht daran, daß dieses Dirigieren des Komponisten am ersten Abend immer ein Unfug und eine Undankbarkeit gegen den Kapellmeister ist, der sich die ganze Zeit mit der Einstudierung des Stückes geplagt hat und am entscheidenden Tage nicht nur dem Orchester als sicherer Führer fehlt, sondern auch um den Beifall des Premierenpublikums und die Anerkennung durch die Kritik gebracht wird. Er dachte ebenso wenig daran, daß ein Direktor mit Namen wie Lehar und Fall immer noch eine Art Sensation liefert und leichter ein ausverkauftes Haus erzielen kann als mit der behäbigen Persönlichkeit des Komponisten Gabriel. Leopold Schmidt, der ja die Leistungen andrer Kapellmeister kritisch scharf zu würdigen versteht, fand den Dirigenten nicht ausreichend, und Gabriel verlangte, die Leitung des Orchesters am Premierentage selbst zu übernehmen. Der Direktor Charlé ist nun eine ungemein gutmütige Natur. Aber diesen Wunsch dieses Komponisten schlug er ab und ließ es über sich ergehen, daß der zu seinem Rechtsanwalt lief und, zugleich im Namen des Herrn Okonkowski, gegen die schlechte Aufführung seines Werkes protestierte und eine Hinausschiebung der Erstaufführung um einige Tage verlangte, damit das Werk in dieser Zeit eine würdige Gestalt annehmen und er selbst den Taktstock führen könne. Charlé ließ sich nicht einschüchtern. Der Anwalt drohte zwar mit einer einstweiligen Verfügung, durch die wenige Stunden vor der Aufführung das Gericht bei empfindlicher Geldstrafe die Premiere verbieten würde. Es ging sogar soweit, daß die Verfasser, während

der allein berechtigte Verlag sich an dem Treiben nicht beteiligte, durch ihren Vertreter in den Abendzeitungen, die unmittelbar vor der Aufführung erschienen, ihren Protest und den Hinweis auf die gar nicht mögliche einstweilige Verfügung veröffentlichten. Die Direktion sah sich gegen solche Ausfallstorheit machtlos. Es waren zwar nur wenige Zeitungen, die diese Zuschrift gebracht hatten, aber diese wenigen genügten. Es sind immer dieselben Blätter, die jedem Theaterklatsch zugänglich sind, und es sind auch fast immer dieselben, die sich nachher entsprechend verhalten. Da sie die meisten Leser Berlins für sich haben, so ist jeder Angeschuldigte preisgegeben. Charlé nun konnte zu seinem Glück durch die Aufführung beweisen, daß das ganze Gerede der Autoren sinnlos war. Mit einer seltenen Einmütigkeit bekundeten Publikum und Presse, daß Regie und Darstellung vorzüglich und Mängel höchstens in der Musik des Herrn Gabriel vorhanden wären. Eine einzige Ausnahme gab es. Herr Leopold Schmidt nämlich wußte nicht recht, was er tun sollte. Sollte er dem Freunde den Erfolg verkümmern? Das war seiner Objektivität nicht zuzutrauen. So half er sich denn mit kleinen Bemerkungen, die nur die Eingeweihten verstanden. Er stellte zwar den Erfolg fest. Aber er deutete immer wieder an, daß dieser Erfolg auch in „dieser" Fassung des Stückes und in „dieser" Ausführung (gemeint war: trotz „dieser") erreicht worden sei, und wollte damit sagen, daß es für die Direktion gewiß viel ratsamer gewesen wäre, den Wünschen Gabriels nachzugeben. Die Verfasser hatten ja in ihrer Zuschrift an die Zeitungen ihrer Arbeit „ursprüngliche künstlerische Werte" zugesprochen. Man kriegt eine Gänsehaut, wenn man sich vorstellt, daß diese Werte in die Erscheinung hätten treten können. Charlé glaubte nun, nach der Aufführung mit wenigen Worten die Ausfälle Gabriels in der Presse richtigstellen zu müssen. Er hatte die Zeitungen überschätzt. Sie hatten zwar den Angriff gebracht, und noch dazu ein paar Stunden vor der Premiere, hatten also eine Aufführung diskreditiert, bevor sie stattgefunden; aber die Verteidigung schien ihnen doch eine zu große Bagatelle.

Für jeden, der sich mit der Einstudierung von Stücken befaßt, ergibt sich die Frage, ob es gut ist, Autoren an den Proben teilnehmen zu lassen. Für den Juristen entsteht die Frage (die gewiß zu verneinen ist), ob ein Komponist das Recht habe, die Erstaufführung zu dirigieren, selbst wenn der Direktor annimmt, daß er dazu nicht geeignet sei. Und drittens erhebt sich die Frage, inwieweit Autoren wegen solcher Beeinflussung der Oeffentlichkeit vor der Aufführung dem Direktor schadenersatzpflichtig sind. Das mögen die Gerichte entscheiden. Uns genügt, die taktische Entgleisung des Komponisten festzustellen, derentwegen allein ich hiermit Gabriel denunziere.

Saisonbeginn

Zum dritten Male fangen die Theater an, als wäre nicht Krieg, und als gäbe es keinen Verband zur Förderung der Theaterkultur, der die Reinigung des deutschen Spielplans überhaupt und insbesondere von aller Fremdländerei verlangt. Man sollte meinen, daß solch ein Verband auf keine Bühne zu rechnen hätte, auf eine aber bestimmt: auf die preußische Hofbühne. Tatsächlich könnte das berliner Schauspielhaus sich dadurch ein Verdienst erwerben, daß es den Herren Lienhard, Wachler, Burte, Dinter und König samt Kron- und Erbprinzen entweder zum Sieg oder zum Durchfall verhülfe und uns, so oder so, von dem Geschrei ihrer ungeduldigen Königsmacher befreite. Unbesorgt: es käme wahrscheinlich zu keiner Vollständigkeit; nach zwei bis drei Versuchen wäre Ruhe. Aber auch nur einen einzigen verschmäht der Dramaturg und Dichter Reinhard Bruck. Er inszeniert sich lieber selbst. Ihn ziehts zum Vater Dumas und seinen ‚Fräulein von Saint Cyr', zur Cabaretpoetin Eddy Beuth, zum Operettenkomponisten Winterberg, zu einer Gattung, die als Gegenstand der Kunstkritik am wenigsten zu dienen pflegt, wenn dem Autorenhäufchen garnichts eingefallen ist. Hans Dampf im Mittelpunkt „bringt" ein Couplet auf allen Vieren, hüpft über Sessel, steigert Hermann Böttcher zum Rivalen jedes Kutzner und unser Hoftheater zur geheimrätlichen Singspielhalle. Vorspiel des ersten Aktes: ‚Frühling'; des zweiten ‚Schmetterlinge'; und des dritten: ‚Sehnsucht'. Schmalz und Schweiß à la Chat noir; falls einer nicht merken sollte, wonach diese ‚Blumen der Maintenon' riechen. Aehr!

* * *

Den Nutzen hat Lothar Schmidt. Man ist ihm dankbar für seine Sauberkeit. Er täuscht nichts vor. Er schnallt an seine Beinchen keine falschen Waden. Er schreitet mit ihnen so langsam, wie ihre Schmächtigkeit erlaubt, rund um die ‚Idee' zu einem Lustspiel von drei Akten. Man zweifelt je länger, je mehr, daß er bis ans Ende kommen wird. Aber er schreitet behutsam weiter, achtet auf keine Pflanze am Wege, die ihn zu Seitensprüngen verlocken möchte, und belohnt sich am Ziel mit der Versicherung, daß er durchaus nicht bloß zwei Stunden harmlos vor sich hin gegangen ist. Bewahre: er ist zu einer tiefern Einsicht vorgedrungen. Er weiß jetzt, daß seine ‚Perlen' die Illusionen bedeuten, die jedes Menschenkind nötig hat, daß es ganz gleich ist, ob man echte oder falsche Perlen hat, daß es genügt, die falschen für echt zu halten, und daß man deshalb niemand seine Lebenslüge rauben soll. Das wird nachträglich lehrhaft verkündet, das wird sogar von einem Professor gemalt, aber das hat zum Glück verdammt wenig mit den Talmiperlen zu tun, die Jutta Jensen Zeit ihrer Ehe für voll nimmt, und über die sie nicht aufgeklärt werden darf, als sie ihr im zwölften Jahr gestohlen werden. Erik Jensens Angst vor der Aufklärung: das ist das Lustspiel, dessen Lustigkeit

mit seiner Schwankhaftigkeit wächst. Hans Junkermann, im Deutschen Künstlertheater, zappelt immer verzweifelter; und das ist mehr wert, als wenn gölte Bonvivants nicht ihre, sondern ihrer Verfasser Witze zum besten geben. Lothar Schmidt macht keine Witze und läßt keine Witze machen. Das bleibt sein künstlerisches Verdienst. „Schietkram" ruft einmal einer; und dies ist die einzige Blüte, die aus dem Dialoge sprießt. Durchschnittsmenschen reden ihre Alltagssprache. Weder ihr Wesen noch ihr Jargon wird irgendwie forciert. Manchmal, mehrmals droht die Geschichte gar zu dünn zu werden. Soll man da eine Episode einflicken oder die Konversation aufplustern? Der arme, aber reinlich gekleidete Lothar Schmidt zieht den Flicken unbedingt der Fälschung vor. Dieser Tasso brauchte, um die erfolgreichste Firma der deutschen Unterhaltungsdramatik zu werden, nichts weiter als einen Kompagnon, von dem er ohne Uebertreibung behaupten könnte: Er besitzt, ich darf wohl sagen, alles, was mir fehlt.

* * *

Was ihm, was seiner berlinischen Trockenheit fehlt, ist, unter anderm, der Funke. Der Anfänger Wedekind hat ihn. Dafür hat er sonst nichts. ‚Der Schnellmaler oder Kunst und Mammon', die ‚Große tragikomische Originalcharakterposse' ist zwei Akte lang eine zähe Biermimik, die zu meiner Zeit der Kommersdichter Mampe mühelos übertraf. In Namen wie Pankratius, Pasiphae, Chrysostomus, Athanasi soll Komik liegen. Aber man lacht nicht. Eine Parodie auf den jungen Schiller, den monologisierenden Faust, das sterbende Paar Romeo und Julia will nach der Grabbe-Weise Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung vereinen. Es gelänge ihr vielleicht, wenn nicht drum herum ein richtiges Theaterstück gedichtet wäre, zu dem Benedix die Vorgänge und Kotzebue die Figuren — oder ist es umgekehrt? — geliefert haben. Man fragt sich gelangweilt und geärgert, weshalb uns dieser literarhistorische Anschauungsuntrricht über Wedekind zugemutet wird, der uns dafür nicht mehr wichtig genug ist, und weshalb er uns in einer Zeit zugemutet wird, wo es uns schwer genug fällt, überhaupt im Theater auszuhalten, und wo es uns darum besonders erleichtert werden müßte. Bis plötzlich im dritten Akt der Schöpfer des ‚Marquis von Keith' die Hakennase durch die Eierschale stößt und schwefelqualmend vor uns steht. Da ist schon die jähe Verzerrung der Maße, der Hechtsprung in die Unlogik, die Freude am deus ex machina und an der romantischen Entlarvung dieses Tricks, der kalte Hohn auf das hohle Pathos und die Kraft, das alles zusammenschießen und in Einer Szene blitzartig zünden zu lassen. Eine Kraft, die heute wieder erloschen scheint. In ‚Franziska' etwa ist von Wedekinds Feuer nur der Rauch, nicht die Flamme. Wenn man uns diesen Rauch drei Stunden zu schlucken gegeben hat, ist freilich kein Grund, uns nicht fünf Minuten mit jener Stichflamme zu ergötzen. Ist umso weniger Grund, als die Aufführung der Kammerspiele in Tempo und Tönung durchaus geeignet war, uns den Saisonbeginn angenehmer zu machen.

Inseratenmonopol von Vindex

Wenn der Frieden, der gegenwärtig allerdings ferner scheint als je, einmal geschlossen sein wird, dann werden sich die Regierungen Europas für ihre Finanzwirtschaft vor ungeheuern Aufgaben sehen; und man kann es verständlich finden, wenn die vorläufig noch im Schatten des Krieges schlummernden Finanzprobleme bereits jetzt beginnen, die Geister zu beunruhigen, und wenn namentlich bei uns in Deutschland, wo derlei tiefer zu gehen pflegt als anderswo, schon allerorten Vorstudien gemacht und Pläne entworfen werden, um Antworten auf die künftig vor uns hintretenden Fragen zu finden.

Aus dem Für und Wider und dem Hin und Her der Meinungen und Ratschläge läßt sich, hält man dazu die Aeußerungen zuständiger Regierungsstellen, auch bereits ungefähr die Wegrichtung erkennen, die man bei uns nach Wiederherstellung des Friedens in finanzwirtschaftlichen Dingen wohl einschlagen wird. Wenn wir uns klar machen, daß die Ordnung der Finanzen für den Staat in erster Reihe immer eine Geldbeschaffungsfrage ist, und daß als Hauptgeldquelle die öffentlichen Abgaben in Betracht kommen, so sehen wir, daß das Problem in der Frage gipfelt, wie diese Abgaben in Zukunft beschaffen sein müssen, und ob sie reichlich genug fließen werden, um den öffentlichen Bedarf zu decken — ohne dabei auf der andern Seite den Wohlstand und die Steuerkraft der Bevölkerung zu beeinträchtigen. Da man nun weiß, daß die bisherige Form der direkten und indirekten Besteuerung, der Zoll- und der Gebührenerhebung, sicherlich nicht hinreichen wird, um die gewaltigen Anforderungen an öffentlichen Mitteln zu befriedigen, die die Nachkriegszeit uns (wie allen andern Völkern) stellen wird, so wird man sich bei uns, soviel scheint festzustehen, einer hier letzthin nicht mehr in Uebung gewesenen und gewiß auch zur Zeit nicht grade volkstümlichen Art der Abgaben-Erhebung wieder zuwenden: der Einführung von Monopolen.

Vielleicht wäre es, wie die Umstände heute liegen, zweckmäßig, man schlösse einstweilen mit dieser Erkenntnis ab, begnügte sich mit ihr und unterließe vor der Hand jede weitere Untersuchung darüber, was für Monopole denn eigentlich einführenswert wären; denn zu dieser Untersuchung wird eigentlich erst dann Zeit und Anlaß sein, wenn die Möglichkeit der Ausführung aller Vorschläge näher gerückt sein wird. Aber diese Ansicht oder Einsicht ist nicht sehr weit verbreitet, die Monopolpläne und -Vorschläge schießen nur so aus dem Boden, und man steht erstaunt vor der Fülle der Gesichte.

Neuerdings wird in der Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung das Anzeigenmonopol als eine der ergiebigsten und empfehlenswertesten Staatseinnahmequellen erörtert. Der Verfasser des Aufsatzes, Herr Doktor Schairer aus Berlin, will zwar nicht, wie manche radikalern Monopolisten, die unmittelbare Rückkehr zum staatlichen Intelligenzblatt, einer preußischen, für die damalige Zeit nicht so üblen Erfindung, die darin bestand, daß sämtliche Inserate, Anzeigen, öffentliche Mitteilungen nur in den von Staats wegen herausgegebenen Ankündigungsblättern und anderswo nicht erscheinen durften. So weit geht Herr Doktor Schairer nicht zurück. Aber er will die Monopolisierung der Anzeigenvermittlung, also der Annoncenexpedition in der Weise, daß für jedes Inserat eine Abgabe an den Staat entrichtet werden soll, wohingegen der Staat — unter Ausschluß jeder privaten Vermittlung — die Weiterleitung an

eine der im übrigen ungeschoren bleibenden Zeitungen oder Zeitschriften übernimmt. Damit aber noch nicht genug: nach Schairers Vorschlag sollen Anzeigen in privaten Blättern überhaupt nur dann erscheinen dürfen, wenn sie spätestens zur selben Zeit in einem der an allen möglichen Orten zu gründenden fiskalischen Anzeigenblätter stehen. Die Kontrolle, daß dies auch richtig geschehe, soll durch die staatlichen Anzeigenannahmestellen geübt werden, und das Ganze ist, wie man sieht, wiederum ein verschämtes Spiel mit dem ehrwürdigen Institut der Intelligenzblätter (bei deren Einführung man sich übrigens auf das noch ehrwürdigere Marktregal berufen hatte).

Nun ist aber die Entwicklung des Anzeigenwesens in den letzten fünf Jahrzehnten kein Vorgang „an sich" gewesen, sondern diese Entwicklung war ein Bild und eine Begleiterscheinung, eine Folge und wiederum eine Wirkung des Aufwärtsganges der deutschen Wirtschaft, des Aufblühens von Handel und Verkehr. Daß aber der Strom der Anzeigen sich seinen eigenen Weg gesucht hat und nicht den ihm vom Staat gewiesenen gezogen ist, hat seine natürlichen Gründe: sie sind darin zu finden, daß die Zeitungen und die andern Annoncen tragenden Blätter es verstanden haben, Leser, eifrige und viele Leser zu gewinnen und festzuhalten. Gewiß mag richtig sein, was Schairer sagt: daß durch das allmählich eingetretene Uebergewicht des Anzeigenteils bei den Zeitungen die Unabhängigkeit der Presse in Gefahr geraten ist. Aber wer ist so naiv, in einem Zeitalter wie diesem und unter der Herrschaft des Kapitalismus bei Geschäftsunternehmungen (wie die Zeitungen sind) überhaupt an die Möglichkeit irgendeiner Unabhängigkeit zu glauben? Immer werden die Unternehmer einer Zeitung, genau so wie die eines Warenhauses oder eines Kohlenbergwerks, die Höhe der Rente und ihre Erzielung in den Vordergrund stellen, und es ist im Kern völlig gleichgültig, ob der Zeitungsbesitzer von den Inseraten oder ob er von den Abonnenten und Käufern abhängig ist.

Wer etwas der Oeffentlichkeit ankündigen will, wer inseriert, dem ist daran gelegen, daß seine Anzeige von möglichst Vielen gelesen wird, daß die Annonce wirkt. Dann kommt der Inserent auf seine Kosten, die Annonce lohnt sich für ihn, und die Sache hat im Rahmen des oekonomischen Gesamtorganismus einen Sinn. Wie stünde es aber mit dem Leserkreis staatlicher Anzeigeblätter, die eine Folge des Inseratenmonopols — auch in der verdeckten Gestalt des Schairerschen Vorschlages — sein würden ? Wie viele — freiwillige — Leser würden diese interessanten Organe finden? Wir haben dafür ein lebendiges Beispiel am ‚Reichsanzeiger', der den zu schaffenden offiziellen Intelligenzblättern einigermaßen ähnlich sieht. Jeder weiß, mit welchem Mißbehagen das Publikum dieses Amtsblatt in die Hand nimmt, und daß es eigentlich nur von Leuten gelesen wird, die Beruf und Pflicht dazu zwingt, sonst aber von niemand. Wo bliebe die Wirtschaftlichkeit des Inserats, wenn man es in die resonanzlosen Spalten solcher Amtsblätter zwänge? In die Wage, die das Angebot mit der Nachfrage ausgleicht, käme ein Faktor der Unruhe. Ein derartiger Zwang würde als Hemmschuh für die Freiheit der Entwicklung des Marktes wirken, und dieser Hemmschuh würde, wenn man ihn wirklich nach dem Kriege einführte, grade zu einer Zeit angelegt werden, wo die Atem- und Bewegungsfreiheit für den Handel und Wandel Deutschlands die oberste Forderung sein würde.

Auch das psychologische Moment soll man nicht unterschätzen; kluge Volkswirte und Steuertechniker werden nie vergessen, es mit in Betracht zu ziehen. Das Publikum, und namentlich der deutsche Kaufmann, der sich gezwungen sieht, vollständig zweckloserweise in einem amtlichen „Kreis-, Landes-, Provinzial- oder Reichsblatt" zu inserieren, bevor er das Recht erhält, dasselbe Inserat dort aufzugeben, wo es ihm beliebt — wird diesen Zwang wegen seiner Sinnlosigkeit verabscheuen und ihn bald lediglich für ein übles Mittelchen ansehen, das vom Reich angewendet wird, um an dem fetten Inseratengeschäft teilzuhaben. Eine solche Erkenntnis würde aber weder die Freude am Inserieren noch die Freude am Geschäftemachen fördern. Nichts kann jedoch dem Steuerpolitiker weniger erwünscht sein als eine Unterbindung des Erwerbssinns der Bevölkerung. Bringt er es mit seinem Steuer- und Abgabesystem zu einer solchen Unterbindung, so hat er sich selbst die Quelle abgegraben, aus der er schöpft, und wird bald auf dem Trocknen sitzen.

Neben dem Zwangsinserat in der staatlichen Zeitung soll nach Schairers Vorschlag die Zwangsvermittlung für Inserate durch staatliche Behörden (etwa durch die Post) treten. Das bedeutet: die privaten Annoncenexpeditionen sollen aufgehoben werden. Wie sich der Urheber dieses Vorschlags die Entschädigungen für die bestehenden Unternehmungen denkt, darüber läßt er nichts verlauten; ebensowenig zieht er in Erwägung, daß das inserierende Publikum von der Annoncenexpedition in der heutigen Form nicht nur die mechanische Weiterleitung der Anzeigen, sondern auch Beratungen über Form und Inhalt, Belehrung über die in Betracht kommenden Blätter und andre Unterstützung aller Art zu fordern und zu erhalten gewohnt ist. Niemals kann eine staatliche Behörde, und am wenigsten kann der Mann am Postschalter, auch wenn er neuerdings keine Uniform mehr zu tragen braucht, diese Vorzüge der privaten Anzeigenvermittlung im entferntesten ersetzen — und der Rückschlag auf das allgemeine Verkehrsleben ist unvermeidlich.

Bei alledem scheint uns so, als ob die Projekte, die vom Inseratenmonopol reden, überhaupt garnicht ernst gemeint sind. So wäre denn auch die Polemik dagegen nicht vonnöten oder gegenstandslos? Das ist ein Fehlschluß. Wer das Inseratenmonopol empfiehlt, weiß wohl ganz gut, daß er es nie wird an den Mann bringen können; darum will er sich in Wahrheit auch meistens damit begnügen, eine entfernte Verwandte dieses Monopols, nämlich die Inseratensteuer, in empfehlende Erinnerung zu bringen. Aber wer sieht nicht klar ein, daß alles, was vom Inseratenmonopol gilt, in fast unverminderter Stärke auch von der Steuer auf Anzeigen gesagt werden muß? Denn es soll nur ja keiner annehmen, daß diese Steuer, auch wenn sie den Zeitungsbesitzern auferlegt wird, nicht doch in irgendeiner Form wieder auf den Inserenten, auf das Publikum, auf die Masse abgewälzt wird. Legt einen Stein auf die Spitze einer Pyramide: die Basis ist es, die den letzten Druck seines Gewichtes spürt und zu tragen hat. Monopole, ebenso wie indirekte Steuern, treffen, wie sie auch beschaffen sein mögen, immer nur die unübersehbare Schar der Verbraucher, nie den Einzelnen. Und wer das weiß, der weiß auch, daß Vorsicht bei der Einführung solcher mittelbaren Abgaben auf das dringendste geboten ist, und daß mit dem schönsten Rechenexempel nichts anzufangen ist, wenn die Entwicklung der Tatsachen das Ergebnis umwirft.

Antworten

Paul Enderling. Wenn Sie Wert darauf legen . . . „Zu den Bataillonen der Kriegslyriker im Feuilleton treten neuerdings Franc-tireurs und Marodeure im Inseratenteil hinzu, die keiner völkerrechtlich anerkannten Truppe angehören. Sie verschießen aus diesem neutralen Gebiet die Dumm-Dumm-Kugeln ihrer Schrecken verbreitenden Nachrufe. Wo sie ihre Munition herbeziehen, besagt folgendes Inserat einer süddeutschen Zeitung, das in Varianten übrigens überall zwischen Maas und Memel, zwischen Etsch und Belt gefunden werden kann:

Klagt Ihr um ein teures Lieb,
Das tot auf dem Felde blieb,
Ein Gedenkblatt, ein Gedicht
Sagt, was Leid und Liebe spricht.
Billig mach ichs nach Bericht.

P. K., Rosenbergstraße 10, hp. l.

Da Deutschland durch diesen immensen Reimverbrauch bald am Ende seiner Reime angekommen sein dürfte, ist es die höchste Zeit, die spärlich vorhandenen Reim-Vorräte zu ‚strecken'." Beneidenswerter Stuttgarter! In die berliner Blätter wagen sich solche Nachrufe leider nie. Hier gibt es nichts zu lachen. Wohl aber zu bekämpfen. Nur Sie,

D. J., Sie finden es nicht in der Ordnung, daß „ein Mitglied der Presse", das ich schließlich sei, die Presse bekämpft. Glauben Sie mir: wenn man es nicht von Zeit zu Zeit täte — sie wäre noch viel ärger, als sie ist. Ich erfahre doch immer wieder von Unanständigkeiten, die unterbleiben, weil die Herrschaften fürchten, in die ‚Schaubühne' zu kommen. Manche freilich fürchten nichts und niemand. Da habe ich vor ein paar Wochen eine Verteidigung der Sarah Bernhardt gebracht. Eine Verteidigung. Denn Ferdinand Künzelmann und mir wäre kaum eingefallen, aus heiterm Himmel von der Französin zu schwärmen. Wir nahmen nur endlich die alte Frau gegen allerlei Pöbeleien der deutschen Zeitungen in Schutz. Der kleine Artikel beanspruchte von den vierundzwanzig Seiten der ‚Schaubühne' zwei Seiten und elf Zeilen. An einer Stelle hieß es: „Wäre sie, wie es im vergangenen Winter ihre Absicht war, nach Kopenhagen gekommen, um dort zu spielen, so wäre ich sicherlich hingereist, denn es gehört zu meinen großen Wünschen, diese Stimme noch einmal in diesem Leben zu hören." Jedem muß freistehen, seine persönlichen Wünsche zu hegen und ehrlich unter seinem Namen zu äußern. Was tut nun eine berliner Zeitung, deren Vertreter nicht den Mut hat, seinen Namen zu nennen? Sie zitiert eine von den Widerwärtigkeiten, gegen die sich Künzelmann gewendet hat — eine alberne Zurückweisung der Bezeichnung Sarahs als der ‚Göttlichen', eine gegenstandslose Zurückweisung, weil sie weder in der ‚Schaubühne' noch sonstwo so bezeichnet worden ist — und fährt fort: „Soll man es nun für möglich halten, daß es in gegenwärtiger Zeit ein Blatt gibt, das dieser ‚Göttlichen' ein ganzes Heft widmet? Ist es wirklich für Menschenhirn faßbar, daß sich heute noch sogenannte Deutsche finden, die allen Ernstes eine Wallfahrt nach Kopenhagen predigen, wo diese ‚göttliche' alte Jüdin just eben auftritt, die Deutschland ihr Lebelang mit Kot beworfen hat (was allerdings nicht gehindert hat, daß sie an unsern königlichen Bühnen auftreten durfte!)? Dieses Blatt, das sich solchen Unterfangens erkühnt, ist die ‚Schaubühne' des urdeutschen Mannes Siegfried Jacobsohn!!" Da der Lügner und Fälscher anonym bleibt, soll auch der Titel seines Organs nicht mein Blatt beschmutzen. Aber Sie werden begreifen, weshalb man es nicht zu allen Stunden des Tages als ehrenvoll empfindet, „ein Mitglied der Presse" zu sein. Auch nicht, wenn man Ihre Blätter liest.

Süddeutscher. Sie schicken mir einen Ausschnitt aus dem Mannheimer General-Anzeiger, der eine Polemik so beginnt: „Die vollkommene Bedeutungslosigkeit der flandrischen Küste weist Germanicus in der von Siegfried Jacobsohn herausgegebenen ‚Schaubühne' nach, die, der Konjunktur Rechnung tragend, jetzt nicht nur in Theater-, sondern auch in hoher Politik macht", und fügen hinzu: „Ich muß gestehen, daß ich, seit etwa einem Jahr, die ‚Schaubühne' hauptsächlich lese, weil sie in hoher Politik macht. Wie sie es macht, beweist, daß sie nach keiner Konjunktur fragt. Aber es wäre ja trotzdem möglich, daß sie „der Konjunktur Rechnung tragend", also am ersten August 1914 damit angefangen hat. Mir wäre auch das gleichgültig. Ich wüßte nur gern, ob es sich so verhält." Es verhält sich natürlich nicht so. Und ich nenne den anonymen Zeitungsschreiber nur darum nicht einen feigen Verleumder, weil vielleicht ein mildernder Umstand für ihn ist, daß er die ‚Schaubühne' auch noch nicht länger liest als Sie. Fast ein Jahr vor Kriegsbeginn, am fünfundzwanzigsten September 1913, ist folgende ‚Antwort' erschienen: „Wenn hier neun Jahre das Theater und nur das Theater betrachtet worden ist, so habe ich damit noch nicht das Recht verwirkt, einmal andre Dinge betrachten zu lassen und zu betrachten. Ein Feld abgesondert von allen andern zu beackern, hat seine Reize, seine Vorteile, aber auch seine Gefahren. Es gibt hundert Zusammenhänge mit den andern Feldern, die auf die Dauer doch nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Wir können uns nicht entziehen, wenn der Reichsbankdiskont hinaufgesetzt wird, und letzten Endes hängen wir alle an Fäden, die in der Burgstraße zusammenlaufen. An feinen Fäden, die wir nicht immer sehen. Aber grade deswegen sollten wir sie sorgfältig ansehen, sollten wir lernen, wie es auf der Welt zugeht. Denn schließlich sitzt im Theater, dessen Bühne wir seit neun Jahren zu säubern versuchen, auch ein Publikum, von dem hier noch zu wenig gesagt worden ist. Jetzt also wollen wir öfters das Fenster des Arbeitszimmers öffnen, ein wenig hinausblicken und Ihnen dann berichten, was es draußen gibt." Mit dieser Nummer begann eine systematische Erweiterung des Gebiets, deren Ergebnisse bereits allen Schlechten im Lande so fatal sind, daß sie sich immer wieder mit Entstellungen und Verdächtigungen wehren zu müssen glauben. Nur immerzu! Ich bin der Meinung Ludwig Feuerbachs: „Es ist ehrenvoll, von der Dummheit gehaßt zu werden; es ist beneidenswert, von der Gemeinheit gehaßt zu werden."

Die fünfte Reichskriegsanleihe

Nach einem Zeitraum von sechs Monaten, in dem unsere tapferen Truppen neue glänzende Waffenerfolge errungen und vor allem die große Generaloffensive unserer Gegner zum Scheitern gebracht haben, geht das Reich von neuem daran, die finanzielle Kriegsausrüstung zu stärken, um der grauen Mauer, die das Vaterland vor dem Eindringen der Feinde schützt, auch umgekehrt den sicheren Rückhalt des Vaterlandes zu geben. Wer diese Absicht zu würdigen versteht, der weiß auch, daß er dem Reiche mit der Beteiligung an der 5. Kriegsanleihe kein Opfer bringt, sondern sich selbst am meisten nützt. Denn alle Werte und Güter, aller Wohlstand und alle Arbeit können nur erhalten werden und fortbestehen, wenn wir unserem Heere und unserer Marine die Waffen liefern, um den Feind abzuwehren und ihn endgültig niederzuringen. Des Reiches Lasten, so mag dieser oder jener Zaghafte denken, sind seit

dem Kriegsausbruch gewaltig gestiegen. Wohl richtig. Unzweifelhaft ist die Bürde der Kriegskosten schwer, aber wir dürfen, wenn wir heute die Last des Reiches vom Standpunkte des Anleiheerwerbes aus beurteilen, nicht vergessen, daß das deutsche Nationalvermögen ein Vielfaches von dem beträgt, was bisher im Kriege verausgabt worden ist. Und, was noch wichtiger sein dürfte: Die Kapitalkraft der Volkswirtschaft hat sich keinesfalls in demselben Maße vermindert, wie die Anleiheschuld des Reiches gestiegen ist. Wir wissen ja, daß der weitaus größte Teil des vom Reiche verausgabten Geldes innerhalb der Reichsgrenzen verblieben ist,und daß des Reiches Gläubiger die eigenen Bewohner des Reiches sind. Betrachten wir Staats- und Volkswirtschaft als ein Ganzes, so ergibt sich daraus, daß abgesehen von den durch den Krieg vernichteten Gütern nur ein Wechsel innerhalb des Besitzes eingetreten ist. Zudem bilden die territorialen Pfänder, die wir vom feindlichen Gebiet in Händen haben, eine Sicherung dafür, daß sich die Worte des Staatssekretärs Dr. Helfferich erfüllen werden: „Das Bleigewicht der Milliarden sollen die Anstifter des Krieges in Zukunft herumschleppen, nicht wir."

Zeigen wir unseren Feinden wieder die Unerschöpflichkeit unserer Kraft und den unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Zentralmächte!

Tun wir das, so ist der Erfolg auch der 5. Kriegsanleihe gesichert, und den Regierungen der uns feindlichen Länder wird es immer schwerer werden, bei ihren Völkern für das Märchen von der Möglichkeit der Vernichtung Deutschlands Gläubige zu finden.

Die Ausstattung der 5. Kriegsanleihe lehnt sich eng an die bei den früheren Kriegsanleihen gewählte und insbesondere an die Bedingungen der 4. Kriegsanleihe an. Wieder wird in erster Linie dem deutschen Kapital eine 5 % ige Deutsche **Reichsanleihe** angeboten, **unkündbar bis 1924,** wobei gleich bemerkt sei, daß die Worte „unkündbar bis 1924" keine Verkaufs- oder Verfügungsbeschränkung des Anleiheinhabers ankündigen, sondern nur besagen, daß das Reich den Nennwert der Anleihe nicht vor dem erwähnten Zeitpunkte zurückzahlen, bis dahin auch keine Herabsetzung des Zinsfußes vornehmen darf. Daß auch später eine Herabsetzung des Zinsfußes nur in der Weise möglich ist, daß das Reich dem Inhaber wahlweise die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbietet, ist bekannt.

Neben der 5 % igen Reichsanleihe werden 4½ % ige **Reichsschatzanweisungen** ausgegeben. Hinsichtlich ihrer Sicherheit unterscheiden sich die Schatzanweisungen in keiner Weise von den 5 % igen Anleihen, wie überhaupt beide ihrem inneren Werte nach allen schon früher ausgegebenen Deutschen Reichsanleihen gleichen und wie diese zur Anlegung von **Mündelgeldern** verwendet werden dürfen. Mit dem Worte „Schatzanweisungen" wird nur zum Ausdruck gebracht, daß die Laufzeit von vornherein begrenzt ist, d. h. daß das Reich sich verpflichtet, diese Schatzanweisungen in einem genau feststehenden, verhältnismäßig kurzen Zeitraum mit ihrem Nennwert einzulösen.

Die fünfprozentige Reichsanleihe wird zum Kurse von 98 % (Schuldbucheintragungen 97,80 %) ausgegeben.

Der einzuzahlende Betrag ist indes niedriger als 98 %, weil der Zinsenlauf der Anleihe erst am 1. April 1917 beginnt, die bis dahin dem Anleihezeichner zustehenden Zinsen aber ihm sofort vergütet werden. Hierdurch ermäßigt sich der Zeichnungspreis bis um 2½ %, dieses näm-

lich in dem Falle, wenn der ganze Gegenwert der Anleihe am 30. September bezahlt wird. Stellen wir in bezug auf den Ausgabepreis einen Vergleich mit der 4. Kriegsanleihe an, so sehen wir, daß der Erwerb der 5. Kriegsanleihe, rein äußerlich betrachtet, jetzt um ½ % günstiger ist. Das ist jedoch, wie zugegeben werden muß, nur ein scheinbarer Vorteil, weil man nicht vergessen darf, daß der 5 %ige Zinsfuß dem Anleiheerwerber jetzt auf 8 Jahre (bei der 4. Kriegsanleihe waren es hingegen 8½ Jahre) gesichert ist. Denn, wie schon oben gesagt, das Reich kann vom Oktober des Jahres 1924 an die Anleihe zum Nennwerte zurückzahlen. Die **Nettoverzinsung** der 5 %igen Reichsanleihe beläuft sich bei einem Kurse von 98 % auf 5,10 % und, wenn die Rückzahlung im Jahre 1924 erfolgen sollte (infolge des dann eintretenden Kursgewinnes von 2 %), auf 5,35 %. Das ist angesichts der allerersten Sicherheit, die eine Deutsche Reichsanleihe darstellt, ein außerordentlich günstiges Angebot. Freilich ist es nicht so reichlich bemessen wie das, das die französische Regierung für ihre 5 %ige „Siegesanleihe" dem französischen Kapital der Not gehorchend gemacht hat; nicht 98, sondern nur 88 % konnte Frankreich für seine 5 %ige Rente brutto erlösen, ein recht deutliches Zeichen dafür, daß es um die französischen Finanzen im Vergleich mit den deutschen recht schlecht bestellt ist.

Der Ausgabepreis der Schatzanweisungen beträgt ohne Berücksichtigung der bis auf 1⅛ % aufsteigenden Zinsvergütung 95 %, und da hier der Zinsfuß sich auf 4½ % beläuft, so ergibt sich zunächst eine Rente von 4,74 %. Hinzu kommt indes der Vorteil, der dem Inhaber der Schatzanweisungen durch die Tilgung winkt. Diese findet durch Auslosung innerhalb 10 Jahren, beginnend im Jahre 1923, statt und verbürgt dem Schatzanweisungsbesitzer einen sicheren Gewinn von 5 %, der frühestens im Jahre 1923, spätestens im Jahre 1932, fällig wird und im günstigsten Falle das Zinsenerträgnis von 5,51 %, im ungünstigsten auf 5,07 % steigert. Beide Anleihen, die 5 %ige bis 1924 unkündbare Reichsanleihe und die 4½ %igen Reichsschatzanweisungen, haben ihre besonderen und großen Vorteile, und es muß mithin dem Ermessen des einzelnen Zeichners überlassen bleiben, wofür er sich entscheidet. Von einer Begrenzung der Anleihebeträge wurde nach den guten Erfolgen der vier ersten Anleihen sowohl für die Reichsanleihen als auch für die Schatzanweisungen wiederum abgesehen.

Wer kann sich nun an den Zeichnungen beteiligen? Etwa der Großkapitalist nur? Weit gefehlt! Auch der **kleinste Sparer** kann es. Denn es gibt Anleihestücke und Schatzanweisungen bis zu 100 ℳ herunter, und die Zahlungstermine sind so bequem gelegt, daß jeder, der heute zwar über keine flüssigen Mittel verfügt, sie aber im nächsten Vierteljahr zu erwarten hat, schon jetzt unbesorgt seine Zeichnung anmelden kann. Das Nähere über die Einzahlungstermine ergibt sich mit aller Klarheit aus der im Anzeigenteil dieser Nummer enthaltenen Bekanntmachung. Hervorgehoben sei hier nur, daß jemand, der 100 ℳ Kriegsanleihe zeichnet, den ganzen Betrag erst am 6. Februar 1917 einzuzahlen braucht. Der **erste freiwillige Einzahlungstermin** ist der 30. September. Ihn werden sich alle die zunutze machen, die so frühzeitig wie möglich in den hohen Zinsgenuß treten wollen.

Obwohl am 30. September mit der Einzahlung begonnen werden kann, werden **Zeichnungsanmeldungen** bis zum 5. Oktober entgegengenommen. Es werden nämlich die Fälle nicht selten sein, in denen jemand sich zwar gern an der Zeichnung beteiligen möchte, zunächst aber abwarten will, ob gewisse, in den ersten Tagen des neuen Vierteljahrs fällige Beträge auch eingehen. Allen denen, die sich in solcher Lage befinden, soll dadurch entgegengekommen werden, daß die Zeichnungsfrist erst am 5. Oktober abläuft.

Wo gezeichnet werden kann, wird den meisten unserer Leser bekannt sein. Immerhin sei erwähnt, daß bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung Zeichnungen entgegengenommen werden, außerdem können Zeichnungen erfolgen durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank), der Preußischen Central-Genossenschafts-Kasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungs-Gesellschaften, Kreditgenossenschaften und durch die Postanstalten.

Die Zeichnungen auf Schuldbucheintragungen sind nur für die 5 %igen Reichsanleihen, nicht aber für die Reichsschatzanweisungen zulässig, und zwar aus dem Grunde, weil die Schuldbucheintragung möglichst für solche Anleihebesitzer vorgesehen ist, die auf Jahre hinaus an ihrem Besitze festhalten wollen. Das ist bei den Reichsschatzanweisungen nicht ohne weiteres möglich, weil ja, wie wir oben gesehen haben, die Tilgung innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes erfolgt. Obwohl die Eintragung in das Reichsschuldbuch für den Anleiheinhaber ganz besonders große Vorteile mit sich bringt, indem er sich nicht um die Aufbewahrung seines Vermögens, die Zinsscheinabtrennung usw. zu kümmern braucht, ist, wie gleichfalls schon gesagt, der Zeichnungspreis hier um 20 Pf. niedriger, weil denen, die die Kriegsanleihe als dauernde Kapitalanlage betrachten, ein besonderes Entgegenkommen bewiesen werden soll.

Wie bei früheren Zeichnungen, so auch jetzt, hört man zuweilen von einigen Zaghaften die Frage aufwerfen, ob es auch möglich sein werde, das in den Kriegsanleihen angelegte Geld, falls dieses nach dem Friedensschluß für andere Zwecke von dem Eigentümer gebraucht werden sollte, schnell wieder flüssig zu machen. Auf solche Fragen ist zunächst zu erwidern, daß ebenso wie die Darlehnskassen die Beteiligung an der Zeichnung auf die Kriegsanleihe allen denen erleichtern, die sich das Geld zunächst durch die Verpfändung älterer Kriegsanleihen oder anderer Wertpapiere beschaffen wollen, auch auf Jahre hinaus nach der Kriegsbeendigung den Anleiheinhabern von den Darlehnskassen die Möglichkeit zur Lombardierung ihres Besitzes zu günstigen Bedingungen gewährt wird. Darüber hinaus aber können wir mitteilen, daß von den maßgebenden Stellen Bedacht darauf genommen werden wird, den Verkauf von Kriegsanleihe nach dem Kriege unter angemessenen Bedingungen zu ermöglichen.

Niemand darf zögern bei der Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht, jedermann kann überzeugt sein: Es gibt keine bessere Kapitalanlage als die Kriegsanleihe, für deren Sicherheit die Steuerkraft aller Bewohner des Reiches und das Vermögen aller Bundesstaaten haften!

Je stärker die finanzielle Rüstung, um so näher ist der endgültige Sieg auf den Schlachtfeldern gerückt.

Hoch und niedrig, reich und arm müssen sich dessen bewußt sein, daß die Kräfte Aller dem Vaterlande gehören.

Auf zur Zeichnung!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne
Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Fünfte Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe,

unkündbar bis 1924.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

Zeichnungsstelle ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Montag, den 4. September, bis Donnerstag, den 5. Oktober, mittags 1 Uhr,

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen **Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in Berlin, **der Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie

sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen,

sämtlicher deutschen **öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**

jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft**,
jeder deutschen **Kreditgenossenschaft** und
jeder deutschen **Postanstalt** erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

Die **Reichsanleihe** ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1917 fällig.

Die **Schatzanweisungen** sind in 10 Serien eingeteilt und ebenfalls in Stücken zu: 20 000, 10 000, 5000, 2000,1000, 500, 200 und 100 Mark, aber mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1917, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli unkündbare Schuldverschreibungen fordern.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% **Reichsanleihe**, wenn **Stücke** verlangt werden 98,— **M.**,
für die 5% **Reichsanleihe**, wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch mit Sperre** bis zum 15. Oktober 1917 beantragt wird 97,80 **M.**,

für die 4½% **Reichsschatzanweisungen** 95,— **M.**
für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 6).

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren

Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Februar n. J. ausgegeben werden.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober d. J.,
20% des zugeteilten Betrages spätestens am 24. Nov. d. J.,
25% des zugeteilten Betrages spätestens am 9. Januar n. J.,
25% des zugeteilten Betrages spätestens am 6. Februar n. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts.

Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch *braucht* die Zahlung erst geleitet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von 300 M.: 100 M. am 24. November, 100 M. am 9. Januar, 100 M. am 6. Februar;
die Zeichner von 200 M.: 100 M. am 24. November, 100 M. am 6. Februar;
die Zeichner von 100 M.: 100 M. am 6. Februar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30.September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

---

*) Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Da der Zinsenlauf der Reichsanleihe erst am 1. April 1917, derjenige der Schatzanweisungen am 1. Januar 1917 beginnt, werden vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September 1916 ab,

a) auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5% Stückzinsen bis zum 31. März 1917 zu Gunsten des Zeichners verrechnet,

b) auf die Zahlungen für Schatzanweisungen, die vor dem 30. Dezember 1916 erfolgen, 4½% Stückzinsen vom 31. Dezember bis zum Zahlungstage zu entrichten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

		a) bis zum 30. September	b) am 18. Oktober	c) am 24. November
I. bei Begleichung von Reichsanleihe				
	5% Stückzinsen für	180 Tage	162 Tage	126 Tage
	=	2,50%	2,25%	1,75%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für	Stück	95,50%	95,75%	96,25%
	Schuldbucheintragung	95,30%	95,55%	96,05%
		d) bis zum 30. September	e) am 18. Oktober	f) am 24. November
II. bei Begleichung von Reichsschatzanweisungen				
	4½% Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
	=	1,12^{5}%	0,90%	0,45%
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur		93,87^{5}%	94,10%	94,55%

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 M. Nennwert.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% **Reichsanleihe** entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 30. September, sie **muß** aber spätestens am 18. Oktober geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. Oktober, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 162 Tage vergütet. (Vgl. Ziffer 6 Beispiele I a und I b.)

Berlin, im August 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Vertiefung von Germanicus

Während im ungarischen Parlament parteipolitische Reden gehalten worden sind, wobei die zünftige Diplomatie in der Kritik von Berufsabgeordneten schlecht wegkam, haben die verbündeten Heere praktisch gearbeitet und zwanzigtausend Rumänen gefangen genommen. Man ist unwillkürlich verführt, solch Zusammentreffen der Ereignisse symbolisch zu nehmen. Es ist während dieses Krieges schon mancherlei gegen die „Schwatzbuden" gesagt worden, und oft genug ist die Angst aufgestiegen, daß die Feder auch diesmal wieder das Werk des Schwertes verderben könne. Wir haben nicht notwendig, zu sagen, wie fern uns eine Auffassung ist, die grundsätzlich Parlament und Diplomatie für unbedeutsam und allein das Kriegerhandwerk für maßgebend hält. Aber so viel ist richtig und wird auch von uns, grade von uns, bekannt: daß Diplomatie, Berufspolitiker und Presse, so wie sie heute sind, sich als unzulänglich erwiesen haben und sich notwendigerweise immer als unzulänglich erweisen werden. Wobei aber anzumerken ist, daß die Zuschauer und Genießer, das sogenannte Volk, kaum weniger Tadel verdienen; die einäugige Parteipolitik und genau so die Partei der Parteilosen haben den unvertieften Dilettantismus, unter dem das Staatsleben leidet, gleichmäßig verschuldet.

*

Solche Skepsis äußert auch Adolf Grabowsky in einem Aufsatz, den er unter der Ueberschrift: ‚Staatsmännische Publizistik' in seiner Zeitschrift ‚Das neue Deutschland' veröffentlicht. Er erinnert dabei an eine Stelle aus dem Buche des Fürsten von Bülow, die davon spricht, „daß bisher dem Deutschen das Wissen von politischen Dingen meist eine rein geistige Angelegenheit gewesen sei, die er mit den tatsächlichen Vorgängen des politischen Lebens garnicht zu verknüpfen verstanden habe". Solche Auffassung trifft ohne weiteres das Richtige: die Deutschen haben es bis heute noch nicht fertig bekommen, die nüchternen Vorgänge des politischen Alltags zusammenzudenken und in die Weltanschauung, zu der immerhin einige von ihnen gelangt sind, einzufügen. Aber dies ist es nicht allein, was die Unzulänglichkeit des politischen Geschehens und noch mehr die des politischen Menschens im gegenwärtigen Europa erklären könnte: dies Nebeneinander von diplomatischem, politischem und journalistischem Handwerk und von Wissenschaft, Kunst, Religion, Geist. Den Wurzeln solches Mangels nähert sich der Brief eines Offiziers, der gegen Harnacks Bewertung der Privatwirtschaft als eines zu überwindenden Wirtschaftszustands pole-

misiert, dabei aber die eigentlichen Lähmungen unsres mangelhaft entwickelten Staatslebens bloßlegt. Der Offizier schreibt (in der „Zukunft'): „Ich glaube, den stärksten Beweis für den völligen Bankerott jeder staatlichen Wirtschaft und Regierungskunst liefert dieser Krieg. Erstens dadurch, daß er überhaupt ausbrechen konnte; zweitens dadurch, daß die Staatsregierungen im Zeitraum von zwei Jahren keinen errettenden Gedanken gefunden haben, obwohl die Interessen sämtlicher Völker gleich sind und jedes Volk ein Recht auf Achtung seiner Interessen hat. Dieser Bankerott ist weniger den Regierungsleitern von heute zur Last zu legen als dem Staatssystem, das den Ansprüchen des zwanzigsten Jahrhunderts eben nicht mehr genügt, weil ihm die nötige Elastizität fehlt und sein partikularistischer, mittelalterlicher Aufbau die natürliche Entwicklung eher hemmt als fördert . . . Wenn ich an diesen Krieg eine Hoffnung knüpfe, so ist es die, daß unter dem Druck der Finanzfragen ein modernes europäisches Staatssystem sich entwickeln wird." Zusammengefaßt heißt solche Anklage, daß das heutige Staatsleben sich im wesentlichen und immer noch in der Politik der Kabinette erschöpft; die Hoffnung aber ist, daß aus der Politik der beamteten Funktionäre die Politik der Völker werde. Es ist eine grausame Groteske, daß Leute wie Bratianu und Venizelos nicht nur für die eigenen Völker, daß sie auch weit darüber hinaus für die Entwicklung des Weltkrieges und der Großstaaten ein entscheidendes Schicksal bedeuten dürfen. Man sollte aber nicht vergessen, daß, was an solchen Beispielen beinahe wahnwitzig wirkt, doch nur eine Variante von dem ist, was überhaupt das Wesen unsrer Schachbrettpolitik ausmacht: das nämlich, daß das Spiel Objekte hin und her schiebt, die eigentlich die Herren der Partie sein müßten.

*

Zu derartigen Ueberlegungen paßt einigermaßen das Ergebnis einer Umfrage, die von dem glasgower ‚Forward' veranstaltet worden ist. Es sollte die ein wenig naive Frage: „Wann wird der Krieg zu Ende sein?" beantwortet werden. Es sind einige interessante Antworten eingegangen. Charles Trevelyan, ein linksliberales Parlamentsmitglied, erklärte: „Die Frage: ‚Wann wird der Krieg zu Ende sein?' ist auf den Lippen aller Leute, mit Ausnahme der richtigen Leute. Arbeiter, Bauern, Ladenbesitzer, Mütter, Frauen, Witwen, Waisen, Verwundete und alle Leute, die noch verwundet oder getötet werden können — alle stellen sie diese Frage. Aber die Herrschenden fragen nicht, die Politiker fragen nicht, die Zeitungen fragen auch nicht. In England gilt es für unanständig, eine derartige Frage zu stellen. Deshalb ist eine Antwort unmöglich. Der Krieg wird nicht zu Ende sein, bis die Männer und die Frauen, die das Ende des Krieges verlangen, den

Mut haben werden, es der britischen Regierung zu sagen und die Frage öffentlich zu diskutieren, damit eine öffentliche Meinung geschaffen wird, die die Hartnäckigkeit und die Blindheit unsrer Machthaber beseitigen könnte." E. D. Morel: „Die französischen Arbeiter kämpfen, um den Rückzug des Feindes von ihrem nationalen Boden zu erzwingen. Die belgischen Arbeiter kämpfen für die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit. Die deutschen und die oesterreichischen Arbeiter kämpfen, um sich vor einem feindlichen Einfall, vor der Verhungerung und vor der wirtschaftlichen Erdrosselung nach dem Kriege zu schützen. Die britische Arbeiterklasse kämpft für keines dieser Ziele. Ihr Land ist frei vom Feinde. Sie hat weniger vom Kriege gelitten als ihre Genossen auf dem Festlande. Keine Koalition feindlicher Mächte droht ihr nach dem Kriege. Das ist eine Lage, die den britischen Arbeitern freien Spielraum gibt zum Nachdenken, zu einem sachlichen Urteil, zur nüchternen Ueberlegung. Werden sie diese günstigen Umstände benutzen?" Der Abgeordnete Snowden: „Ich kann am besten Ihre Frage erwidern mit der Antwort, die ein Minister gegeben hat, als man ihm vertraulich diese Frage vorlegte. Er sagte: ‚Sobald das Volk erklärt, daß es genug hat.'" Der Bergarbeiterführer Robert Smillie: „Kein Mensch könnte diese Frage mit einiger Sicherheit beantworten. Wenn die Völker Europas ihre Vernunft wieder erlangten, könnte dem Blutvergießen sofort ein Ende bereitet werden. Aber die Aussicht hierauf ist vorläufig gering; der Kampf kann fortgesetzt werden bis zur allgemeinen Erschöpfung. Ich bin sicher, daß die besten Menschen Europas sich nach dem Frieden sehnen. Leider hat ihr Wunsch oder Wille keinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse, weder für Krieg noch für Frieden."

*

In dem erwähnten Aufsatz kommt Grabowsky, um den ungeistigen Politiker zu kennzeichnen, auf den Grafen Reventlow zu sprechen: „Hoffnungslos mag es freilich schon stimmen, daß eine Persönlichkeit wie der Graf Reventlow allmählich zum Wortführer sich aufschwingen konnte. Man fragt sich immer wieder, wie ein Mann, der die Politik vom Standpunkt der Kinderstube aus betrachtet — hier die Guten, dort die weniger Guten, hier die Bösen, dort die Allerböseſten —, der in seiner primitiven politischen Auffassung alle tiefern Probleme außer Acht läßt, wie ein solcher Mann, der dazu noch einen Stil schreibt, der von Verstößen, Flüchtigkeiten, Banalitäten wimmelt, in den geistigen Kreisen unsres Vaterlandes eine Rolle spielen kann." Man fragt sich . . . Die Antwort müßte eine Anklage von der Art sein, wie sie der Offizier geschrieben hat, der zunächst wenigstens der Hoffnung ist, daß aus diesem Krieg ein modernes europäisches Staatssystem sich entwikkeln wird. Und wir fügen hinzu: der geistig vertiefte politische Mensch.

Sympathisches

Die unschuldige Königin

Die Frankfurter Zeitung übernimmt aus dem ‚Az Est' eine pikante Neuigkeit:

> Die Königin habe auf den König keinen Einfluß ausgeübt; das Eheleben der beiden habe seit langem jene Grenzen verlassen, die einen solchen Einfluß voraussetzen ließen. Der ganze rumänische Verrat sei das Werk Bratianus und des Königs, der sich dessen unheilvollem Einfluß nicht habe entziehen können.

Danach ist die Königin also unschuldig an Rumäniens Kriegserklärung. Daß aber Herr Bratianu den Marschbefehl geben konnte, ist für das Volk (diesmal das rumänische) nicht weniger schmachvoll.

Fett hält durch

Nach der Düsseldorfer Zeitung hat ein Geheimrat und Bankier sich zu einem patriotischen Bekenntnis aufgeschwungen:

> Bisher ist es uns viel zu gut gegangen. Wem geht es bei uns schlecht? Unsre Landwirtschaft hat noch nie so gute Zeiten gehabt, unsre Großindustrie ebenfalls nicht, unser Handel hat im ersten Kriegsjahre so viel verdient, daß er fünf Jahre feiern kann . . .

Wem also geht es bei uns schlecht?

Warum nicht selbst?

Der Generaldirektor Ballin hat mit Herrn Wiegand, dem Korrespondenten der New York World, geplaudert. Zum Schluß gab der Generaldirektor die Parole, die jetzt für die Deutschen zu gelten habe: „Durchhalten, Aushalten, Maulhalten."

Blutig rot

Herr Erich Schlaikjer, der bisher bekanntermaßen „schillerte", findet endlich seine Grundfarbe. Er übt sich im ‚Türmer' also:

> Wir bezweifeln nicht, daß zum mindesten die redlichen Pazifisten subjektiv von durchaus idealistischen Beweggründen geleitet werden. Sachlich aber berühren sie sich mit der feisten Gemeinheit, die das träge Wohlsein der Sinne über alles stellt . . . Verbrennen wir den pazifistischen Plunder.

Undeutsch

Die Alldeutschen Blätter beschimpfen das Volk, dessen edelster Ausdruck sie zu sein behaupten, in einem Bericht über die münchner Jaurès-Feier:

> Aber nehmt Euch die Kerle her — tuts uns Soldaten zuliebe — und rüttelt diese Schlafrockstrategen, diese Pantoffelsozialisten! Rüttelt und schüttelt sie, daß ihnen die kraftlosen Knochen klappern und die seifenwässrigen Adern platzen. Und dann begrabt diese Helden in der deutschen Erde, die viel zu gut für sie ist.

Noch weniger deutsch

Abermals in den Alldeutschen Blättern rächen sich die Cheruskersöhne an dem Professor Veit Valentin, der die politisierende

Geschichtsschreibung des Grafen Reventlow in ihrer Vielzüngigkeit enthüllt hat, durch eine schäbige Denunziation:

> Professor Valentin ist, wie uns aus Hochschulkreisen mitgeteilt wird, garnisondienstpflichtig und war als garnisondienstpflichtiger Soldat im Postdienst beschäftigt. Dann wurde er jedoch vom Auswärtigen Amt angefordert und ihm der Auftrag erteilt, eine volkstümliche Darstellung der Vorgeschichte des Krieges zu schreiben, wobei das Auswärtige Amt den Wunsch hegte, daß er unter anderm der Auffassung der Alldeutschen und des Grafen Reventlow entgegentreten möchte.

Feindliche Brüder von Albert Ehrenstein

Wir leben im Hagel der Kriegserklärungen. Die Unterliegenden schreiben die Schuld den Sternen zu, die den Feinden verräterisch Zeichen geben. Systeme künstlicher Gestirne springen den Himmel an, den erstaunten Blicken tut sich manche falsche Milchstraße auf, daraus die Astrologen schauderhafte Zukunft prophezeien. Schon die Manöver der nächsten Friedenszeit werden nach diesen Unglücksraben Exzesse des hehrsten Patriotismus bringen, Zeiten sollen nahen, da die radikalsten Republiken plötzlich im tiefsten Waffenstillstand die äußerste Kriegsbereitschaft über ihr Land verhängen werden. Luftkarten stehen dann bevor, der stets zu befürchtenden Gasangriffe wegen, Blindenlegionen, Krüppelkohorten, auf ihren Stümpfen die erbittertsten Schlachten ausfechtend. Utopisches Paradies! Nicht?

Wann, wo begann die Urfeindschaft? Bereits Kain erschlug den einzigen Bruder, weil das Opfer Abels den größern „Presseerfolg" hatte. Die Endwurzeln der Völkerkonflikte sind schon in der ersten Familie dem scharfen Auge sichtbarlichst bloßgelegt . . .

Es gibt einen Willen zur Knechtschaft . . . vorrätig bei Stämmen, denen der Krieg die einzige und sanfte Form der Revolution — wenn der Mangel an Selbstbestimmungsrecht so nennbar ist . . . Es sei bemerkt, daß der einzige originelle, tatkräftige Beitrag zur Entkalkung bürgerlicher Gemüter, den sich ein Deutscher des achtzehnten Jahrhunderts leistete, Schillers ‚Räuber' waren. Und auch deren ethisches Format scheint vorerst nicht überwältigend, ein ziellos verworrenes Duodezanarchistentum lärmt brüchig auf der Bühne — zwischendurch sammeln die Räuber philanthropisch Pilze in den böhmischen Wäldern. Immerhin, vorbildlich bleibt: Karl Moor hielt sich an die Genfer Konvention. Es sei ihm ewig unvergessen — er stieß den Schufterle aus seiner Bande, weil der ein nicht kombattantes Kind den Flammen zum Fraße hinwarf. Die Brandstelle sei herausgehoben!

Schufterle: Wie ich von ungefähr so an einer Baracke vorbeigehe, hör ich drinnen ein Gezeter, ich guck hinein, und wie

ichs beim Lichte besehe, was wars? ein Kind wars, noch frisch und gesund, das lag auf dem Boden unterm Tisch, und der Tisch wollte eben angehen — armes Tierchen, sagt ich, du verfrierst ja hier, und warfs in die Flamme.

Moor: Wirklich, Schufterle? Und diese Flamme brenne in deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird! fort Ungeheuer! Laß dich nimmer unter meiner Bande sehen! Murrt ihr? Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wenn ich befehle? fort mit ihm, sag ich — es sind noch mehr unter euch, die meinem Grimm reif sind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten!

An derartigen Musterungen fehlt es nun nicht grade, weit eher an einer irdischen Kinderschutzgesetzgebung. Die Völker Europas, wieder mal mit der Wahrung ihrer heiligsten Güter beschäftigt, schützen sich nach Kräften, auf Generationen hinaus gegen den Zukunftskrieg. Der Plan ist jenes Franz Moor würdig, den mir letzthin in Dresden der höchst begabte Ernst Deutsch plausibel machte. Anfangs rokokohaft grimmiges verschrecktes Aeffchen, wuchs er dann hinein in das schwarze, eindeutig dämonische Brausen der die Gottheit anbrüllenden großen Bösewichter.

Ach, nicht nur dieser Urkonflikt zwischen Brüdern, nicht nur dieser Kampf um Macht und Weib, Kampf um eine Amalia und noch ein mooriges Fürstentum wird mit vergifteten Waffen geführt. Die in Amerika vielleicht nicht bekannte, jedenfalls nicht gebührend bekämpfte Kindersterblichkeit auf dem europäischen Kontinent, das enorme Kindersterben, heraufgerufen durch den Mangel an Milch, Butter, ausreichender Fett- und Fleischnahrung, diese über alle Mordbrennereien der Schufterle gigantisch hinauswachsende Aushungerungspolitik hat noch immer nicht den Frankreich. Deutschland, Oesterreich, Rußland rächenden Karl Moor gefunden!

Hätten wir uns doch bereits zu einer andern, höhern Schillerwelt, zur Region der ‚Braut von Messina' hinanentwickelt.

Ich entsinne mich, als ich unlängst in Innsbruck das Stück zum ersten Male sah, arge Spöttereien verbrochen zu haben. Wohl rührte mich die in vielversprechendster Weise entwicklungsfähige, außerordentlich talentierte Darstellerin der Braut, die nun dem Stadttheater von Zürich bestimmte Elisabeth Bergner: sie war das wortlos verschluchzende Reh. Aber als ich die messinesischen Zwillinge sich um die ihnen verschwisterte Macht balgen sah, dachte ich mir — also, es schaut auch dann nichts raus, wenn die Ophelia einmal der Abwechslung halber ins Kloster geht! Die Perlenreihe von Versen zu mehr als einer tragischen Oper, zu mehr als einem Melodram gestaltet zu haben, hatte unser Weisheitsonkel Schiller vergessen — meinte ich. Und eine Ausstattung seiner Melange

von Oedipus und Antigone, die nicht Messina, sondern einen böswillig verlassenen Adriakurort gab, stimmte mich nicht milder.

Hingegen: welch ein hohes Niveau der Weltauffassung, Erdverwaltung! Um die Wette verdolchen sich bei diesem himmlischen Dichter die Prinzen — jedoch das zwar säbelrasselnde, dennoch aber ungewöhnlich intelligente Proletariat des Chors weiß sich zu beherrschen. Das war die beste aller Welten.

Ein Brief

Lieber Herr Jacobsohn,

das Wort meines Aufsatzes im Berliner Tageblatt, daß Goethe einen Kotzebue „haßte", möchte ich nicht grade verteidigen; es paßt nicht recht zu Goethe; sein Gefühl dürfte meiner Meinung nach gewöhnlich Zorn und Verachtung gegen Kotzebue gewesen sein. Was Sie aus Goethes Gesprächen anführen, scheint mir nur zu beweisen, daß er als verantwortlicher Theaterdirektor den Geschmack des Publikums und die Brauchbarkeit der Kotzebueschen Stücke richtig einschätzte, daß er das Absprechen überhaupt nicht liebte, und daß endlich die Genossen jener Gespräche Goethes Abneigung gegen Kotzebue als bekannt voraussetzten. Wie stark diese Abneigung war, kann man ja in dem kleinen Abschnitte der biographischen Einzelheiten nachlesen, der „Kotzebue" überschrieben ist (Hempels Ausgabe, Band 27, Seite 331). Da wird für Kotzebue die Bezeichnung „Nullität" geprägt, da wird ruhig ausgesprochen, daß der Vorsteher eines Theaters sich auch des Widerwärtigen vorteilhaft bediene, um die Zuschauer zu unterhalten und der Kasse zu nützen; so verbanne man durch ein weder moralisches noch christliches Mittel aus seinem Gemüte die unangenehmste von allen Empfindungen: kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß. Womöglich noch deutlicher wird Goethe in Versen, die zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren (Band 3, Seite 295 und folgende: ‚Xenien und verwandte Gedichte'). Da wird Kotzebue (und außer ihm Böttiger) musenlos genannt, ein Flegel, der aus einer vollen Parterr'cloak bejubelt und beklatscht wird, ein Gott der Pfuschereien, einer der gründlichsten Schufte, die Gott erschuf. Als die deutschen Studenten, deren einer ihn zwei Jahre später ermordete, im Jahre 1817 Kotzebues Schriften verbrannten, stellte sich der konservative Goethe völlig auf die Seite der rebellischen Jugend mit dem Gedicht, das beginnt:

„Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niedertracht
Dem Allerhöchsten gleich gebracht."

Und ein seltsamer Zufall. Genau vor hundert Jahren, im Februar 1816, schreibt Goethe eine Xenie nieder, in der es heißt, Kotzebue habe schöne Gaben, habe sich aber selbst ausgeschlossen.

„Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen.“

Fast hätte ich Lust, nach Durchsicht der Akten das Wort Haß nun doch aufrecht zu halten, obgleich es zu Goethe nicht recht passen will.

Mit den besten Grüßen

Ihr ergebener

Fritz Mauthner

Alfred Döblins Roman von Lion Feuchtwanger

Er heißt: ›Die drei Sprünge des Wang-lun‹ (ist bei S. Fischer erschienen, hat jetzt den Fontane-Preis bekommen) und schildert eine Religionsbewegung im China des achtzehnten Jahrhunderts. Und ist ungefähr die Erfüllung dessen, was Goethe träumte, als er den Westöstlichen Diwan konzipierte: östliches Fühlen und Denken, in eine vollendete westliche Kunstform gezwungen. Nebel zerreißen, eine neue ungeahnte Welt ist da, Menschen und Dinge stehen da, ungeheuer fremd und seltsam, aber sie sind da, greifbar, wirklich, vom Ungläubigsten nicht wegzuleugnen. Sind da und überzeugen mit ihren abertausend neuen, unbekannten, ungeahnten Erscheinungen, Weisheiten, Lüsten, Schmerzen, Träumen, Erkenntnissen, Verzichten. Und während allerorten geschäftige Kärrner an der Arbeit sind, Grenzwälle aufzuwerfen zwischen Nation und Nation, legt hier ein Dichter eine Bresche in die chinesische Mauer, die das geistige Europa von der östlichen Welt schied. Woran Pierre Loti, Kipling und Lafcadio Hearn, Dauthendey und Johannes V. Jensen mit leisen Fingern rührten, das ist hier mit fester Hand gepackt, und die tiefste Weisheit des Ostens, die uns bisher höchstens in sentimental-transzendentalen, akademisch theosophischen Abhandlungen europäisch frisiert, verwässert und verflüchtigt entgegendämmerte, ist in diesem Prosa-Epos rein, naiv, unsentimental, mit überzeugender Gegenständlichkeit gestaltet. Ueberall ist Neuland, aber nirgends schwatzt redselige Entdeckerfreude, nirgends wird kommentiert, und in diesen mehr als fünfhundert Seiten China ist keine Zeile Reisefeuilleton. Mit verblüffender Selbstverständlichkeit stellt uns der Dichter in seine phantastisch fremde Welt, als wäre sie so erschlossen wie Rom oder Paris, und die einzige Krücke, die er unsrer Phantasie leiht, ist die Intensität seiner Sprache und die unbekümmerte Sachlichkeit, womit er östliche Dinge und Men-

schen mit europäisch modernen Namen nennt. Aehnlich, wie Mommsen in seiner Römischen Geschichte vor höchst modernen Bezeichnungen nicht zurückschreckt. Es wimmelt in diesem chinesischen Roman von Generalen und Präfekturen, von Restaurants und Varietés, man spricht sich mit Sie an und gibt sich moderne Titel, und es ist ein starker Beweis für Döblins Sprachkunst, daß sie eine solche Belastungsprobe aushält, daß sie gleichwohl den Leser immer in dem sichern Gefühl läßt: Dinge und Menschen sind nicht verwestlicht, sondern tragen die Namen, die ihnen zukommen.

Der Sinn des Buches ist die weiche, süße Weisheit des Wu-Wei, des Nichtwiderstrebens, das tiefe Grundgefühl: „Die Welt erobern wollen durch Handeln mißlingt. Die Welt ist von geistiger Art, man soll nicht an ihr rühren. Wer handelt, verliert sie; wer festhält, verliert sie." Und es ist die Tragik dieser östlichen Menschen, daß sie, die diese Weisheit tief im Innern spüren, die sie predigen und vor sich hertragen, die eingewickelt, eingelullt sind in sie, daß diese „wahrhaft Schwachen" immer wieder grade um dieser Weisheit des Nichtwiderstrebens willen in Kampf, Verbrechen, Tat und Tod getrieben werden. Eine wunderschöne Fabel steht zu Beginn: „Es war einmal ein Mann, der fürchtete sich vor seinem Schatten und haßte seine Fußspuren. Und um beiden zu entgehen, ergriff er die Flucht. Aber je öfter er den Fuß hob, um so häufiger ließ er Spuren zurück. Und so schnell er auch lief, löste sich der Schatten nicht von seinem Körper. Da wähnte er, er säume noch zu sehr; begann schneller zu laufen, ohne Rast, bis seine Kraft erschöpft war und er starb. Er hatte nicht gewußt, daß er nur an einem schattigen Ort zu weilen brauchte, um seinen Schatten los zu sein. Daß er sich nur ruhig zu verhalten brauchte, um keine Fußspuren zu hinterlassen."

Diese weiche, weise, tiefe, süße Grundlehre des Buches kristallisiert sich in einer unendlichen Fülle von Episoden. Das gewaltige Epos eines Volkes gliedert sich in hunderte von Balladen: leise, süße, schmerzvoll heitere, derb humorige, hellauf klagende, heftig gefärbte, blaß verdämmernde, still verzichtende und giftig höhnende. Zahllose Episoden, aber alle neu, nirgends abgebraucht, vielfältig verschieden, aber alle organisch herausgewachsen aus dem einen Grundgefühl des Wu-Wei, des Nichtwiderstrebens, zusammengehalten von diesem Grundgefühl wie die Kerne eines Granatapfels. Herrlich ist die Komposition dieser Dichtung. Wenn man nach dem zweiten Buch — vier sind es —, nach dem grandios gesehenen, gesteigerten, gestalteten Untergang der Gebrochenen Melone, gepackt, atemholend innehält, jede Steigerung unmöglich glaubend: reißt einen das dritte Buch, das kalte, höhnische, einsame Buch vom

Herrn der gelben Erde, vom gelben Kaiser und vom gelben Papst, in einen unerwarteten, furchtbaren Abgrund, ehe das letzte Buch, das wehvolle vom westlichen Paradies, den letzten verdämmernden Gipfel erklimmt. Und welch bewundernswert weise Enthaltsamkeit, daß der Dichter es vermeidet, den Gesalbten der neuen Religion und den Kaiser zusammenprallen zu lassen.

Und wie prachtvoll ausgeprägt jedes einzelne aus der ungeheuren Fülle der Gesichter, die in diesem Epos der östlichen Weisheit auftauchen. Das Volk, das ganze Volk ist da: Bauern, Kaufleute, Handwerker, Vizekönige und Generale, Verbrecher, Priester, Dirnen, Philosophen, Hofleute, der stille, übermenschlich weise und gütige, vor seinen letzten Wiedergeburten stehende gelbe Papst und der einsame, zerrissene Kaiser, der zwischen Machtgier und verzichtender Geistigkeit hin- und hergeschleuderte Prophet der neuen Lehre und ihr Stifter, Wang-lun, eine Art chinesischer Florian Geyer, dem ein brennendes Recht durchs Herz fließt, wundervoll gemischt aus jubelnder Beschwingtheit und schwerem Blut, aus letzter Weisheit und kleinen Albernheiten, aus bleiernem Phlegma und glühender Tatsucht, aus derbster Gier und zartestem Verzicht, tapfer und schlau und einfältig, gewandt und ungelenk und immer voll Sehnsucht und immer liebenswert, niemals ausgeklügelt, der gequälte Träger einer schweren, schmerzhaft süßen Sendung: ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Und dies alles in einer Sprache von meisterhafter Gegenständlichkeit, in einer Diktion, in der alles Farbe, Gestalt, Bewegung, Nerv, Leben ist. Es sei unverhehlt, daß der Dichter nicht ganz frei ist von den Kinderkrankheiten des Weiße-Blätter-Stils: daß das Bestreben, kein unbelebtes Wort zu schreiben, seine Sätze manchmal gar zu telegrammartig, das Bemühen, Abgebrauchtes zu vermeiden, seine Neubildungen zuweilen gar zu krampfig macht. Aber was will das besagen gegen die Sicherheit, womit Döblins Sprache seine völlig neue Welt dem Leser herrisch vor Aug und Herz zwingt, gegen die wehe Seligkeit, womit sie den Dunstkreis dieser Welt uns übermittelt, gegen die klingende Reinheit, womit dies komplizierte Buch seinen einfältig tiefen Grundgedanken widertönt, als wäre es ein schlichtes religiöses Lied.

Arnold Zweig von Julius Bab

Wir treten wieder nährenden Boden, wenn wir uns von der entfleischten Bibel Albert Steffens einem ältern Gedicht Arnold Zweigs zuwenden, des Dichters, der für seine jüngere Schöpfung den Kleist-Preis erhielt. ‚Abigail und Nabal' knüpft auch an eine alttestamentarische Erzählung (Samuelis I 25) an. Nabal

ist der mächtige Grundherr, der dem vor Saul flüchtigen, mit seiner Schar streifenden David Unterstützung verweigert. Und Abigail ist dessen kluge Frau, die dem David doch heimlich die geforderte Nahrung sendet und nach Nabals jähem Tode die Gattin des Helden wird. Dieses schöne Stück altjüdischer Räuberromantik ergreift Zweig mit geschichtlicher Gegenständlichkeit und fast Schillerscher Wärme. Leider ist sein David an geistiger Originalität nicht wesentlich über und an elementarer Wucht doch erheblich unter dem Karl Moor; und Abigail, die von dem großartigen Egoismus des Nabal entwürdigt ist, wie Mariamne, und ins feindliche Lager geht, wie Judith, und im Feinde die ebenbürtige Seele erkennt, wie Rhodope, ist überstark mit Erinnerungen an Hebbel belastet. Und erinnert, da diese Motive in einer ganz neuromantischen Prosa gestaltet sind, natürlich am meisten an Maeterlincks — übrigens oft viel zu sehr mißachtete — ‚Monna Vanna'. Der allzulange Mittelakt, in dem David und Abigail sich begegnen, ist denn auch nicht sehr interessant. Das große und eigene Talent des Autors wird erst im dritten Akt offenbar, der dem Nabal gehört. Nabal ist ein Selbstling ganz großen und reinen Stils, der sogar eine Königskrone als ein verpflichtendes, bindendes, knechtendes Ding ausschlägt; aber im höchsten Rausch seines Selbstgefühls wird er gebrochen von der Frau, deren Selbst er skrupellos zum Zierat seines Lebens erniedrigen wollte, und die nun ihr neugestähltes Selbstgefühl vernichtend gegen seinen Wahn aufhebt. Hier ist die Linie einer wirklich starken und reinen Tragödie zu erkennen, die leider mit diesem dritten Akt allein kaum ein Bühnenleben haben wird. Darüber hinaus zeugen allerdings Einzelheiten in allen Akten von der gegenständlichen Phantasie, der sprachlichen Entschiedenheit eines Dichters.

*

Dies hier noch in epigonischer Schale steckende Talent springt dann überraschend groß und stark heraus in Zweigs späterer, mit allem Grund preisgekrönter Tragödie: ‚Ritualmord in Ungarn'. Schon in dieser tollkühnen Titelsetzung liegt etwas Entscheidendes. Wer es wagt, solch ein Stück aus der allernächsten Vergangenheit wie den Ritualmordprozeß von Tisza Eslar mit fast aktenmäßiger Treue zum Gegenstand einer Dichtung zu machen, der hat entweder keine Ahnung von poetischer Distanz oder ganz ungewöhnliche poetische Distanzierungskraft — er ist ein besonders trauriger Dilettant oder nahezu ein Genie. Arnold Zweig ist nahezu ein Genie. Er ergreift das alte Judenleid, die fürchterliche Hetze, die Dummheit, Eigennutz und Grausamkeit auf das bequemste Wild machen, mit einer so gewaltigen Mitleidenschaft, daß er die Ausschnitte der Wirklichkeit als gewitterhafte Katastrophen ballen kann.

Gefühl ist alles, ist auch lyrisch verklärende, poetisch distanzierende, sinnbildlich erhöhende Kraft. Die sinnliche Sprungkraft, die lyrische Wucht dieser kleinen Szenen reicht über den jungen Wedekind unmittelbar auf Georg Büchner zurück. Der Mord, den der lüsterne Gutsherr Onody aus Versehen am Flußufer begeht; das Verhör des armen Judenknaben, der zum falschen Zeugnis gegen die Seinen gepreßt wird; die diabolisch großartige Hetzrede des antisemitischen Edelmannes; die zitternde Kampfkraft der Gerichtsverhandlung; die Empörung des wirklichen Aristokraten über die kompromittierend rohen Landjunker — Graf Karoli brüskiert im Klub den idiotisch bösartigen Untersuchungsrichter, den „Abdecker" des Herrn von Onody —; die Aufdeckung der Lüge; und schließlich (Zweigs einzige ‚Erfindung') der in tiefste altjüdische Melancholie getauchte Selbstmord des armen zum falschen Zeugnis geleiteten Jungen: all das steht in einer Gegenständlichkeit, einer in jeder Silbe lebendigen Pracht da, wie sie in Deutschland bisher nur der Dichter des Danton und des Wozzeck gezeigt hat. Ein Beieinandersein von tiefster, sittlicher Empörung und unbeirrbarem Gefühl auch für die innere Notwendigkeit aller Kleinen, Gemeinen und Schlechten gibt Zweig die ganz außermoralische Kraft des gebornen Dramatikers. Hier messen sich aus tiefster Notwendigkeit zum Kampf geborne Kräfte, wenn auch Untergang und Sieg nichts weniger als zufällig, sondern durch eine rein geglaubte Harmonie bestimmt sind. Das Pathos, mit dem dieser blutige Kampf ums Recht erfaßt ist, gibt nun Zweig die Möglichkeit, diese kaum verwundene jüdische Aktualität an den ältesten Mythos des Judentums anzuschließen: Gott selbst entsendet im Vorspiel den Samael, um das Feuer der Läuterung durch die Lüge des Blutes wieder über das Volk zu bringen; Isaac der Patriarch bittet Gott für die Seinen und wird getröstet; Elias der feurige Propher und Pfefferkorn, als dämonischer Apostat doch noch Jude, ringen um die Seele des zum Abfall verführten Knaben; Rabbi Akiba, der strenge Alte, und der Baalschem, der neue jiddische Weise, sitzen über die Seele des Gestorbenen zu Gericht. Es kann uns hier gleichgültig sein, daß grade in dieser letzten Szene Zweig seiner großen alle Menschlichen berührenden Dichtung eine speziell jüdisch-nationale Tendenz sehr bestreitbarer Art beimischt. Das Werk selbst widerlegt, als ein in deutscher Kultur tief verwurzeltes, von einer löblichen Wärme jüdischen Zusammenhanggefühls befruchtetes und dabei zu ganz außernationaler Wahrheit gereiftes Stück Menschentum, jede nationalistisch verengende Weltbetrachtung. Wie hier lebendigste Wirklichkeit, härtester Kampf mit jener Größe geführt ist, die eine Begleitmusik überirdischen Friedens möglich macht: das ist jedenfalls die Dichtertat eines ganz großen Talents. Und Arnold Zweig gehört einstweilen zu den besten Hoffnungen des deutschen Dramas.

Rose Bernd

Des Schauspiels Anfang ist meisterhaft. Sollte je wieder eine ‚Technik des Dramas' verfaßt werden, so mag sie getrost diesen ersten Akt zum unverbrüchlichen Muster einer Exposition erheben. Um die schlesische Landschaft braut ein animalischer Dunst, der die schlesischen Menschen nicht hindert, kräftig auszuschreiten. Die Zustandsschilderung ist nicht zu breit, ist Mittel zum Zweck, ist im angemessenen Tempo dramatisch bewegt. Man hofft auf ein Seitenstück zum ‚Fuhrmann Henschel', der tief aus dem Boden wächst und ihn niemals verleugnet. Aber bei ‚Rose Bernd' ist schon der Schluß des zweiten Aktes durchölt. Das Kinderhemdchen des toten Kurtel wirkt als peinliche Wehleidigkeit eines ‚Volksstücks'. In das auch der Schluß des dritten Aktes gerät. Wenn Rose den Streckmann nicht reizte, wär' alles in schönster Ordnung (und keine Möglichkeit, die Geschichte weiterzuspinnen). Sie wird ihn kaum reizen. Sie hat Ursache, sich vor ihm zu hüten. Hauptmann legt es drauf an, daß sie das vergißt. Er heizt ein. Er forciert die Situation. Nicht mehr dieser, nicht mehr der Gemütsverfassung des Mädels entspringt das Gespräch, sondern einzig dem Wunsch des Dichters, einen Zusammenprall herbeizuführen. Wohlgemerkt: mit großer Bereitschaft läßt sich schließlich und endlich glauben, daß der Zusammenprall erfolgt. Aber ich bin nicht gezwungen, ihn zu glauben; und ich will gezwungen sein. Für mich ist er ähnlich wahr wie der Aktschlußausruf der Rose: „Ma sellde vielleicht . . . doch ane Mutter han . . .". Pointe des Melodramas; und freilich schlimmer als die juridische Fragwürdigkeit, auf der sich der vierte Akt aufbaut. Hier wird die störrische Verzweiflung des Mädels, der Aufruhr aller ihrer Fasern, ihr hysterischer Verfall aus dem Meineid erklärt, den sie soeben geschworen hat. Aber sobald Flamm und Streckmann schwören, wird sie ja nie zum Schwur zugelassen. Der Geschworene Hauptmann muß das gewußt haben. Der Theatraliker Hauptmann hats doch wohl absichtlich vergessen. Dann geht es mit Rose und mit der Tragödie dem Ende zu, in allzu gemächlicher Unterhaltung zwischen dem Vater Bernd und dem Bräutigam Keil. Erst das Mädel macht Feuer hinter die Beiden. „Vater! Ich lebe! Ich sitze hier! Das iis was! Das heeßt was, daß ich hier sitze!" und weiter in diesem getragenen Ton. Es ist die Größe Gerhart Hauptmanns, erfaßt und dargestellt zu haben, daß das tatsächlich was iis, daß das wahrhaftig was heeßt — daß eine arme Bäuerin und ihre Kindsnot kein geringerer Gegenstand der Kunst ist als etwa die Befreiung Frankreichs durch die Jungfrau von Orleans. Aber Hauptmanns Verdienst erlischt mit dem Augenblick, wo die gehetzte Beute gieriger Mannsbilder in wohlgesetzten Phrasen herausschreit, was ihr geschieht. Am wenigsten darf es Rose Bernd. Grade das ist ja ihre Tragik, daß Gott sie mit Stummheit geschlagen hat, daß sie dem Schicksal auf seine Fragen nicht anders als blöde, stammelnd, unverständlich zu antworten weiß. Im höchsten Elend gewinnt sie plötzlich die Sprache?

Vielleicht. Aber auch diese Suada? Dies Talent, Tiraden zu steigern? Diese Phantasie der Gräfin Orsina? Mir scheint, Hauptmann begeht die Sünde wider den heiligen Geist, das Wesen des Mädels zu fälschen, so oft ein Effekt einzustreichen ist. Wie ‚Rose Bernd' zwischen lyrisch-dramatischer Dichtung von unmittelbarer Lebensnähe und konstruiertem Theaterstück wechselt, so wechselt Rose Bernd zwischen künstlerischer Gestalt und Bombenrolle. Kein Zweifel, daß uns in jedem Akt eine Szene von schneidender Unwiderleglichkeit ein bißchen den Atem raubt — aber: daneben steht gewöhnlich eine, wo mit kalter Könnerschaft der Mechanismus angekurbelt wird. Kein Zweifel, daß Rose Bernd sich naiv vor uns darzuleben versucht, und daß ihr das streckenlang wunderbar glückt — aber: die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo sie dorfheroinenhaft ausbricht und dieser Ausbruch sich nur durch Prosa und schlesischen Dialekt von dem unorganischen Monolog einer Jambikerin unterscheidet. Kein Zweifel, daß da, bei Hauptmann wie bei Schiller, der Jubel des Publikums von jeher am aufrichtigsten gewesen ist.

Der Aufführung galt der Jubel zu Recht. ‚Fuhrmann Henschel' und ‚Biberpelz' waren bei Reinhardt weit hinter Brahm zurückgeblieben — ‚Rose Bernd' ist ebenbürtig. Insgesamt, heißt das. Der Vergleich mit einzigartigen Erscheinungen wie Sauer, Rittner, Bassermann und Lehmann wäre unfruchtbar und ungerecht. Die Truppe des Deutschen Theaters schlägt sich auf ihre Weise bewundernswert. Nur Frau Flamm ist falsch besetzt mit der Bertens, deren intellektueller Schärfe und Behendigkeit weder Krankenstuhl noch Muttergüte noch der behäbige schlesische Dialekt anstehen. An Wintersteins Flamm ist noch glaubhafter als der Schmerz die kurzangebundene männische Energie. Streckmann wird durch Jannings ganz das wilde Tier, die blondbärtige Bestie, der Raubvogel mit Nägeln und Klauen und struppigem Federschmuck, den sich Hauptmann gedacht und gemacht hat. Die beiden Herrnhuter sind gut aufeinander abgestimmt. Gülstorff tritt in Haltung und Stimme, die fast schon zu leise wird, als Schwiegersohn grau und bescheiden zurück hinter dem ehrenfesten alten Eiferer von Werner Krauß. Er wie die Tochter schmecken weniger nach Schlesien als nach Braunschweig oder Westfalen; aber was schadet das bei dieser Einprägsamkeit! Die Höflich ist unheimlich großartig. Und herrlich in der Jugend Prangen wie ein Gebild aus der Ackerfurche selbst tritt sie diese mit einer reißenden Vehemenz, die freilich alle Instinkte der Männer aufrufen muß. Der Uebergang erst in fluchenden Trotz, dann in flackernden Wahnsinn ist auch bei Hauptmann so unwahrscheinlich sprunghaft, daß es schwer ist, hier zu gleiten statt zu springen. Die Rose Bernd der zweiten Hälfte, die genau in der Mitte des dritten Aktes beginnt, ist nicht auf den Zauber ihrer Natur, sondern auf die Ergiebigkeit einzelner Momente, eben auf die Dankbarkeit der Bombenrolle gestellt. Die Höflich ist jeweils Mensch oder Virtuose, wie Hauptmann jeweils es verlangt und selber ist. Jetzt dürfte Griselda an der Reihe sein, wo Hauptmann sein Virtuosentum wieder verloren hatte.

Wiener Saisonbeginn von Alfred Polgar

Im Deutschen Volkstheater zum ersten Mal: ‚Auferstehung', Schauspiel aus dem Bauernkrieg in drei Aufzügen von Franz Josef Engel. Alles ist wieder da. Erdgeruch und Blutgeruch, Schand' und Trutz, Kerls mit Spitznamen, Kabale und Abenddämmerung, Ehebruch aus Mutterlieb', Uralte und Lebfrische, rührender Kinderschnack, eine gespenstische Muhme und das ganze klobig-rührselige, süßlich-brutale Zeug, das bei der Vermischung von Literatur und Kuhmist herauskommt. Der im Bäurischen zuständige tragische Dichter kann nichts dafür. Er muß. Aufs Land zugereiste literarische Stadtherren aber werden verdächtig, sich der bäurischen Muskulatur zwecks Verheimlichung eigner Schwächlichkeit zu bedienen; und der knappen Formen des bäurischen Faustrechtes zur Vortäuschung eigner dramatischer Kraft. In ‚Auferstehung' geschehen wilde, romantische Dinge. Schwer lastet die Pratzen des Schicksals auf der geknechteten Bauernschaft, und wo sie hinschlägt, schwillt eine lyrische Beule auf. Die Sprache des Schauspiels ist leider „geschnitzt". Lauter Kunst-Mundwerker, diese Bauern! Und so muß sich der junge, vielleicht begabte Fr. J. Engel einen Epigonen Schönherrs nennen lassen. Eine gespenstische Rolle in der zeitgenössischen Literatur! Weit unheimlicher als die der unheimlichen Muhm' im Bauernstück. Von Zeit zu Zeit stärkt sich die geschwollene Diktion durch einen Trunk aus dem reinen Quell ordinärer bäurischer Mundart. Dann folgt auf eine barocke, von Bildhaftigkeit knarrende Wendung etwa plötzlich ein herzhaftes „Rotztüchel" oder dergleichen. Und das Rotztüchel wirkt erfrischend, obgleich es zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im salzburgischen Landl noch kaum in Gebrauch gewesen sein dürfte. Aber was in diesem Schauspiel, was in seiner Sprache, seinem Problematischen, seinem Menschlichen und Sachlichen, seinem Derben und Feinen, wäre echter als jenes präsumierte Rotztüchel?

Die Regie des neuen Direktors Carl Wallner gab leeres, schlechtes, kindisches Theater. Mit „Stimmungen" im Geschmack der Vorstadt. Herr Fritz Kortner ist ein begabter Schauspieler. Er hat Eindringlichkeit der Empfindung und des Wortes. Wenn er einmal weniger brüllen wird, wird sein Talent vernehmlich werden. Fräulein Pellar schrie und schluchzte sich mit Anstand durch die Heimsuchungen des Abends. Das redliche Wesen des Herrn Kutschera war im Busen eines tyrannischen Vogtes verschlossen. Nicht ganz hermetisch. Der humorvolle Herr Kirschner wäre, hätte mans ihm nur erlaubt, in der Rolle eines grausamen Vogtknechtes gewiß lieber lustig als lächerlich gewesen. In einem bresthaften, zerknirschten Bösewicht erkannte man schmerzlich bewegt den gut-

mütigen Herrn Amon, und als schattenhaft-grausliche Muhm' hielt Fräulein Waldow mit künstlerischer Selbstzucht ihr scharfes parodistisches Talent verborgen. Die Förderung der heimischen Dramatiker ist bekanntlich ein Programmpunkt der Direktion Wallner. Aber diese erste Aufführung machte es recht fraglich, ob die Förderung der Direktion Wallner ein Programmpunkt der heimischen Dramatiker werden solle.

Das Knöchelchen von Oscar Maurus Fontana

Der Major hatte den Arm in die Hüfte gestützt gehabt, als die Granaten Bäume wie Tuch zerrissen, wie Staub zerbliesen. So hatte er hinter einem Stamm gestanden wie wir andern, den warmen Leib gegen das Holz gepreßt und mit Augen, die die Verwüstung vorne sahen, aber nicht sehen wollten, mit Ohren, die immer neue eiserne Engel singend daherfahren und dann mit beiden Füßen auf die Erde aufspringen hörten (wie einer springt, der übers Wasser ans Land will, sein Körper wird nicht beim Aufsprung auf den Zehenspitzen vibrieren gleich dem eines Turners, sondern er wird die ganzen Füße auf die Erde jäh und auf einmal setzen und das Element wird den Abdruck seiner Schuhe bewahren). Der Major dachte sicher in diesen Augenblicken an nichts, er bemerkte vielleicht, daß die Erde sehr naß vom Regen war, oder daß in den Borken des Stammes Moos wuchs, grünes Moos. Aber er hatte den Arm in die Hüfte gestützt und so, daß der Scheitel des lebendigen, aus Unter- und Oberarm und Lende gebildeten Dreiecks ein wenig über den Baum hervorragte. Diesen Scheitel zerstörte der herumirrende Splitter einer Granate, ein wahrscheinlich ganz lächerlich kleiner Splitter, aber das Dreieck sank zusammen und Blut tropfte nieder. Der Major nahm Abschied und ging zum Hilfsplatz. Wir andern, zehn Schritte von ihm, bemerkten das gar nicht, nur der neben ihm gehockt hatte, wußte davon. Erst als die Granaten stumm wurden und der Wald auch, hörten wir.

Sein Adjutant, der neben uns gewesen war, ging zu dem Baum, dahinter der Major gestanden hatte. Er kam zurück und hielt mit den Fingerspitzen ein Knöchelchen, wie sie abspringen, wenn der Knecht mit seiner Hacke im Fleische sitzende Knochen durchhaut. Dann findet man auf dem Boden viele solcher Knöchelchen, die in ihrem Lebenstum einen scharfen Schnitt weisen und in ihren kleinen Höhlungen ein wenig Blut bewahren. Dieses Knöchelchen aber hatte dem Major gehört, es hatte auf seinem Ellenbogen gesessen und hatte ihn den Arm beugen, an sich ziehen und von sich stoßen lassen, denn es war das äußerste von jenem Gelenk, das wir beim Greifen des Ellenbogens fühlen. Es bog sich oben, war blank wie gescheuert an seinen Außenflächen, und drinnen klebte

schon das bißchen Blut, das vor ein paar Augenblicken noch in einem Körper gewesen war.

Der Adjutant hielt das Knöchelchen mit seinen Fingerspitzen ins Licht, wie ein wissenschaftliches Objekt. Aber wir wußten, daß nun der Major nie mehr den Arm würde beugen, an sich ziehen oder von sich stoßen können, daß der Arm ihm nun herunterhing wie ein Fremdes, ihm nicht mehr Gehörendes, und daß er ihm immer so hängen würde an der Seite. Er würde ganz sein der Arm, er war ja nicht zerschmettert, nur das kleine Knöchelchen war abgesprengt worden, ganz würde er bleiben, aber auch ohne Regsamkeit wie ein Schwamm. So klein war es, so sonderbar klein, und das Stück eines Menschen.

Der Adjutant steckte es in seine Brieftasche, worin vielleicht ein Kofferschlüssel, ein Uhranhängsel und eine Postquittung war. Da lag es, das Knöchelchen, und ruhte. Ich wollte gerne erzählen dürfen, der Adjutant sei später einmal in der Nacht aus dem Schlafe aufgefahren, mit der Empfindung, jemand hätte seiner Brust eine brennende Zigarrenspitze genähert, und habe auch wahrhaftig seine Bluse und das Leder der Brieftasche durchsengt gefunden. Und weiter forschend hätte er das Knöchelchen heiß wie das Stück einer Granate gegriffen, sodaß er es nicht in der Hand hätte halten können, denn in dem Knöchelchen wäre noch das abgesprungene Menschenleben gewesen, und es hätte in seinem Brennen so seine Kraft und seinen Trotz weitergeben müssen. Ich wollte das gerne erzählen dürfen. Aber ach nein, es war ja nur ein Knöchelchen, abgesprungen in einem ungeheuren, mitleidlosen Betriebe, wo Fleisch zerhackt, Knochen zermalmt werden.

Der Major ist dann gestorben. Als wir wieder nach Bosnien marschierten, sahen wir das Kreuz, das sich über seinem Grabe hob.

Für das Münchner Leibregiment

von Wilhelm Schmidbonn

Verse, gesprochen von Albert Steinrück bei einer Totenfeier zum Besten der Hinterbliebenen des Regiments in den Münchner Kammerspielen

Es sprechen die Gefallenen:

Mit schweren Schritten sind wir durch die Straßen ausmarschiert,
Helm und Gewehr mit Blumen ganz verziert.
Wir haben euren Schmuck geduldet —
doch ist es mehr, was ihr uns schuldet.

Wie weiße Tauben haben eure Tücher uns umweht,
der Ruf von euren Stimmen ward uns zu Himmelsgesang.
Ihr bliebt. Doch weit war unser Gang.
Und niemand von uns hat sich umgedreht.

Ein jeder hat uns in das Aug' gesehn:
Wirst du und du im Kampf bestehn?
Wir haben mit unserm letzten Blick getrunken
Häuser, Frauen, Himmel — dann wars versunken.

Wir sind in das schlagende Eisen und Feuer gelaufen,
schrieen auf und lagen in unserm roten Blut.
Stolzer Tod! Ehre, die Keiner kann kaufen.
Doch auch leben, leben ist gut.

So früh lag mancher in dem Grab,
daß noch die Blumen, die ihm die Heimat gab,
an seinem Holzkreuz farbig wehen.
Doch ihr dürft lebendig durch eure Tage gehen.

Wenn einst das Gewitter der Glocken an euren Häusern rüttelt,
wenn euer Siegruf einst den Garten eurer Fahnen schüttelt,
wenn, Sieg im Aug, die Krieger wiederkommen —
ist unser Platz im Zug von andern eingenommen.

Aber wir Toten sind nicht tot,
wir rufen aus unserm schmalen Grab euch an:
Ehre und Vaterland stand uns voran —
und unsre Frauen und Kinder leiden drum Not.

Ihr lebt durch uns, dies machen wir euch zum Gebot:
Vergeßt uns Tote in den fernen Gräbern nicht,
Damit nicht unsre Hand aus ihrem Grabe bricht
und vor euch steht als Schwerteshand und droht.

Es sprechen die Witwen:

Wenn eure Häuser einst geschüttelt sind vom Sieggeläut —
ihr spürt es kaum, denn eurer Keiner bleibt im Haus.
Wir Witwen aber können nicht zum Fest heraus,
denn unsre Hand weiß Keinen, dem sie Blumen streut.

Wir können nicht einmal ans Fenster gehn:
Wenn wir den Garten eurer Fahnen jäh entzündet sehn,
dann muß es uns die Brust zerbrennen ganz —
wir hören nie im Flur den Schritt des heimgekehrten Manns.

Wir klagen nicht. Stolz wohnt auf unserm stummen Mund,
denn ohne unsrer Männer Blut wär' eurer Fahnen Pracht nicht bunt.
Was ihr auch gebt, wir haben mehr geschenkt.
Um unsrer Kinder willen doch: Gedenkt!

Wir Lebendigen geloben:

Wir Glücklichen im starken Vaterland,
die wir gerettet durch die Straßen gehn,
wie Kinder staunend in das neue Leben sehn:
wir greifen, Kameraden, durch das Grab nach eurer toten Hand.

Für uns, für mich habt ihr das helle Leben weggeschenkt,
und euer letzter armer Seufzer bleibt in mich hineingesenkt.
Ich fühle eure früh zerbrochnen Augen schmerzlich stündlich in mir weiterbrennen —
wend' ich mich von euch ab, soll man mich nicht mehr einen Deutschen nennen.

In Frankreich mögt ihr oder Polen eure Gräber haben.
Ihr bliebt nicht dort, in unsre Herzen habt ihr euch vergraben.
Drin strömt, mit unserm Blut gemischt, das eure unermeßlich reich,
und was in eurem Blut an Liebe brennt, entbrennt in unserm Blut zugleich.

Deutschland, der Riese, der mit Urkraft um sich schlug,
mit Eisenkeulen, die er in den wilden Händen trug,
Deutschland, vom Siege ruhend, reißt die heiße Brust sich offen
und zeigt sein Kinderherz, von Feindeswaffe nicht, von Trauer stummer Fraun getroffen.

Das ist ein Herz, so angestaunt und unerschöpft an Tapferkeit es war,
so strahlend unermeßlich schenkt es nun Erbarmen dar.
Wenn Enkel fremder Völker einst durchschauert von dem Todesmut der deutschen Männer singen,
dann muß das Lied vom deutschen Dank als wie von einem Sternenwunder stets zugleich verzückt aufspringen.

In Liebe nicht ermüden, mit den Stumpfen rundum ohne Ende ringen,
Die Trägheit in der eignen Brust mit jedem Tage herrlich neu bezwingen,
nicht ruhen, bis wir den Gefallnen sind an Heldentum der Liebe gleich —
dann sind wir eurer erst geworden wert in unserm neuen Friedensreich.

Kriegslieferanten von Vindex

Es ist kein Zufall, daß während des Krieges im belebtesten berliner Westen, in der Gegend des Zoologischen Gartens, zum mindesten drei neue Gastlokale großen Stils, Wein- und Bierhäuser für zahlungsfähiges Publikum, eröffnet worden sind, und daß deren Geschäft kräftig blüht. Denn wie jedermann, der sich umsieht, schnell bemerken wird, befindet sich Geld in Menge unter den Leuten, so viel, wie man es, wenn man im Frieden von Kriegszeiten sprach, nicht für möglich gehalten hätte; und wir erleben, daß die Zahl Derer im Wachsen ist, die sich nicht zu scheuen brauchen, in Luxusrestaurants für Wild und Geflügel und für sonst allerhand, das gegen Geld zu beschaffen ist, Phantasiepreise anzulegen. Auch was an Brillanten und aufdringlichem Schmuck aller Art an diesen Orten zur Schau getragen wird, ist unmäßig und übersteigt den Glanz, den man im Frieden sah, um ein erhebliches. Betrachtet man sich zu alledem die Leute, die mit den Bank- und Kassenscheinen so verschwenderisch umspringen, dann weiß man, daß es sich um eine Kriegserscheinung handelt, die zu der bedenklicheren Art gehört.

Der Krieg hat eine sonderbare Kapitalistenschicht nach oben befördert. Da gibt es kleine Handwerksmeister, die es durch geschickt erlangte Militärlieferungen in wenigen Wochen zu gewaltigen Fabrikherren gebracht haben, statt ihrer drei Gesellen alsbald achthundert Arbeiter beschäftigten und buchstäblich Hunderttausende einstreichen konnten, bis die Stoffbeschlagnahmen der Militärbehörden der Herrlichkeit ihres Betriebes ein Ende machten; wobei aber den Unternehmern noch immer ein Rückstand von einer halben Million (häufig auch mehr) verblieb und nichts im Wege lag, daß der Meister von der Skalitzer Straße in das Bayrische Viertel verzog, wo er und seine Frau Gemahlin sich den neuen Lebensgewohnheiten schnell anpaßten. Ein besonderes Kapitel bilden die Nahrungsmittelersatzhersteller, Leute, die sich in Friedenszeiten mit ihren Präparaten niemals ans Licht gewagt hätten, weil der Herr Professor vom Polizeipräsidium, das Nahrungsmittelgesetz drohend in der Hand, die Wacht hielt; heut werden an hunderten dieser Erzeugnisse fabelhafte Summen verdient, ehemalige Warenhauseinkäufer, Drogisten, Geschäftsdiener und Grundstücksagenten befassen sich mit Herstellung und Vertrieb von Puddingpulvern, Suppenwürfeln, Kakao-, Kaffee-, Milchextrakten und was es sonst nah und fern gibt, und nehmen Aufschläge von hundert bis dreihundert Prozent. Weiterhin ist während des Krieges ein rühriges Vermittlertum emporgestiegen: betriebsame Herren, die mit jeder erdenklichen Ware, ohne sie auch nur im entferntesten zu besitzen, hin und her handelten, die sich „an Hand geben“ ließen und die Bezugsrechte veräußerten, denen nichts Menschliches fremd war, wenns nur Geld abwarf, und die in den ersten achtzehn Monaten des Krieges so viel an Zwischengewinnen in die Tasche steckten, daß sie die später erfolgten staatlichen Maßregeln gegen den Kettenhandel und gegen die Verteuerung der Waren durch unwirtschaftliche Mittelsgeschäfte getrost und mit Ruhe hinnehmen konnten. Alle Kreise jener rührigen Personen, die den Krieg als Gelegenheit benutzen konnten, um ein ungehöriges Plus für ihren Geldbeutel zu erzielen, lassen sich garnicht aufzählen; so viel ist sicher, daß

der Krieg Gewinnmöglichkeiten geschaffen hat, von denen sich so mancher, auch wenn er sich für eingeweiht und gerissen genug hält, nichts träumen läßt.

Die neue Kapitalistenschicht ist es, die sich überall in der Oeffentlichkeit, wo Geld ausgegeben wird, auf das unangenehmste bemerkbar macht, und die, geblendet vom Glanz ungewohnten Reichtums, sich nicht zu benehmen weiß, einen häßlichen Kontrast zwischen dem Leben im Lande und dem Kampfdasein draußen bewirkt und offenbar ganz vergessen hat, was gegenwärtig auf Erden vorgeht und auf dem Spiele steht.

Es muß die Aufgabe einer reifen Staatskunst sein, diese Kriegsmillionäre in ihren Grenzen zu halten, ihre Bankkonten und den Inhalt ihrer Geldschränke und Schmuckkästen auf das angebrachte Maß zurückzuführen. Ob die Kriegsgewinnsteuer in der jetzigen Form dazu ausreichen wird, erscheint recht zweifelhaft, und man sollte jedenfalls nicht erst abwarten, ob sie die erwünschte Wirkung äußert, sondern schon früher und so bald wie möglich zupacken. Es ist ein unerträglicher Gedanke, daß hier im Lande von Leuten, die in der bevorzugten Lage waren, ihren Geschäften nachgehen zu können, ohne von den Kriegssorgen, von Einziehungen und militärischen Pflichten behelligt zu werden, und die mit Mitteln aller Art das in Massen umlaufende Geld an sich zu ziehen vermochten, daß von diesen Leuten die Früchte, die ihnen der Krieg abgeworfen hat, mit herausfordernder Geste verzehrt werden, während draußen das Volk in Waffen den schweren Schicksalskampf kämpft. Hier muß ein Ausgleich geschaffen werden, ein Uebel muß rechtzeitig bekämpft werden, das sehr bedrohliche Folgen nach sich ziehen kann, wenn man es unbeachtet fortgewähren läßt.

Antworten

Erich Ziegel. Ich hatte gedacht, daß der Streit um den ‚Schnellmaler' beendet wäre; aber ich sehe ein, daß ich, hauptsächlich um Hans Harbecks willen, Ihren Brief drucken muß. „Es widersteht mir, mich einzumischen. Und doch scheint es, als wäre ichs Wedekind, Harbeck und mir selber schuldig, den Mund zu öffnen. Ich bin ja der indirekte Urheber dieser erquicklichen Komödie. Also eines Tages kommt der junge Doktor Hans Harbeck, die Brust geschwellt von Tatendrang und Entdeckerfreude, zu mir und macht mir einen Vorschlag: er will, ähnlich, wie ers schon einmal in den Münchner Kammerspielen getan, eine Matinee arrangieren. Titel und Inhalt: ‚Der junge Wedekind'. Programm: Vortrag von Hans Harbeck; Vorlesung einer Novelle von Wedekind; Szenische Darstellung der Fragmente ‚Elins Erweckung' und ‚Felix und Galathea'; Aufführung des dritten Aktes vom ‚Schnellmaler'. Was ist das: ‚Der Schnellmaler'? Ein fast unbekanntes Jugendwerk. Her damit, ich will es kennen lernen. Harbeck preist es — schon damals — in ‚hymnischen' Tönen. Der ganze Plan scheint mir nicht recht glücklich; aber ich lehne nicht ohne weiteres ab, sondern reiche, bevor wir weiter arbeiten, das Programm der Zensur ein. Was ich ahnte, geschieht: ‚Felix und Galathea' stößt auf Schwierigkeiten. Unterdessen lese ich den ‚Schnellmaler', bin — was ja mein gutes Recht ist, auch wenn ich Unrecht haben sollte — von der barocken und krausen Form dieses übermütigen Jugendscherzes entzückt und beschließe eine Aufführung. Ich schreibe einen Brief an Wedekind, der grade in Berlin gastiert, und erhalte die telegraphische — also

wohl spontan gegebene — Antwort, die, dem Sinne nach lautet: Einverstanden. Freue mich sehr, daß Sie Schnellmaler spielen wollen! Die Vorbereitungen beginnen. Der Dichter kommt zurück, ich bin stundenlang bei ihm, berate über Besetzungen, Striche und dergleichen. Er äußert gelegentlich gewisse Zweifel an dem Wert und der Erfolgsmöglichkeit seines Stückes. Es gelingt mir, seine Bedenken zu zerstreuen. Die Aufführung rückt näher. Harbeck schreibt, auf meine Aufforderung, für unser ‚Programm' der ‚hymnischen' Artikel, der im Gedankengang völlig seinen frühern mündlichen Aeußerungen entspricht. Wedekind ist auf der Generalprobe. Er äußert wiederum starke Zweifel an seinem Werk, hofft aber, die Aufführung würde es herausreißen. Die Premiere hat einen schönen Erfolg, den der Dichter in einer kurzen Ansprache einzig und allein den Darstellern zuweist. Nun bringt das Berliner Tageblatt einen Bericht seines Korrespondenten: die Aufführung sei ‚gegen den Willen' des Dichters veranstaltet worden. In dieser ungeschickten Form ist das natürlich ein glatter Unsinn. Immerhin: die Aufführung ist nicht grade unter begeisterter Zustimmung Wedekinds erfolgt. Und aus dieser unglücklichen Formulierung entwickelt sich der Kleinkrieg im Briefkasten der ‚Schaubühne', der schließlich damit seinen Höhepunkt erreicht, daß ein junger Idealist verblümt der Bestechlichkeit beschuldigt wird. Wie stehts damit? Frank Wedekind hat das schöne Verbrechen begangen, einem jungen Schriftsteller und begeisterten Propheten, dem es finanziell recht dreckig geht — denn an der Front und im Lazarett gibts wenig zu verdienen — die paar Prozente seiner ersten drei Aufführungen zu dedizieren. Weder der Geber noch der Beschenkte noch ich, der davon durch diesen und jenen erfuhr, sind auf den Gedanken gekommen, in dieser sympathischen Handlung des Dichters so etwas wie eine Bestechung und in der ein bißchen übertriebenen Begeisterung des Doktor Harbeck das künstlich geschürte Feuer eines Bestochenen zu sehen. Wedekind selbst wird sich vor dieser Begeisterung vielleicht gesagt haben: Warum soll ich mich nicht über mein eigenes Werk irren? Auch das Umgekehrte, daß ein Autor eine Arbeit für gut hält und die Welt das Gegenteil empfindet, soll ja vorkommen. Also: „In Gottes Namen'! Die Premiere bringt einen Erfolg: Wedekind hat sich, wenigstens in diesem Punkt, getäuscht. Trotzdem will der Schöpfer seines Geschöpfes nicht froh werden. Er ist über den Studentenübermut längst hinausgewachsen und sieht dies ‚Kind der Liebe' mit leisem Seufzen an. Doch Direktoren kommen, sind entzückt, quälen ums Aufführungsrecht. ‚Herrgott, laßt mich zufrieden. Soll ich mit meiner Schande Handel treiben?' schreit er vielleicht, komisch verzweifelt, im Stile seines Fridolin. Aber der erste Schritt ist getan, kann nicht mehr zurückgenommen werden: ‚Wenns nun schon mal bekannt geworden ist, schön, meinetwegen. Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!' (Herr Friedenthal, das hat er nicht gesagt!) In der Torggelstube, am Stammtisch, fällt dann vielleicht das Wort: ‚Ich habe die Aufführung nicht gewollt!' oder dergleichen. Der Korrespondent des Berliner Tageblatts horcht auf. ‚Also gegen den Willen des Dichters? Das muß festgenagelt werden. Ueberhaupt: wie kommt ein unbekannter Literat und ein simpler Theaterdirektor dazu, ohne mein Wissen und Willen im Schreibtisch meines Dichters herumzukramen? Bin ich dazu des Meisters Eckermann? Vor solchen falschen Freunden muß er geschützt werden.' Es wird in die Welt hinaustelegraphiert und — das Gegenteil ist erreicht. Ein Widerspruch zwischen Worten und Taten der Beschirmten ist konstruiert. Und bleibt hängen! Wars einer? Im Bureaukraten-Sinne vielleicht. Aber man muß auch zwischen den Zeilen hören können. Muß den Ausbruch verschiedener Launen, zu denen ja auch ein Wedekind das

Recht besitzt, nicht zu einer Ewigkeits-Formulierung stempeln wollen. Muß nicht einen Freund gegen sich selbst zu verteidigen versuchen. Muß nicht wedekindischer sein wollen als Wedekind. Ja, so ists gewesen, so ähnlich mags zugegangen sein. Alles selbstverständlich, begreiflich, psychologisch klar. Und daraus entsteht dann der Rattenkönig von Mißverständnissen, Konfusionen, Vorwürfen, Kränkungen, Verdächtigungen, Beschuldigungen, Behauptungen, Dementis und dementierten Dementis. Und eines Tages sind fleckenlose Ehrenmänner meineidige Schurken. So gehts immer. Denn wissen Sie, lieber S. J., wovon ich überzeugt bin? Auf ähnliche Weise wie dieser Streit um den ‚Schnellmaler' ist auch der Zweite Punische Krieg entstanden. Der Römer traute dem Punier solange das Allerschlimmste zu, und der Punier hielt den Römer solange für einen Welten-Räuber, bis sie sich bei den Kehlen hatten und es kein Zurück mehr gab: das ist das Resultat der internationalen Torggelstube. Seid einig, einig, einig!" Ich wäre ja bereit. Aber, um bei Schiller zu bleiben: Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

An die Leser

Da die Herstellungskosten der ‚Schaubühne', wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat steigen, sind wir, wie die meisten Blätter, endlich gezwungen, entweder den Umfang zu verringern oder den Bezugspreis zu erhöhen. Wir nehmen an, daß es unsern Lesern schwerer fallen würde, jede Woche vier Seiten Text, als jedes Vierteljahr eine halbe Mark zu entbehren. Die ‚Schaubühne' wird also vom ersten Oktober an vierteljährlich 4 Mark (statt 3.50 Mark) und jährlich 14 Mark (statt 12 Mark) kosten — für alle Leser ohne Ausnahme, auch für diejenigen, die als Mitglieder der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger bisher einen Sondertarif gehabt haben. Nur für Jahresabonnements, die nach dem ersten Oktober 1915 begonnen haben, gilt bis zum Ablauf der alte Satz.

Verlag der Schaubühne

Wie lege ich mein Kapital an?

Wer vor dem Kriege behauptet hätte, daß gerade zur Kriegszeit das Bedürfnis, Geld zinstragend anzulegen, groß sein würde, der würde auf ein ungläubiges Lächeln gestoßen sein. Der Krieg ist der Zerstörer von Gütern. Wie ist es da möglich, daß im großen Umfange neue Ersparnisse entstehen? Die Antwort darauf gibt das Völkerringen, in dem wir uns seit mehr als zwei Jahren befinden. Großen Teilen der Bevölkerung ist es durch unmittelbare oder mittelbare Beteiligung an Heereslieferungen, durch die Abstoßung von früher angesammelten Vorräten an Waren und durch erhöhte Entlohnung der Arbeit gelungen, neues Kapital anzusammeln oder bereits vorhanden gewesenes zu vergrößern, und man braucht nur an den gewaltigen Erfolg der ersten vier Kriegsanleihen zu denken, um zu erkennen, daß für sehr erhebliche Summen im Kriege ein Anlagebedürfnis entstanden ist.

In den sechs Monaten, die seit der Ausgabe der vierten Kriegsanleihe verstrichen sind, haben sich wiederum bei großen und kleinen Kapitalisten, bei Behörden, Banken, Sparkassen, Aktien-Gesellschaften usw. neue Gelder gesammelt, und ihre Eigentümer stehen vor der Frage: Wie lege ich mein Kapital an?

Wer bei seiner Entscheidung ausschließlich von der Erkenntnis geleitet wird, es ist deine dringendste Pflicht, die Kriegsbereitschaft und

Kriegskraft deines Vaterlandes zu unterstützen, der wird ohne weiteres die Antwort finden. Aber auch alle die, denen zwar kein Mangel an patriotischem Empfinden nachgesagt werden kann, die aber doch auch daran denken, ihr Geld aufs beste zu sichern, **müssen zu dem Entschluß kommen, die fünfte Kriegsanleihe zu zeichnen.** Weshalb? Niemals vor dem Kriege hat es eine deutsche Reichsanleihe gegeben, die eine so hohe Verzinsung bringt, und wenn wir hinsichtlich der Kraft Deutschlands vor und während des Krieges Vergleiche anstellen, so wissen wir, daß zwar große Lasten zu tragen sind, aber wir wissen auch, daß Deutschland unerschüttert dasteht und seine Grenzen, dank der heldenhaften Haltung unserer Truppen, tief in Feindesland hineingeschoben hat. Wir wissen auch, daß das Reich durch das ihm zustehende Recht der Gesetzgebung jederzeit und unter allen Umständen in der Lage ist, die Mittel zur pünktlichen Bezahlung seiner Schuldzinsen aufzubringen. Warum also sollte jemand jetzt weniger dazu bereit sein, Anleihegläubiger des Deutschen Reiches zu werden als vor dem Kriege? Nur von furchtsamen und wenig überlegenden Leuten kann so etwas angenommen werden.

Die Verzinsung pflegt in gewöhnlichen Zeiten im umgekehrten Verhältnis zur Sicherheit der Anlage zu stehen. Ganz sichere Anlagen bringen meist nur kleine Zinsen, und wo hohe Zinsen gezahlt werden, hapert es vielfach irgendwie mit der Sicherheit. Die besonderen Umstände haben es mit sich gebracht, **daß dem deutschen Volke die sicherste Anlage, für die die Steuerkraft der ganzen Bevölkerung und das Vermögen des Reichs und sämtlicher Bundesstaaten haften, zum höchsten Zinsfuße dargeboten wird.** Und nicht nur die 5 prozentige Reichsanleihe ist eine so vorteilhafte Anlage, sondern auch die 4½ prozentigen Schatzanweisungen sind es, die das Reich als zweite Anleiheform auflegt. Da sie zu 95 Prozent ausgegeben werden, bringen sie von vornherein tatsächlich nicht 4½ Prozent, sondern 4¾ Prozent Zinsen. Außerdem hat man bei der Rückzahlung, die im Jahre 1923 beginnt und im Jahre 1932 beendet sein muß, einen Kapitalgewinn in Höhe von 5 Prozent zu erwarten; denn die Rückzahlung erfolgt in der Weise, daß die Schatzanweisungen zum Nennwerte, also mit 100, ausgelost werden.

Nun darf man bei einer Kapitalanlage nicht nur die Sicherheit und die Verzinsung als entscheidend ansehen, sondern auch die Frage der mehr oder minder leichten Realisierbarkeit spielt eine wichtige Rolle. Eine Anlage ist um so günstiger zu beurteilen, je leichter sie realisierbar ist, d. h. je bestimmter der Eigentümer darauf rechnen kann, daß er jederzeit in der Lage ist, die Anleihe ohne Verlust zu Geld zu machen. Bei der Deutschen Kriegsanleihe, und zwar bei der fünfprozentigen Reichsanleihe, wie auch bei den 4½ prozentigen Schatzanweisungen, ist das der Fall. Wenn die 5 prozentige Reichsanleihe den Vermerk trägt, **unkündbar bis 1924,** so bedeutet das nur, daß der Zinsfuß seitens des Reiches vorher nicht herabgesetzt werden darf. Die Verkaufsfreiheit wird dadurch in keiner Weise beschränkt, im Gegenteil, sie wird dadurch gehoben, denn die Bestimmung „unkündbar bis 1924" wirkt zugunsten des Anleiheinhabers, der damit die Gewißheit hat, du bekommst mindestens bis zum Jahre 1924 5 Prozent Zinsen. Will das Reich dann nicht mehr so viel Zinsen zahlen, so muß es auf Verlangen jedes Anleiheinhabers ihm den Nennwert der Anleihe zahlen.

Nach alledem kann einem jeden, der vor der Frage steht: „Wie lege ich mein Kapital an?" die Antwort gegeben werden: In der Kriegsanleihe des Deutschen Reiches.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam**

Kriegsziele von Germanicus

Nach dem glasgower ‚Forward' hat sich in Aberdeen eine seltsame Geschichte zugetragen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß der Frieden geschlossen sei. Ein junger Bursche hatte die Nachricht in die Stadt hineingeschmissen; alsbald eilten Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in Scharen zusammen, zogen durch die Straßen und bejubelten das Ende des Krieges. So die Episode von Aberdeen; man täte Unrecht, ihr irgendwelche politische Bedeutung zuzuschreiben. Aber sie ist immerhin eine Bestätigung dafür, daß selbst das englische Volk, untertan einer Regierung, die den Krieg rücksichtslos fortzusetzen gedenkt, mit jeder Faser seiner vergewaltigten Seele den Frieden sucht. Zugleich aber lehrt uns die Tragikomödie von Aberdeen, daß sogar in einem Lande, welches sich der Freiheit seiner Verfassung über alle Völker hinaus zu rühmen weiß, das Volk nichts zu entscheiden, nichts mitzuwirken hat. Solcher Auffassung von der Verteilung der Macht dient auch das, was vor einigen Tagen Bernhard Kellermann im Berliner Tagcblatt zur Kennzeichnung der rumänischen Politik berichtet hat:

> Das rumänische Volk hatte kaum einen nennenswerten Einfluß auf die innere Politik, geschweige denn auf die äußere. Es hat mit diesem Kriege nicht das Mindeste zu tun, und sein ganzer Anteil daran besteht in dem Rechte zu sterben. Nahezu die Hälfte des Landes ist in den Händen von etwas über viertausend Besitzern, in die andre Hälfte teilen sich gegen siebeneinhalb Millionen! Rumänien besitzt ein Dreiklassenwahlrecht. In der ersten Klasse wählen Bürger mit einem Einkommen von mindestens 1200 Lei jährlich aus ländlichem oder städtischem Grundbesitz, in der zweiten Bürger, die jährlich wenigstens 20 Lei direkte Staatssteuern bezahlen. Im Jahre 1905 wählten in diesen ersten beiden Klassen im ganzen 34 300 Wähler! In der dritten Klasse, wo je fünfzig Bürger einen Wahlmann aufstellen, der seinerseits die Stimme direkt einem Abgeordneten gibt, waren im Jahre 1905 gegen eine Million Wähler eingetragen. Es liegt auf der Hand, daß von einer eigentlichen Volksvertretung nicht die Rede sein kann, da die Stimmen durch Geld, kleine Konzessionen, Privilegien und Aemter gekauft und durch die Machtstellung des Brotherrn erzwungen werden. Die Behörden und das Kapital bestimmen die Zusammensetzung des Parlaments, des Senats, der Regierung, sie ernennen Gesandte, Generale, hohe Beamte und stürzen sie, wenn ihre Politik es erfordert. Wie ihnen das Getreide und Petroleum, die schönen Pferde und schönen Frauen gehören, so gehören ihnen auch die Zeitungen und die Journalisten, die zu schreiben haben, was ihnen befohlen wird.

Das rumänische Volk, einer kleinen Schar gewalttätiger Politiker ausgeliefert, ist in den Krieg hineingestoßen worden, muß bluten, sterben, sinnlos, geknechtet durch die eigene Regierung, durch

deren Kurzsichtigkeit und Frivolität dem Machtdurst des englischen Kapitals geopfert. Im Feuerbrand der zusammenstürzenden Städte und Dörfer der Dobrudscha sinkt die kühne Behauptung des zwanzigsten Jahrhunderts, daß die Zeit der Tyrannen vorüber sei, die Tage der Selbstbestimmung der Völker aber begonnen haben, wie ein ausgekohlter Aschenhaufen in sich zusammen. Die Rumänen haben erfahren müssen, was es bedeutet, ein Wahlrecht zu besitzen, das nur einer Oberklasse Rechte einräumt; sie haben zugleich den intimen Zusammenhang zwischen der innern und der äußern Politik erfahren.

*

Die englische Regierung will den Krieg gegen die Zentralmächte, besonders gegen Deutschland, bis zum letzten Ende, das heißt: bis zur Zerschmetterung Mitteleuropas durchführen. An diesem Tatbestand läßt sich heute nicht mehr zweifeln. Es konnten uns darum die anmaßenden Kriegsziele der ‚National Review' nicht verblüffen. Immerhin: wir hätten dem englischen Bürgertum und seinen Wortführern ein wenig mehr Vernunft zugetraut. Was Herr Maxse seinen Lesern aufzutischen hat, und wovon er überdies noch sagt, daß es als gar zu maßvolle Forderung den meisten Engländern eine Enttäuschung bringen würde, ist politischer Sadismus. Nur, weil wir die Untat dieses englischen Kriegsprogramms als eine menschliche Schmach mitempfinden und mittragen, erinnern wir uns nochmals an einige Einzelheiten; sie geben uns die erstarrende Gewißheit, daß Europa noch immer über die Stufe der Barbarei nicht hinübergeschritten ist. Die ‚National Review' fordert:

> Was nun den wichtigsten Punkt, die Bestrafung Deutschlands, betrifft, so werden wir den Hunnen unsern Willen aufzwingen, indem wir ihren Fürsten, Politikern und Soldaten, deren Wort wertlos ist, die Bedingungen diktieren. Die Leiter der deutschen öffentlichen Meinung, die das Volk beeinflussen, wollen ja ohnehin keinen Vertrag als bindend anerkennen. Großmut wäre daher bei einem so anmaßenden und niederträchtigen Volk wie den Preußen nicht am Platze. Vielleicht wird es sich nicht grade als absolute Notwendigkeit herausstellen, Deutschland vollständig zu zerstören, gleichwohl aber sollte das „Germania delenda est“ doch die allgemeine Richtschnur für unsre Bemühungen im Feld wie bei den dem Besiegten aufzubürdenden Friedensbedingungen bilden ... Auch muß Aachen und sein prächtig gedeihendes Nachbargebiet zeitweise dem belgischen Königreich einverleibt werden, mag aber an Deutschland zurückfallen, wenn die den Deutschen auferlegte Entschädigung rechtzeitig bezahlt wird ... Elsaß-Lothringen kommt an Frankreich zurück, dazu das Saartal sowie Trier nebst Umgebung ... Ganz Preußisch-Polen wird Russisch-Polen einverleibt, also sowohl die Provinz Posen wie ein Teil Westpreußens fallen an Rußland, und eine Grenzberichtigung auf Kosten von Ostpreußen tritt ein (rechtes Memelufer und Zugang zu den masurischen Seen) ... Die Bestrafung Deutschlands für seine Missetaten — zum Beispiel an Miß

Cavell und Kapitän Fryatt — wird am zweckmäßigsten in der Weise stattfinden, daß einige neuzeitliche deutsche Paläste und das Gebäude des Generalstabs angezündet werden. Auch die Zerstörung der großen Kölner Rheinbrücke, oder des Kieler Kanals sind Widervergeltungsmaßregeln, die hier in Betracht kommen.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß von dem Wahnwitz solcher politischen Raubgier ein Teil der englischen Politiker freigeblieben ist; die Gerechtigkeit, noch mehr aber die Klugheit verlangen, auch solche Meinung zu hören. Ausführungen, wie sie kürzlich der ‚New Statesman‘ gebracht hat, sind für diese Gattung des zwar gleichfalls vom Sieg der Entente überzeugten, aber doch noch halbwegs gesund gebliebenen englischen Friedensdiktators kennzeichnend. Die genannte Zeitschrift hat geschrieben:

Vor drei Monaten wagte man an ein Diktieren der Friedensbedingungen durch den Verband noch kaum zu denken. Aber die Ereignisse der letzten zwölf Wochen haben die ganze Lage verändert. Im Westen hat der Verband seit Eröffnung der Offensive am ersten Juli nicht alles Gehoffte erreicht. Nichts ist, wie Churchill neulich sagte, geschehen, was uns irgendeine Sicherheit für schleunige Beendigung des Kampfes gäbe. Die deutsche Front hat gehalten und mag noch für eine ermüdende Zeit weiter halten; aber trotz aller Fehlschläge und Verzögerungen ist die Lage jetzt klar für alle, die Augen haben zu sehen. Nicht nur uns, sondern der ganzen Welt ist es offenbar, daß der Verband die Gewinnkarten hat, und daß die Vollständigkeit seines Endsieges nur durch seine eigene Wahl begrenzt wird . . . Es gibt Leute, die wünschen werden, den Sieg des Verbandes rachsüchtig auszunutzen, andre, die wünschen werden, ihn mit einer Großmut Don Quixotescher Art zu nutzen, die nur durch das Ergebnis einer idealen Gesellschaft der Nationen gerechtfertigt werden könnte; aber der entscheidende Wille der englischen öffentlichen Meinung wird nach unsrer Ueberzeugung auf eine Richtung zwischen diesen beiden Extremen gehen. Wir können es uns nicht leisten, Deutschland ungestraft und in seinen mehr als möglichen Wünschen ungehindert zu lassen, damit es sich zu einem neuen Krieg nach zehn Jahren unter günstigeren Bedingungen rüsten kann. Diese Möglichkeit muß jedenfalls so fernliegend gestaltet werden, daß das übrige Europa keine Entschuldigung dafür hat, wenn es eine neue große Rüstungslast zu der unvermeidlich schweren aus der Deckung der Kriegskosten erwachsenden Steuerlast hinzugefügt. Aber wir können es uns auch nicht leisten, einen dauernden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krieg gegen Deutschland aufrechtzuerhalten oder es so zu belasten oder zu zerstückeln, daß es an einer von der Zeit nicht heilbaren Wunde leidet. Die Aussicht auf einen unendlich verlängerten Zustand bitterer internationaler, wenn auch hilfloser Feindschaft ist ebenso unerträglich wie die Aussicht auf einen neuen und sehr vergrößerten Rüstungswettbewerb. Beide Uebel können, wie wir glauben, vermieden werden und werden vermieden werden, wenn der liberale gesunde Menschenverstand des Landes Zeit und Gelegenheit findet, sich zur Geltung zu bringen.

Es ist ohne Zweifel interessant zu hören, daß ein englischer Politiker glaubt, sein Land könne es sich nicht leisten, einen dauernden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krieg gegen Deutschland

aufrecht zu erhalten. Wenn die Vernunft noch ein wenig mehr Zutritt erhält, dürften sich in England einige sachverständige und halbwegs kaltblütige Leute finden, denen selbst die Kriegsziele des ‚New Statesman' ein wenig zu weit gehen. Vielleicht begibt es sich sogar, daß morgen oder übermorgen die englische Regierung, in der dann freilich kaum noch die eigentlichen Kriegstreiber sitzen werden, zu einer noch bessern Einsicht kommt, zu der nämlich: daß die Zentralmächte überhaupt nicht zu besiegen sind, schon darum nicht, weil sie längst gesiegt haben.

Wir wollen doch die Augen klar behalten, liebe Vettern: der Weltkrieg ist bereits entschieden. Wir wollen nicht in Prozenten abwägen, um wieviel Deutschland bei dem blutigen Rennen das Ziel früher erreicht hat. Aber daß der Zusammenschluß der Zentralmächte standgehalten, und daß er, abgesehen von einigen — durch ihre Elastizität ganz bedeutungslosen — Grenzschwankungen standhalten wird, daran sollte eigentlich auch der englische Politiker nicht mehr zweifeln. Was soll uns eigentlich geschehen? Selbst wenn Englands Brutalisierung der Neutralen unsre Fronten noch um einige hundert Kilometer verlängert, selbst wenn die Entente aus ihrem schwarzen und gelben Völker-Arsenal noch weitere Horden gegen uns zu treiben vermag: wir werden hier und da ausweichen, werden aber im übrigen, dauere es, wie lange es wolle, eisern stehen bleiben, es sei denn, daß wir nicht noch tiefer in die uns scheinbar umspannenden Feindesländer eindringen. Der Krieg ist entschieden. Was jetzt kommt, kann nur eine Bestätigung des bereits erzielten Ergebnisses sein. Die einzige Aufgabe, die noch zu lösen bleibt, und die wir, wenn unsre Gegner durchaus wollen, zuversichtlich lösen werden, ist die: den geschichtlichen Zustand, den der Krieg geschaffen hat, auch in das Bewußtsein der Andern hineinzuhämmern. Die Entente darf überzeugt sein, daß wir nicht säumen werden, ihr zu einer richtigen Beurteilung der nun einmal gegebenen und nicht mehr zu verändernden Sachlage behilflich zu sein.

Vielleicht aber machen sich Asquith und Grey (von Poincaré in solchem Zusammenhang zu reden, ist wohl überflüssig) die Sache bequemer und zugleich billiger: sie brauchen nur die Kölnische Zeitung vom zwölften September in die Hand zu nehmen, um dort zu lesen, was von einer Seite, die nicht ganz ohne Autorität sein dürfte, zu dieser Angelegenheit gesagt worden ist und darum besondere Aufmerksamkeit verdient, weil die Grundlage, von der aus über die erreichten deutschen Kriegsziele gesprochen wird, wirklich von keinem unsrer Gegner angetastet werden kann. Die Kölnische Zeitung vermittelt nämlich diese Auffassung:

Der deutsche Zweifrontenkrieg läßt sich im Grunde auf eine einfache Formel bringen. Im Osten hat sich unser Vaterland gegen die ungezügelte Ländergier des Panslawismus zu verteidigen, und im Westen gilt es, den Vernichtungsschlag Englands zu parieren, das im deutschen Handel und Industrialismus eine immer gefährlicher werdende Macht für seine dominierende Stellung auf dem Weltmarkt erblicken zu müssen glaubte. Alle übrigen Kriegsereignisse sind Nebenbrände dieser beiden Hauptherde und abhängig von diesen entstanden ... Das östliche Kriegsziel ist schon verwirklicht. Dabei muß es wundernehmen, wie langsam das Bewußtsein dieser erfüllten Aufgabe durchdringt. Von vorn herein konnte der Ausgang des Kampfes der Kultur gegen die Unkultur nicht zweifelhaft sein. Die Hauptbrutstätte panslawistischer Eroberungsgelüste auf dem nordwestlichen Balkan ist längst ausgeräuchert und in solide Zwangsverwaltung genommen, das Großrussentum im Norden aufs Haupt geschlagen, das strategische Eisenbahnsystem befindet sich in den Händen der Sieger — die panslawistische Bewegung ist mit ihrem Gesicht nach Osten gekehrt worden, und die Universität Warschau sowie das angekündigte Geschenk der Freiheit für Polen sind die ersten reifen Früchte der getanen Kulturarbeit ... Der Kampf im Westen spielt sich weniger rasch ab, aber es mehren sich die Zeichen, die darauf deuten, daß auch hier die Stunde der Entscheidung vielleicht schon geschlagen hat.

Es wird dann weiter auseinandergesetzt, daß auch Englands Seegewalt bereits um so viel gelitten habe, wie notwendig ist, um seiner Anmaßung, das Weltmeer absolut zu regieren, den Todesstoß zu geben. Es wird daran erinnert, daß die deutschen Unterseeboote dem englischen Koloß ein spürbares Leck geschlagen haben, und daß in diese Bresche längst unversöhnliche Konkurrenten, Amerika und Japan, getreten seien. So aber schließt der wohlunterrichtete Gewährsmann der Kölnischen:

Dieses sind die deutschen Kriegsziele in Ost und West, und auf sie ziemt es, den Blick zu richten, diese gilt es zu erörtern. Nur wer das Rauschen der Weltgeschichte in diesen Tagen nicht spürt, wer für unsres Vaterlandes heilige Kulturaufgabe kein Verständnis besitzt, der lasse im engen Kreise seinen Sinn verengern, der verfechte einen Streifen belgischen Bodens oder eine russische Provinz als sein wahres Kriegsziel. Wer aber wünscht, daß die große Stunde keine kleinen Geister finde, der erhebe den Blick über die Zaunpfähle eines so begrenzten Gesichtsfeldes hinaus in die Fernen, die hinter ihnen liegen.

*

Wir wollen uns nicht an Kleinigkeiten klammern. Die gewaltige Sache dieses Krieges verlangt gewaltige Menschen. Nicht der Einzelne noch dessen eigenwillige Pläne dürfen sprechen. Das Volk hat das Wort. Das Volk, dessen Blut Europas Landschaften gerötet hat, wird zwar nicht sein eigener Sprecher sein können, wenn es gilt, ein neues Gleichgewicht der Staaten festzulegen; es wird aber immerhin so viel Druck zu üben vermögen, wie notwendig ist, um die Kriegsziele zu einer unvergeßlichen Kritik der Kriegspolitik zu machen.

Aktivistische Epik von Friedrich Markus Huebner

Das Epische, endlich! überwindet die Vorschrift Lessings, wonach Schildern und Erzählen immer nur ein zeitliches Nebeneinander zu sein hätte. Das Epische erreicht, endlich! auf jeder Buchseite und mit jeder vom Leserauge neu ergriffenen Zeile dieselbe Gegenwart und dasselbe sofortige Lebendigsein, wie es im Dasein einer von Kopf bis Fuß spontan vorhandenen Bildsäule, eines beliebigen Straßenbildes, eines Getiers, das läuft und springt, umfassend und selbstverständlich den Betrachtenden entgegentritt. Diese Körper, Wesen und Dinge entstehen, wo sie sich abspielen, immer in ihrem eigenen und vollen Umfange; dem, der sie betrachtet, bietet sich nicht eine Vorbereitung, ein Uebergang, ein Abschluß, sondern ständig die ungeteilte, anfanglose Gesamtansicht.

Hier ist der jüngste Band Kasimir Edschmids (‚Das rasende Leben' bei Kurt Wolff in Leipzig). Man schlage das Buch nicht auf, wo es beginnt, oder wo es endigt, sondern auf der erst besten, ganz zufälligen Seite. Es ist die Probe, und man wird sehen, daß der Satz, auf den von ungefähr der Blick fällt, im Nu Tat, Entstehen, Vorgang aufzaubert. „Abends sanken Herden von Nachtigallen in die Bäume und verwüsteten die Nacht mit Süßigkeit ...“ — fängt so ein Kapitel an, hört so eins auf, spricht so eine Person des Buchs, wird so eine Beschreibung vom Verfasser gegeben? Alles Fragen, die ich mir künstlich erdenke, die einem in Wahrheit aber gar nicht kommen — derart greifbar und selbstgewiß ist die Geltung dieser herausgerissenen Einzelheit.

Die ärgste Mühe beim Schreiben machte Flaubert das Finden der „Uebergänge“. In der Tat gehört für den glücklichen Uebergang, nämlich das Ausmerzen aller Binde- und Füllpartikel, also richtiger: die Unterdrückung des „Uebergangs“ mehr schöpferische Gebärkraft als etwa für die Wahl des charakteristischen Eigenschaftswortes oder für die wohlklingende Rundung des Satzganzen. Vermochte einen ganzen Absatz lang der Verfasser sich aus dem Selbstgetriebe seiner Gedichte herauszuhalten: bei den Ueberleitungen lockt Rücksicht auf das Verständnis des Lesers nur zu leicht zur Einflechtung eines „Nunmehr“, eines „währenddem“, eines causal verknüpfenden „Dementgegen“.

Unorganische Hilfsstilismen dieser Art wird man bei Edschmid nirgendwo finden. Der Uebergang wird vorgeschrieben von dem Geschehen, das weiter will. Oder nein, denn teilt irgendwelcher Gegenstand, irgendwelches reale Geschehnis sich in neuausholende Uebergänge? Fängt der Schritt, den jene Frau dort auf dem Fußsteige tut, an im Heben des einen Schuhabsatzes, endigt er im Wiederaufsetzen vierzig Zentimeter vorwärts? Enthält nicht ihr

ganzer Körper diesen Schritt, steckt er nicht auch noch in ihrem Kopfe, wo die Gedanken schon am Ziele des Gehens sind? Alles ist Schritt jetzt, und der Schritt bildet kein abgeteiltes Ereignis für sich, Schritt-Ausdruck belebt, durchdringt, entlädt sich grenzenlos.

Das Psychologische und das Landschaftliche und das Szenarische und das Gedankliche — nichts bei Edschmid schreitet einzeln und wird einflächig zueinandergefügt: übergangslos bildet die Form mit jeder Stelle an ihrer selbst seienden, tiefen, allhaften Stofflichkeit.

Hierin liegt das Aktivistische von Edschmids Prosa. Er liebt unbändige Vorgänge und gehetzte, zusammengedrängteste Gemütsumschläge, und er macht noch äußerlich dieses Leben zu einem rasenden, indem er vor allem das Zeitwort verstärkt: Nachtigallen „verwüsteten" die Nacht mit Süßigkeit — er schluchzte mit einem „zerreißend stillen" Laut — in „brausenden" Linien „stürzten" schwere Hummeln auf die weiße Ebene der Bäume . . . Zugegeben, daß dadurch Hitze und Leidenschaft und Tempo auch formal sprechender werden. Der eigentliche Sturm aber geht aus von der Versenkung seines Ich ins Anschauen, aus dessen Mitte heraus Edschmid dauernd die Welt als Tat, die Tat als Welt sich mitteilen läßt.

Sachlichkeit und Anstand von Robert Breuer

Anmerkung zu einer Fälschung

In der Deutschen Tageszeitung ist unter der Ueberschrift: ‚Menzel, die deutschen Kunstschriftsteller und Frankreich' ein Artikel von August Biening erschienen. Der Verfasser, dessen Namen ich bisher nicht gekannt habe, und der auch im Kürschner nicht verzeichnet steht, will nachweisen, daß einige deutsche Schriftsteller, die Aufsätze und Bücher über Menzel haben erscheinen lassen, von einem Franzosen beschämt worden sind, weil dieser die große Kunst Menzels anerkannt und verehrt habe, jene aber in schamloser Weise den großen Meister verhöhnt hätten. Um seine Behauptung zu beweisen, stellt Biening willkürlich oder vielmehr sehr absichtsvoll gewählte Stellen eines Artikels von Julius Elias, den die Leser der ‚Schaubühne' aus Nummer 27 kennen, neben das Zitat aus einer anscheinend anonymen Vorrede zu der im Jahre 1884 erschienenen französischen Ausgabe von Kleists und Menzels ‚Zerbrochenem Krug'. Ich möchte mich auf eine Prüfung dieser Beweisführung nicht einlassen, möchte aber darauf hinweisen, daß selbstverständlich das Vorwort zu einer Prachtausgabe schon aus buchhändlerischen Gründen immer lobend und empfehlend abgefaßt sein wird, daß also der von Biening gegen Elias zitierte französische Zeuge nicht klassisch genannt werden kann. Es ließen sich sehr leicht viel maßgebendere und gewichtigere französische Stimmen zum Lob

und zur Ehre Menzels anführen. Aber das sind ja Selbstverständlichkeiten; und ebenso selbstverständlich ist es, daß Julius Elias den preußischen Meister nicht besudelt hat. Worum es sich hier handelt, und weshalb ich auf den an sich ganz gleichgültigen Aufsatz von Biening überhaupt eingehe, ist die Methode solcher beschimpfenden Verdächtigungen. Biening zitiert das viel mißbrauchte „Nichtswürdig ist die Nation . . . " — man weiß, was damit gemeint ist, und wer getroffen werden soll. Nämlich: „ein gewisser Julius Elias". Das ist die zweite Ruppigkeit; es geht nicht an, einen so bekannten und verdienstvollen Mann, wie Elias es ist, als einen obskuren Skribenten hinzustellen. Julius Elias ist als Herausgeber der gesammelten Werke Ibsens jedem Literaturfreund bekannt; seine „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte' stehen Band an Band in jeder öffentlichen Bibliothek, sind eine Bibliographie von höchster Bedeutung und zählen die besten Fachgelehrten zu ihren Mitarbeitern. Von Erich Schmidt bis Oscar Walzel und dem Lutherforscher Kawerau finden wir beinahe alle führenden Germanisten und Literarhistoriker in dem Mitarbeiterverzeichnis der ‚Jahresberichte'. Jeder halbwegs einsichtsvolle Mensch wird zugeben, daß man einen Mann, der solch ein Lebenswerk aufzuweisen hat, nicht „einen gewissen" nennen darf. Trotzdem würde man solche Ungezogenheit noch passieren lassen, wenn nicht August Biening sich zugleich zweier schwerer Fälschungen schuldig gemacht hätte. Sie lassen sich durch eine Nebeneinanderstellung der Sätze, die Elias in dem gescholtenen Aufsatz geschrieben hat, und der Beispiele, die Biening zur Prangerung des Elias anführt, leicht aufdecken.

Elias	Biening
Menzel kam den Menschen ja doch auf den längsten, wesentlichsten Strecken seiner gedehnten Wirksamkeit — mit seiner kleinmalerischen Stoffhaftigkeit, seiner bourgeoisen Begebenheitssuche und Illustrationswut, seiner literarischen Anpassungsfähigkeit — so stark entgegen, daß es ein „Problem Menzel" für die Leute nicht geben konnte. Er war ein Stolz und eine Augenweide Deutschlands. Diese Selbstsicherheit des Einzelnen Menzel gegenüber wurde überdies genährt durch die Erzählungen und Erinnerungen, die aus dem engern Menzel-Kreise von Zeit zu Zeit drangen und sich unmittelbar nach seinem Tode — als der wetterwendische Groll des kleinen unwirschen	Elias schreibt: „Mit seiner bourgeoisen Begebenheitssuche und Illustrationswut, seiner literarischen Anpassungsfähigkeit kam er den Leuten stark entgegen. Dies Gefühl steigerte sich nach seinem Tode noch mehr, als der wetterwendische Groll des kleinen unwirschen Dämons nicht mehr zu fürchten war." Menzels Talent ist „wohl bunt und schillernd, aber es hat nicht die Stärke, ins Wesen der Erscheinung zu dringen: sein ganzer Geist bleibt eine Hieroglyphe."

Dämons nicht mehr zu fürchten war — zu Memoirenwerken verdichteten. Das Buch Paul Meyerheims, das zuerst artikelweise in der Deutschen Rundschau erschienen, ist gut zu lesen; es hat sogar etwas wie Herz. Menzel war der Abgott des Stammhauses Meyerheim. Paul war voll Verstandeskühle und Skeptizismus, aber Menzel ist seine schwache Seite gewesen: er hat ihm eine rührende Treue gehalten. Sein Erinnerungsbuch bringt Lichter vieler Art; sie spielen bunt und schillernd und lockend an der Oberfläche; aber sie haben nicht die Stärke, ins Wesen der Erscheinung zu dringen: der ganze Geist bleibt eine Hieroglyphe.

Man braucht kaum ein Wort hinzuzufügen, um zu kennzeichzeichnen, wie plump und dreist das Urteil, das Elias über ein Buch von Meyerheim spricht, in ein Urteil über Menzel verdreht worden ist; wo Elias grade durch seine Kritik dieses Buches zeigen will, wie groß der Abstand zwischen Meyerheim und Menzel ist. Eine grobe und frivole Täuschung. Es folgt eine zweite:

Biening

Es wird natürlich nach dem Beispiel Tschudis auch von Elias gnädigst anerkannt, daß der junge Menzel hin und wieder einen „Glücksfund" hatte. Doch verdankte er diesen dem Engländer Constable.

Elias

Ungefähr in dem Alter, da Blechen sich in Leidenschaft für die südlichen, die bessern Welten verzehrte und diese schönen Triebe auch sättigte, malte Menzel in der Ritterstraße zu Berlin Dächer mit graulichem Schneetau unter weinendem Himmel; beobachtete er eine Feuersbrunst, hinter der schwarzen Silhouette von Schornsteinen und Dachfirsten versteckt; notierte er sich einen blitzenden Wolkenkampf über dem spätsommerlichen, braun, gelb und grün gegliederten Tempelhofer Felde in einer Delacroix- und Courbet-Mischung; hatte er Constable-Stimmungen im Anblick wilder, melancholischer berliner Gärten; bat er seinen Freund Maercker, im abendlichen Interieur ein bißchen still zu halten, damit er ihn malen könne (in flüchtigem Abglanz, doch zu bleibendem Eindruck) — malen könne vor der niedrig brennenden Lampe im transzendentalen Halbdunkel, im Kampf

von Tag und Nacht. Oder es gelingt ihm gradezu ein Glücksfund, ein empfindungsreinstes Werk des Zusammenklangs von „Form, Farbe, Tonwerten“: das ‚Balkonzimmer‘, eine ewige Apotheose des Morgens, ein Werk absoluter Selbstvergessenheit oder „jäher Betroffenheit“, wie Scheffler so schön sagt.

Ich denke, daß ich mich nach solchen Proben kurz fassen kann, sehr kurz sogar: ich nenne die Schreiberei des August Biening unsachlich und unanständig. Möchte aber meinen, daß die Deutsche Tageszeitung, die doch immerhin zu den bedeutenden und führenden Blättern Deutschlands gehört, einigen Wert darauf legen sollte, mit mehr Energie, als dies in dem vorliegenden Falle geschehen ist, die Absicht, die wir wohl alle haben, durchzuführen, nämlich die: bei aller Verschiedenheit der Meinungen und Ziele möglichst sachlich und ehrlich zu bleiben, um so wirklich, jeder an seiner Stelle, zur Vertiefung und Weitung des deutschen Geistes ein weniges beizutragen.

Die Expressionisten und das Drama

von Julius Bab

Als hier vor elf Jahren der Versuch begann, das Streben nach dramatischer Form für die innern Kräfte der Zeit zu klären und zu fördern (dies heißt: kritisieren!), da hätte auf die gezeigte Willensrichtung ganz gut das damals noch nicht in Aufnahme gekommene Wort ‚Expressionismus‘ gepaßt. Leitstern war Hebbels Wort: „Freunde, Ihr wollt die Natur nachahmend erreichen, oh Torheit! Kommt Ihr nicht über sie weg, bleibt Ihr auch unter ihr stehen.“ Die Form nicht mehr von der Natur des Stoffes, sondern von der Leidenschaft des Gestaltenden bestimmen zu lassen, erschien als Ziel. In diesem Sinne wurden nicht nur Hauptmanns Mitläufer, sondern auch er selber befehdet; dieser sogar (da sein Naturalismus noch nicht als die innerlich gestaltende Macht einer freilich passiven Natur erkannt, sondern mit äußerlicher Nachahmung verwechselt wurde) mehr als billig. Was sich an eigenwilligen Kräften der Stoffbezwingung bei Hofmannsthal, bei Wedekind und bei noch Jüngeren fand, wurde gezeigt und geprüft. Inzwischen sind freilich die Meister, als deren Vorboten jene uns erschienen, noch nicht gekommen; dagegen sind auf den Schauplatz Leute getreten, die wieder ein Jahrzehnt jünger sind. Sie entdeckten jene Ziele, um die wir so lange im Kampfe stehen, neu und erhoben ein löblich lautes Feldgeschrei, in dem sie ihre Gesinnung nach einer verwandten Bestrebung der bildenden Künste ‚Expressionismus‘ nannten. Der Tumult ist hier freilich noch ärger als in

der Malerei, weil unser sprachkünstlerisches Bewußtsein noch viel weniger durchgebildet ist als das bildkünstlerische. Einen Irrtum scheint mir freilich diese Literatur mit der jüngsten Malerei zu teilen: daß man den Naturalismus durch einfache Ausmerzung der Natur überwinden könne, daß an die Stelle der Abhängigkeit vom Objekt die absolute Freiheit des Subjekts treten müsse. Während doch (außerhalb der reinen, der musikalisch-architektonischen Künste) jede Kunstleistung die, wenn auch noch so freie und starke, Gestaltung eines Natürlichen sein muß! Aber die bildende Kunst ist sich wenigstens über das zweite Hauptproblem der Aesthetik klar: daß der gestaltende Wille sich außer mit dem Naturobjekt noch mit den Gesetzen des Materials, der Farben und Linien dort, der Vorstellungen und Worte hier, auseinanderzusetzen hat. Die Gesetze der Fläche und der Sprache sind nicht veränderlicher als der menschliche Organismus überhaupt, das heißt: für unsre geschichtlichen Zeiträume sind sie nahezu feststehend und unveränderlich. Der neue künstlerische Wille einer Generation hat deshalb durchaus nicht die Möglichkeit, einen in jedem Sinne neuen Fresko-Stil und eine neue Form des Stillebens, eine absolut neue Lyrik und ein neues Drama zu schaffen. Es gab und gibt ganze Generationen, die ihren natürlichen Ausdruck nur in der Monumentalmalerei fanden, und andre, bei denen nur eine raffinierte Kleinkunst bestand; es gibt Zeitströmungen, die dem innersten Wesen nach lyrisch, und solche, die dramatisch sind. Eine Generation, die weiß, was sie will, wird sich die Form wählen, in der sie Eigenes, Bedeutendes leisten kann. Aber wählen muß sie, denn die Möglichkeit, die durch die Natur des Materials bestimmten Formen zu variieren, ohne dabei die Form zu zerstören, das heißt: ohnmächtig zu machen, diese Möglichkeit ist ganz begrenzt. Der Unterschied zwischen Shakespeare und Calderon ist groß genug, aber nicht so groß wie das dramatisch Gemeinsame des Jahrhunderts, das sie beide so verbindet wie den Wolfram und den Dante ein episches Zeitalter.

Die augenblicklich Jüngsten wissen aber noch garnicht, was sie wollen. Sie verlangen in einem Atem die unerschrockenste Brutalität und die zarteste Feinheit, die intimste Nähe und den monumentalsten Abstand, die brüderlichste Hingabe und die aristokratischste Abgeschlossenheit. Und es hört sich keineswegs so an, als ob sie diese Gegensätze schon überwunden, sondern mehr so, als ob sie sie noch nicht recht erfaßt hätten. Im wesentlichen sind sie alle jung, wollen irgend ein Neues — und haben einen gemeinsamen, sehr rührigen Verlag: Kurt Wolff in Leipzig. Dies ist ganz ohne Ironie gesagt, denn bei einem gewissen Stande der allgemeinen Kultur kann das Organisationstalent eines wirklich berufenen Verlegers ein ernster Faktor sein. Die Hauptsache wird freilich bleiben, ob

jenseits alles guten Willens und aller trefflichen Organisation die Talente da sind, die Menschen der großen neuen Sinnlichkeit, der Ergriffenheit und des Formtriebes. Nun haben die Jüngsten auf dem Gebiete der Lyrik neben einer Unzahl lächerlich affektierter Literaten in Franz Werfel ein zweifellos großes Talent, in Wolfenstein, Zech und Leonhard problematisch ringende, aber offenbar starke Begabungen. Und auch auf dem Gebiet der Erzählung scheinen Kräfte wie Kaffka und Edschmid noch über Walsers idyllische Wärme und Sternheims monumentale Kälte herauszuwachsen. Auf dem Gebiet des Dramas aber ist ihnen bisher noch, meines Erachtens, durchaus nichts Ebenbürtiges gelungen. Ueber die Notwendigkeiten und Möglichkeiten dieser Form herrscht bei ihnen noch eine erhebliche Unsicherheit. Und es ist vielleicht grade deshalb nötig, einmal die hier vorhandenen Kräfte am Materialgesetz des Dramas, des zweistimmig gesetzten Sprachkunstwerkes, zu messen. Der unbegrenzte Sinn der Jugend hört es stets ungern, daß es im Objekt Zwänge geben soll; und doch ist noch nie ein Geschlecht zu einer Leistung gekommen, ohne diese Grenzen schließlich anzuerkennen.

*

Aus der Mitte dieses jugendlichen Kreises entwickelt Franz Blei, der sehr viel Aeltere, eine Dramaturgie in fünfzehn Kapiteln (‚Ueber Wedekind, Sternheim und das Theater‘, bei Kurt Wolff). Obwohl in diesem Buch mancherlei Kluges, namentlich über das Theater und den Schauspieler steht, muß eigentlich die Selbstachtung jedermann verbieten, mit einem Autor zu diskutieren, der in einem so maßlos höhnischen, erbarmungsvoll überlegenem Ton zu jedermann spricht. Franz Blei setzt den großstädtischen Geldpöbel der berliner Premiere gleich dem Bürgertum, das Bürgertum gleich der modernen Gesellschaft und zeigt durch diese maßlose Ueberschätzung eine seltsame Befangenheit in eben jener dünnen und dumpfen Gesellschaftsschicht, die er so grenzenlos zu verachten vorgibt. Mir scheint von seinen Ketten durchaus nicht frei zu sein, wer ihrer mit so verblendeter Leidenschaft spottet, daß er Gottfried Keller und Gustav Freytag, Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann in einem aesthetischen Werturteil als „Bürger“ zusammen bringt. Mehr als alles andre aber überhebt einen der Auseinandersetzung mit Bleis so anspruchsvoller Theorie der Anblick seiner Praxis. Mit seiner Dramaturgie zugleich ediert er ein Drama: ‚Logik des Herzens‘. Und dies Lustspiel verdient wahrhaftig, am Königlichen Schauspielhaus zu Berlin aufgeführt zu werden — so aus der staubigsten Tradition des Bürgervergnügens ist dies neckische Kostümlustspiel mit seinen drei intrigant verschränkten Liebespaaren genommen. „Eine Brotarbeit“ wird Blei vornehm sagen — aber

Einer, in dem die Kunst lebte, könnte unter äußerm Druck gewiß Schlechtes und Ungefüges, niemals diese vollkommen glatte Nichtigkeit produzieren.

Aus Bleis etwas verdächtiger, auch von keiner Andeutung einer fruchtbaren Gegenkraft gerechtfertigten Berserkerwut gegen das Bürgerliche erklärt sich denn, daß auf seinem kritischen Mordfeld als ziemlich einzige positive Erscheinung der letzten Generation Carl Sternheim zurück bleibt. Nun ist Sternheim gewiß eine merkwürdige Kraft und durch die äußerste Energie, mit der sein punktierender Depeschenstil die Kampfnatur des dramatischen Dialogs herausarbeitet, auch ein bedeutender Anreger. Aber da seine Phantasie im Positiven leider ganz unfruchtbar ist und nur die Fratzen verlogenen Bürgertums zeichnen kann, kommt das andre Element der dramatischen Form, welches Menschengestaltung durch sprechenden Willen verlangt, bei ihm nur zu einer sehr armen und monotonen, höchstens in seinem originellen Temperament erträglichen Entfaltung. Es bleibt ja erstaunlich, wie genießbar die immer neuen Variationen der einen Sternheimschen Melodie immer wieder sind. Ob er nun in ‚1913' die posierende Streberei des inzwischen zur Exzellenz gediehenen Snob Christian Maske ins spukhaft Monumentale steigert, ob er aus Maximilian Klingers lyrischem Epigramm das Lyrische voll theatralischer Kraft herausätzt (‚Das leidende Weib'), oder ob er Flauberts ‚Kandidaten' als politische Variation der alten Sternheimschen Bürgerfratze zeigt — mit der Schärfe seines Witzes und dem gewaltsamen Tempo seines Dialogs bleibt er immer amüsant und fesselnd. Sternheim ist stark durch die Expression eines Hasses — dessen balanzierende Liebe er freilich noch nie gezeigt hat.

Was uns aber von einer Sternheim-Schule drohen würde, davon gibt uns Ernst Kamnitzers Lustspiel ‚Die Nadel' einen gräßlichen Begriff: eine affenartig genaue Sternheim-Kopie, von deren hin und her schwankendem Szenengemenge uns nur der peinliche Geruch sehr schlecht gelüfteter Zimmer bleibt. Die pure Sexualität, die hier ein angeblich verspottetes Spießbürgertum ausbreitet, wird auch kein fruchtbareres Moment, wenn sie, mit mehr intellektuellem Raffinement und eben so wenig dramatischem Temperament, zwischen so genannten höhern Menschen diskutiert wird. Es ist wesentlich die Nachfolge Wedekinds, die hier so qualvoll überflüssige Produkte wie ‚Das Maskenfest' von K. D. Markus oder ‚Pilger und Spieler' von Arthur Sakheim zeitigt. Man soll sich lieber nicht „ausdrücken", wenn man nichts als ein paar altbekannte Sexualregungen in sich hat. Ein besonders grelles Produkt dieser sich frei gebärdenden und dabei völlig unter die Herrschaft der Materie geratenden Sexualdiskussion ist ‚Der jüngste Tag', ein groteskes Spiel von Leo Matthias, das bedenklicher Weise grade den hübschen Titel

von Karl Wolffs Sammlung neuer Dichtungen genommen hat. Schauerlich, wie hier der dramatische Dialog, der vom Willen gestaltete Wortwechsel, durch Scheingebilde einer sich in krampfhaftem Raffinement ausbreitenden psychogischen Debatte ersetzt wird. Wenn unter diesen Redepuppen sich zuguterletzt ein Mord zuträgt, hat man einfach das Gefühl eines schlechten Scherzes! So stillos wirkt die Inanspruchnahme einer Naturkraft für diese vollkommen naturlosen Figurinen. Daß solche theoretische Rederei über sinnliche Dinge nicht jene künstlerische Bewältigung des Stoffes durch den Geist ist, die die Jüngsten zu suchen auszogen, wird ihnen hoffentlich klar sein. Aber dann sollten sie sich freilich hüten, eine programmatische Abhandlung „zur jüngsten Dichtung" (von Kurt Pinthus in Kurt Wolffs Almanach) mit der Anrufung von Schlegels ‚Lucinde', diesem mausetoten, nur von der lästigen Literaturgeschichte einbalsamierten Produkt aus „Pedantismus und Sünde" zu beginnen.

Die Rose Bernd der Höflich von einem Politiker

Die Rose Bernd der Lucie Höflich macht es, daß man an dies Stück mit einem Mal wie an eine wehmütig-süße Liebesgeschichte zurückdenkt. Es bleibt eine holde Beklommenheit im Herzen, als sei einem heimlich etwas sehr Liebes widerfahren. Erinnerung wie an ein zärtliches Erlebnis geht einem noch in die Arbeit nach. Wenn man die belanglosen Vorgänge des Stücks längst vergessen hat. Wenn man nur noch das undeutliche Bildnis einer überströmenden Frau fühlt.

Der Anfang ist noch zu sehr Else Lehmann. Ganz der tüchtige Mensch, breitbeinig und grob. Mein Vergleich soll der herzlichen Dankbarkeit an Frau Lehmann keinen Abbruch tun. Aber sie hat sich als Rose Bernd vom Dichter zu sehr nach der einen Richtung bestimmen lassen, die auch Hauptmann immer wieder unterstreicht: dies Mädchen ist so fabelhaft tüchtig, unermüdlich, brav, aus der reinlichsten Atmosphäre, der unsinnlichsten, wie sie nur ein sektiererischer Protestantismus hervorbringt. Aber mein Gott: schließlich kriegt die Rose doch ein Kind, und Jungfernkinder pflegt man aus Liebe zu bekommen, und wenn Liebe all die Dämme einreißt, mit denen der Konstrukteur Hauptmann seine Heldin umgeben hat, dann muß sie im Sichelwagen der Sinnlichkeit angebraust kommen. Das konnte Hauptmann nicht: in der Rüstigkeit die Sinnlichkeit lebendig machen; aber die Höflich hat es gekonnt. Die ganzen fünf Akte kommen aus der Liebe, und die Höflich gab die Liebe, in Begierde und Gebärde.

Deshalb möcht' ich in den Streckmann-Szenen nicht nur die Dorf-Walküre, sondern auch das Weib, das den entflammten Mann

verabscheut — aber versteht. Es ist doch nur Zufall, daß ihr die Nähe eines Andern heiß macht. Das ist nur ein Tonunterschied, kein Unterschied der Haltung. Wer so selig sein Gesicht zu einem geliebten Andern emporheben kann, wie es die Höflich tut, wenn sie sich von Flamm trennt, der ist reinen Herzens, aber sicher auch sehnsüchtigen Leibes. Das ging auch durch die einzige Zärtlichkeit zwischen dem seltsamen Brautpaar am Brunnen. Rose streichelt den armen Schwächling sicherlich der Zeugen wegen oder aus Schuldbewußtsein oder aus Pflichtgefühl: aber in den Händen dieser Rose war ein heimliches Wohlgefallen an dieser Handlung, diesen Reflexbewegungen einer liebenden Frau, vor ihr saß nicht ein Mann, sondern Der Mann, über den es noch einmal wie Dankbarkeit für versunkene Stunden strich.

Das stimmt vielleicht alles nicht; vielleicht ist es nur das blonde Haar der Frau Höflich, das mich nicht Vorhandenes sehen ließ, und diese ganze Aufzeichnung ist im Grunde nichts andres als der Brief, den ein Backfisch an den Wagnersänger schreiben muß. Oder die Zeit und ihre Erschütterungen machen uns so zärtlichkeitsbedürftig, daß wir unser Herz mit den Bewegungen einer Schauspielerin füttern und in den unsortierten Vorgängen eines schlesischen Dorfsommers auf einmal der Frau und der Kraft und der Herrlichkeit der Liebe begegnen.

Der gefangene Fluß von Erich Singer

Ahorn blätterschwer, die gereiht wie Soldaten stehn,
reichen sich freundlich die Hand und lauben sich zu Alleen.

Grüngetropfte Schleier sind rings um die Birken gespannt —
wie durch ein Sieb sickert Sonne hindurch, dem Schreiter auf Haar und Hand.

Schwarze Erde in Beeten liegt zur Empfängnis bereit,
ewige Mutter, ruhende, über der Zeit.

Anders der Staub, das flüchtige Straßenkind
flattert von einem zum andern und hälts mit dem Wind

Stumm und traurig schleicht der Fluß in endloser Kette —
draußen fing ihn die Stadt und zwang ihn ins steinerne Bette.

Wagen rattern und Autos brummsen vorbei,
Häuser stehn höhnisch Spalier am Kai, voll von Schritten und Schrei.

Und die Brücken, die stämmigen Riesenjungen
haben sich länglings über sein Bett geschwungen.

Menschlein, ein schwarzes Rudel, über den Rücken geschwemmt
schweben sie stark zwischen beide Ufer geklemmt.

Er aber flieht mit immer schnelleren Füßen
zu den stilleren Freunden, die ihn draußen begrüßen,

wo der Lattich am träumenden Ufer blüht und die Lerchen klettern
und die Weide lässige Zweige ins Wasser senkt
und nichts als weiter heller Himmel hängt
über Wiesen und den unendlichen Aeckern.

Ibsen-Aufführungen

Brahms Ibsen-Stil konnte sich nicht halten. Deswegen nämlich nicht, weil eine Ueberschätzung Ibsens ihn hervorgebracht hatte. Heute schwebt unsichtbar über allen Ibsen-Aufführungen der äußerst vernünftige Satz: Es darf gelacht werden! Wer das bei Brahm sich traute, lief Gefahr, von seinen Nachbarn erschlagen zu werden. Sie saßen wie in der Kirche. Hinter dem rätsellosesten Wort suchten sie tiefe Geheimnisse. Den Diaboliker, der am Abend selber bekennt, daß er die Menschengesichter als Tierfratzen gesehen hat, verfälschten sie sich auf Geheiß des Apostels Brahm zu einem Pathetiker, der edle Vorbilder aufstellt. Wenn ich nachlese, was ich unter dem Eindruck dieser Darstellungsweise vor zehn, zwölf Jahren über Ibsen geschrieben habe, dann zeigt sich, wie nahe Brahm ihn seinem Liebling Schiller gerückt hat. Reinhardt dagegen . . . In der ersten Hälfte seiner ‚Hedda Gabler' denkt man an Dumas und Sardou; und das wird zutreffender sein. Der andre Apostel, der bis zuletzt nicht litt, daß wir uns gegen Ibsen grenzenlos erdreusteten — hier gab sogar Schlenther uns recht. Das Charakterdrama scheint ja wirklich ein Intrigenstück: der ‚Letzte Brief' — das letzte Manuscript; die Titeldame durchaus keine Sphinx, sondern ein Biest, welches für Ränke und Unterschlagungen so pompöse Benennungen hat, daß man ihr auf den Leim kriecht. Reinhardt also fängt höchst unfeierlich an. Noch 1907 bedeutete bei ihm die gute Stube in Tesmans Hause außer sich selbst auch Hedda Gablers Dämonie und Schicksal. In schaurig schwarze Vorhänge und Sofabezüge waren grellrote Pflanzen eingestickt — nicht möglich, symbolischer, nicht möglich, aufdringlicher zu sein. Heut wird in Räumen, die der Gerichtsrat Brack nach dem Geschmack des zahlungsfähigen Bürgertums eingerichtet hat, eine französisch leichte und elegante Konversation geführt. Es geht schnell, ohne daß man an Nüsse gerät, die man in dieser Schnelligkeit nicht knacken zu können fürchtet. Aber sei es nun, daß Reinhardt nur für die erste Hälfte genügend Zeit gehabt, sei es, daß ihn doch die Tradition des Hauses Brahm wieder eingefangen hat: am Schluß des zweiten Aktes legt sich die alte bleierne Schwere auf den Dialog und weicht nicht mehr. Hat dazu Reinhardt die Männerwelt der Komödie gegen Brahm um zehn Jahre verjüngt, von fünfundvierzig auf fünfunddreißig? Wintersteins Tesman ist fast so etwas wie ein neuer — und keineswegs unwahrscheinlicher — Typus: der Bücherwurm, den Stubenluft und sitzende Lebensweise nicht austrocknen, sondern blutvoll, ungemein potent und grade dadurch Hedda Gabler so zuwider machen. ‚Auffassung' ist das notgedrungene Ergebnis der Körperlichkeit eines Schauspielers. Jannings muß der robuste Kleinstadt-Suitier sei und damit das Stück in das Milieu stoßen, in dem es einzig verständlich ist: in der lähmenden, verödenden, beschmutzenden und tötenden Atmosphäre des Klatschnests, wo jeder beeiden würde, wann wer mit wem über welchen Platz geschritten ist. In dieser Luft erstickt Ejlert

Lövborg, wenn Werner Krauß ihn spielt und zu einer Bedeutung erhebt, die er bei dem Ibsen von heute schwerlich noch hat. Wir sind garnicht mehr so sicher, daß Tesman der Esel und Lövborg das Genie ist. Aber Krauß beirrt uns wieder in unserm Mißtrauen, indem er auf alle Zeichen der Genialität verzichtet. Er weiß: es gibt Leute, die nach was aussehn, und Leute, die was sind. Er für sein Teil ist was. Man glaubt seiner schlichten Blondheit geistige Größe, nicht trotzdem, sondern weil ein Durchschnittsmensch wie Thea Elvsted ihn aus dem ‚Sumpf' zieht, und man zweifelt nicht einmal an ihm, da eine falsche Teufelinne wie Hedda Gabler Gewalt über sein Leben kriegt. Als Thea hat Camilla Eibenschütz einen ersten Auftritt, vor den sie sich selbst sollte setzen können, um ihn als Muster für ihre ganze Schauspielkunst aufzurichten. Reinhardts Anteil wird hier nicht gering sein: er hat ihr diesen leisen, feinen, frauenhaften, menschenhaften Ton angeschlagen. Aber sie ist es doch, die ihn bringt und festhält, bis die Schmerzen kommen. Da wird sie rückfällig. Itzt zur Statue entgeistert gleicht sie einer Rosa Valetti, die zu parodistischen Zwecken ernst wird. So war die Parole, daß gelacht werden darf, nicht gemeint. Bei Frau Hermine Körner hat man die Wahl, ob man das Theater immer noch ernst genug nehmen will, um zu beklagen, daß solche Sorte von Komödianterei in der Stadt und auf der Bühne der Wegener und Höflich zur Geltung gelangt; oder ob man ruhig jedem Publikum die Schauspielkunst gönnen will, die es beklatscht, also wohl verdienen wird. Frau Körner unterscheidet sich einzig durch die Haarfarbe von der Familie Orska. Mit ihr gemein hat sie die gewisse Diskretion, die wertlos ist weil man sich von Shakespeares Beatrice und anderswoher erinnert, wie knallig Frau Körner am liebsten wird. Diese Generalstochter hat zu ihrer Umgebung keine Distanz der Abkunft und selbst die Distanz des Hochmuts nur, wenn sie ihn in direkten Worten ausspricht. Hab dich man nicht! möcht' man der bourgeoisen Poseuse zurufen. Es ist nichts lautlos um sie. Was in unbestimmbaren Uebergängen schillern soll, wird gradlinig gemacht, wird verdeutlicht und unterstrichen. Wenn sie im Affekt aus der mühsam festgehaltenen Einfachheit wie befreit zu tragischen Baßtönen übergeht; wenn sie mit gekrampften Fingern dem verschwundenen Lövborg bis zur Türe nachwankt; wenn sie augenrollend den Kopf in die Hände gräbt; wenn sie vollends losgelassen aus der Vernichtung des Manuscripts einen wilden Aktschluß macht: immer haben wir Grund, die Urteilsfestigkeit des Künstlers Max Reinhardt zu beargwöhnen, den nicht allein nach dieser Provinzschauspielerin verlangt, nein, der keinen Skandal gescheut hat, um sich ihrer vier Jahre vor dem gesetzlichen Termin zu bemächtigen. Im Nebenhaus gabs am selben Abend den ‚Faust'. Faust: Ferdinand Gregori, Gretchen: Else Eckersberg, Mephisto: Ferdinand Bonn. Zu vollen Preisen. Und dann wundert sich Reinhardt, daß ich mich nicht voll und ganz und unentwegt für ihn begeistere.

●

Es darf gelacht werden! In den Kammerspielen wird das also höchstens durch zwei, im Lessing-Theater durch fünf Akte befolgt. Brahms 'Wildente' war ja nun wirklich keine Theatervorstellung mehr. Wem ich wichtig genug bin, der schlage im zweiten 'Jahr der Bühne' meinen Hymnus nach. Auch soweit er das Werk angeht, ist wenig zurückzunehmen. Wahrscheinlich wird keines von Ibsen länger bleiben. Man sieht immer deutlicher, mit welch eminenter Beherrschung des Handwerks diese Tragikomödie gebaut ist. Aber da sie voll dichterischer und geistiger Kraft ist, nützt ihr das nur. Und da sie ein Mikrokosmos ist, da sie uns kleine Menschenwelt in einer Anzahl Typen enthält, so verträgt sie, einmal von diesem, einmal von jenem Typus aus gesehen zu werden, Beleuchtung, Mittelpunkt und Schwergewicht zu wechseln. Bei Brahm war Zentralsonne, tragisch beschattete: Gregers Werle. Der hatte Recht. Nicht, weil Brahm ihm gegen Relling Recht gab, sondern weil Sauers ethische Persönlichkeit eine christushafte Gestalt schuf, der, wie dem Erlöser, bestimmt war, von einer Leidensstation zur andern zu pilgern und für die Menschheit am Kreuze zu enden. Wer hätte da lachen können! In der Literatur waren Sauers Brüder Dostojewskis Idiot und Hauptmanns Emanuel Quint. Ibsen aber hat seinen Gregers vermutlich als Don Quixotes Bruder gedacht. Da kann man lachen. Bei Barnowsky lacht man, trotzdem Herr Loos keinen Zug vom Don Quixote hat oder heuchelt. Für den Sieg der Komödie in der Tragikomödie reicht aus, daß dieser Gregers, der Sauer schon ähneln möchte, keineswegs stark genug dazu ist. So unanfechtbar Herr Loos spielt, und so wenig gefährlich ihm, bei gleicher schauspielerischer Unanfechtbarkeit, der Relling des Herrn Ernst Sattler in der Bewertung wird, die das Publikum — nicht für die Künstlerschaft der Darsteller noch für den Kunstgehalt der Gestalten, sondern einfach für deren Ansichten hat: diesmal dreht sich alles um Hjalmar Ekdal. Was hinterher Vielen als weise Absicht der Regie erscheint, ist ja doch meistens nichts andres als zufällige Konstellation der Besetzungsmöglichkeiten. Kein Wort wider die hausfraulich verständige Gina der Grüning, wider die rührend leise herumhuschende Hedwig des Fräulein Schultz, wider den grotesken — aber warum tabetischen? — Ekdal des Herrn Götz: Bassermann ist in dieser Truppe die üppigste Kraft, und das entscheidet. Ueberdies hat er, während die Kollegen durchweg neu sind, in den vielen Jahren sozusagen sämtliche Ecken ausgetanzt. Jetzt jongliert er manchmal bereits mit seinen Nuancen. Seine Neigung, beinah jede Rolle mit Musik zu durchsetzen, mit Geträller und Gepfeife nimmt immer mehr zu. Weniger harmlos sind seine Textkorrekturen. Bei Ibsen prahlt der Kindskopf damit, daß er dem alten Werle sein Geld mit fünf Prozent zurückzahlen wird. Bassermann sagt — und das hätte Brahm nie zugelassen: mit zehneinhalb Prozent. Die Leute blöken. Dies Geblöke sollte ein Künstler von Bassermanns Range verschmähen. Auch ohne solche Drücker schaut der Herr, das Publikum, ihn an als König. Das Stück heißt nach ihm. Was will er noch?

Die Tänzerin von Alfred Polgar

Mit dem Stück eines ungarischen Autors, der ‚Tänzerin‘ von Melchior Lengyel, eröffnete das wiener Stadttheater seine Spielzeit. Die vielbeweinte Hegemonie der Ungarn im Theatergeschäft hat ihren tiefen Grund: sie können mehr. Sie sind an Kraft, Phantasie, Laune und vor allem an Intelligenz den oesterreichischen Geschäftsfreunden über. Ihre Roheit ist Hyperämie, wie unsre Feinheit Blutarmut. Sie schmarotzen nicht wehmütig an den Listen und Gemeinheiten des Theaters, sondern bedienen sich ihrer herrisch. Und wenn schon gestohlen werden muß, sind sie lieber kühne Räuber als scheue Taschendiebe. Sie haben Witz, Einfall, Geschicklichkeiten findigster Art; und führt sie ihre waghalsige Pointenjagd auch in Tiefen der Sentimentalität und auf Höhen des Zynismus: ganz ohne Beute kommen sie keinesfalls nach Hause. So ist der Mist, den sie produzieren, zumindest ein kräftiger oder amüsanter Mist, was man von dem literarischen Guano der diesseitigen Reichshälfte nicht sagen kann. Auch die ‚Tänzerin‘ Melchior Lengyels, der als Verfasser des ‚Taifun‘ und der Frau Roland berühmt geworden ist, hat tüchtige Theatereigenschaften. An dem bescheiden verknoteten, locker gespannten Faden einer höchst simplen Handlung — der, so dünn er ist, doch niemals reißt — hängt: eine Rolle. Eine prächtige, weiche, federnde, herrlich lackierte Rolle. Und in ihr sitzt Frau Leopoldine Konstantin und schwingt mit vollendeter Grazie, so hoch die Schaukel nur geht. Alle guten Genien der Beweglichkeit schweben um diese Frau, um ihren Körper und um ihren Geist. Sie ist klein und groß, lustspielhoch jauchzend und zur Tragödie betrübt, fröstelnd und glühend, ganz wie's die Sache will. Ihr darstellerisches Können ist so reif, daß es sogar Merkmale der Unbewußtheit vorzutäuschen vermag. Wie bestrickend macht sie, erregten Herzens, gleichgültige Konversation. Wie lieb und jung sind ihre kindischen Zärteleien, ihr Schmollen und Minaudieren, ihr Lachen und ihr Uebermut in der hübschen Lustspielszene des zweiten Aktes. Dann, wie die Drehorgel draußen der ins Idyll verzauberten Tänzerin gleichsam das den Zauber lösende Stichwort bringt: was für eine reizende Szene der unbeobachteten Melusine spielt uns da Frau Konstantin vor! Ihre Kostüme sind schön und originell. Aber auch im elendesten Kittel wäre die Anmut dieser begabten Frau eine rechte Augenfreude. Und ihr Lächeln und Weinen, ihre Leidenschaft und Rührung, ihr geschmeidiger Körper und ihr geschmeidiger Geist für den Zuschauer eine Lustbarkeit, die ihm kein an der Gelegenheit prozentual beteiligter Dichter von dies- oder jenseits der Leitha trüben könnte.

Geschäft von Heltai.

Im Sommer wurde eine Posse von mir gespielt. Es war ein Meisterwerk, aber die Leute lachten viel. Das Stück stand oft auf dem Spielplan des Theaters — es war Sommer! — und dieser Umstand hatte das Interesse eines wiener Operettenlibrettisten erweckt. Er kam nach Budapest, um sich das Stück anzuschauen.

„Vielleicht läßt sich etwas machen" — sagte er und setzte sich mit mir (es war Sommer!) in eine leere Loge.

Der Wiener verstand sehr wenig Ungarisch, das Uebrige erklärte ich ihm, und auf dieser Basis unterhielt er sich sehr gut. Als die drei Akte zu Ende waren, lud ich ihn als höflicher Autor in ein vornehmes Restaurant zum Abendessen ein. Wir aßen ein ganz ausgezeichnetes feines Nachtmahl, und beim Schwarzen sprach mein wiener Gast mit der gewissen Herablassung:

„Ich habe über das Stück nachgedacht und glaube, daß sich etwas machen läßt. Aber nicht in der Form, wie es hier gespielt wird . . . Es muß bearbeitet . . . eine Musik dazu geschrieben werden . . . Ich wäre geneigt, daraus ein Operettenlibretto zu machen — die Frage ist, ob Sie mir das Thema verkaufen."

„Ja", sagte ich ohne Zögern, „doch was geben Sie mir dafür?"

„Ein Prozent."

„Das ist zu wenig."

„Es tut mir leid, mehr kann ich nicht geben."

Die Unterhaltung brach hier ab, und ich führte den Gast (es war Sommer!) in ein Vergnügungslokal. Wir tranken selbstverständlich Champagner, und nach der zweiten Flasche begann der Wiener zu handeln:

„Eigentlich brauche ich nicht das ganze Stück, ich brauche bloß den zweiten Akt. Es wäre also die Frage, ob Sie mir den zweiten Akt verkaufen."

„Das ist nicht die Frage. Die Frage ist, was Sie mir dafür zahlen."

„Ein Drittel Prozent. Mehr kann ich Ihnen nicht zahlen. Mehr wäre schon Wucher."

„Das ist zu wenig!"

Hier brach die Unterhaltung wieder ab, und wir gingen (es war Sommer!) in ein Café! Nach dem dritten Glas Kümmel nahm mein Gast wieder den fallengelassenen Faden auf:

„Sie sind ein sehr komischer Mensch. Kann man denn mit Ihnen kein Geschäft machen?"

„Aber selbstverständlich."

„Hören Sie mich an . . . Ich verzichte auf das Thema, verzichte auf den zweiten Akt, gebe mich mit wenig, mit einer einzigen Szene zufrieden. Im dritten Akt gibt es eine sehr, sehr gute Szene, verkaufen Sie mir die, ich zahle Ihnen dafür ein für allemal hundert Kronen."

„Das ist zu wenig!"

Mein Gast schüttelte den Kopf. Aber dies hinderte ihn nicht daran, mit mir (es war Sommer!) in eine Weinstube zu gehen. Nach dem Schwarzen kehrte er wieder zu dem Gegenstand zurück.

„Schauen Sie, wenn ich schon nach Budapest gekommen bin, will ich nicht mit leeren Händen heimfahren. Irgend welchen Nutzen muß ich doch von diesem Ausflug haben. Sie wollen mir das Stück weder im ganzen noch Teile davon geben . . . gut! Aber einen Witz können Sie doch hergeben! Im ersten Akt gibt es einen ausgezeichneten Aphorismus — verkaufen Sie mir ihn fürs Ausland, ich gebe Ihnen dafür zwei Kronen."

Die Worte meines wiener Gastes ergriffen mich. Ich sagte großmütig:

„Damit auch Sie sehen, mit wem Sie zu tun haben: ich überlasse Ihnen diesen Aphorismus. Aber nicht um Geldeswert. Denn entweder gibt es eine ungarische Gastfreundschaft, oder es gibt keine. Den Aphorismus schenke ich Ihnen."

„So kann ich ihn nicht annehmen", protestierte der Wiener. „Geschäft ist Geschäft."

„Dann her mit den zwei Kronen."

Der wiener Gast gab mir die zwei Kronen, die reiner Nutzen waren, denn den Aphorismus (es war Sommer!) hatte ich von Oscar Wilde gestohlen.

Berechtigte Uebersetzung von Stefan J. Klein

Schwere Industrie von Vindex

Die Börse hat recht gehabt, und die jetzt nach und nach zur Veröffentlichung gelangenden Jahresausweise der schweren Industrie, namentlich der Eisen und Stahl verarbeitenden Werke, lassen erkennen, daß die Kriegskonjunktur diesen Unternehmungen noch immer Geld über Geld zuwirft. Die Rheinischen Stahlwerke, der Aumetz-Friede-Konzern — um einige der größten zu nennen —, aber auch alle andern Fabriken, die hierher gehören, weisen in ihren Gewinn- und Verlustrechnungen, soweit sie vorliegen, Erträge aus, hinter denen die vorjährigen, schon überaus stattlichen Zahlen in den Schatten zurücktreten; und den Aktionären der Gesellschaften fließen diese Mehrgewinne in Gestalt erhöhter Dividenden zu, den Unternehmungen selber kommen sie in Form verstärkter sichtbarer und stiller Reserven zustatten.

Allein bei allem Glanz in der Schwerindustrie scheint es doch angebracht, daran zu erinnern, daß die Geldfülle, die sich überall zeigt, wo

unmittelbar für den Kriegsbedarf gearbeitet wird, gegenwärtig durchaus nicht schlechthin gleichbedeutend ist mit wirklichem Reichtum und innerer Kraft. Das Geld, dessen tiefstes Wesen wir in diesem Kriege besser zu erkennen Gelegenheit gehabt haben als Generationen vor uns und (sicherlich) Generationen nach uns, ist uns nicht mehr der Allbeherrscher, der Grundstein und die einzige Voraussetzung für alles Nützliche. Wertvolle und Gute. Vorhandensein und Besitz vielen Geldes weisen nicht mehr unbedingt auf wirtschaftliche Festigung, auf Macht und unbegrenzte (oder nur durch die Menge des Geldes begrenzte) Möglichkeiten hin. Das Geld kann heut nur schwer zu alledem in Relation gesetzt werden, und es kann nur richtig eingeschätzt werden, wenn man seine Kraft, uns die Güter, deren wir bedürfen, zu beschaffen, ernstlich prüft, und wenn man ferner erwägt, welche von diesen Gütern zur Zeit überhaupt vorhanden, beschaffbar oder ersetzbar und für Geld zu haben sind. Erst wenn man dies alles in Betracht zieht und die Hemmungen in Ansatz bringt, die von der Wirtschaftslage im Kriege (und noch lange nach dem Kriege) der Entfaltung der Geldeskraft im Wege stehen, wird der heutige Wert des Geldes voll ersichtlich: und wir müssen bemerken, daß dieser Wert ganz anders beschaffen ist, und auf übersehbare Zeit sein wird, als in den Zeiten vor dem Kriege.

Für die Schwerindustrie kommt hinzu, daß diese ein ungeheures Kapital an Betriebsvermögen, an Maschinen, Werkeinrichtungen, Gebäuden, Anlagen während des Krieges vollständig aufgebraucht, verwendet und gewissermaßen verzehrt hat. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß von den meisten Industriewerken, die hierher zählen, an ihrem Inventar, an ihrer Triebkraft und an allen ihnen zu Gebote stehenden Produktionsmitteln Raubbau getrieben worden ist; daß er getrieben werden mußte, wollten die Werke den gewaltigen Ansprüchen der Militärbehörden gerecht werden.

Diese Unternehmungen stehen, wenn der Krieg einmal zu Ende sein wird, gleichsam vor den Trümmern ihrer Werkstätten und Fabriken; der Krieg hat alles aufgenutzt und zerstört, alles wird neu zu errichten und wieder aufzubauen sein. Zwar hat der große Kapitalverschlinger, eben der Krieg, an Stelle der vernichteten Werte den Unternehmern Geld und abermals Geld in die Kasse geschüttet; aber so erstaunlich hoch diese Zahlen manchmal ansteigen, so bedenklich müssen sie uns stimmen, denn wir wissen, daß dies Geld keinen wirklichen Ersatz des verlorengegangenen eigentlichen Kapitals bedeutet, sondern daß es höchstens die Aussicht und einen Weg eröffnet, künftig einmal, und zwar unter schwierigen Umständen, diesen Ersatz zu beschaffen und das Verlorene wieder einzubringen. Wir müssen uns daran gewöhnen, die Wirtschaftslage der einzelnen Personen sowohl wie der unpersönlichen Unternehmungen nicht nach ihrem Geldbesitz, sondern nach dem wirklichen Befunde und Bestande ihrer Machtmittel für jetzt und für die Zukunft zu betrachten, das heißt: wir dürfen uns, was den Reichtum und die Kapitalkraft unsrer Industrien, des Volkes, des gesamten Landes anbetrifft, gegenwärtig weniger als je durch den Schleier des Geldes beirren lassen, der trügerisch und verhüllend über den Dingen und Erscheinungen ausgebreitet ist.

Antworten

J. R. im Felde. Ihr Vertrauen ehrt mich. Sie fragen mich, ausgerechnet mich: „Kann ein nichtbeförderter Soldat, der fünfeinhalb Jahre gedient hat, Anspruch auf Sergeantenlöhnung erheben?“ Das weiß ich wirklich nicht. Aber vielleicht antwortet ein Heeresangehöriger. Zur Uebermittlung bin ich gern bereit.

Friedrich St.. Ob Alfred Lemms Artikel gegen den ‚Hammer‘ eine Wirkung getan hat? Ich glaube fast. Am siebenundzwanzigsten Juli ist der Artikel hier erschienen, und am neunzehnten August ist, durch Verfügung des zuständigen Armeecorps-Kommandos, der ‚Hammer‘ verboten worden. Wie man mir mitteilt: für die Dauer des Krieges.

Rudolf B. Sie haben wohl den ‚Hias‘ nicht gesehen; sonst würden Sie nicht verlangen, daß ich dagegen vorgehe. „Schändlich, daß nach zwei Kriegsjahren nun auch die Soldaten so gräßliches Zeug wie ‚Immer feste druff‘ hervorbringen und sich nicht schämen, es selber zu spielen.“ Aber Sie sind im Irrtum. Hier besteht keine Gattungsverwandtschaft. Die Kriegspossen der ersten Monate waren kalte Spekulationen. Theaterschieber nahmen die Konjunktur wahr und versuchten sich, statt in Zoten, in Patriotismus. Was herauskam, gab den Feinden nur darum nicht das Recht, uns Barbaren zu nennen, weil in Paris und London dasselbe Gesudel bejauchzt wurde. Der ‚Hias‘ hat nichts mit Kunst zu tun, ist aber zunächst einmal grundehrlich. Der Verfasser, der seinen Namen verschweigt, denkt nicht an die Tantiemen von siebenhundert Aufführungen, sondern will ein geschautes Stück feldgraues Leben darstellen. Dazu braucht er eine Handlung, eine mächtig spannende: wie ein deutscher Offizier verwundet, gefangen genommen, auf ein französisches Schloß gebracht, beschuldigt, verurteilt und — doch ich will nicht vorgreifen. Nichts kann primitiver sein als Verkettung und Lösung dieser Vorgänge. Den herbeigeströmten Völkerscharen sind auch sie wichtig. Uns geht nur der Mittelakt an, den sie umrahmen. Eine Kompanie liegt in Ruhe, und der Führer erlaubt ihr — es ist grade eine Hektoliebesgabe von der Schultheiß-Brauerei gekommen — sich einen vergnügten Abend zu machen. Also Varieté. Jongleure treten auf und Degenschlucker und Akrobaten und Schlangenmenschen und Kunstpfeifer und Tierstimmenimitatoren und Zitherschläger und Klohns, und damit der schrecklich wichtige dramatische Zusammenhang ja nicht ganz verloren geht, telephoniert der Oberleutnant mit dem Oberst, und dann heißt es, daß die Kompanie in der Morgendämmerung den gefangenen Offizier heraushauen muß, und dann ists aus mit Spiel und Tanz, und wir sehen in einem Film, wie die Leute sich an das Schloß heranarbeiten, und wenn sie dicht dran sind, geht die Leinwand hoch, und die eben noch Schattenbilder vor dem Tore waren, sind plötzlich leibhaftig in den Prunkgemächern und kriegen die Feinde zu packen — hurra, hurra, hurra! Der Film ist so schlecht wie die Rahmenakte; aber der Mittelakt ist wunderhübsch. Die Beiträger der feuchten Abendunterhaltung sind vielleicht Berufsartisten, vielleicht auch nicht. Jedenfalls wirken sie weder wie Routiniers noch wie Dilettanten. So wohltuend sicher sie, samt den Darstellern der Hauptrollen, ihre Sache machen: sie gewinnen vor allem durch ihre Anspruchslosigkeit. Nette, frische, unternehmende, zuverlässige Kerls, die einen Monat Theater spielen, nachdem sie viele Monate unsre Grenzen geschützt haben, und bevor sie es wieder tun. In drei Stunden stellt sich eine menschliche Zuneigung ein, ein Gefühl der Dankbarkeit für den Spaß ihres Urlauberdaseins, aber namentlich für den Ernst ihrer Haupttätigkeit. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ wird zum Schluß gesungen. Mit Ueberzeugung stimmt man ein.

Unkündbar bis 1924

Eine Aufklärung für Kriegsanleihezeichner

Es ist eigentümlich, wie schwer es manchmal hält, einen Irrglauben, der sich einmal in der Volksmeinung festgesetzt hat, zu beseitigen. Immer wieder hört man die Worte „Unkündbar bis 1924", die der fünfprozentigen Kriegsanleihe beigefügt sind, dahin auslegen, daß der Eigentümer der Anleihe diese bis zu dem erwähnten Zeitpunkte nicht zu Geld machen könne. Als eine Beschränkung der Rechte des Anleiheinhabers werden also die Worte „Unkündbar bis 1924" aufgefaßt. In Wirklichkeit wird damit eine Beschränkung der Rechte des Schuldners, d. h. des Reiches zum Ausdruck gebracht, — eine Beschränkung, die nicht etwa zuungunsten des Anleiheerwerbers, sondern gerade im Gegenteil zu seinen Gunsten wirkt. Das Reich darf nämlich den Nennwert der Anleihe nicht vor dem Jahre 1924 zurückzahlen, so daß der Anleiheinhaber bis zu diesem Zeitpunkte unbedingt in dem ungestörten Genuß des für ein Wertpapier von dem Range der Deutschen Reichsanleihe außerordentlich hohen Zinsfußes von 5 Prozent bleibt. (Bei einem Zeichnungspreise von 98 Prozent sind es sogar 5,10 Prozent). Will das Reich nach dem Jahre 1924 nicht mehr 5 Prozent Zinsen zahlen, so muß es dem Anleihebesitzer die Wahl lassen zwischen Kapitalrückempfang und niedrigerem Zinsfuß, d. h.: Wer jetzt 98 Mark für 100 Mark Nennbetrag der neuen Reichsanleihe zahlt, muß, wenn das Reich nach dem Jahre 1924 nicht mehr 5 Prozent Zinsen gewähren will, die volle 100 Mark ausgezahlt erhalten. Er würde also jährlich von seinen angelegten 98 Mark 5 Mark Zinsen erhalten haben und schließlich noch einen Kapitalgewinn von 2 Mark davontragen, der, wenn man ihn auf die 8 Jahre (1916—1924) verteilt, den Zinsfuß von 5,10 Prozent auf 5,35 steigert.

Braucht der Anleiheinhaber Geld, so hat er zwar nach dem Gesagten keinesfalls vor dem Jahre 1924 die Rückzahlung des Kapitals durch das Reich zu erwarten, aber er kann entweder auf seine Anleihescheine einen Vorschuß aufnehmen (zu den günstigsten Bedingungen bei öffentlichen Darlehnskassen) oder er kann einen entsprechenden Teil seiner Anleihescheine durch jede Bank oder jedes Bankgeschäft gegen eine geringe Vermittlungsgebühr veräußern. Daß ein solcher Verkauf jederzeit möglich sein wird, dafür birgt neben der Hochwertigkeit der Deutschen Reichsanleihe die Vorsorge unserer maßgebenden Stellen, die für die Zeit nach dem Friedensschlusse getroffen werden wird.

Wer seinen Entschluß über die Beteiligung an der Kriegsanleihe von der Bedeutung der Worte „Unkündbar bis 1924" abhängig macht, der muß zu einem bejahenden Entschluß kommen; denn würden diese Worte in der Aufforderung zur Zeichnung fehlen, so wäre es ein Nachteil und nicht etwa ein Vorteil des Anleiheerwerbers.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

An die Leser

Da die Herstellungskosten der ‚Schaubühne', wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat steigen, sind wir, wie die meisten Blätter, endlich gezwungen, entweder den Umfang zu verringern oder den Bezugspreis zu erhöhen. Wir nehmen an, daß es unsern Lesern schwerer fallen würde, jede Woche vier Seiten Text, als jedes Vierteljahr eine halbe Mark zu entbehren. Die ‚Schaubühne' wird also vom ersten Oktober an vierteljährlich 4 Mark (statt 3.50 Mark) und jährlich 14 Mark (statt 12 Mark) kosten — für alle Leser ohne Ausnahme, auch für diejenigen, die als Mitglieder der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger bisher einen Sondertarif gehabt haben. Nur für Jahresabonnements, die nach dem ersten Oktober 1915 begonnen haben, gilt bis zum Ablauf der alte Satz. **Verlag der Schaubühne**

Gegen die Unberufenen von Germanicus

Der sozialdemokratische Parteivorstand und die Generalkommission der freien Gewerkschaften haben sich in einem öffentlichen Aufruf gegen revoltierende Quertreiber und deren verwirrende Agitation wenden müssen. Die Wildlinge hatten behauptet, daß die berufenen und eingesetzten Funktionäre des Proletariats sich von den Militärbehörden mißbrauchen ließen und sich der gepanzerten Faust der Militärdiktatur gebeugt hätten. Parteivorstand und Generalkommission haben diese dumpfen und kurzbeinigen Umtriebe als „freche Verleumdung" zurückgewiesen und haben ihre Warnung vor dem Treiben anonymer Flugblattschreiber und unverantwortlicher Phrasendrescher ausdrücklich wiederholt. Leider kann man kaum annehmen, daß nunmehr die Stänkereien der kopflosen Außenseiter eingestellt werden. Wenn auch zu hoffen ist, daß die Reichskonferenz in den Wirrwarr der Sozialdemokratie ein wenig Ordnung gebracht haben wird, so bleibt doch die Furcht, nach wie vor Unberufene mit überspannten Forderungen und andrer Willkür hausieren gehen zu sehen. Es wäre gar zu optimistisch, zu erwarten, daß die anarchistischen Anhängsel der Sozialdemokratie vernünftiger sein sollten als die Anarchisten der übrigen Gruppen und Grüppchen, in denen sich gewisse deutsche Politiker, oder was sich so nennt, zusammen zu finden pflegen. Wenn die Geschichte dieses Krieges einmal geschrieben werden wird, dann wird ein besonders bitteres Kapitel mit all den Schäden, die durch die Unberufenen dem gradlinigen Ablauf einer heldenhaften und unermeßlich großen Entwicklung zugefügt worden sind, zu füllen sein. Wir wollen heute andeuten, welche Erscheinungen dabei etwa zu berücksichtigen wären; wir begnügen uns, das Ergebnis von ein wenig mehr als achttägiger Beobachtung zusammenzustellen.

Eine milde Form der ungerufenen Zudringlichkeit war die Idee des „Reichskriegsrats". Damit war eine Versammlung von Ministern, Staatssekretären und Abgeordneten gemeint, die den vorgesehenen Regierungsstellen, besonders dem Kanzler, bei allen entscheidenden Geschäften behilflich sein sollte. Dieser merkwürdige Apparat, der demokratisch anmutet, der aber offenbar als ein verbrämtes Mißtrauensvotum der Fronde bewertet werden muß, sollte beraten, nicht aber beschließen, er sollte also keine Verantwortung überwiesen bekommen, wohl aber Weisheit verzapfen dürfen. Mit Recht sprach die ‚Germania' von einem „vielredenden Debattierklub" und davon, daß, „um den Burgfrieden gründlich zu sprengen und um politische Uneinigkeit in die Reihen unsres Volkes zu tragen, ein besseres Mittel nicht hätte gefunden werden können". Gewiß, grade wir sind der Meinung, daß auch an der äußern Politik das Volk mitzuwirken habe; wir wünschen nichts dringlicher als eine endgültige und gründliche Erledigung der Kabinetspolitik. Wir vermögen uns aber nicht vorzustellen, daß solch eine prinzipielle Wandlung unsres gesamten politischen Apparates während des Krieges vollzogen werden könnte, und wir lassen uns nicht täuschen, wenn eine durchaus demokratische Forderung von den Schrittmachern der hinlänglich bekannten „schärfern Richtung" plötzlich geltend gemacht wird. Der Reichskriegsrat wäre nichts andres als eine Organisation der Dränger und Schieber, deren rastlose Wühlarbeit sich ohnedies hinreichend bemerkbar macht. Wir glauben, daß es besser ist, fürs erste auf eine Demokratisierung der äußern Politik zu verzichten, als dem Truggebilde dieses Reichskriegsrats auch nur die kleinste Unterstützung zu gewähren. Wie richtig solche Auffassung ist, dafür sprechen die gradezu wütenden Ausfälle, die von den Herolden desselben Reichskriegsrats gemacht worden sind, als der Abgeordnete Sivkovich empfahl, die berühmte Neuorientierung möglichst bald und möglichst energisch vorzunehmen. Kaum hatte Sivkovich sich geäußert, als schon die Deutsche Tageszeitung und die ihr verwandten Blätter entsetzt darauf hinwiesen, daß jetzt keine Gelegenheit sei, um irgendwelche grundsätzlichen Aenderungen innerhalb unsres Staatslebens vorzunehmen. Wenn wir das schon zugeben wollen, so müssen wir, und dies mit weit größerm Recht, nach der gleichen Logik einen so schweren Eingriff, wie ihn der Reichskriegsrat darstellen würde, erst recht ablehnen.

An zweiter Stelle ist unter der Garde der Unberufenen der Alldeutsche Verband zu nennen. Er hat es für richtig befunden, grade in diesen Tagen eine sehr groß ausgemessene Propaganda einzuleiten. Er behauptet, von jeher sehr zurückhaltend gewesen zu sein, glaubt aber jetzt die Stunde gekommen, um „mit einem

Schlage auf der ganzen Linie in die Werbung" eintreten zu sollen. Die Druckschrift, die er in ungewöhnlich hoher Auflage unter die Leute gebracht hat, ist für die Naiven zubereitet; sie soll, wie es heißt, einen starken Erfolg gehabt haben. Das würde aber nichts andres bedeuten, als daß die Schar der erhitzten Wortemacher und unentwegten Forderer sich abermals um einige tausend Mundwerke vermehrt hätte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die alldeutsche Politik ein Faktor der Beunruhigung ist, durchaus geeignet, falsche Erwartungen aufkommen zu lassen und (das ist mit Bedauern festzustellen) sogar sehr ruhige und selbst verantwortliche Stellen in der konsequenten Erledigung ihrer politischen Geschäfte zu stören. Ebenso wenig, wie heute den Spartacusleuten zugebilligt werden kann, ihre Extreme in die Menge zu werfen, ebenso sehr hätten die Alldeutschen davon Abstand nehmen sollen, ihre pathetische Unzufriedenheit auf den Gassen zu predigen.

Zum dritten: der Briefwechsel zwischen dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und dem Staatssekretär Doktor Solf. Der Herzog hat sich dafür entschieden, als Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft den Staatssekretär des Reichskolonialamts darauf aufmerksam zu machen, daß Kolonien für Deutschland nur dann einen Sinn haben könnten, wenn die unbedingte Seegeltung Deutschlands gesichert wäre. In den Formen, an die wir uns mittlerweile gewöhnt haben, setzte der Herzog Herrn Solf auseinander, daß eine bestimmte Aeußerung, die dieser in einem Vortrag getan hatte, unmöglich anders aufgefaßt werden könnte, als das Ideal der Kolonialgesellschaft die Flottenpolitik aufzufassen befiehlt. Solf hat eine Antwort erteilt, die restlos selbstverständlich ist, die aber auch für einen grundsätzlichen Skeptiker (was die Energie der Regierung betrifft) hätte befriedigend sein können. Das nützte alle nichts. Der treue Leibbursch des stumm gewordenen Grafen Reventlow trat an und stellte fest, daß es sich hier nicht um Mißverständnisse, sondern um tiefgehende Meinungsverschiedenheiten handle, und daß zwischen der Kolonialgesellschaft, also der Amateur-Vertretung der deutschen Kolonialinteressen, und dem Staatssekretär, dem berufenen Wahrer der deutschen Kolonialmacht, eine superlative Kluft klaffe. Und alsobald war da auch die Heerschar der Kreuzritter und grollte, daß die Ausführungen in jenem angefochtenen Vortrag allerdings so hätten verstanden werden können, als ob „ein aktiver Staatssekretär das Kriegsziel, um welches mit in erster Linie das deutsche Volk in diesem Kriege zu ringen sich einbildet, als etwas verhältnismäßig Belangloses hingestellt habe. Das mußte zu der Befürchtung Anlaß geben, daß bei dem Abschluß des Friedens auf dieses Kriegsziel nicht genügend Gewicht gelegt werden würde. Diesen ent-

scheidenden Punkt aber umgeht Staatssekretär Solf in seinem Antwortschreiben an den Herzog." Es ist mehr als deutlich, daß solche Methode, den nationalen Willen der berufenen Regierungsstellen anzuzweifeln, auf eine hinlänglich verwirrte Masse unwiderstehlich wirken muß.

Ein nicht weniger unsympathischer Vorgang ist der Streit um die Zeppelinbriefe. Es war vergeblich, daß der alte Graf erklärte, er habe sich davon überzeugt, wie durchaus sachgemäß seine Luftschiffe auch gegen England Anwendung fänden. Sofort waren die alldeutschen Nager vorhanden und wisperten: wie dieser Brief wohl zustande gekommen sein mag, und daß die Ueberzeugung des Grafen Zeppelin wohl erst jüngern Datums sein werde, und dergleichen mehr. Sie können es eben nicht lassen, und wenn ihnen ein Fell wegschwimmt, haben sie bestimmt ein andres, noch schäbigeres, bereits am Zipfel. Es scheint keiner von diesen angstvollen Kritikern unsrer Heeresleitung bedacht zu haben, daß, selbst wenn Zeppelin die Vernichtung Londons und Liverpools verlangt hätte, damit noch nicht entschieden sein kann, daß die Stellen, die den Gesamtkomplex, den kriegerischen wie den politischen, zu übersehen vermögen, sich nun gleichfalls zu solchem Vorgehen hätten entschließen müssen. Es sind noch ganz andre Forderungen erhoben worden, es fehlte nicht an Vorschlägen, Brest und nicht weniger unerreichbare Gebiete dem Deutschen Reiche einzuverleiben. Indessen, dergleichen Erwägungen haben nach der einwandfreien Erklärung des Grafen Zeppelin kein Daseinsrecht mehr, und man kann vielleicht ausnahmsweise hoffen, daß die Nötigungen der Unberufenen, der Luftkrieg solle verschärft werden, langsam verstummen. Es bleiben noch Gebiete genug übrig, auf denen dilettantische Heldenritte mit Zungenschlag ausgeführt werden können.

So hat sich soeben ein ‚Volksausschuß für rasche Niederkämpfung Englands' aufgetan, hat einen pompösen Aufruf ins Land hinausgeschickt und dabei die Herren Schlittenbauer, Frühauf, Lehmann und andre bedeutende Persönlichkeiten der besonders süddeutschen Adreßbücher populär zu machen versucht. Es ist eine Anmaßung sondergleichen, daß eine Handvoll zusammengelaufener Irgendwere den bestaunlichen Mut haben, eine Aufgabe zu übernehmen, die nicht vom ersten Tage des Krieges an mit allem Nachdruck betrieben zu haben den schlimmsten Hochverrat am deutschen Volke bedeuten würde. Wohin sollen wir kommen, wenn sich morgen ein Volksausschuß für die rasche Niederkämpfung Frankreichs, übermorgen einer zur Vertilgung Rußlands auftut!

In dieses selbe fanatische Kapitel gehört schließlich der gradezu raffiniert inszenierte Briefwechsel zwischen Tirpitz und Bethmann.

Es ist (und wir sagen das nicht ohne inneres Erschrecken) weit gekommen um die deutsche Oeffentlichkeit, daß eine Erscheinung wie der Professor Coßmann es vermag, ein Gegeneinander zweier besonders exponierter Reichsbeamten zu improvisieren und damit nicht nur ganz Deutschland zu erregen, sondern auch die Schadenfreude unsrer sämtlichen Gegner wachzurufen. Dazu kommt, daß das Verfahren, durch das Coßmann den frühern Staatssekretär des Reichsmarineamts zu seinem Briefe an Bethmann Hollweg verleitet hat, dem geringsten Anstandsgefühl der literarischen und politischen Praxis ins Gesicht schlägt. Herr Coßmann behauptet zwar, grade umgekehrt, daß die Angelegenheit dieses peinlichen Briefwechsels zugleich eine Angelegenheit seiner persönlichen Ehre sei; man kann solche Wichtigtuerei, solche maßlose Selbstüberschätzung nur verblüfft entgegen nehmen. Es ist ein Ueberfall sondergleichen, den hier Herrschaften, die scheinbar besondere Stützen des Reiches sein möchten, sich geleistet haben. Der arme Professor Veit Valentin ist dabei selbstverständlich nur eine Nebenerscheinung; der Kampf (wenn man dergleichen noch Kampf heißen kann) gilt ganz andern Stellen. Das aber bleibe als ein Skandal unvergeßlich, daß ein frondierender Journalist, dem soeben erst, im Berner Bund vom siebzehnten September, eine schwere, unqualifizierbare Fälschung, eine giftige Verletzung der schweizerischen Neutralität, nachgewiesen worden ist, Einfluß und Keckheit genug besitzt, um für seine verantwortungslos zurechtgebrauten Kabalen die wertvolle Zeit der Reichsregierung in Anspruch zu nehmen. Werden die Leute dieser Gattung nicht endlich einsehen, daß sie dem deutschen Volke unermeßlichen Schaden zufügen?

Vielfach ist die Meinung laut geworden, daß alle diese Uebergriffe der Unberufenen verhindert werden würden, wenn die Schranken der Zensur fielen und so die Diskussion über die militärischen und politischen Grundsätze, Pläne und Ziele in aller Oeffentlichkeit vor sich gehen könnte. So sehr wir für die Freiheit der Meinungsäußerung auch einzutreten pflegen, so wenig versprechen wir uns grade im gegenwärtigen Augenblick von einem radikalen Abbau der Zensur. Die seltsamen Gruppen, von deren Gewalttaten hier ein Wochenergebnis zusammengestellt worden ist, haben sich in so hohem Maße als politisch unreif erwiesen, daß ganz im Gegenteil eine wesentlich verschärfte Abwehr ihrer Revolten wünschenswert ist. Um die Freiheit des deutschen Volkes ist uns nicht bange. Im Augenblick aber scheint es uns wichtiger, die Anarchie der Zudringlichen im Schach zu halten, als ein Ideal zu erfüllen, das mit Selbstverständlichkeit nach dem Kriege dem Volke, das ihn gewann, zufallen muß. Wir wollen die Diktatur der Einsicht.

Expressionistisches Drama von Julius Bab

Als Hauptprodukt auf dramatischem Felde haben die Expressionisten bisher Walter Hasenclevers Drama ‚Der Sohn' (im Verlag von Kurt Wolff) vorgestellt. In diesen Blättern hat es Kurt Pinthus mit freundschaftlicher Wärme beleuchtet und unlängst hat der Autor selber hier seine dramaturgischen Anschauungen ausführlich entwickelt. Um nun von jenen theoretischen Dokumenten — sie hießen: ‚Das Theater von morgen' — auszugehen, so muß ich zunächst sagen, daß stilistisch dieses Gemenge eines hohen Pathos mit einer fremdwortfröhlichen verzwickten Wissenschaftssprache einerseits, einem Hagel von ein Viertel verhüllten, caféhausmäßig persönlichen Anremplungen andrerseits keinen sehr natürlichen Eindruck macht. In Hasenclevers Temperament ist etwas literarisch Forciertes. Immerhin ist seine begeisterte Bejahung der Bühne erfreulich, und seiner Polemik gegen die Herrschaft der ausstattenden Regie, gegen „den Mord des Worts durch die Kulisse" stimme ich ja von je zu. Dagegen überspannt er seinen Protest (hier einsichtsloser als Franz Blei) in sehr charakteristischer Weise, wenn er nun auch den Schauspieler für so einen „hinzutretenden Stoff" zum eigentlichen Kunstwerk der Bühne, für eine lebendige Kulisse gleichsam, erklärt. Die Leistung des Schauspielers ist keineswegs „Attribut" zur „Substanz" des Bühnenwerkes; sie ist, dem Drama ebenbürtig, selbst Substanz. Die prästabilierte Form des Dramas ist so auf die Ergänzung durch die schauspielerische Körperlichkeit angewiesen, wie des Schauspielers Bewegungen auf die geistige Führung des Dramatikers. Seit Shakespeare das moderne Drama schuf — wo in aller Welt hat übrigens Hasenclever die merkwürdige Weisheit her, daß in Shakespeares Tagen nicht ein Berufsschauspielerstand, sondern die jeunesse dorée Theater gespielt habe? — seit Shakespeare hat der Schauspieler eine Partitur Bewegung heischender, körperlichen Ausdruck beschwörender Sprachzeichen in Händen. Solch eine Partitur, sinnlos ohne den Dichter, tot ohne den Schauspieler, ist das Drama. Daß jede Stimme selbständiges Leben erhält, ist Voraussetzung dabei. Hasenclevers neue, „expressionistische" Dramatik soll es nun ausmachen, daß die Figuren, mit denen der Sohn ringt, alle ohne objektives Leben, nur Ausstrahlungen seiner Innerlichkeit sind. Wenn aber der Dramatiker sein Gefühl nicht mehr am gleichgewichteten Kampf der verschiedenen Weltbürger entzündet, wenn er sich wirklich nur noch die Maske einer einzigen Gestalt vornimmt, um durch sie hindurch die ganze Welt auszusprechen — was ist das andres als ein sehr merklicher Rückzug aus der dramatischen auf die lyrische Form? Wobei der Schauspieler denn freilich nicht mehr gestaltende „Sub-

stanz", sondern höchstens noch rezitierendes „Attribut" sein kann! Wo zum Wegfall der objektivierenden Lust nun auch noch ein passives Temperament kommt, entsteht notwendig ein dreiviertel lyrisches Szenengedicht, ein Zwitter, der stets von allen Gefahren des Dilettantismus umlauert ist. Denn der Formwille des Materials läßt seiner nicht spotten. Viele dichterisch nicht belanglose Talente der Jüngsten geben das Beispiel. Den günstigsten Fall zeigt Franz Werfel; wenn er ein modernes Mysterienspiel ‚Das Opfer', komponiert oder die große szenische Elegie der — ach, so altgriechischen — ‚Troerinnen' sehr persönlich erneuert, bezwingt uns die rein dichterische Kraft des großen Lyrikers auch durch die Zwitterform noch in hohem Grade. Ein Dramatiker freilich kann der Poet, dessen innerstes Wort lautet: „Feindschaft ist unzulänglich" nie werden; zum Dramatiker gehört polemische Lust. Problematischer wird es schon bei Oscar Kokoschka, der in einem Bande (bei Kurt Wolff) zu seinen unbedingt genialen Bildern auch Dramen veröffentlicht. An diesen Szenen ist begreiflicher Weise nur die malerische Vision bedeutend. Wenn er aber etwa in der ‚Hoffnung der Frauen' mit ein paar feierlichen lyrischen Ausrufen einen ganz starken Mann und eine ganz starke Frau zu mörderischer Liebesbegegnung bringt, so ist das nicht viel mehr als eine Unterschrift, über der das Bild fehlt. Es ist in seiner höchst verständlichen Deutlichkeit nicht mehr, sondern unendlich viel weniger als Kleists nur dumpf zu erlebende ‚Penthesilea'. Und ganz offenbar wird das Dilettantische trotz allen dichterischen und menschlichen Qualitäten in Mechtild Lichnowskys ‚Spiel vom Tod'. Denn hier fließen die niemals dramatisch ernst genommenen, von einem rein lyrischen Gefühl ausgestatteten Figuren zu einer verwirrend gestaltlosen Masse wieder zusammen; hier sind wir keine Sekunde sicher, wie weit wir die Worte auf die Willensregung einer Gestalt und wie weit bloß auf die Gesamtstimmung der Verfasserin zurückführen dürfen; hier wissen wir nie, ob eine Geste ein folgenschweres Sinnbild oder bloß eine lyrische Metapher ist. Hier ist das Chaos zwischen den Formen.

Bis zu dieser äußersten Stillosigkeit kommt es nun bei Hasenclever freilich nicht, weil ihn mit dem Dramatiker wenigstens die Kampflust verbindet. Wenn zwar nicht die dramatische Lust am Schauspiel der kämpfenden Weltkräfte, sondern die im Grunde lyrische Leidenschaft, das eigene Ich unmittelbar auszusprechen, zu einer szenischen Vision führt, aber im Bilde dieses kampfzerrissenen Ich sich verschiedene Kräfte zu heftigem Konflikt aufstellen, da entsteht ein Scheindrama. Vom echten ungefähr so verschieden wie ein Schattenspiel von lebendiger Schauspielerei; auch eine Zwischenform, eine dramatische Sackgasse sozusagen. Aber es liegen große

künstlerische Möglichkeiten auf diesem engen Seitenpfad — wie große, hat Strindberg bewiesen, der in seinen Altersdramen ganz ein Expressionist in diesem halb lyrischen Sinne ist. In dem mächtigen Damaskus-Drama zum Beispiel gibt es eigentlich nur eine Gestalt: Strindberg ist der Fremde und sein Feind, der Arzt; er ist der Bettler, der ihn warnt, und der Teufel, der ihn verführt, und der Prior, der ihn beichten läßt und segnet; ja, er ist im letzten Grunde sogar das Weib, das Du, das das Ich von sich ausstrahlt, an dem es sich berauscht und entsetzt. Die ungeheure Spannweite und das furchtbare Atemtempo dieses Ich verleiht Strindbergs Schattentheater eine Gewalt, die hinter echter dramatischer Wirkung großen Stils nicht zurückbleibt. Es kommt also für die Möglichkeit dieser Halbform, dieses innern Dramas, auf den Reichtum, die Lebensfülle und die innere Spannkraft des dichterischen Subjekts an. In Deutschland ist solchen Möglichkeiten eines visionären Innendramas Reinhard Sorge, der unlängst Gefallene, mit ein paar großartigen Szenen seines ‚Bettlers' am nächsten gekommen. An Sorge lehnt sich denn Hasenclever mit seinem Wechsel von halb realistischen, typenhaft geweiteten Szenen und lyrisch ausschweifenden Monologen noch mehr als mit andern, bis zum Fratzenhaften geschärften Dialogen an Wedekind.

Wenn trotz manchen lyrisch starken Worten, mancher szenisch eindringlichen Geste Hasenclevers glatter gerundetes Werk den bedeutenden Eindruck von Sorges Erstling für mein Gefühl durchaus nicht erreicht, so liegt das an einer weitern stilistischen Wirrnis. Jenes lyrische Innendrama kann naturgemäß nur metaphysischen Naturen gelingen, wie Strindberg und Sorge es waren. Sie können ihren Kampf ganz in sich austragen, weil es nur ein Kampf um Gott, ein Kampf mit Gott ist; Gott ist aber wesentlich im Ich offenbart, die soziale Welt kann ihm nichts Eigenes, Neues hinzufügen. Dagegen hat Hasenclever ein heftiges soziales Pathos; er erhebt Forderungen moralischer Art! Nun ist es zwar ziemlich töricht, den ewigen und deshalb tragischen Konflikt zwischen Vätern und Söhnen auf eine Ebene mit dem Kampf der Völker gegen Tyrannen und andern dem sittlichen Urteil zugänglichen Geschichtlichkeiten zu stellen; aber Hasenclevers kindliches Gemüt sieht diese Grundform des Lebens jedenfalls in diesem Licht moralischer Entrüstung. Wie aber soll ein sozialer Kampf mit den Mitteln des innerlichen Schattentheaters dargestellt werden? Nur wo Feindschaft und Leiden, ebenso wie Glück und Genuß, Schuld des Erlebenden sind, hat die spukhafte Größe, die farblose Allgemeinheit des lyrischen Vortrags einen innern Sinn. Wenn aber der Sohn parteiisch gegen den Vater als ein feindliches Außenschicksal gestellt wird und nun statt einer vernünftigen Realität bloß „die

Freiheit" und „das Leben" fordert, so wird das Ganze nicht innerlicher und bedeutsamer, sondern bloß phrasenhafter, blasser, unerlebter als Don Carlos, der eben nach Flandern geschickt, oder Meister Antons Karl, der Matrose werden will. Der lyrische Expressionismus, der hier als ein neuer Stil proklamiert wird, ist grade seinem sozialen Motiv gegenüber ganz unmöglich. Einen Kampf in der Menschen-Welt kann nur Der darstellen, dessen Ich sich so leidenschaftlich an die einzelnen Menschen hingibt, daß er sie objektiv gestalten, ihren Willen dramatisch reden machen kann. Das hat nichts mit Naturalismus zu tun, vielmehr sind je nach dem Standpunkt des anschauenden Ich sehr verschiedene Grade und Taten der Verkürzung und Stilisierung möglich: von Antigone bis Penthesilea, von Iphigenie bis Fuhrmann Henschel, von Lear bis Borkman. Pinthus irrt sich: das Spiegelbild der Realität in einer einzigen Gestalt, statt der Realität selber, zu gestalten ist nicht geistiger, nur „lyrischer". Der echt dramatische Expressionismus aber wird nur solch ein Ich ausdrücken, das sich außerhalb der Räusche des Subjekts in der draußen kämpfenden Welt zu erleben vermag. In diesem Sinne aber haben von Mitgliedern des Kreises um den Verlag Kurt Wolff schon einige mehr geboten als das angestrengt und unsicher tastende Talent Hasenclevers. Ich habe schon Arnold Zweig und seine großzügig stilisierte jüdische Tragödie erwähnt, und ich muß nun noch von René Schickele sprechen.

Von Kotzebue bis Goethe

Haß hin, Haß her: der Theaterdirektor Goethe, der siebenundsechzig Stücke des August Kotzebue spielen mußte, hat die ‚Beiden Klingsberg' für eine von dessen „gelungensten dramatischen Arbeiten" gehalten. „Wie ihm denn überhaupt die Darstellung der Libertinage weit besser als die einer schönen Natur zu glücken pflegte." Das jedenfalls ist sicher, daß man keinen Satz einer schönen Natur von Kotzebue hören kann, ohne sich dankbar des Urenkels Sudermann und seiner Sprossen zu erinnern: seines Sonnenscheinchens, seines Strandkindes, seines Schiefmariechens und vieler andrer Süßlinge. Der Unterschied zwischen den beiden Dichtern scheint mir, daß Sudermann auch die Darstellung der Libertinage nicht zu glücken pflegt. Kotzebue greift sich einen vieux marcheur, greift mit zwei festen Händen nach ihm, und man müßte sogar eine gewisse Künstlerschaft zugestehen, wenn das bißchen Unappetitlichkeit des herumlüstelnden Greises im Plan der Charakteristik gelegen hätte. Aber es sieht doch aus, als spürte Kotzebue garnicht, wie taktlos und aufdringlich sich der alte Graf manchmal benimmt; als fände er ihn durchweg entzückend; als sei er eben Kotzebue und nicht Schnitzler, also der Zerfaserung, der skeptischen Prüfung von Gefühlsregungen durchaus abhold. Er gibt Bühnentypen; deutliche, dicke, niemals

schwankende Umrisse von Vertretern der barchentenen Tugend und des seidenen Lasters; nicht bloß zwei Titelrollen, sondern lohnende Rollen für ein ganzes Ensemble. Die Regie hat diesem Ensemble keine billige Karikierung einer verblichenen Menschheit zu erlauben und doch irgendwie die Staubschicht auf ihr und den albernen Vorgängen herzustellen. Das geschieht durch die Kostüme der Gesellschaft von damals und durch die Kulissen des Theaters von damals. Darin und dazwischen bewegen sich Schauspieler von heute mit ihrer seriösen Kunst von heute. Herr Loos wirke aber parodistisch? Nur, weil Kotzebues verbitterter armer Leutnant uns wie eine Travestie von Tellheim berührt, während er einfach eine Kopie ist. Loos spielt ihn, wie er vermutlich den Tellheim spielen würde, höchstens daß er das Tempo beschleunigt; und so ists recht. Auch die schönen Frauen Lossen und Servaes sind unwahrscheinlich edel genug, um das altväterische Element der Komödie zu verstärken. Dazu dient ferner die Verwendung der vierzehnkarätigen Grüning für eine maßlos geschwätzige Zimmerwirtin wie für die lustige Schwester und Tante der beiden Klingsberg. Götz und Bassermann, kürzlich bei Ibsen Vater und Sohn, sind hier Sohn und Vater. Sie sinds wirklich. Sie ähneln einander erstaunlich. Sie haben die gleiche Beschwingtheit, das gleiche Spitzbubenlächeln, die gleiche Komödenfreude an so saftigen Bissen von Zusammenstößen und Ueberrumplungen. Besonders Bassermann schwelgt. Er ist aristokratisch wie Haase. Vor ihm voraus hat er die Echtheit und Mühelosigkeit eines unendlichen Charmes und die Blutfülle seines Temperaments. Seine Nuancen sind nicht wählerischer; aber er sitzt nicht auf ihnen, es treibt ihn zu immer neuen, und wozu es ihn in der ‚Wildente‘ niemals hinreißen sollte: durch den schauspielerischen Sondereffekt des Augenblicks die Reinheit und Rundheit des Dichterwerks zu beschädigen — hier ist das kein Unglück, weil diese dauerhafteste Theaterware jeden Puff verträgt.

*

Otto Ludwig ist nicht unerheblich größer als Kotzebue; aber es wäre Heuchelei, dem Kleinen Theater nachzurühmen, daß es nicht solche Possen treibt wie das Lessing-Theater, wenn sein blutiger Ernst das ‚Fräulein von Scuderi‘ ist. „Ich muß vorwärts, das Stück darf mir nichts gewesen sein als eine Studie. Wir wollen es also auf jeden Fall ungedruckt lassen, zeigen Sie das Opus auch niemand.“ Warum zeigt es Altman uns? Weil Dichter sich nicht richtig einzuschätzen brauchen? Dieser war kaum einer. Er liest E. T. A. Hoffmanns Novelle, bemerkt, daß sie „spannend“ ist, hält sie deshalb schon für dramatisch und setzt die Erzählung in Dialoge und Monologe um. „Die Entwicklung eines interessanten Charakters ist nur in Monologen möglich.“ Das ist einer von den Irrtümern der verehrungswürdigen Schlemihlgestalt Otto Ludwigs; und in dieser apodiktischen Strenge nicht einmal für ihn selber verbindlich. Sein Goldschmied Cardillac erklärt teils sich, teils aber auch andern, warum er von Vater und Mutter her verurteilt ist, die Arbeit

seiner Hände so zu lieben, daß er seine Auftraggeber mordet, um ihnen ihren, seinen Schmuck wieder abzunehmen; warum er eine Doppelexistenz, ruchlos bei Nacht und ehrenhaft bei Tage, führt. „Und zwischen der Affekte zack'ge Klippen Breit' ich das Tal erheuchelten Gemüts, Werf über meines innern Leibs Gebrechen Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit." Durch fünf endlose Akte geht es in Versen, von denen die hier beinah die besten sind. Ludwigs Haß auf Schiller war vielleicht doch vermenget mit bitterm Neid. Dies Drama wenigstens erspart sich keinen Fehler von Schillers Dramatik, aber jeden Vorzug. Die Abgewogenheit aller Teile von Hoffmanns Dichtung wird zerstört zugunsten des einen Cardillac. Sein Wesen wird überbegründet, als wären Ibsen und Zola nicht erst später gekommen, wird sozial oder sozialpolitisch angetüncht, als wäre die Stimmung der Vorrevolution bereits unter dem Sonnenkönig lebendig gewesen. Es wimmelt von Bekenntnissen des ringenden Künstlers, der nie fertig wird, weil es immer noch schöner sein könnte. Cardillac ist Otto Ludwig, der für nichts als für sich und sein Werk oder für ihn und sein Werk Sinn und Anteil hat. Trotzdem schleppt er sklavisch die ganze Novelle mit, deren unentbehrliche Motive Ballast des Dramas werden, grade weil sie sich zu Schatten verflüchtigen: die Liebesgeschichte, die Hofintrige, die Kriminalatmosphäre, die eigentümliche Existenz des Fräulein von Scuderi. Wenn auf der sechsundzwanzigsten von den siebenundsechzig Seiten der Novelle Cardillac getötet wird, liest man in derselben Erregung weiter. Bei Ludwig wird er am Schluß des dritten Akts getötet, und die letzten beiden Akte baumeln für uns leer herunter. Also wars vernünftig von Altman, sie wegzuschneiden, aber unvernünftig, in den ersten drei Akten Fäden hängen zu lassen, die in den letzten beiden weitergesponnen werden, und am unvernünftigsten, sich überhaupt mit diesem Hirngespinst zu befassen. Die Sprechkunst seiner Truppe ist obendrein mäßig. Eine Frau wurde immer Klotz-Karton genannt; gemeint war: Claudes Caton. Sichtbar ist einzig Cardillac. Schildkraut und Pallenberg würden sich an Hoffmanns Beschreibung des Mannes halten. Der ehrliche, fleißige und denkende Herr Rodegg muß sich an Ludwigs Gestaltung oder Gestaltungsmangel halten. Er arbeitet sich mächtig ab, wird aber mehr als ein Rhetoriker, wird recht lebendig eigentlich erst, sowie er den Todesstich weg hat.

*

Otto Ludwig und Kotzebue — vergessen ist alles, wenn Beethoven sich mit Goethe vereint. Drama hin, Drama her: welche deutsche Bühnendichtung wäre schöner als ‚Egmont'! Zum hundertsten Mal sitzt man lachend und weinend, überwältigt und hingerissen davor. Wer andrer Meinung ist: ich habe im vierten ‚Jahr der Bühne' versucht, meiner Schwärmerei auf den Grund zu kommen. Das Schauspielhaus kühlt sie nicht ab. Beethoven jubelt und klagt hier stärker als irgendwo, und Goethe, der Herrliche, spricht zumindest verständlich-verständig dazu. Im Bühnenbild endlich ein Wille zum Willen, sich von der Konvention los-

zusagen: nicht länger die rot oder braune Sauce, die über alle klassischen Dramen gegossen wurde, sondern freundliche Freiluftbilder und bei Klärchen das lichte Holz eines niederländischen Bürgerhauses, bei Alba die düstere Prunklosigkeit seines Palastes. In der dramaturgischen Arbeit grade kein Ansatz zur Neuerung, aber erträgliche Striche und eine geschickte Zusammenziehung der beiden Szenen bei der Regentin. In der Schauspielkunst leider noch immer zwei Welten. Solange die Mittel des Hoftheaters nicht dazu reichen, die Hälfte des Personals zu pensionieren, wird alles Stückwerk bleiben. Was nützen Herrn Bruck die besten Absichten bei solch einem Macchiavell! Selbst der wahrhaft vornehme Sommerstorff ist als Oranien viel zu getragen. Pohls Vansen ist ein jüdischer Journalist und zieht sich von Albas Wache für ungebührliche Galeriemätzchen Fußtritte zu. Alba: der Maskenmacher Ledebur, der des Herzogs Format verkleinert, sowie er den Mund auftut. Das ist überhaupt die Schwäche der Aufführung: daß von der historischen Wucht der Begebenheiten nicht genug fühlbar wird. Nach Goethes Angaben ist die Regentin: groß, herzhaft, entschlossen, eine majestätische Frau. Vielleicht stehen mit diesem Steckbrief Margaretens Geschicke und Handlungen nicht im Einklang. Aber gewiß ist die Durieux nicht deshalb, sondern ihrer Natur gemäß: skeptisch, behende, gesprächig, eine mondäne Frau. Ihre Staatsmaximen faltet sie mit blendender Energie auseinander. Unter allen Umständen ist ihre betonte Modernität erfreulicher als das hohle Pathos, das mit dieser hier durcheinandergeht. Auf Vespermanns frischen Ferdinand kommt ein hergebrachter Brackenburg, auf Herrn Zimmerer Helene Thimig. Kein völlig Goethesches Klärchen, wenn der Dichter recht hat, daß es „eine Gestaltung der Liebe, des Heroismus und der Verklärung“ ist. Aber da der Heroismus erzwungen werden müßte und das glücklicherweise garnicht versucht wird, auf eigene Art doch ein ganzes Klärchen, ein volkstümlich tapferes, schon in der Fröhlichkeit mit einem hohen, schmerzlichen Ton der bedingungslosesten Hingebung; solange die Höflich nicht Klärchen war, unzweifelhaft das beste der deutschen Bühne. Egmont hätt' ich fast vergessen; und das ist die Kritik an Clewing. Er strengt sich so an, hat Rolle und Stück durchaus verstanden, und man möchte gut zu ihm sein. Wäre nur seine Haupteigenschaft nicht Niedlichkeit; die hier selten paßt. Er hat manchmal Handbewegungen, daß man an Junker Bleichenwang denkt. Sein Stimmklang ist zu gleichmäßig hell; aber wenn er ihn dunkel färbt, ists auch nicht richtig, weil das kaum seinem Naturell entspricht. Statt des Schlachtengewinners ein Leutnant, statt des verantwortlichen Staatsmanns ein Gesandtschaftsattaché, statt des Egmont Freund Fritz. Ach, man möchte schon liebend gern einmal wieder dies kostbare Werk in Lebensgröße erblicken, so voll schluchzender Trauer und strahlender Heiterkeit. wie es Goethe, Mozarts Vornamensvetter, gedichtet, und wie es in diese, grade in diese Tage gehört: als ihr Abbild, aber zugleich als Mal unsrer Sehnsucht nach „Sicherheit, Ordnung und Frieden“.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Zum ersten Mal: „Im Seitengassl", Wiener Volkskomödie von Karl F. Rettenbach. Der erste Akt, mit breiten, saubern Strichen ein freundliches altwiener Lebensbild pinselnd, verspricht mancherlei Gutes, von dem zwei folgende Akte dann leider garnichts halten. Das Stück redlichen Bürgertums aus dem ältern Wien, das der Autor hinstellt, wirkt recht anheimelnd. Durch die bunten Scheiben des Dialekts fällt ein weiches, warmes Licht in die gute Stube und gibt dem Mutterwitz, der Derbheit und wackern Beschränktheit ihrer Bewohner die netteste, nur leicht mit Theaterlasur überglänzte Lokalfarbe. Das Volk zu seiner Komödie hat der Autor gut gesehen und liebevoll geschildert, die Komödie zu diesem Volk ist ihm aber nicht eingefallen. Sein Bemühen, die behaglich hinströmende Erzählung zu reizen, daß sie dramatisch werde, scheitert völlig. Es entsteht nur ein mächtiger Wirrwarr, vor dem die guten Geister des Volksstücks fliehen, indes die lächerliche Vorstadttheatralik Besitz von der Szene nimmt. Im Deutschen Volkstheater ist Herr Amon ein altbackener und doch noch rescher Hausherr, Fräulein Keller seine knusprig-gemütvolle Tochter, Herr Homma ihr kreuzbraver Bräutigam, Herr Edthofer, wenn man so sagen darf: meisterlich als Lehrbub. Das Gegenstück zu diesen Braven bildet die Familie Strunka, der jede Gemeinheit zuzutrauen ist. Gusti, der Sproß dieses entarteten Hauses, ist nicht so schlecht, wie sie ausschaut. Die Leichtsinnige versetzt zwar ihr goldenes Wiener Herz, löst es aber zum Schluß wieder aus. Da die Mutter eine große Kanaille und der Zimmerherr ein Schuft, stürzt sich die Tochter aus dem Seitengassl kopfüber in die Kärtnerstraße, das heißt: aus dem Trockenen, auf dem die Familie sitzt, in den Sumpf der Großstadt. Fräulein Waldow läßt mit Deutlichkeit den guten Kern durch die fesche Schale dieses leichtfertigen Mädchens schimmern.

*

Kotzebues lustiges Idyll ‚Die deutschen Kleinstädter' ist noch heute ein netter theatralischer Zeitvertreib. Die Poesie des winzigen, weltabgeschiedenen Städtchens wird durch Kotzebues watteweiche Satire nicht zerstört, sondern gradezu konserviert. Nach einem Jahrhundert wirkt sie eben dadurch noch ziemlich frisch. Zur Lebensdauer der vergnügten Komödie trägt auch ihre gute Mache bei. Theatertechnisch stellt sie ein Stück saubersten, zierlicher Arbeit dar. Aller im Thema steckender Humor wird ohne Mühe restlos aufgebraucht, von den einander so ähnlichen Figuren hat jede ihre Eigenfarbe, und ihr Komisches ist fast musikalisch abgestimmt. Die Neue Wiener Bühne brachte da — Tracht und Gerät, Art der Rede und des Betragens lustig-biedermeierisch übertreibend — eine hübsche Aufführung zuwege. Ueber Frau Neustädters zuckersüße

Muhme Brendel wurde, mit Recht, am meisten gelacht. Fräulein Lvovsky entwickelte sanften Uebermut, Herrn Morgans Aufgeregtheit und Herrn Pointners töricht-meckernder Frohsinn sind bewährte Nummern aus dem Heiterkeit-Fundus der Neuen Wiener Bühne.

Vision eines Sanatoriums

von Ferdinand Künzelmann

Bekannte schrieben mir, ich hätte es auch nötig, sie fänden es wundervoll, und sie merkten ordentlich, wie sich ihre Nerven erholten. Und da sie schon immer gesagt hätten, daß ich auch so weit wäre, und da es überhaupt für einen modernen Menschen einfach eine Notwendigkeit wäre, möchte ich doch schnell meine Siebensachen packen und mit dem nächsten Zuge kommen. Ein wunderhübsches Zimmer auf demselben Flur wäre noch frei, der Blick vom Fenster auf den Tannenwald hätte gradezu etwas Ueberwältigendes, und von den Nachbarn rechts und links könnte man beinahe je einen Roman machen. Und außerdem wäre doch schon der Name gradezu eine Erholung. Man denke nur: Sanatorium Waldesruh. Und der Pavillon, in dem ich hausen würde, hieße: Stiller Winkel.

Das waren der Lockungen zu viel, und ich reiste ab. Denn schließlich: wer hat es nicht nötig, und wer hat Nerven, die keiner Ausspannung bedürfen?

Von der Reise will ich nichts erzählen, obwohl auch die schon ein Erlebnis war, durch eine Dame nämlich, die im Speisewagen fromme Traktate verteilte und einem harmlosen kleinen Leutnant und mir einen Vortrag über Völlerei und Schlemmerei, Fleischeslust und hoffärtiges Leben hielt. Die Wirkung war furchtbar. Zuerst fiel dem Leutnant das Monocle in die Suppe — meines blieb Gottseidank sitzen —, dann bestellten wir uns eine zweite Flasche Wein und machten auf den drei Stunden Fahrt, die uns noch blieben, verführt durch das schlimme Exemplar, das sich da vor uns produziert hatte, die Frauen sehr viel schlechter, als sie's verdienen.

Auch davon will ich nichts erzählen, daß am Fuße der Berge das Wetter ins mehr als Betrübliche umschlug. In der Ebene, in der Stadt, bei meiner Arbeit war es wunderschön gewesen. Aber als ich Ferien machte, fing der Regen an. Das ist nun einmal so. Das ist unabänderlich. Das ist der Lauf der Welt. Schlichte und fromme Gemüter wie ich haben sich längst damit abgefunden.

Schließlich ist auch ein Wald im Regen schön, und was fragt der nach Wind und Wetter, dem ein stiller Winkel sich gastlich öffnen will? Aber das muß ich doch sagen, daß die drei in Mäntel und Tücher und Decken mumienhaft eingehüllten Frauen in dem

Omnibus, der uns das letzte Stück unsrer Reise beförderte, mich halb mißtrauisch, halb teilnahmsvoll von der Seite ansahen. Und da sie viel von ihren Krankheiten sprachen, von ihren Nerven und von all den vielen Zufällen und Merkwürdigkeiten, die ihr Leben bedrückten, vermutete ich gleich, daß wir demselben Ziel zustrebten. Und richtig —: ich hatte mich nicht geirrt. Der Omnibus, der vor der großen Treppe des Sanatoriums Waldesruh nach langem Schaukeln endlich ächzend hielt, spuckte uns alle Vier dem Doktor und seinen Gehilfen und dienstbaren Geistern ins Bereich ihrer Instrumente und Honorare und Trinkgeld heischenden Pfoten.

Aber das kommt ja erst später . . .

Der kleine Pförtner sah blaß und leidend aus, als hätte er keine ruhigen Nächte. Er sah uns prüfend an, und die Frauen, die sich schon in der Vorhalle aus ihren Mänteln schälten, prüften ihn auch. Er steckte in einem blauen Rocke, den goldene Litzen festlich schmückten, aber er trug Stiefel, die so aussahen, als ob ein Graf, der seine Sachen lange schont, sie schließlich doch einmal abgelegt hätte. Außerdem hatte er einen Kneifer.

Er verbeugte sich sehr tief, aber ich weiß nicht, ich hatte doch so das Gefühl, als ob die Verehrung, die er uns bewies, ein wenig jener Ehrfurcht glich, die man im Altertum den Opfertieren zollte. Und als er die Türe hinter uns schloß, hatte er eine Miene, als sperrte er Gefangene ein.

Dann führte er uns über einen endlosen Gang, in dem es halb nach Karbol, halb nach Maggisuppenwürze roch, in das Zimmer der Hausdame.

Sie war groß und stattlich. Man ahnte, daß ihr schon in fünf Jahren alle schwedischen Massagen der Welt nichts mehr nützen würden. Aber der Bau ihrer Locken war ein Wunderwerk, und vor dem Faltenwurf ihres Rockes wurden die Damen neben mir blaß vor Neid. Sie hatte eine erhabene Stimme und die königlichen Gebärden einer Vorstadtschauspielerin. In ihrer rechten Hand, deren rosige Fleischlichkeit durch bunte Ringe noch unterstrichen statt gemildert wurde, hielt sie wie ein Zepter einen mächtigen Bleistift. Den bewegte sie in den Richtungen der Zimmer, die sie uns anwies. Sie war königlich. Als wir uns zurückzogen, wußten wir, daß es in diesem Hause im Walde noch viel teurer sein würde, als der Prospekt das schon verraten hatte. Auf meinen schüchternen Einwand sah sie versonnen durch die Fenster in die Gegend hinaus und sagte: „Es ist Krieg, mein Herr, und Sie sind außerdem in einem ersten Hause."

Ich war für beide Mitteilungen, wie man sich denken kann, überaus dankbar.

Mein Zimmer war hübsch. Es war nicht grade groß, ja, man hätte es beinah klein nennen können, aber die Aussicht wäre sehr schön gewesen, wenn der Blick nicht grade über den Hof der Waschküche hätte gehen müssen, ehe man auf den Wald kam, dafür war die Einrichtung sehr unterhaltend, denn jedes Stück hatte seinen besondern Stil. Auch das verrieten mir schon die ersten Augenblicke, daß die Wände nicht mit unnötiger Verschwendung an Material gebaut waren: man konnte deutlich hören, was in den Nachbarzimmern vorging. Es waren belanglose Geräusche. Allerdings: es war Tag.

Jetzt, nachdem ichs mir bequem gemacht, sah ich mich nach meinen Bekannten um, und mir fiel ein, daß ich mich eigentlich darüber hätte wundern sollen, daß sie nicht zu meiner Begrüßung in der Vorhalle gestanden hatten. Aber als ich nach ihnen fragte, wurde mir bedeutet, sie hätten jetzt grade eine Packung und dürften nicht gestört werden.

Das begriff ich.

Aber da ich mich langweilte, und da ich gern eine Unterhaltung haben wollte, ließ ich mich dem Herrn Geheimrat anmelden, dem Herrn und Eigentümer, dem obersten Gott und Leiter dieses Hauses.

Er ließ mich — Großwürdenträger haben das so an sich — ein paar Minuten warten. Dann trat er im weißen Kittel, groß und stämmig, verklärt lächelnd, ins Zimmer. Die Geheimräte in den Sanatorien lächeln immer verklärt. Sie haben das so an sich von ihrem Umgang mit den vielen Frauen, die ihnen nicht nur ihre Leiden zu Füßen legen. Er breitete seine Arme aus, große Metzgerhände streckten sich mir entgegen, und eh ich wußte, wie mir geschah, war ich umarmt und mit vorsichtiger Freundlichkeit an die geheimrätliche Brust gezogen.

Das war die Begrüßung. Dann kam ein sachliches Gespräch, und ich bereitete dem Geheimrat die erste Enttäuschung, als ich ihm erzählte, daß ich mich nicht von der Höhensonne bestrahlen lassen wollte und daß ich keinen Wert darauf legte, mich im Saal der Zander-Apparate abarbeiten zu dürfen, daß ich den Nutzen der Packungen durchaus nicht einsähe, daß ich auch nicht zu einer Liegekur heraufgekommen wäre, und daß ich teure Medizinflaschen eigentlich nur von außen liebte.

Während ich das alles sehr bescheiden und höflich auseinandersetzte, sah er mich ernst, schweigsam und mißbilligend an. Dann fragte er plötzlich: „Warum heiraten Sie eigentlich nicht?"

Nun hatte ich ja schon immer gewußt, daß ein Sanatorium eine Art von Surrogat der Ehe ist — aber warum sollte ich ihm eingestehen, daß ich viel wissender war, als er dachte, und warum sollte ich ihm nicht die Freude machen, daß er in mir doch noch

das Objekt irgendeiner wirkungsvollen Kur sehen könnte! Ich machte also ein betrübtes Gesicht, seufzte und sagte: „Das ist ein dunkles Gebiet.“

„Nanu?“ fragte er. „Nanu?“ Dabei war sein Gesicht prachtvoll gespannt, und ich sah ihm an, daß er darauf brannte, merkwürdige, purpurne, vielleicht verruchte Dinge zu hören.

Gott, warum sollte ich ihm nicht den Gefallen tun!

Ich sammelte mich also, tat einen Anlauf zu Bekenntnissen, sah zu Boden und erzählte, daß es mit mir und den Frauen eine sonderbare Sache wäre. Nämlich diese —: ich hätte eine Braut gehabt, und nie wäre ein Mädchen mehr geliebt worden als dieses, aber sie wäre gestorben, an einer Blinddarmentzündung. Und nun stünde zwischen allen andern Frauen und mir der Schatten dieser Toten, und jedesmal, wenn ich mich liebend und werbend einer Frau nähern wollte, wüchse sie zu furchtbar drohender Größe und triebe mich fort.

Das fuhr ihm ins Blut wie ein berauschender Trank. Er wollte mehr wissen, aber ich sagte errötend — ich kann das manchmal ganz nach Wunsch —, ich hätte schon zu viel gesagt und müßte mich jetzt auf mich besinnen. Er verabschiedete mich denn auch sehr leichten Herzens, und ich fühlte, daß er wild war, den interessanten Fall mit seinen Assistenzärzten zu besprechen.

Daß ich Recht gehabt hatte, zeigte mir der Verlauf der nächsten Stunden, denn sie kamen mir alle beide über den Hals, seine Herren Gehilfen.

Der erste war jung und schön, kräftig und blond wie ein Athlet. Mit Schmissen im Gesicht und einem Ton, der nach Potsdam roch.

Er forderte mich zu einem Gang durch den Garten auf und sprach von abgehetzten Nerven, von Ueberarbeitung, vom Großstadtleben und von all den Ansprüchen, die vom modernen Leben, namentlich an den Mann, gestellt würden. Ich sagte: „Ja, ja! Nein, nein!“ und ließ ihn zwanzig Minuten lang wie die Katze um den heißen Brei schleichen. Dann hielt er es nicht länger aus und fragte mit vorsichtig umflorter Stimme, wie es denn mit meinem Liebesleben bestellt sei. Ihm, dem Arzt, könnte ich alles anvertrauen. Er wäre ein junger Mann, ein moderner Mensch, und er hätte für alle diese Dinge ein ganz andres Verständnis als der Geheimrat.

„Das habe ich ja gleich gefühlt“, sagte ich, „und es hat mir ja schon auf der Zunge gebrannt, Ihnen mein Geheimnis zu sagen und mich Ihnen anzuvertrauen, denn es tut schon so gut, wenn man sich einmal aussprechen kann. Und sehen Sie, mein Fall ist so besonders schwer. Er liegt so ganz außerhalb, so ganz jenseits von allem, was üblich ist. Ich liebe unglücklich. Ich liebe ohne

die geringste Hoffnung der Gewährung. Ich liebe die Statue einer Diana im Park zu Schönbrunn, liebe sie so wahnsinnig, daß ich einfach nicht mehr nach Wien reisen darf, denn ich weiß genau, daß ich mich erschießen würde, wenn ich noch einmal in die Nähe dieses angebeteten fühllosen Bildes käme."

Ich hatte das in einem Tone schöner Ergriffenheit gesagt, der mir manchmal gelingt. Er hatte Augen, größer als ein Scheunentor, und die Rede blieb ihm aus, und der Verstand war verschüttet.

Das sah ich mit tiefer Freude. Dann riß ich mich wortlos von ihm los und kehrte mit tief gesenktem Kopf, ganz zerbrochen von meinem schweren Geschick, ins Haus zurück. Eine ruhige halbe Stunde des Besinnens war mir sehr notwendig, denn ich wußte wirklich noch nicht, was ich dem Dritten erzählen sollte.

Der kam kurz vor dem Abendessen, mit Einbruch der Dämmerung. Er war sehr weltmännisch, er trug einen Spitzbart in französischem Schnitt, er hatte sanfte Augen, gepflegte Hände und einen gutsitzenden Rock. Er duftete nach Parfüm, und seine Stimme war so schonend und schmeichelnd wie eine Liebkosung. Man hatte das Gefühl, daß hinter ihm, unsichtbar, ein ganzer Harem ins Zimmer trat.

Er erzählte zunächst, daß er in Paris und Amerika gelebt hätte, und daß er einmal als Arzt in Port Said tätig gewesen wäre. Wenn man das hinter sich hätte, wunderte man sich über gar nichts mehr.

„Das kommt darauf an", sagte ich und machte ein schicksalsvolles Gesicht. Wenigstens machte ich den Versuch dazu. Und dann erzählte ich ihm meinen Fall.

Er hörte atemlos zu. Und er wunderte sich doch. Mehr kann ich hier aber mit Rücksicht auf die keuschen Seelen meiner Leser und mit Rücksicht auf Siegfried Jacobsohns und meine Sicherheit durchaus nicht erzählen.

Ich weiß: es ist schade. Aber es ist Krieg, die Zensur ist sehr scharf, und wir sind in einem ersten Hause.

Nur andeuten will ich, daß im Vergleich zu mir, wie ich mich in dieser Unterhaltung schilderte, Herr Heliogabal unschuldsvoll und rein wie ein Heiliger gewesen ist.

Meine Erzählung dauerte fast zehn Minuten. Dann hörte ich auf. Weil ich, wie es schien, zu ergriffen war, um weiter zu sprechen. In Wahrheit allerdings nur deshalb, weil ich durchaus nichts mehr wußte. Ich fand es wirklich beklagenswert in diesem Augenblick, daß die körperlichen Möglichkeiten, auch wenn man ihre Grenzen noch so phantastisch weit steckt, doch so schnell erschöpft sind. Ich hätte den Doktor, der Port Said kannte und sich über nichts mehr wunderte, so gern noch eine halbe Stunde unterhalten.

Dann führte er mich durch das Haus. Er zeigte mir die Bäder, die Turnsäle, die Röntgen-Kabinette, die Höhensonne, die Zander-Apparate und all dieses Wesen und Unwesen, das da erdacht und gemacht ist, um die Nerven der Kranken und das Bankkonto eines Sanatoriumbesitzers zu stärken. Er rühmte mir sehr die Heilkraft all dieser Dinge, und er meinte, ich sollte nur am andern Morgen in seine Sprechstunde kommen, denn wenn er die Nacht über meinen Fall nachgedacht hätte, würde ihm schon einfallen, was mir hülfe und was mich heilte.

Dann verließ er mich, und ich sah ihn aufgeregt im Zimmer des Geheimrats verschwinden.

Inzwischen waren die Bekannten aus ihren Packungen erlöst. Sie freuten sich, daß ich da wäre, und wir besprachen, wie wundervoll es ihnen bekäme, und wie herrlich es wäre. Mit diesem „es" meinten sie ein Zusammengefaßtes von tausend Dingen: der Wald war darunter und die gute Luft, der Zander-Saal und die Packungen. Aber am höchsten von allem, was Wirkung verhieß, stand ihnen doch der Geheimrat.

Sie beteten ihn an. Sie sahen zu ihm wie zu einem Gott hinauf. Ich glaube, sie wären fähig gewesen, sich von ihm ans Kreuz schlagen zu lassen. Sie liebten ihn mit Inbrunst und Ekstase. Und das Schönste davon war, daß sie nicht die mindeste Ahnung davon hatten, was eigentlich mit ihnen los war. Ja . . .

Unter solchen Gesprächen verging die Zeit bis zum Abendbrot.

In feierlichem Zuge schritten wir dem großen Speisesaal zu, den viele Lichter festlich hell machten, wo auf den weißen Tafeln neben jedem Gedeck die Zaubertränke besonderer Medikamente standen.

Von allen Seiten kamen sie heran, die Kranken, die Erholungsuchenden, die Leute mit Nerven, Männlein und Weiblein. Sie waren alle sehr krank, sehr elend und sehr beklagenswert, aber sie hatten sich alle sehr schön dazu angezogen.

Ich berechnete schon grade, was für mich dadurch zu ersparen wäre, daß ich mir gewiß auch nicht ein einziges Zaubermedikament verschreiben lassen würde, als die Hausdame königlich auf mich zukam, um mir sehr von oben herab „leider eröffnen zu müssen", daß mein Zimmer besetzt wäre. Sie hätte gar nicht daran gedacht. Sie wüßte auch im Augenblick nicht, ob in den nächsten Tagen irgendein andres Zimmer frei werden würde. Bis dahin wäre es wohl das Beste, wenn ich . . . Im Orte wären ja immer Zimmer frei, und die Luft im Dorfe wäre auch ganz bekömmlich, und sie könnte mir ein recht gutes Gasthaus empfehlen, ja, das könnte sie, und sie täte das natürlich ja auch furchtbar gern, denn . . . Ihr selbst wäre das ja natürlich sehr peinlich, aber

immerhin, sie setzte voraus, daß ich einsähe, daß . . . Denn man merkte ja gleich, mit wem man zu tun hätte, und Irren wäre eben menschlich, und sie wäre ja auch nur angestellt, und so etwas käme auch in einem ersten Hause vor.

So redete sie, und sie hätte gewiß noch lange weiter geredet, wenn ich nicht beschwörend um Einhalt gefleht hätte.

Ich begriff ja alles. Ich begriff, wie schnell der Geheimrat und seine beiden Herren Aerzte eingesehen hatten, daß mit mir doch kein Geschäft zu machen wäre, daß ich also als unheilbar betrachtet werden müßte, und daß es darum besser wäre, für uns alle, wenn ich weiter wanderte.

Was ich denn auch tat.

Und so ist es gekommen, daß dieses Sanatorium Waldesruh und das Haus Stiller Winkel nur wie eine Vision durch mein Leben gegangen sind, und ich kann nicht sagen, ob ich es bei längerm Bleiben auch wundervoll gefunden hätte, ob es mir nötig gewesen wäre, und ob sich meine Nerven dabei erholt hätten.

Landwirte von Vindex

Nach diesem Kriege wird es niemand mehr geben, der die Arbeit der Landwirtschaft, die Bedeutung der Bodenerzeugung und der Viehzucht für die Aufrechterhaltung der Kraft des Volkes unterschätzen wird. Je fester aber die Ueberzeugung von der überragenden Wichtigkeit des Bauern und des Landmanns sich bei uns einwurzeln wird, desto bestimmter werden wir das Verlangen aufstellen, daß dieser Stand sich nicht nur seines Wertes, sondern auch seiner Verantwortung gegen das Volksganze immer ernstlich bewußt sein möge. Der Krieg und die Ereignisse in seinem Gefolge haben gezeigt, daß dies Verantwortungsgefühl noch nicht tief genug durchgedrungen ist.

Sicherlich trifft das Landvolk in seiner Gesamtheit kein Vorwurf; gewiß ist viel, über die Maßen und über Erwarten viel geschehen, um den deutschen Acker in diesen schweren Zeiten fruchttragend zu bewahren, um die deutsche Viehwirtschaft zu stützen und nicht zu Grunde gehen zu lassen. Aber alles ernste Schaffen hat nicht zu verhindern vermocht, daß an einigen Stellen auf dem Lande ein böser Geist sich Eingang verschaffen konnte, ein Geist, dessen Umtriebe in den Städten das üble Geschlecht der Kriegsprofitler, von denen jüngst hier die Rede war, entstehen ließen; und der auf dem Lande mancherorten eine unheilvolle Mischung von Produktionsantrieb und Gewinnsucht, von Versorgerpflicht und Ausnutzungslust zusammengebraut und an den Tag gefördert hat.

Die umfassenden staatlichen Maßregeln, die uns allen das tägliche Brot gesichert haben, und für die wir garnicht genug Anerkennung aufbringen können, sind keineswegs geeignet, die Getreide-Erzeuger, die Bauern und das platte Land, zu benachteiligen oder zu schädigen. Der Staat hat bei der Beschlagnahme des Brotkorns alle Rücksicht und vollen Bedacht auf den Landwirt genommen und hat ihm einen Verdienst belassen, der den im Frieden fast durchweg überschreitet. Aber grade da-

durch mag es gekommen sein, daß dieser und jener Landwirt Geschmack an den höhern, den Kriegseinnahmen fand; jedenfalls setzte an leider nicht wenigen Stellen und bei leider nicht wenigen ländlichen Erzeugnissen eine Preissteigerung ein, für die man nach einer Rechtfertigung vergeblich sucht, die unbillig und übertrieben ist, die obendrein vorwiegend zu Lasten der durch die Kriegsumstände ohnehin besonders schwer getroffenen Verbraucher in den Städten geht. Diese Preissteigerung war keinesfalls durch die erhöhten Produktionskosten, die gestiegenen Arbeitslöhne, die hinaufgesetzten Preise der Rohstoff-, Saatgut- und Düngemittelbeschaffung ausreichend zu erklären, sondern hatte ihre Gründe anderswo.

Gewiß bei weitem nicht überall, aber doch an bedauerlich vielen Stellen entwickelten die Landbewohner nach und nach die Neigung, während des Krieges an ihren Abnehmern und an deren offenkundiger Abhängigkeit übermäßig zu verdienen. Gewiß hat auch ein häufig maßloser Zwischenhandel mit einige Schuld an den Steigerungen der Preise, denn die Händler überboten vielfach einander und trieben die Forderungen der Landwirte in die Höhe. Auch manche Verbraucher selber, geblendet von törichten Besorgnissen, boten und zahlten Preise, mit denen sie jeder vernünftigen Entwicklung den Hals brachen und ihren Volksgenossen das Leben unerträglich verteuerten. Aber selbst wenn man alle diese Umstände mit in Rechnung stellt, bleibt noch immer übrig, daß manche Landwirte und Bauern, namentlich bei unmittelbaren Verkäufen an Verbraucher, sich Gewinne ausbedangen, die einfach wucherisch sind und keine Entschuldigung irgendwelcher Art zulassen. Wenn, beispielsweise, für einen Zentner Aepfel, der im Frieden jahrzehntelang fünfzehn bis höchstens zwanzig Mark gekostet hat, heute fünfzig Mark verlangt werden, und wenn im gleichen Verhältnis alle möglichen andern Erzeugnisse vom ländlichen Produzenten im Preise gesteigert werden, so ist das einfach unerhört und durch keine Berufung auf irgendeine völlige imaginäre „Marktlage" zu begründen, zu beschönigen oder gar zu entschuldigen. Jedem sei das Seine gegönnt, und die schweren Lasten und höhern finanziellen Anforderungen des Krieges sollen immerhin durch Abwälzung und Verteilung auf mehrere Schultern gemildert und leichter gemacht werden Wo aber die Sucht, an der Kriegskonjunktur zu verdienen, so sichtbar hervorbricht wie bei manchen ländlichen Erzeugern, da soll man dem kein Mäntelchen umhängen, sondern ruhig sagen, daß hier eine gefährliche Ausbeutung des Konsums vorliegt, die für jetzt und für die Zukunft nach allen erdenklichen Richtungen hin die bedrohlichsten Gefahren birgt.

Daß die Gesamtheit der Landwirte selbst das drängendste Interesse daran hat, hier, wo es not tut, Wandel zu schaffen, liegt auf der Hand. Es soll auch anerkannt werden, daß Bestrebungen in dieser Hinsicht sich bereits hier und dort geltend machen. Noch mag es Zeit sein, diesen oder jenen zur Selbstbesinnung, zur Wahrung der eigenen Würde und des Standes zurückzubringen. Ein schnelles und nachdrückliches Handeln scheint aber noch zu fehlen. Wir brauchen nicht zu sagen, wie dankbar ein solches Handeln bei der überwiegenden Mehrheit des Volkes anerkannt werden würde, und wie gute Früchte es — nicht zum letzten für die Landwirte selber — tragen würde.

Antworten

Einfacher Mann. Nichts dankenswerter als Ihre freundliche Zusendung der ‚Tapetenzeitung'. In diesem sonst wahrscheinlich sehr verdienstvollen Fachblatt findet sich ein Dokument zur Psychologie des deutschen Kaufmanns, eine Enthüllung des Bildungsphilisters, eine groteske Sammlung jener berühmten Superlative des Commis, eine kaum überbietbare Orgie pathetischer Maßstabslosigkeit. Worum sichs handelt? Um eine höchst primitive, durchaus sachlich Angelegenheit: es wird über die fünfundzwanzigjährige Tätigkeit der Organisation deutscher Tapetenhändler berichtet, also über wirtschaftliche Kämpfe, Rabatte, Preisbildungen, über Reklame und dergleichen mehr. Man sollte meinen, daß sich solch ein Bericht mit einiger Volksschulbildung von jedermann klar und redlich niederschreiben ließe. Was aber tut der Commis oder (der geistige Zustand ist der gleiche) Monsieur le directeur: er dichtet. Bewaffnet mit den Klassikern und andern Ergebnissen der Humboldt-Akademie schreibt er statt eines Geschäftsberichts eine Kundgebung über die Kulturleistungen der deutschen Tapetenseele. Man staune: „Während draußen im Feld die Kanonen eine eherne Sprache führen und unsre tapfern Heldensöhne . . . rüstet sich unser Hauptverein Deutscher Tapetenhändler zu einem Werk des Friedens . . . Das alte historische Frankfurt am Main, die ehemalige Krönungsstätte der deutschen Kaiser . . . darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß in seinen Mauern die Gründung des Vereins . . . Das Gefühl der Zusammengehörigkeit erreichte in den Räumen des Gürzenich, gewürzt von echtem deutschem Humor und frohdeutscher Gemütlichkeit, seinen Höhepunkt . . . Die eingeleiteten Erhebungen im Reichsamt des Innern, im lichtdurchfluteten Saale des westlichen Turmes im Reichstagsgebäude . . . Der Händlerschaft war zu Mute wie Faust bei seiner ersten Begegnung mit dem Pudel:

> Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
> zu künft'gem Band um unsre Füße zieht . . .
> Der Kreis wird eng, schon ist er nah.

Und so trat mit einem Schlag die ‚Tiag' (Tapeten-Industrie-Aktiengesellschaft) auf den Plan. Ein Existenzkampf war unvermeidlich.

> Denn Alles, was entsteht, ,
> Ist wert, daß es zu Grunde geht;
> Drum besser wärs, daß Nichts entstünde.

Das waren die Empfindungen des Händlers, den man durch diese neue Schöpfung beglückte . . . Eines Tages wehte die Flagge des Tiag-Palastes auf Halbmast. Die Miene der Direktoren war ernst; ihr Auge umflort . . . Die Schwingen zum Höhenflug sind gebrochen. Sic transit gloria mundi . . . Schröders Friedensarbeit wurde jäh unterbrochen. Politische unheilvolle Wetterwolken ballten sich zu drohenden Gewittern. Kurze Zeit nach der Kriegserklärung sank unser treuer lieber Karl Wilhelm vom tödlichen Schlage getroffen aufs Sterbelager. Am zwanzigsten Oktober 1914 wurde seine Seele hinübergetragen in eine bessere Welt . . ."
Einige Verse beschließen solche Stilübung:

„Lichtumflossen, festgegründet
Steht der deutsche Hauptverein,
Mit den Freunden eng verbündet
In der Krönungsstadt am Main.
Ungebeugt trotz manchem Streiche
Steht er fünfundzwanzig Jahr,
Kernhaft, wie die deutsche Eiche,
Aufrecht, wie er immer war!"

Ohne an den berühmten „Faust im Tornister" erinnern zu wollen, möchte man doch meinen, daß der deutsche Bürger endlich lernen sollte, Geschäft und Weltanschauung zu trennen und über Profitraten zu sprechen, ohne Kant und Beethoven zu beschwören. Leider ist unsre Hoffnung, solche Besserung zu erleben, nur gering. Vorläufig gedeihen noch „Weltanschauungswochen". Deren eine soll im Kursaal von Bad Lauterberg im Harz vom zweiten bis siebenten Oktober stattfinden. Sie bringt Vorlesungen von geaichten Professoren. Die Nachmittage dieser erleuchteten Tage sind, wie es in der Ankündigung heißt, „gemeinsamen Wanderungen, die Abende edler Geselligkeit gewidmet". Es ist eine schöne Zeit, spricht der Weise, — nur etwas zu groß.

Kriegsanleihezeichnung bei der Post

Vielen wird es am bequemsten erscheinen, die Zeichnung auf die Kriegsanleihe am Postschalter vorzunehmen. Aus diesem Grunde, dann aber auch weil es ja nicht an jedem Orte im Reich ein Bankgeschäft, eine Sparkasse, eine Lebensversicherungsgesellschaft oder eine Kreditgenossenschaft

ihe ist die Waffe
gebliebenen!

geben kann, ist **der gesamte Verkehrsapparat der Post in den Dienst der fünften Kriegsanleihe gestellt worden.**

Postanstalten oder Postagenturen gibt es fast überall, in der Stadt und auf dem Lande, so daß es keine Mühe macht, sich einen **Postzeichnungsschein zu besorgen,** um durch **Beteiligung an der Kriegsanleihe dem Vaterlande und sich selbst zu dienen.** Zudem wird in den **Landbestellbezirken** und in Orten bis zu 20 000 Einwohnern allen Personen, die als Zeichner in Frage kommen, der Zeichnungsschein ins Haus gebracht.

Die **Ausfertigung der Zeichnungsscheine** ist so einfach, daß sie jedermann ohne weiteres fertigbringt. Man schreibt den Betrag der Kriegsanleihe auf, die man zeichnen will, fügt Name, Stand und Wohnung hinzu und gibt den so ausgefertigten Zeichnungsschein entweder am Schalter ab, oder steckt ihn (mit einem unfrankierten an die Post gerichteten Briefumschlag versehen) in den nächsten Briefkasten.

Zweierlei ist bei der Postzeichnung zu beachten.

1. Die Post nimmt **nur Zeichnungen auf die fünfprozentige Reichsanleihe** an (Stücke, sowohl als auch **Schuldbucheintragungen**), nicht aber auf die 4½ prozentigen Reichsschatzanweisungen.
2. Bei der Post muß der gezeichnete und zugeteilte Betrag der Kriegsanleihe spätestens am 18. Oktober bezahlt sein.

Zulässig ist es vom 30. September ab, die Zahlung zu leisten, und zwar werden allen denen, die an diesem Tage das Geld abliefern, 5 Prozent Stückzinsen auf ein halbes Jahr, also 2½ Prozent, vergütet, und dies aus dem Grunde, weil der Zinsenlauf der fünfprozentigen Reichsanleihe erst am 1. April 1917 beginnt. Wer nach dem 30. September bei der Post Zahlung leistet oder am letzten für die Postzeichnung vorgesehenen Zahlungstermin, also am 18. Oktober, erhält 162 Tage Zinsen = 2¼ Prozent vergütet. Hat jemand 100 Mk. Reichsanleihe gezeichnet und zugeteilt erhalten, so würde er mithin am 30. September 95,50 Mk. (den Zeichnungspreis von 98 Mk. gekürzt um 2,50 Mk.), am 18. Oktober 95,75 Mark (den Zeichnungspreis gekürzt um 2,25 Mk.) einzuzahlen haben. Mit diesem Betrage hat der Postzeichner die Zahlkarte, die ihm durch die Post zugestellt wird, auszufüllen. Hat jemand 1000 Mk. gezeichnet, so müßte er 955 Mk. oder 957,50 Mk. bezahlen.

Der Zeichnungspreis von 98 Mk. ermäßigt sich bei **Schuldbucheintragungen** um 20 Pfennig für 100 Mk., so daß, wenn jemand 100 Mk. zur Eintragung in das Schuldbuch gezeichnet hat, von ihm am 30. September (98 Mk. — 0,20 Mk. — 2,50 Mk. — 2,50 Mk.) 95,30 Mk. oder am 18. Oktober 95,55 Mk. zu erlegen wären.

Die Zeichnung auf **Schuldbucheintragungen ist allen denen dringend zu empfehlen,** die das Geld, das sie für die Kriegsanleihe aufgewendet haben, nicht so bald wieder für andere Zwecke brauchen, mit anderen Worten die Kriegsanleihe längere Zeit behalten wollen.

Wer Reichsanleihe ins Reichsschuldbuch eintragen läßt, ist der Mühe enthoben, seinen Anleihebesitz an einer sicheren Stelle unterzubringen; die Zinsen werden ihm durch die Verwaltung des Reichsschuldbuches fortlaufend kostenlos überwiesen, und sollte er das Geld, das er in der Kriegsanleihe angelegt hat, flüssig machen müssen, so braucht er nur bei dem Reichsschuldbuch den Antrag zu stellen, ihm die Kriegsanleihestücke auszufertigen. Diese kann er dann durch jede Bank oder jedes Bankgeschäft verkaufen lassen. Vor dem Oktober 1917 würde allerdings eine Ausfertigung von Anleihestücken nicht erfolgen, weil die Vergünstigung von 20 Pfennig für 100 Mk. auf Schuldbucheintragungen unter der Voraussetzung gewährt wird, daß die Anleihe mindestens bis zum 15. Oktober 1917 im Reichsschuldbuch eingetragen bleibt. **Auf zur Zeichnung!**

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne
Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam**

Der Zwang zur Sachlichkeit von Germanicus

Als Briand letzthin vor die Kammer trat, entfaltete er alle Register jener französischen Pathetik, die in Wirklichkeit nichts andres ist als ein posthumes Deklamieren der Menschenrechte. Die Jakobiner haben sich in Permanenz erklärt; sie wollen die Freiheit bringen, wollen die Deutschen vom Militarismus, die Bulgaren von dem entarteten Ferdinand und die Hellenen von dem hohenzollernsch infizierten Konstantin freimachen. Die echauffierten pariser Advokaten halten sich für Vollstrecker der Revolution, für die berufenen Propheten des europäischen Gedankens und vergessen, daß ein großer, heute vielleicht schon ein entscheidender Teil ihrer Befreiungsarmeen aus Schwarzen und andern Farbigen, aus Sklaven also, besteht. Die Weltgeschichte mag oft paradox sein, so absurd aber kann sie sich nicht gebärden, die neue und höchste Form der weißen Rasse, die Herr Briand als das Ziel des Krieges seinen fanatisierten Konventleuten vorgaukelt, durch ein Massenaufgebot von Negern erringen zu lassen. Herr Briand phantasiert; er bedarf solch eines Rausches an tönenden Vokabeln, um zu verhüten, daß die Wirklichkeit ihr kaltes Antlitz erhebt, eine Wirklichkeit, die sich mit Blutziffern schreiben läßt, mit Divisionen von Erschlagenen, die Frankreich schon verloren hat und im hypnotischen Wahn täglich opfert. Frankreich wird diesen Krieg nie gewinnen. Die Franzosen haben jeden Instinkt für das Sachliche eingebüßt. Der Krieg, wie sie ihn betreiben, ist nicht mehr ein Instrument der Politik, sondern eine vielleicht bewundernswerte, aber völlig zwecklose, nicht von der Einsicht geleitete, sondern von der Animalität des Hasses umnebelte Orgie. Sie sterben wie Helden und werden vor der Geschichte selbstmörderische Narren sein. Jede Möglichkeit, mit ihnen zu verhandeln, scheint erloschen; das Fieber der Revanche muß sie verzehren. Sie können des Rheines nicht vergessen, während sie an der Somme dahinschwinden; sie sprechen von einer Züchtigung Deutschlands, während dieses gegen einen Sturm sondergleichen alle seine Fronten zu halten weiß, hier und da wohl elastisch ausbiegt, aber nirgends dem ruhigen Urteil Berechtigung gibt, von einem Versagen oder gar von einem Zusammenbruch zu sprechen. Deutschland kennt den Ernst der Stunde; es spürt den Druck der Feinde, es weiß, was auf dem Spiele steht, und es verliert doch, von einigen Nervösen und Schwätzern abgesehen, eigentlich keinen Augenblick den ruhigen Sinn für das Erreichbare. Deutschland will keinen Eroberungskrieg; aber es ist entschlossen, sich zu erhalten. Es könnte

auch heute noch weite Pläne spinnen; aber es ist politisch einsichtsvoll genug, um, die Konventikel unverantwortlicher Dilettanten abseitslassend, nur das zu erstreben, dessen es als ein Mindestmaß bedarf, um seinen Bestand im europäischen Gleichgewicht zu sichern. Für solche Auffassung und Absicht lassen sich gleichzeitig die Entschließung der Sozialdemokratischen Reichskonferenz und die Rede des Kanzlers anführen; Volk und Regierung stimmen in dem überein, was der Zwang zur Sachlichkeit gemieden sehen will, aber auch in dem, was er fordern lehrt.

Gewiß, auch bei uns fehlt es nicht an Umtrieben. Auf der Reichskonferenz übten sich etliche demagogische Talente; sie wurden erledigt. Und nur einen einzigen Satz hat Bethmann Hollweg gegen Die, deren Unsachlichkeit die Episode bevorzugt, für nötig befunden. Er hat auch nicht viel Worte gemacht, um darzulegen, daß die Reichsregierung fest entschlossen ist, alle Kräfte spielen zu lassen, die den Krieg zu einem siegreichen Ende bringen können. Es ist aber jedenfalls kennzeichnend, daß der Kanzler in diesem Teil seiner Rede die stärksten Töne fand, die er überhaupt zu vergeben hatte: „Ein Staatsmann, der sich scheute, gegen England jedes taugliche, den Krieg wirklich abkürzende Mittel zu gebrauchen, dieser Staatsmann verdiente gehängt zu werden.“ Damit dürfte denn auch wohl die Legende, daß irgendwelche Stellen der Reichsregierung noch immer glimpflich gegen England gesonnen seien, endgültig erledigt sein. Zugleich beseitigte der Kanzler eine andre Mär. Wir kümmern uns nicht um die innern Angelegenheiten der andern Völker; wir wollen niemand einreden, daß wir kämpfen, um andre zu befreien. Die russischen Liberalen werden es nicht nötig haben, sich vor uns als den Hütern der Reaktion zu bekreuzigen; die russischen Konservativen brauchen nicht zu fürchten, daß wir ihnen, wie das viel eher England tun könnte, demokratische Forderungen auferlegen. Wir sind fest entschlossen, die Völker nach ihrer eigenen Fasson selig werden zu lassen; wir wollen niemand bedrängen, wir wollen uns allerdings auch von niemand bedrängen lassen. Ernst und stark waren grade diese Worte des Kanzlers; sie spiegelten den Willen der Nation.

Millionen von Deutschen und ganz gewiß ungezählte Scharen der Kämpfer in den Schützengräben und den Batterien werden wünschen, daß auch die weitern Verhandlungen des Reichstages aus dem Geiste heraus geschehen, durch den der Kanzler sich leiten ließ, dem Zwange der Sachlichkeit gehorsam. Viele Worte machen kann jetzt nur verwirren und schwächen. Es verdient Beachtung, daß kürzlich bei der Tagung des Reichsverbands deutscher Presse die Vertreter der rheinisch-westfälischen Gruppe, vielleicht nicht einmütig, aber doch mit starker Mehrheit, sich gegen ein Nachlassen der politischen Zensur und gegen eine Freigabe der Erörterung der

Friedensbedingungen erklärt haben. Der Ernst der Lage verbietet jegliche Deklamation von Theorien. Wir jedenfalls wissen, daß ein Aufhören oder schon ein Abbau der politischen Zensur nur dazu dienen könnte, die Sachlichkeit, deren wir jetzt mehr als je bedürfen, zu trüben. Wir ziehen es vor, unsre Ideale zurückzustellen, unsre politischen, unsre philosophischen, die besten Erwägungen unsres Geistes und die heißesten Wünsche unsres Herzens; wir verzichten im Kriege selbst auf die Freiheit, wenn wir dadurch verhindern können, daß die Politik der Sachlichkeit, der abwägenden Vernunft, des ungetrübten Blickes durch fanatische Forderungen gestört wird. Wir tun das nicht aus Aengstlichkeit oder irgendwelcher Sentimentalität, sondern vielmehr aus Klugheit. Bethmann Hollweg hat auch diesmal mit der Absicht einer Neuorientierung nicht zurückgehalten. Seine Worte mögen unbestimmt und unbestimmbar gewesen sein: „Freie Bahn für alle Tüchtigen"; diese Worte bleiben immerhin geeignet, eine Auslegung zuzulassen, die dem deutschen Volke alles das sichert, dessen es bedarf, um die Früchte des Sieges wahrhaft zu genießen.

Man mag gegen den Kanzler mancherlei sagen können; es ist billig, ja beinah lächerlich, darauf hinzuweisen, daß er nicht Bismarck sei. Wer will wissen, wie Bismarck in einer Lage wie der heutigen gehandelt hätte, oder welche Folgen ein Verhalten, wie es gewisse Leute für bismarckisch halten, heute haben würde. Bethmann Hollweg ist ein Mann der Verantwortung, ein Mann des kategorischen Imperativs; er unterstellt sich, vielleicht zögernd, aber schließlich doch entschlossen, dem Zwange zur Sachlichkeit und sichert so seiner Politik gewiß keinen weltenstürzenden, aber doch einen erreichbaren Erfolg.

Zu diesem Krieg

Moltke

Ich glaube, daß in allen Ländern die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, welche sich an ihre Spitze gestellt haben. Die friedlichen Versicherungen unsrer beiden Nachbarn in Ost und West — während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten —, diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr wertvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst.

Die größte Wohltat im Kriege besteht darin, daß derselbe rasch beendet wird. Im Hinblick auf dieses Ziel muß es gestattet sein, alle Mittel anzuwenden, mit Ausnahme derjenigen, welche positiv zu verdammen sind. Ich kann mich in keiner Weise mit der Deklaration von Petersburg einverstanden erklären, wenn dieselbe behauptet, daß „die Schwächung der militärischen Kräfte des Feindes" den einzigen und berechtigten Modus der Kriegführung darstellt. Nein, man muß den Angriff gegen alle Hilfsmittel der feindlichen Regierung, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Vorräte und selbst gegen ihr Prestige richten.

Die Schule von heute und morgen

von Rudolf Kayser

Eine Abschiedsansprache an Primaner

Liebe Kameraden!

Die Schule wird von Schülern, Lehrern und Eltern verschieden beurteilt. Doch hierin sind sie sich einig: daß sie die Jugend zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft erziehen soll.

Dazu gestatten Sie mir die folgende Bemerkung. So falsch eine völlige Entfremdung von der sozialen Wirklichkeit auch wäre, so ist es doch fluchwürdig, sie als ersten Zweck zu stabilieren. Etwas Bestehendes als höchsten Wert zu künden — wie trostlos ist diese Vorstellung für jeden, der auch in Zukunft noch schaffen will. Doch darf die „Gesellschaft" sich eine so folgenschwere Forderung überhaupt anmaßen? Geistige Arbeit soll doch dem Geiste dienen, das Ziel der Jugend die Idee des Guten sein. Die heutige Gesellschaft aber ist weder Geist noch gut, sondern: ein Beweis menschlicher Schwäche; träge und merkantil; begeistert nur unter den grellen Fanfaren der Kriege. Soll sich nach ihr die Schule richten, so darf sie es nur als ihr Gegner tun.

Wünschen wir ihr aber ein edleres Postulat, so müssen wir einen neuen Sinn geben. Den Gleichgültigen unter Ihnen ist sie ein von Gott und Staat gewollter Zwang, dem es möglichst schnell zu entrinnen gilt. Doch jene, die es ernster meinen, fühlen zutiefst die Qual des Mißleitetseins, die Geistferne einer schwerfälligen Bildung und suchen Erkenntnis lieber in Büchern und Bildern als in den Worten grämlicher Magister. Diese Jünglinge — wenn nicht zu befriedigen, so doch — in ihrer intellektuellen Existenz zu befestigen, muß die Aufgabe der Schule werden. Weder öde Nützlichkeit (die früh genug unser Leben beschattet), noch ein ferner, gar griechischer Himmel sei ihr Ehrgeiz, sondern: Kampf und Leidenschaft, Jugend und Heiterkeit. Aber dazu die Schule? Betätigt sich Jugend nicht in Wandern und Sport, in Freundschaft und Geselligkeit? So weit sie körperlich ist: Ja; so weit sie geistig ist: Nein.

Denn möge junge Körper und Geister oft gleiche Sehnsucht beleben, so unterscheidet sie doch dies eine: das Ethos, das nur dem Geiste gehört; das Ziele steckt und Willen erregt; das Wege öffnet und vor dem Vegetabilen schützt.

Dieses Ethos zu erhalten und zu steigern, dazu sei der Lehrer da. Nicht damit sein Wissen einen Maßstab abgebe für Ihren eigenen Wert, sondern damit er Ihnen ein Material reiche, das Sie bewirken können; denn nur in ihm vermag Ihr Gesicht sich zu formen. Dieses Material aber ist die geistige Wirklichkeit, die neben der physischen und der sozialen besteht. Je nach der Veran-

lagung sieht der Eine sie in der Religion, der Andre in der Kunst, ein Dritter in einer Wissenschaft.

Doch selbst, wenn es der Schule gelänge, jeden von Ihnen zur Erkenntnis dieser Wirklichkeit zu erziehen, so wäre damit noch wenig erreicht. Sie sollen sie vielmehr zur Herrschaft bringen, die Erde ihrer Macht unterwerfen. Lassen Sie uns mit allem Nachdruck aussprechen, daß die Beschäftigung mit dem Geiste noch nicht über jene erhöht, denen Fragen der Technik, des Sports oder des Genusses die wichtigsten Angelegenheiten sind. Denn unsre Auffassung der geistigen Wirklichkeit bestimmt nicht das Subjekt, sondern die Sache, nicht die Beschäftigung, sondern die Forderung. Daher eine Erziehung zum Geist nur durch dessen Verwirklichung vollendet werden kann.

Alle Erziehung stellt eine Bewegung dar: die Bewegung von Dumpfheit zum Bewußtsein, von Blindheit zur Helligkeit, von Natur zum Geist. Sie werden aufgeklärt über die Dinge und sich, Länder und Völker, Raum und Zeit, und jeder Schritt, den Sie weiter gehn, gibt allem Sein einen veränderten Kontur. Dieses — oft schmerzliche — Wissen formt stündlich die Welt um, die Ihnen einst so fest und unwandelbar erschien. Und diese Umformung (die große Menschen und Ereignisse oft beschleunigen) ist der eigentliche, nie ganz faßbare, nie ganz aussprechbare Sinn unsrer Existenz.

An dieser Umformung sollen Sie aktiven Anteil erhalten, Ihrem jugendlichen Wesen entsprechend. Der passive Mensch sieht Objekte, Zusammenhänge, Erscheinungen, die er beschreibt und erklärt; er läßt sich von der Realität betrügen; er vergißt Trotz und Kampf des Menschen, durch die ihm die Objekte erst ausgeliefert wurden; in seiner Demut des Dienens weiß er nicht, wem er dient. Die Unfruchtbarkeit seiner Arbeit ist nur daraus zu verstehen, daß er, der Gläubige der Realität, übersieht, daß jede Entdeckung nicht feststellt, sondern verwandelt, daß Galilei und Newton nicht Lücken in unserm Wissen um die Natur ausfüllten, sondern diese Natur weiter erobern halfen. Dem passiven Menschen ist Wissen Besitz und Werkzeug zu fremden Zwecken, dem aktiven Macht (nur ihn meint Bacons Ausspruch).

In der Schule von heute werden Sie zu passivem Wissen und Leben erzogen. Sie sind die Schubfächer toter Weisheiten, die Lastträger unberührter Schätze. Sie werden als Konsumenten marktgängiger Bildungswerte (und Gesinnungen) betrachtet; Ihre Aufgabe ist erfüllt, wenn Sie das Gebotene akzeptierten. Das ewige menschliche Bedürfnis nach Schöpfung, das einzig mögliche Bewußtsein der Existenz: dadurch, daß man sie wirken läßt — bei Ihnen wird es verneint und getötet. Das Erlebnis des Geistes, die Erkenntnis dieser überempirischen Wirklichkeit, nach der Ihre

junge Leidenschaft sich sehnt, treibt Sie aus den Gewohnheiten des Alltags. Und grade dieses Erlebnis, dessen Dasein und Tragik nichts Gemäßeres weiß als Jugend, wird Ihnen methodisch verkümmert.

Ich kenne Ihren (bescheidenen) Einwand: Aber wir sind ja noch nichts und wissen nichts; wir müssen uns vor Denen beugen, die mehr sind als wir. Ich aber sage Ihnen, daß Sie Ihren eigenen Wert und Sinn haben. Schopenhauer charakterisiert die Jahre, in denen Sie jetzt stehen, als die Sehnsucht, die Bilder der Dichtung, im Morgenrot der Jugend, verwirklicht zu sehen. Dieses Wollen (wie jedes Wollen) ist Schmerz und Lust zugleich. Doch da es Wollen ist, ist es Wert, porportional seiner Intensität. Und die Verpflichtung der Aelteren kann nur eine sein: Ihnen zu helfen; auf Ihrem — Ihrem! — Wege Begleiter zu sein.

Diese Verpflichtung zu erfüllen, war mein Bemühen während der wenigen Monate, die ich Sie unterrichten durfte. Die Stoffe der Literatur und Geschichte boten Gelegenheit genug, Ihnen die Geistesmächte — zwischen Rationalismus und Mystik — zu zeigen, deren Objektivierungen Dichtungen und Ereignisse sind; jene Bewegungen, die (häufig noch verworren) auch Sie durchbeben. Nicht Vokabeln und Daten sollten Sie lernen, sondern Sehen: die formenden Kategorien geistiger Wirklichkeit, vor allem Ihrer eigenen. Der Jüngling ist außerstande, in den kühlen Räumen sachlicher Wissenschaft zu atmen; er irrt, wenn er an die Beruhigungen des Methodischen glaubt. Denn er ist Unruhe und ohne Sehnsucht nach Architektonik; er will nicht Wahrheit, sondern Wirklichkeit; nicht Lösungen, sondern Leben.

Er kennt nicht das Dasein der Männer, seine Enttäuschungen und Nützlichkeiten, seine Stille und Ordnung, seine Kühle und Unbefangenheit. Doch er spürt Wut gegen den Zwang seiner materiellen Gegenwart, sei sie dumpfe Gesinnung oder jugendfeindliche Bildung. Sein häufiges Ermatten ist nur daraus zu erklären, daß er, zur Bescheidenheit und Urteilslosigkeit verdammt, sein eigenes Wesen zurückhält. Ueber ihn herrscht physische Gewalt, die die Brutalität besitzt, sich nicht nur als unumstößliche Autorität zu gebärden, sondern das bloße Hinnehmen eines engen (nicht zur Produktion aufstachelnden) Wissens zur unübersteigbaren Mauer macht.

Liebe Schüler! Ich wollte in dieser Abschiedsstunde nur aussprechen, was mir das Wichtigste unsrer Gemeinschaft schien. Ich weiß, daß meine Worte unvollkommen sind. Doch ich glaube, daß die lebendige Wirklichkeit meines Unterrichts Ihnen vieles verdeutlichte, was ich jetzt nur unzureichend sagen konnte. Ich bitte Sie, die angerührten Fragen nicht zu vergessen, ihrer Notwendigkeit stets bewußt zu bleiben. Vergleichen Sie die bestehende Schule

mit Ihren Wünschen und Ihrer Art. Zählen Sie die Opfer, die Sie ihr bringen mußten, die Wunden, die sie Ihnen schlug.

Denn der Jugend Zweck scheint mir nicht zu sein, ein über sie verhängtes Schicksal still hinzunehmen. Sie strahlt ihr Licht über eine alternde Zeit und rodet aus, was unheilig und schlecht ist.

Leben Sie wohl.

René Schickele als Dramatiker

von Julius Bab

Schickele stand dem Kreise unsrer literarischen Expressionisten besonders nahe. Er war – und ist in den Weißen Blättern augenblicklich — ihr Redakteur. Er ist aber älter als sie und hat eine lange und ganz selbständige Entwicklung hinter sich. Eine starke, sinnliche Nervosität und ein heftiger Ausdruckswille verbinden ihn bis zu einem gewissen Grade mit diesen jungen Leuten, aber er teilt weder ihre aesthetischen Theorien noch ihre ethischen Neigungen; und wenn er sich jetzt zum ersten Male mit einem großen dramatischen Gedicht, dem Schauspiel ‚Hans im Schnakenloch' dem deutschen Publikum zeigt, so erinnert das Werk dieses Führers in seiner straffen einfachen Lebendigkeit und seinem Mangel an lyrischer Verstiegenheit und psychologischer Manieriertheit sehr wenig an die Schar der von ihm Geführten. Noch in einem andern Sinne ist Schickeles Publikation äußerlich merkwürdig. Und zwar in einer Beziehung, die auf den ersten Blick mit jener literarischen Arbeitsstellung gar nichts zu tun zu haben scheint. (Auf den zweiten desto mehr.) Dies Stück scheint die entkräftende Ausnahme der hier früher aufgestellten Regel zu sein, daß es einstweilen unmöglich ist, das Kriegsereignis dieser Tage zum Gegenstand einer innerlich bedeutenden dramatischen Dichtung zu machen. Aber Schickeles Drama ist recht eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Denn wenn man genau zusieht, so hat er nicht die ungeheure Menschheitstragödie, die 1914 begann, und deren letzter Akt noch ungelebt ist, zum Thema genommen. Er hat sich ein Drama von der Seele geschrieben, an dem er viel länger lebte und litt, und zu dem der August 1914 höchstens den Schlußakt geliefert hat: die Tragödie des Elsässers. Daß er aber ein Elsässer ist — kein Großstädter im Grunde, mit sehnsüchtigen Nerven und rastlosem Gehirn, sondern Mensch einer Provinz, deren deutsch wuchtendes Blut von der Bezauberung französisch fliegenden Geistes sowohl veredelt als verängstigt wird — eben das Elsässertum gibt Schickele, dem ähnlich Scheinenden, doch eine ziemlich abseitige Stellung unter den literarischen Genossen. Das Mischungsverhältnis ist annähernd gleich, aber die gemischten Kräfte sind ganz andre; und die Aehnlichkeit also rein formal.

Für diesen Zusammenhang zwischen Blut und Kunst bei Schickele ist Beweis, daß er als ein rechter Großstadtliterat, ein Feuilletonist, der Erlebnisse geistreich herausfordernd bespricht, begonnen hat; daß er aber zum Dichter, der Leben gestaltet, mehr und mehr wuchs in demselben Grade, wie für seine Produktion das Gefühl des Elsässertums thematisch wichtig wurde. Und nun hat er sein stärkstes und persönlichstes Werk geschrieben, in einem Schauspiel, das in einem selten legitimen Sinne „Heimatkunst" ist: aus dem besondern Leben einer Landschaft wird ein bezwingendes Sinnbild menschlicher Kämpfe gewonnen. (Während der unerfreulich verbreitete „Heimatkünstler" sich mit Vorliebe bei der zufälligen Außenseite, den menschheitlich belanglosen Subjektivitäten seiner Heimat aufhält.) ‚Hans im Schnakenloch' ist ein elsässisches Gedicht, wie etwa Moritz Heimanns ‚Joachim von Brand' ein preußisches, wie ‚Peer Gynt' ein norwegisches, wie ‚Don Quixote' ein spanisches: die ewige Tragödie, die blutige Komödie des in die Bürgerwelt gebannten Abenteurers.

Dem ‚Hans im Schnakenloch' fehlt noch einiges, um ein Meisterwerk zu sein: eine letzte Gelassenheit, die bis zum Schluß ohne Sprünge der Linie reiner Gestaltung folgt; eine künstlerische Ruhe, die dem beweglichen Intellekt jeden Ausbruch in theoretische Interpretation, in geistreiche Programmrednerei verwehrt. Aber was da fehlt, ist wenig gegenüber dem vielen, was vorhanden ist. Dies Werk funkelt von Talenten, und hat im Kern doch auch, was mehr ist als alles Talent. Zunächst wird bei Schickele das „Geistreiche": die Fähigkeit, leicht, überraschend, amüsant und klar Gedanken-Verbindungen zu schaffen, auch als gut künstlerisches Mittel fühlbar. Am allerdeutlichsten geschieht das dort, wo er, eine Gruppe französischer Parlamentarier und Aristokraten auf elsässischem Boden versammelnd, gute pariser Konversation macht. So spielend, so echt, so ergötzlich, so bunt, so verstiegen, wie sie auch von weitem nicht einem der vielen Boulevard-Nachahmer der deutschen Bühne je gelungen ist! Wie diese Menschen zwischen hoher Politik und privatestem Klatsch sich schaukeln, „plötzlich in die Luft gehn und fft — fort sind", von jeder witzigen Assoziation aus tiefstem Ernst sofort weggerissen — das ist mit künstlerischer Vollkraft aus einem satten Ueberfluß an Einfall und Laune gestaltet, und doch zugleich mit jenem reifen Maßhalten, das nie die Lust am Mittel über den Zweck dieser Art von Konversation in der dramatischen Balance des Stückes wuchern läßt. Und mit nicht weniger Eigenart und Kraft wird auf der andern Seite das deutsche Gespräch lebendig: wie Hans und seine Freunde, der katholisch heilige und weltfrohe Abbé, der hellenisch weise und vollsaftige Oberlehrer, der pommersch schneidige und menschlich brave Leutnant, in ingrimmigster Sachlichkeit und fröhlicher Grobheit

sich durch die höchsten und tiefsten Dinge dieser Welt streiten — das ist so vollkommen deutsch, wie jenes französisch ist. Daß solche Gesprächstypen in diesem Lande aber nicht nur im Raum, sondern schließlich auch in den einzelnen Köpfen und Seelen zusammenstoßen, daß die Lust der klaren, leichten, fast leer aufsteigenden Form und die Wucht der unbändig brodelnden Inhalte in Einer Brust um die Herrschaft ringen können: das ist schon das elsässische Drama. Das Drama der Grenzmenschen — und deshalb in unsern Zeiten, auch wenn man garnicht an Politik denkt, ein Drama von großer symbolischer Tragkraft.

Diese elsässische Dramatik konzentriert sich nun in Hans Boulanger, dem Gutsherrn auf Schnakenloch unweit Straßburg, von dem das Lied singt:

„Der Hans im Schnakenloch
Hat alles, was er will,
Und was er will, das hat er nicht,
Und was er hat, das will er nicht,
Der Hans im Schnakenloch,
Hat alles, was er will."

Die Unruhe eines ganzen Volkes, in dessen reicher, üppiger Lebenskraft sich seit Jahrhunderten französisches und deutsches Wesen befruchten und bedrängen, ist in seinem Genie zum Ausdruck gekommen: er lebt Hasard, als Wirtschafter, als Mensch, als Ehemann; er hat ein väterliches Gut, das er sehr liebt, aber er ruiniert es durch gewaltsame Vergrößerungsversuche; er hat eine Frau, die er sehr liebt, und setzt ihren Besitz durch immer neue Abenteuer aufs Spiel. Es ist an diesem Punkte erstaunlich zu sehen, wie ein rechter Künstler das banalste Schema mit besonderm vollkräftigen Leben füllen kann. Der elsässische Hans steht wahrhaft zwischen einer französischen und einer deutschen Frau. Wie banal! wird jeder sagen; aber tatsächlich fällt einem erst ganz hinterher ein, wie schematisch naheliegend diese Konstruktion ist. Die unmittelbare Wirkung ist eine natürliche, künstlerisch notwendige, weil die drei in Rede stehenden Menschen nirgends nach einer beispielgebenden Absicht konstruiert, sondern lebendig gefühlt sind. Insbesondere hat Louise Cabrel so wenig mit dem Schema „leichtfertige Pariserin", wie Frau Klär mit dem Schema „deutsche Hausfrau" zu schaffen; in die Grazie der Französin ist viel Weichheit und Ernst, in Klärs leidenschaftliche Treue viel kluge Laune und eine fast bacchantische sinnliche Freiheit gemischt — es sind beides ganze Menschen, wenn auch irgendwie dort das Spiel der schönen Form, hier die Wucht der Inhalte wieder den allerletzten Ausschlag gibt. Hans kommt nach vielmonatiger Flucht mit seiner Pariserin schließlich zu seiner deutschen Frau zurück, voll ernstem Willen zu bürgerlicher Befestigung, aber die Beunruhigung durch

die „grünen Augen" der andern noch im Blut. Er hofft, mit der Hilfe seiner prachtvollen Klär zwischen „Wasserheilanstalt und Kloster" hindurchzukommen und seinen Leichtsinn, ohne ihn traurig zu töten, „bei sich behalten" zu können. Aber ehe diese neue entscheidende Form reifen kann, da kommt der Krieg, und der erzwingt eine Entscheidung, die ihn erschlägt.

Hans hat viel vom Joachim von Brand, dem ostelbischen Junker, dessen Abenteurerblut in der stumpfen Mechanik des modernen Staatsbetriebes fast toll wird. Aber Brands persönlicher Asozialismus findet doch schließlich Zuflucht und Halt im Wesen einer einheitlichen, von sittlichen Volksinstinkten beherrschten Landschaft. Für den Rittmeister Brand wäre der Krieg eine Erlösung gewesen: für den elsässischen Großbauern Hans Boulanger ist er die Vernichtung. In seinem Deutschtum steckt Glanz, Spiel und Abenteuer französischen Wesens zu tief, als daß er sich entscheiden könnte. Sein Bruder Balthasar, in dessen schlichten Wesen die Kräfte weder so genial noch so gefährlich gemischt sind, erfaßt umgekehrt den Krieg als Erlösung, als Rache; er tritt jetzt erst aus dem Schatten des glänzenden, des geliebten und gehaßten Bruders. Er ist deutscher Offizier. Das Schnakenloch liegt auf der Vorpostenlinie. Die Parteien wechseln hier alle paar Stunden ein und aus. Als grade wieder einmal die Franzosen eindringen, rettet Hans seinen Bruder und bietet sich dann selbst als Ersatz — geht zu den Franzosen hinüber, weniger um für sie zu kämpfen als um mit ihnen zu sterben.

Dieser letzte Akt ist furchtbar. Wie aus dem heitern, scheinbar doch harmlosen Spiel der Gegensätze in der neuen Luft des Krieges plötzlich Mord und Vernichtung reift: das ist grauenvoll. Französierende und deutsch gesinnte Knechte, die früher nach jedem Streit gemütlich zum Wein gingen, erschlagen einander — und die Frau, deren grenzenlose Liebe für den Mann so viel ertrug, wendet sich, da seine verzweifelte Unrast sie nun an den Tod verrät, in ihrer tiefsten Empörung mit herzzerreißender Härte von ihm. Weil das elsässische Idyll der ersten Akte so ganz hell belichtet war, überschatten die Fittiche des Krieges mit einem wahrhaft höllischen Schwarz diesen letzten Akt. Eine Schuldfrage wird da nicht gestellt; „wenn die Engel selber herabstiegen, um Krieg zu führen, so würden vor ihnen her die Städte und Dörfer brennen und hinter ihnen Unschuldige in den Trümmern verkohlen". Der Krieg an sich ist der Schuldige. Daß, wie vorher in den Friedenskontrasten, so jetzt in den Brutalitäten des Krieges Schickele ohne Parteilichkeit gestaltet: das ist nicht nur seine künstlerische Pflicht, nicht nur das dramatische Lob des Werkes, sondern zuletzt auch sein nationaler Ruhm. Wo ist in Frankreich ein Künstler, der das heut vermöchte? Bei aller nationalistischen Ent-

schlossenheit der Stunde, bei aller deutschen Organisation und allem preußischenSchneid: unsre letzte Ueberlegenheit beruht doch darauf, daß wir die Andern besser verstehen als sie uns! Wir besitzen deshalb mehr vom Stoff der Welt, wir sind reicher!

Schickele aber, der hier die deutsche Dichterkraft allseitigen Fühlens entfaltet, er findet zugleich die Entscheidungskraft, den Kampfwillen des Dramatikers. Dem Drama ist ein Gedicht: ‚Narziß in Waffen‘ vorangestellt, worin es heißt: „Wähle und greif zu . . . ists nicht Haß, dann seis ein Wille, der die harte Waffe hält“. Diese Fortinbras-Absage an den innern Hamlet kann unter vielem andern auch die Geburt eines Dramatikers aus lyrischer Verzettelung bedeuten. Der genialische Elsässer Hans geht im Krieg zu Grunde, aber der elsässische Bruder Balthasar, der sich im Krieg erlöst, spricht mit harter Wahrheit: „Die gefallenen Engel mit dem Heimweh nach dem Paradies haben ihren Eindruck auf die Frauen noch nie verfehlt. Die Engel, die droben bleiben, waren aber nicht dümmer. Sie hatten nur mehr Charakter!“ Wie das Ende dieses Krieges im Sinne dieses überlebenden Bruders der elsässischen Unrast eine Klärung bringen muß, so wird es sich auch für Schickele entscheiden, ob er sich mit dieser Kriegstragödie für immer die genialische Unrast, den Spieltrieb des Literaten, die Sentimentalität des Romantikers von der Seele geschrieben und die Reife des dramatischen Dichters gewonnen haben wird. Ich möchte das hoffen. Jene Großstadtliteraten, die vor dem Kriege ihren weltmännischen Geist damit bewiesen, daß sie sich beständig beklagten, nicht in dem göttlichen Paris, sondern in dem barbarischen Berlin leben zu müssen, die aber fünf Minuten nach Kriegsausbruch patriotische Hochgesänge anstimmten: die haben beide Male nur ihre innere Nichtigkeit dokumentiert. René Schickele, der sein vorher nicht verhehltes Verhältnis zum französischen Geist unter dem Druck des Krieges nun in einer sehr leidenschaftlichen und leidvollen Auseinandersetzung klärt, beweist damit Echtheit des Erlebens und Mannhaftigkeit des Willens. Die aber sind die Kräfte, die erst ein so funkelndes, geschmeidig heftiges Talent, wie der nervöse Elsässer es von je besaß, zu der streitbarsten Form, zum Drama qualifizieren können. Wenn dies Gedicht seinem Verfasser so viel innerliche Befreiung wie uns tiefe Einsicht in das elsässische Wesen schenkt, so werden wir in Zukunft einen bedeutenden und einen deutschen Dramatiker mehr haben. Einstweilen haben wir in diesem Schauspiel ‚Hans im Schnakenloch‘, das den immer gültigen tragischen Rhythmus innern Zwiespalts im Menschen einer besondern Zeit und einer besondern Landschaft gestaltete, das weitaus bedeutendste Bühnenwerk, das durch direkte Berührung des Kriegsschicksals bisher erwachsen ist.

Von Reinhardt

Nun ist Oktober und das Theater sechs bis acht Wochen im Gange und die Stimmung des Kritikers, der so lange Schonzeit bewilligt hat, derart, daß er, wäre nicht Krieg, weit entfernt von Berlin ein paar Quadratmeter Landes erwürbe und es im Schweiß seines Angesichtes bestellte. So viel leeres Stroh kann er da garnicht zu dreschen kriegen wie jetzt. Wäre nicht Krieg, so wärs eben anders mit dem Theater? Wie darf dieser kaum mehr erträgliche Zustand sich eigentlich mit dem Kriege entschuldigen! Die Schauspieler werden reklamiert, in Fülle stehn Dramen zur Verfügung, die Leute sind zahlungsfähig und ausgehungert, und nur der Direktor scheint überall satt und zufrieden mit sich und bankrott an Einfall, Absicht und Plan. Wieder einmal: eine frische Auftaklung der verschimmelten ‚Hedda Gabler'; ein altes Stück Naturalistentheater von Hauptmann; der verschollene Studentenulk einer Modegröße; der ewige Kotzebue, von ihm selbst bis herunter zu Ludwig Heller. Schwänke, Possen und Operetten; die Verhätschelung bald eines großen, bald eines publikumsgefälligen Schauspielers; Flickerei an Ruinen; „Regie" aus erster, aus dritter, aus siebenter Hand; entweder kein Drama von Wert oder das wertvolle Drama verplattet. Man sitzt davor und wundert sich stets von neuem, daß man nach ein paar Tagen doch einen parlamentarischen Ausdruck für die Zumutung findet, an solche Genüsse Auslagen, Umstände und, namentlich, Zeit zu wenden. Was hat das alles mit uns, unserm Dasein von heute und gestern, unsrer Sehnsucht und unsrer Hoffnung zu tun! Noch zur gröbsten Ablenkung und Betäubung ist das meiste zu schlecht, weil zu langweilig. Man schämt sich als Kunstmensch wie als Deutscher. Gewiß: ein begabter Franzose ist einem borussischen Epigonen auch während der Schlacht an der Somme vorzuziehen. Aber Kleist, Hebbel, Grillparzer, ja sogar Goethe sind unvollständig gespielt, von manchem deutschen Dichter der Gegenwart nicht zu reden — und da erlebt man im Kriege Deutschlands mit fast der ganzen übrigen Welt, daß bei der Wahl zwischen Deutschen und Ausländern ungefähr gleichen Ranges die Ausländer siegen. Nächste Woche hat man von einem Russen, einem Norweger, einem Oesterreicher zu berichten; diesmal von einem Schweden und einem Amerikaner. Reichsdeutsche sind in der Acht. Täglich erscheinen von ihnen Dramen, die unvollkommen sein mögen, aber auf Schritt und Tritt die Berufung des zwanzig- bis dreißigjährigen Autors bezeugen. Brächte jedes ernste berliner Theater davon eins, ein einziges im Jahre, so sähen zehn junge Dramatiker ihre Mängel, lernten hinzu, bekämen Vertrauen zu sich, siechten nicht länger an unverdienter Erfolglosigkeit. Bleibt es bei dieser, war es ein Irrtum, so ists schließlich immerhin ehrenvoller, mit einem Wagnis Unglück gehabt als von einem durchgedrungenen unangefochtenen Strindberg ein lebensunfähiges Jugendwerk ausgegraben zu haben.

*

Auf ‚Meister Olaf' muß man wohl in der Nacht nach der Aufführung oder am folgenden Morgen starren, um zu einer kritischen Auseinandersetzung die Kraft zu haben; man muß sich, erregt vom Aufwand und Lärm des Theaters, solch eine Arbeit isolieren und vergessen, daß ringsum die Welt abbrennt. Der Wochenkritiker fragt nur: Wozu? Beides ist ihm zu leicht: sowohl die Klaue wie die entscheidenden Schwächen in der Schülerhistorie von sieben Bildern zu zeigen. Die Klaue ist eine allgemeine, nicht Strindbergs Klaue. Man hat sicherlich damals gespürt: Der packt einmal; aber kaum: Der wird einmal Strindberg. Sich aus dem kleinen Strindberg post festum den großen zurechtzumachen, sollte der bessere Kritiker so verschmähen, wie der bessere Dramatiker, den Herrn Friedrich von Zollern die Einigung Deutschlands verkünden zu lassen. Also kurz: das Schauspiel rührt noch nicht an die eigentlichen Strindberg-Fragen. Der dreiundzwanzigjährige Dichter ist unverbittert. Er hat keinen Haß auf das Weib. Zu unfeindseligen, sachlichen Epigrammen schleift er sich eine Erkenntnis, die Ibsen später zu prinzipiellen Debatten auswalzt. Die Epigramme ertrinken in Akten. Ein Stück Geistes- und Staatsgeschichte von Schweden — wie der Magister Olaf den Protestantismus einführt — wird recht nach der Regel dramatisiert: mit Rhabarber und einer Spur Ethnologie und dem Gegensatz zwischen Reformator und König, Zunftpriestern und Wiedertäufern, dem Volk und dem Adel, der ersten und zweiten Generation. Meister Olaf ist der Mann, der für seine geschichtliche Aufgabe zu klein ist, überhaupt das ausgesetzte, halbe, hin- und hergerissene Menschenkind in Person. Und um jetzt endlich auf Einen Satz zu bringen, warum es mit diesem Schauspiel nichts geworden ist: der Anfänger Strindberg hat die Begier nach einem ‚Hamlet' und nicht annähernd die Technik für einen ‚Uriel Acosta'. Das Theater dürfte zwischen Shakespeare und Gutzkow schwanken. Ob auch der Regisseur Gregori geschwankt hat? Wenns ihm nicht gradezu um Veräußerlichung zu tun gewesen ist, so ist er ihr jedenfalls nicht entgangen. Soweit schon der junge Strindberg hart ist: hier wird er breiig. Der Uebersetzer Schering hilft dazu. „Man kann nicht gegen den Strom schwimmen", heißt es einmal. Scherings Antwort? „So lenke doch den Strom — der Strom sind wir." Was ist gemeint? „Sei selber Strom!" Klänge der Dialog durchweg so stählern, dann wäre freilich die Hälfte der Darstellung noch qualvoller. Diese Hälfte wird beherrscht von Herrn Bonn, der vor dreißig Jahren ein Schauspieler hätte werden können und jetzt wahrscheinlich ein wirksamer Rigoletto wäre. Auf der andern Seite standen drei deutsche Männerspieler in drei verschiedenen Altern: der Dreißiger Hartmann, der Vierziger Decarli, der Fünfziger Josef Klein. Daß Decarli jünger, weicher und schwankender sein sollte, als er ist, erhöhte nicht Meister Olafs Glaubhaftigkeit. Welche Verschwendung von Kräften! Welch snobistische Art der Literaturpflege! Das Haus der Volksbühne gähnte vor Leere. Vielleicht ist diese drastische Antwort heilsam.

*

Gegen Langdon Mitchell ist man versöhnlicher, weil man von Zeit zu Zeit lacht. Lachte man dreimal so viel, so wäre man überhaupt entwaffnet. Was dem Lustspiel aus der newyorker Gesellschaft fehlt, ist die Dichtigkeit. Was es hat, sind die kühnen Verkürzungen, die Linien nicht am Boden entlang, sondern durch die Luft. Anderthalb Sätze — und wer eben ins Zimmer trat, hat sich in die schwersten Familienverhältnisse gefunden. Anwesende: eine Frau, ihr künftiger Gatte, ihr früherer Gatte, ihres künftigen Gatten frühere Frau. Auf deutsch: zwei geschiedene Paare, die durch vier Akte eine Quadrille tanzen, bis die Frau wieder bei ihrem frühern Gatten, ihr künftiger Gatte entlobt und seine frühere Frau vorläufig an einen Frechling übergegangen ist, der als Fünfter mitgetanzt, sich um beide Frauen bemüht, wie er sagt: auf die eine Sieg, auf die andre Platz gewettet und Platz gewonnen hat. Eine Satire auf die amerikanische Mittelklasse, ihre Tugend- und Anstandsbegriffe, ihre Erziehungsmethoden, ihre Ehe-Auffassung und Scheidungsmanie? Satire wär' ein zu großes Wort. Es ist die Knockabout-Komik des Variétés, auf die Bühne verpflanzt. Vom Varieté, von der Präzision und Schnelligkeit seiner „Arbeit", stammt dieser gebietende Ton. „Er hatte ihr mit einer Flasche Lebertran auf den Schädel gehauen. Das lastete auf ihm." Gegen so heitern Irrsinn wäre Widerstand nutzlos. Es ist eben nur nicht genug, um etwa anderthalb Akte zu wenig. Wenn gescheckte Hanswurste groteske Kurven aus sich und der Sprache machen, wenn das ihr Beruf ist, so sollen sie für die Dauer der Produktion nicht ermatten; das kann man verlangen. Das System darf erst am Schluß sichtbar werden, nicht mittendrin. Vielleicht hält die Fidelität dort an, wo die Frauen so ulkig sind wie die Männer der Kammerspiele. Fräulein Terwin ist nur in Bubenhosen, nicht in Frauenkleidern, und hätte der Autor auch einen Gamin hineingesteckt, zu gebrauchen. Frau Körner erweckte unendliche Sehnsucht nach Leopoldine Konstantin. Diese großstädtische Schauspielerin hat man durch miserable Beschäftigung in einen Prozeß getrieben, und die Dame aus der und für die Provinz wird mit fetten Rollen gemästet. Der Frechling: Herr Rex, von der gewitzten Schärfe, der exakten Schnoddrigkeit eines Theaterengländers. Der frühere und spätere Gatte der Terwin: Waßmann, der Dinge des Herzens ganz nebenher sagt, so, als glaubte er nicht daran, als wären sie Hürden auf dem Weg zum Gelächter der Zuhörer, dessen er sicher ist. Der frühere Gatte der Körner und am Schluß der Entlobte der Terwin: Werner Krauß, der einen Stil der kalten, steifen, amerikanischen Marionettenhaftigkeit anstrebt und genau so verblüffend erreicht wie das Quäkertum Vater Bernds und die Geistigkeit Ejlert Lövborgs. An der Schauspielkunst liegts bei uns nicht; sie ist beinah jedem Drama gewachsen. Wäre ihr das Pflichtgefühl der Theaterlenker gewachsen, ihre Bildung, ihr Urteilsvermögen, ihr Idealismus: der Krieg müßte sie wahrhaftig nicht hindern, uns herrlichen Zeiten der Kunst entgegenzuführen.

*

Turandot von Alfred Polgar

Zum ersten Mal: ‚Turandot' von Gozzi, übersetzt von Vollmoeller. Es ist ein chinesisches Märchen, und rundherum und mittendurch treibt die italienische Stegreifkomödie ihren Schabernack. Schiller hat auf diese verzichtet. Seine Uebertragung dient ganz dem bunten Reiz, der Phantastik und Poesie und leisen Schalkhaftigkeit des Märchens. Der neue Bearbeiter, der zu all dem ein kühles, errechnetes Verhältnis hat, wollte weder auf die süße Kindlichkeit des Stückes verzichten noch auf deren Wegputzung durch Ironie. Er hat kein Herz für das Märchen, nur Leutseligkeit. Das Ergebnis: eine zersetzte, ranzige Naivität. Sie wollte auch in der sorgfältigen und geschmackvollen Herrichtung durch die Wiener Kammerspiele (geborene Residenzbühne) niemand recht schmecken. Trotz allem Aufgebot spaßiger orientalischer Etikette, trotz chinesischem Gezwitscher und Getrippel, farbenfrohen Trachten, possierlichen Requisiten und niedlich-primitiven Bühnenbildern hatte die gebotene Kurzweil etwas Krampfhaftes. Immerhin wurden alle Punkte des Professor Reinhardtschen Uebermut-Zeremoniells streng eingehalten. Die Dekorationen sind leinwandene Pointen, die Schauspieler für Heiteres laufen durch den Zuschauerraum auf die Bühne, wenden sich in Ansprachen an das (ob der Humorlosigkeit dieser Texte ganz verlegene) Publikum, machen mit den pfiffigsten Mienen die unpfiffigsten Späße undmühen sich sehr um mühelos-launiges Gehaben. Kurz: eine der besteinstudierten Stegreifkomödien, die man seit langem gesehen. Schauspielerisch ernst genommen wurde das Märchen von dem sehr begabten Herrn Feldhammer, dessen Rede sowohl um innere Wertigkeit wie um äußern Glanz, um Seele wie um höchste Politur leidenschaftlich bemüht ist, von Fräulein Vilma Schwarz-Waldeck, die aus der Märchenprinzessin ein hysterisches Kätzchen machte, und von Fräulein Jadeska, als Turandots Sklavin. Diese junge Dame steckt voll hochdramatischer Akzente, von denen sie in der kleinen Rolle naturgemäß nicht alle loslassen kann. Man sollte ihrem Temperament einmal Gelegenheit geben, sich satt zu explodieren. Die Herren Richard, Kundert, Lessen ließen ihrem Uebermut die Zügel schießen. Der wußte aber mit seiner Freiheit nicht viel anzufangen und tat, wie sich das für einen rechtschaffenen Uebermut geziemt, selten gut. Herr Salfner als Obereunuch hielt sich in der entsprechenden höchsten Tonlage. Nach kurzer Dauer wurde der Spaß zur Belästigung. Darsteller des Kaisers war Doktor Egon Friedell, der Liebling des bessern Wien. Wie jeder gescheite Kopf, hat auch er eine rechte Geringschätzung für die Verstellerkünste der Bühne und läßt kaum eine Gelegenheit, solche Mißachtung praktisch zu bekunden, vorübergehen. Die Mitwirkung des populären Humoristen

und Altenberg-Forschers, in dessen Art sich Hegels dialektische Schärfe und die mildere Naturkraft Guschelbauers so schmackhaft mengen, wurde von den Zuhörern mit intimem, streckenweise gut hörbarem Schmunzeln begleitet.

Operettensegen von Adolf Weißmann

Nichts ist schwerer zu ertragen . . ." Vier Operetten habe ich ertragen, aber fragt mich nur nicht wie. Doch ist eines nicht zu leugnen: die Vielheit dieser Erzeugnisse meist unedler Organe gibt ein Bild des Geisteszustandes von Textdichtern, Komponisten, Publikum, wie es sich sonst nicht leicht in solcher Farbenfrische bietet. Wir wohnen einem Riesenausverkauf von abgelegten Ideen bei, und der Zulauf der Käufer ist gewaltig — trotz alledem oder grade deswegen. Wenn die Masse hingerissen ist, muß sich die Kritik beugen: die geistigen Ablagerungen dieser Staatsaffären werden immer umfänglicher, von der Füllung des Raums garnicht zu reden.

‚Schöne Kubanerin', ‚Fahrt ins Glück', ‚Soldat der Marie', ‚Czardasfürstin'. Man sieht: immer noch Erfindung in Titeln — dann Schwächeanfall. Dann leiden sie alle an peinlicher Familienähnlichkeit. Im Text: der dritte Akt ist, wenn man schon die Notwendigkeit des ersten zugibt, überflüssig. In diesem ersten sind wir über den unfehlbaren Eindruck, den Er auf Sie oder zwei Er auf zwei Sie machen, völlig beruhigt. Unruhig werden wir erst im zweiten, wo die künstlichen Abstoßungen der diversen Paare beginnen. Man fühlt: der Mann strengt sich und uns an. Im dritten geschieht das längst Unvermeidliche. Endgültig letzter Ausverkauf aller Stoffreste. Ist der Ausgang der Liebesangelegenheiten von Anbeginn allen Zweifeln entrückt, so müssen die Zwischenfälle an Unterhaltung das Menschenmögliche leisten. Und sie leisten es. Sie sind oft so stark, daß sie auch unsereinen mit sich ziehen. Nur dürfen sie nicht hochdramatisch sein. Doch das ist Geschmacksache. Die ‚Schöne Kubanerin', zum Beispiel, darf man ein Zugeständnis an Kriegswucherer nennen. Es werden auf die raffinierteste Weise Dokumente gestohlen und dann auf ebenso raffinierte nicht entdeckt. Mehr noch: der Hochstapler geht frei aus. So will es die Kriegsoperettengerechtigkeit. Die andern Autoren machen es billiger und bewahren uns vor den heftigsten Erschütterungen. Immerhin muß man gestehen, daß die Operationen, denen die Heldinnen, hier eine Bureaudame, dort die Chansonette, unterworfen werden, umständlich sind. Aber wenn muntre Reden, Händewerfen, Beinstrampeln und, in der ‚Czardasfürstin', nationaler Duft sie begleiten, dann ist der Bürger mit schwerstem Geschütz in das Jenseits einer glücklichen Geistesumneblung befördert. Eine Ausnahme unter den vier Operetten bildet der ‚Soldat der

Marie', der aus der nicht mehr zeitgemäßen Rücksicht auf den Ernst der Zeit geboren ist. Wir werden in die Vergangenheit entführt, was immer schon temperierend wirkt. Die drei dichtenden Männer haben drei fesche Mädel ersonnen (oder entdeckt), deren Schicksale an einem Duodezprinzen hangen. Nun, wir ahnten schon, daß sich die Angelegenheit zu allgemeiner Zufriedenheit regeln würde, geben aber gern zu, daß hier leichteres Geschütz aufgefahren wird als sonst. Und hier geschieht auch das Seltene, daß der zweite Akt ein Crescendo bringt. Bedauerlich für den ersten.

Die Musiker, die mit solchen Textdichtern segeln, leiden natürlich auch an der gleichen Familienähnlichkeit. Beide haben ihre Seele dem gleichen Teufel verschrieben, dann haben sie sich einander verschrieben. Teils zieht es sie, teils sinken sie. Die Folge ist ein Gebräu von sozusagen Heiterem und sozusagen Ernstem, das typisch wird. Sie alle fühlen, daß der Rhythmus hier mehr denn je entscheidet. Er ist der natürlichste Niederschlag des Musikers jeder Gattung. Daß der Operettenkomponist unterhalten und verdienen muß, hat zu allen Zeiten gegolten. Aber nur der persönliche Rhythmus zeugt den persönlichen Stil. Da unsre komponierenden Herren nicht witzige Köpfe, sondern nur routinierte Hände spielen lassen, ist ihnen auch dieser persönliche Rhythmus nicht beschert. So greifen sie zur Scheidemünze. Nicht ohne Ehrgeiz. Wieviele Seelen in ihrer Brust wohnen, ist kaum zu berechnen. Sie wollen mit „Schlagern", das heißt: mit verhüllten Gemeinplätzen entwaffnen; aber sie buhlen auch um die Anerkennung der Männer, die nach Feinheiten, Ueberraschungen, Mittelstimmen auslugen. Düstere verminderte Septimenakkorde wollen den Frieden der Seele stören, Ausweichungen und Trugschlüsse künden Wundersames, doch löst sich alles in das Wohlgefallen an kühn bewegten Gliedmaßen auf, zu dem die Musik ihren hanebüchenen Takt schlägt. Man erinnert sich einer guten musikalischen Kinderstube, um sich ihrer dann zu schämen. Die zwei oder mehr Seelen geben sich im Finale ein Stelldichein. Aber — o weh — sie geraten an einander, die in vielen Farben schillernde Nummer siegt, der Aufbau glückt nur halb, und das Publikum jubelt. Denn die Liebe überwindet alles. Sie hat mit billigen Phrasen Ohren geschmeichelt und Herzen erweicht. Und eine pikfeine Instrumentation, die sich neuerdings die sanfte Celesta ergattert hat, sorgt für die glänzende Bekleidung des Flitters. So schwebt die Operette zwischen Können und Halbkönnen, zwischen Akrobatik und großer Oper, zwischen Gewissen und Gewissenlosigkeit.

Nehmen wir diese Mittelhöhe einmal als gegeben, so marschiert an der Spitze der berliner Operettenfabrikanten Gilbert, der sich auf schlagkräftige Mischung dieses bunten Allerlei vorzüglich versteht, es bis zu einer höchst persönlichen Stillosigkeit gebracht

und eine neue Fahrt ins Glück angetreten hat. Wie Emerich Kalman, der in seiner ‚Czardasfürstin' der Liebe zum Heimatland kassenfüllenden Ausdruck gegeben und das ungarische Volkslied mit Amerikanismen und Verdi zusammengelötet hat. So geschickt ist Max Gabriel, der Vater der ‚Schönen Kubanerin' nicht. Sein Verzicht auf eigene Gedanken tritt mit ruhmsüchtiger Unverhülltheit auf und braucht nicht erst hinters Licht geführt zu werden. Wohingegen Leo Ascher mit einer gepflegteren Nummer aufwartet und unauffällig, sympathisch bleibt.

Der Erfolg stellt sich fast durchweg ein. Regie-, Ausstattungs-, Darstellungserfolg: so, wenn im Metropol-Theater die reizende Massary geistreich und virtuos mit Leidenschaften, Worten, Tönen und Gliedern spielt, um sie herum Kutzner belcantiert, Hermann Vallentin mit fabelhafter Gelenkigkeit witzig ist, Ludl von transleithanischer Nettheit übersprudelt; wenn im Theater des Westens Guido Tielscher seine besondere Körperlichkeit und seinen berliner Ton quecksilbrig verwertet; wenn bei Direktor Charlé Lori Leux mit leuchtenden Augen Schwermut heuchelt; wenn endlich bei Jean Kren die drei Mädel, die drall-derbe Lotte Werckmeister, die anmutige Käthe Dorsch, die zierpuppenhafte Dora Hrach um den schon sehr viel phlegmatischeren Gustav Matzner tänzeln und Rosa Valetti ihre Charge mit Anstand trägt.

Eine Operettenkrise ist für den, der trotz alledem hinhorcht, deutlich spürbar. Mit der Komischen Oper im Herzen möchte man den Kassenerfolg der Operette. Das Zeichen haben die Leo Fall, Franz Lehar, Oskar Straus gegeben, in denen geschärftes Gewissen den Ton verfeinert, aber auch die Schlagkraft mindert. Wie die andern nach dieser Pfeife tanzen werden, hängt von einer Kleinigkeit ab: von ihrem Rhythmus, der die Echtheit ist. Bezwingt er uns, dann glaube ich an eine Neugeburt der Gattung, die immer noch gewissenhaft mit dem vielfarbigen Talmi liebäugelt und an der aufgepulverten Unechtheit aller Stimmungen künstlerisch scheitert.

Die Volkshymne von Rudolf Leonhard

Sie hatten in den letzten Tagen des Sommers 1914 im kleinen Zimmer „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen, mit echter Rührung und falschen Stimmen; und der am Klavier gesessen hatte, den hatten die trotz der echten Rührung falschen Töne die Nerven rasen lassen. Als sie aber gegangen waren, spielte er es noch einmal, spielte es langsam, immer wieder, leiser und immer lauter, mit volleren Akkorden. Da preßte ihn die Melodie in der heißen Kehle. Er sang nicht, er schluchzte nicht. Aber es brach ein dumpfer Laut auf, er schlug den Klavierdeckel zu und dachte an die Truppentransporte, die jetzt durch das weite, halb leer geerntete, wartende und verlassene Land endlos rollten.

Bald war er Soldat. Am ersten Abend saß er in der Kantine und schrieb Karten. Sein Kopf schwankte in dem bunten Gebrüll, das heiß den niedrigen, dunstig erleuchteten Raum füllte. Er fühlte sich fremd unter den Schreienden in der schmutzigen Uniform. Auch er hatte, nur zu oft, getrunken um zu trinken; wie anders war es gewesen! Da gröhlte einer auf: „Deutschland, Deutschland über alles“, und er warf den Kopf zurück und sang mit, aus weit aufgezogenen Lippen. Jetzt durfte er singen. Mochten sie falsch singen, er sang mit ihnen, sang richtig, und führte ihr Lied: reiner schwoll es auf. Diese waren hier, geopfert zu werden, und er wollte sich opfern — zum Opfer standen er wie sie. Sie durften zusammen singen.

Auf den Märschen schwieg er, wenn Gesang kommandiert wurde; er sei heiser, er könne nicht singen. Befehl durfte heißen, was notwendig war, noch alle Tüchtigkeit; aber durfte kommandiert werden, was Tüchtigkeit übersteigt? Empörte es keinen, daß Gesang befohlen wurde? Da versuchten sie vorn: „Es braust ein Ruf —“, und schallend fiel er ein. Aber er wußte: er allein unter den Marschierenden verstand das Lied, wußte das mit einem wütenden Schmerze; er allein, nicht die Singenden, die nur sangen, wie sie marschierten (aber, oh, wie liebte er sie darum!), nicht die wohlgefälligen Offiziere. Immer wieder bat er, wenn doch gesungen wurde, die neben ihm: „Singt doch ‚Deutschland, Deutschland . . .‘“, und schon schwoll ihm das Herz. Die lehnten immer ab, freundlich und unverstehend; und als er einmal ausprach: „Warum denn nicht?“, dachte sein Nebenmann eine Weile nach und sagte dann: „Es marschiert sich nicht gut dazu.“ Da schwieg er.

Und hatte doch gehört, wie die Kriegsfreiwilligen bei Langemarck mit dem Liede „Deutschland, Deutschland über alles“ auf den Jünglingslippen vorgebrochen waren, wie ihr Blut das Lied erstickt hatte — diese, seine wahren Kameraden, wenn er auch am Kriege zweifelte, und während er zwischen Rekruten steckte. Einmal kam er ins Theater, zu einem leisen, ältlichen Lustspiel. Es ereignete sich viel Musik darin. Noch hinter dem Vorhang wurde sein Lied gespielt. Er wunderte sich; die Beziehungen des Stückes hätten die Wahl verboten. Aber im Hören geschah ihm eine tiefe Wehmut dieser Melodie, und er zweifelte: Ist es denn nur Haydns Musik, die mich bewegt?

Ihm schieden sich Wort und Ton. Er empörte sich, wenn — die andern „Deutschland, Deutschland über alles“ sagten. „Bande,“ knirschte er, „dies so mißzuverstehen, so absichtlich zu mißdeuten. Ueber alles? Mit allem, alles fortreißend, auch führend mit in der Reihe. Sie halten es, nicht anders als das englische Lied, das sie verfluchen, für einen Freibrief jedes Unrechts, und es ist doch moralisch gemeint, als eine Verpflichtung, eine Aufgabe,

etwas sehr Schweres" — sein Herz erhitzte sich — „ist so gemeint, selbst wenn es der Dichter nicht so meinte, nicht wußte, daß er es so meinte!" Fast blieb ihm der Atem aus.

Er liebte Deutschland mit einer Liebe, die echt war, da sie tief schmerzte. Er dachte: „Europa", und liebte Deutschland mehr, um Europens willen. Er liebte die Feinde wie sich selbst, liebte die Heimat als den Durchgang zur Welt, und verließ sie, um sie weiter wiederzufinden. In den Ebenen Europas dachte er an Deutschland und die Welt. Immer schmerzlicher klang ihm die Hymne. Die feierliche, mutige Rührung war zur Schwermut geworden, zum selben schweren Mute jener Choräle, die Gott in Zuversicht mit den Geschicken der Welt belasten. Er hatte zu viel Tote gesehn, zu viel geliebte Bruderleichen von Feinden und Freunden, um singen zu können. Tief in seinem Herzen klang vor der Schlacht fein und schmerzlich das starke Lied, das auf seinen Lippen schwieg. Er sah die Weite des zerklüfteten Himmels, sah den blonden Schlosser neben sich unter wilden Schreien stürzen, hell erklang das Lied im Schmerze — er wollte „Europa" vor sich sagen, da wurde übermächtig in ihm das Bild des Ozeans. Es war Spätherbst, als ihn so die Kugel streckte, eine abgeirrte deutsche Kugel.

Memento von Theobald Tiger

Uns Junge hat es umgerissen —
Wir stehen draußen so im Feld,
wir glaubten schon, zu halten und zu wissen —
und da versank die ganze Welt.

„Die Welt ist falsch!" Sie ist doch kein Exempel,
wozu der Lehrer seine Lösung hat —
sie ist real und warf uns alle Tempel
und, was wir lieb gehabt, um — wie ein Kartenblatt.

Ihr mahnt den Jüngling, tapfer durchzuhalten.
Gewiß, das ist ja seine Pflicht —
doch was da in ihm war vom Guten, Alten,
das gilt in Zukunft alles nicht?

Der neue Wert, die neue Stufenleiter,
der oben und der unten — seltsam Spiel:
Hier gilt die Faust, der Säbel und der Reiter —
doch was wir ehrten, gilt nicht viel.

Das muß so sein. Doch darfs nicht bis zur Neige,
nicht bis zum Ende gehn. Wir bleiben rein.
Wir halten durch — es scheint mir gar nicht feige:
Soldat und doch ein Bürger sein!

Sprecht euerm Jungen von der Kriegertugend,
doch davon auch, wenn hart der Panzer klirrt:
Daß er den Träumen seiner Jugend
soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird!

Schiffahrt von Vindex

Die Ankunft des zweiten Unterseeboots, der U-Bremen, in New York gibt Anlaß zu Betrachtungen, die weit über das erstaunliche technische Kunststück der Untermeeresfahrten hinausreichen. Obwohl wir sicherlich glauben dürfen, daß auf dem Gebiet der Kauffahrtei unter Wasser noch so manche Möglichkeiten verborgen liegen, die der Entwicklung noch allerhand Richtungen hin wert sind, steht es dennoch fest, daß die Zukunft des Seeverkehrs, soweit wir sie überschauen können, nicht unter Wasser, sondern auf dem Wasser liegt, und daß der Tag wiederkehrt, wo die deutsche Flagge nicht bloß unversehens aus der feuchten Tiefe emportaucht, sondern überm Wasser in Luft und Sonne unbehindert wieder flattern wird. Denn niemals werden wir aufhören, ein seefahrendes Volk zu sein; das gilt für den Krieg, und das gilt für den Frieden. Unsre großen Schiffahrtsgesellschaften sind weit davon entfernt, sich die Rolle, die sie im Weltverkehr und in der heimischen Wirtschaft spielen, durch den Krieg nehmen oder dauernd beeinträchtigen zu lassen.

Dabei darf man sich natürlich nicht verhehlen, daß die Umstände, die Voraussetzungen und die Wege für die deutsche Handelsseefahrt nach dem Kriege anders aussehen werden als vordem. Niemand vermag beispielsweise, um nur eins hervorzuheben, sicher zu sagen, wie das bisher so große und lohnende Auswanderergeschäft der Schiffahrtslinien nach dem Kriege sich gestalten wird. Aus naheliegenden und für jedermann ersichtlichen Gründen wird dieser Geschäftszweig für absehbare Zeit kaum jene Stärke und Bedeutung wiedergewinnen, die er vordem für das Schiffahrtsgewerbe besessen hat; vielleicht, daß die möglicherweise vermehrte Rückwanderung einen Ausgleich anzubahnen vermag. Aber auch dieser Rechnungsposten ist mehr als unsicher.

Auch abgesehen von der Auswanderung gibt es für die deutsche Schiffahrt Momente genug, die heute, wenn man sie erwägt, zum Nachdenken stimmen. Wie wird, so hat man beispielsweise weiterhin zu fragen, die Inanspruchnahme der deutschen Schiffe auf dem Weltfrachtmarkte späterhin vor sich gehen? Wie wird der Weltverkehr auf den Ozeanen sich entwickeln, und welchen Platz werden unsre Schiffe dabei einnehmen? Wie weit wird der neue große Konkurrent, werden die Vereinigten Staaten von Amerika bei Friedensschluß mit ihren Vorbereitungen sein, in den Wettkampf mit einzutreten? Wie wird es mit dem Anlaufen fremder (vordem feindlicher) Häfen durch deutsche Schiffe bestellt sein? Welche Wirkungen werden die schwarzen Listen unsrer Feinde, welche wird der wirtschaftliche „Nachkrieg" überhaupt auf das deutsche Schiffahrtsgeschäft ausüben?

Man sieht, es gibt Probleme genug zu lösen, und die ungewisse Dämmerung, die heut, wie niemand verkennt, noch über dem künftigen Schicksal der deutschen Schiffahrt schwebt, läßt sich durch Erwägungen, Betrachtungen und Erörterungen natürlich nicht klären. Man ist daher an den Stellen, die es am nächsten angeht, denn auch darüber hinweg und zu Taten geschritten. Eine dieser Taten ist die Errichtung der Unterseehandelslinie; mehr eine symbolische Handlung freilich als ein gleich von unmittelbarem Nutzen belohntes Werk; eine symbolische Hand-

lung namentlich deswegen, weil sie zeigt, wie der Geist sich Bahn bricht und keine Wände, Feuerschlünde, Netze anerkennt.

Eine andre Tat ist die neuerdings vielfach zustande gekommene Verbindung der Schiffahrtsunternehmungen mit den Großbanken und insbesondere mit der Großindustrie. Hier werden die Wege bereitet, auf denen die künftige Entwicklung des Kauffahrteiwesens einherschreiten kann. Das Frachtgeschäft soll auf eine feste Grundlage gestellt werden, durch Verträge und Interessenzusammenschlüsse im Inlande soll ersetzt werden, was etwa draußen verloren gehen könnte. Schnelle und behende Frachtdampfer sind überall im Bau begriffen, die auf ihren künftigen Trampfahrten stets da zur Stelle sein sollen, wo sie gebraucht werden.

Man hat hier und da gespöttelt, als Ballin kürzlich von der Hauptnotwendigkeit des „Maulhaltens" sprach und darauf seinerseits dem Ausfrager einen einstündigen Vortrag hielt. Aber man wird doch zugeben müssen, daß es diese und jene Lehren gibt, die der Lehrer selber nicht so streng zu befolgen braucht, sei es, daß er darüber hinausgewachsen ist, sei es, daß ihm seiner Persönlichkeit wegen getrost eine Ausnahme eingeräumt werden darf. Und daran sowie an die vorläufig noch stillen Taten der deutschen Schiffahrt im Kriege sollte dieser und jener bei der Kritik an Ballin sich erinnern.

Antworten

Curt Schawaller. „Wintersteins Tesman ist fast so etwas wie ein neuer — und keineswegs unwahrscheinlicher Typus: der Bücherwurm, den Stubenluft und sitzende Lebensweise nicht austrocknen, sondern blutvoll, ungemein potent und grade dadurch Hedda Gabler so zuwider

machen. ‚Auffassung‘ ist das notgedrungene Ergebnis der Körperlichkeit eines Schauspielers.“ Zu diesen Sätzen von mir bemerken Sie: „Ich habe die Aufführung nicht gesehen. Weiß aber, daß Wintersteins Tesman, wie Sie ihn plastisch wiedergeben, keineswegs ein neuer, sondern ein recht alter Typus ist. Die Auffassung wäre nichts weiter als das ‚notgedrungene Ergebnis der Körperlichkeit eines Schauspielers‘? Sie ist, nach Ibsen, die einzig mögliche, richtige. Denn: ‚Jörgen Tesman kommt trällernd von rechts ins Hinterzimmer; er ist ein jugendlich aussehender Mann von dreiunddreißig Jahren, mittelgroß, ziemlich voll, mit offenem, rundem, fröhlichem Gesicht, blondem Kopf- und Barthaar, trägt eine Brille eine bequemen, ein wenig nachlässigen Hausanzug, in der Hand einen leeren offenen Handkoffer.‘ So kennzeichnet Ibsen ihn. Genügts? Demnach hätte ihn Brahm von Marr, nicht von Grunwald spielen lassen müssen. Ibsens Tesman wäre ein Gelehrter, den Stubenluft austrocknet und sitzende Lebensweise? O nein, er ist ein philiströser, naiv gesunder Praktikus durch und durch. Ihn zieht es nicht zur Wissenschaft, sondern zum Professorentitel; nicht zum höhern Gelehrtenruhm, sondern zum höhern Gehalt; nicht zu innern Zusammenhängen, sondern zu äußerer Position. Gäbs in der Wissenschaft keine Karriere: er wäre Beamter geworden; Verwaltungsbeamter; Regierungsrat. ‚Die Papiere andrer zu ordnen‘ — das ist grade was für ihn. Drum zehrts nicht an ihm, drum bleibt er gesund, drum wird er nicht untergehen.“ Sehr freundlich Ihr Brief. Aber Sie haben mich mißverstanden. Mit dem „neuen“ Typus meinte ich nicht, daß Winterstein einen neuen Menschentypus, sondern daß er einen neuen Bühnentypus geschaffen habe. Ich hätte schreiben sollen: „ . . . ist für die Bühne fast so etwas wie ein neuer Typus.“ Denn tatsächlich waren alle frühern Tesmans teils zu alt, zwischen Vierzig und Fünfzig, teils von dem Gelehrtentypus der Fliegenden Blätter beeinflußt. Daß Winterstein nur Ibsen folgt, das wußte ich, da ich mit jeder Aufführung das Buch zu vergleichen pflege, und wenn ichs noch so fest beherrsche. Aber ich hielt nicht für nötig, diese Folgsamkeit aus-

drücklich festzustellen, weil sie schließlich kein Ruhm des Schauspielers ist, der seinen Autor lesen kann, und weil ich allerdings annahm, daß Ibsens Beschreibung einer Figur in einem so vertrauten Stück wie ‚Hedda Gabler' leidlich bekannt sei.

Arthur B. Gesetz wird Unsinn . . . Aber wenn Sie da nach einem Satiriker rufen, so überschätzen Sie die Kräfte der Gattung Mensch. Jedes Wort ist Abschwächung und der ‚Zerbrochene Krug' dagegen Stümperei. Ich lese nur in tiefer Andacht: „Mit der eigenartigen Frage: Muß ein Dieb, der Brot stiehlt, Brotmarken hinterlegen? hatte sich die Strafkammer von Halle als Berufungsinstanz zu beschäftigen. Einer Frau in Löbejün war nachgewiesen worden, daß sie aus einem Bäckerladen zwei Brote gestohlen hatte. Sie kam daraufhin vor das Schöffengericht und wurde zu Gefängnis verurteilt, und zwar wegen Diebstahls und außerdem wegen Verstoßes gegen die Brotmarkenverordnung, weil sie Brot an sich gebracht hätte, ohne Marken dafür abzugeben. Die Diebin hatte dazu noch die Dreistigkeit gehabt, den Bäckermeister nachträglich anzuzeigen, weil er zu frisches Brot in seinem Laden ausgelegt hätte. Für diese Anschuldigung, die sich als falsch erwies, erhielt sie noch einen Monat Gefängnis extra. Sie wandte sich nun an die Strafkammer und machte durch ihren Verteidiger geltend, das Entnehmen von Brot sei nur als Mundraub zu betrachten. Ein Verstoß gegen die Brotmarkenverordnung komme überhaupt nicht in Betracht, und ihre Anzeige gegen den Bäcker sei zu Recht erstattet, da das Brot, das sie entnommen habe, tatsächlich noch ganz frisch gewesen sei. Die Strafkammer gab ihr insofern recht, als sie tatsächlich nur Mundraub annahm, für den Strafantrag nicht gestellt war, und auch hinsichtlich des angeblichen Verstoßes gegen die Brotmarkenverordnung stellte sich das Berufungsgeauf den Standpunkt, daß eine strafbare Handlung nicht vorliege. Die Brotmarkenverordnung gelte nur für die rechtmäßige Entnahme von Brot. Die Möglichkeit von Brotdiebstählen hat der Gesetzgeber nicht in Betracht gezogen. Infolgedessen wurde das Urteil des Schöffengerichts in dieser Hinsicht aufgehoben, aber die Strafe von einem Monat Gefängnis aufrecht erhalten." Verlangt es Sie da wirklich noch nach einem Satiriker?

Kurt Singer. Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn. Ich darf ihn wohl weitergeben. „Sie tadeln (beiläufig) am alten Ekdal des Herrn Götz, daß er ‚tabetisch' gehe. Gewiß, dazu wäre kein Grund; nicht jeder büßt seine Leutnantssünden bei Ibsen so hart. Aber das ist gar kein tabischer Gang. Der Tabiker geht breitbeinig, stampfend tritt er mit der Hacke auf, schleudert die Füße weit weg, schaut zu Boden. Anders Götz als Ekdal: er geht kleinschrittig, torkelnd, hat ein Zittern in den Knieen, die leicht gebeugt, nicht aber (wie beim Tabiker) nach hinten durchgedrückt sind, die Beine schwanken nicht anders als die Hände, die Arme, die Zunge; er schaut glasig in die Luft, nicht so trottelig, wie einst Forest das konnte, sondern halb visionär, halb benebelt. Das ists: Götz geht halb wie ein akut Besoffener, halb wie ein chronischer Trinker, er geht, wie ein Mensch, der durch Schnapsgenuß bereits eine Entzündung der Bein-Nerven in sich trägt (Polyneuritis alcoholica). Zu diesem vorgeschrittenen Stadium der körperlichen Erscheinungen durch Alkoholvergiftung paßt dann auch der psychische Verfall, die Blödigkeit, die Neigung zu Wahn-Ideen und leichtem Halluzinieren gut. Forest betonte einst als Wesentlichstes den Alters-Blödsinn, die Greisen-Kindischkeit; Götz verlegt ganz richtig den Schwerpunkt nach der Seite der alkoholistischen Degeneration, die (als Belastung) dann auch das merkwürdige psychische Produkt: Hjalmar Ekdal sehr wahrscheinlich macht." Wir danken für die kostenlose Konsultation.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Aufstieg von Germanicus

Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten dieses Krieges, daß unsre Feinde ernsthaft zu glauben scheinen, in Deutschland die Barbarei niederkämpfen zu müssen. Schon heute dürfen wir getrost sagen, daß eine künftige Geschichtsschreibung dies Bedürfnis der Entente, ihre politischen Absichten durch eine kulturelle Maske zu verdecken, als eine Schwäche kennzeichnen wird. Bei aller Selbstkritik können wir uns rühmen, keinerlei Versuch gemacht zu haben, den Krieg — von uns aus — als eine Art Kreuzzug im Dienste allgemein menschlicher Ideale auszugeben. Wir kämpfen, um uns zu erhalten, um das Reich in seinem Bestand zu sichern, um dem deutschen Volke den Raum zu schaffen, dessen es für seine Leistungsfähigkeit bedarf. Wir haben es darum auch nicht nötig, unsre Gegner zu beschimpfen, sie als den Abschaum alles Irdischen, uns aber als die Retter und Propheten der Kultur zu deklarieren. Dabei verzichten wir keineswegs auf den Glauben, daß auch dem deutschen Geiste noch eine Mission unter den Völkern vorbehalten sei. Nur: diesen Krieg führen wir nicht um des Geistes willen, nicht darum, andern Nationen unsre Lebensauffassung zu bringen, oder gar um die halbe Welt dem deutschen Gedanken untertan zu machen; wir, denen die Wissenschaft und die Kunst unsrer Feinde durchaus bekannt und auch durch das Meer des Blutes, in dem man uns zu ertränken trachtet, nicht fremd geworden sind — wir haben das Schwert gezogen, weil man uns in unserm realen, in unserm wirtschaftlichen und politischen Dasein bedrohte, und wir führen dies Schwert, nicht um eine messianische Aufgabe zu erfüllen, sondern um den Völkern klarzumachen, daß Deutschland ein Faktor im weltpolitischen System ist, es bleiben will und bleiben wird.

Solche Selbstverständlichkeiten vorausgeschickt, scheint es angemessen, das Erscheinen einer kleinen Schrift: ‚Französische Menschlichkeit‘ von Doktor Justus Keller zu bedauern. Es handelt sich um eine Sammlung von Greueltaten aus den letzten Jahrhunderten der französischen Geschichte, um eine Zusammenstellung unerhörter Brutalitäten, wie sie die Kriege und Revolutionen der Franzosen, dieser Nation, die Voltaire die grausamste genannt hat, kennzeichnen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Register, das der pseudonyme Verfasser zusammengestellt hat, ein fürchterliches Abbild von der „Bestie im Menschen“ — diesen Begriff, den ein Franzose prägte — gibt. Indessen, wir wissen und können dies auch in der Einleitung der genannten Schrift lesen, daß sich die Franzosen ganz ähnliche Zusammenstellungen

aus dem Material der deutschen Geschichte geleistet haben, und wir wissen ferner, daß solche „Methode stückweiser Geschichtsbetrachtung“, solche Sammlung sadistischer Anekdoten, etwas durchaus Unwissenschaftliches hat. Es ist uns darum ein gewisser Trost, daß Doktor Martin Hobohm, der diesem Kalender französischer Kriegsroheiten einen offenen Brief an den pariser Professor Lavisse voranschickt, ungefähr unsrer Meinung zu sein scheint und das Lexikon von perversen Morden, Schändungen, Brandstiftungen und sinnlosen Verwüstungen nicht als ein entscheidendes Kampfmittel bewertet, vielmehr als eine Zurechtweisung des großen französischen Historikers, der sich nicht entblödet hat, seinen Namen einer fanatisierten Professorenhorde, eben jenen französischen Sammlern deutscher Greuel, als Deckung zu leihen. Hobohm dürfte letzten Endes mit uns die Ueberzeugung teilen, daß Deutschland es entbehren kann, sich und seine Kriegführung durch eine Registratur der Barbarei der Andern zu rechtfertigen. So betrachtet, mag der Aktensammlung französischer Brutalitäten ein leidliches Recht zugebilligt sein; vielleicht erinnert sie die toll gewordenen französischen Fachkollegen an die bekannte Wahrheit vom Steineschmeißen und vom Glashaus. Im Uebrigen aber gibt uns das Durchblättern solcher Annalen der Animalität einen gewissen Trost: wie furchtbar auch das Geschehen des jetzt über Europa gekommenen Krieges sein mag, wie schrecklich auch die Opferzahlen wachsen — die entfesselte Roheit des Individuums, der Krieg als Mordbrennerei, das Töten um des Tötens willen, der Blutdurst aus religiösem oder nationalem Haß, diese Merkmale des Krieges der frühern Jahrhunderte sind nicht mehr kennzeichnend für das Wesen der heutigen Kriegstechnik. Auch der Krieg hat sich von der Willkür befreit und hat sich versachlicht. Mögen noch nie durch einen Krieg so viele Menschenleben zerstört worden sein wie durch diesen, so sind diese Millionen doch nicht geschlachtet worden, sie sind gefallen, sie wurden von den Vernichtungskräften der Kriegsmaschinerie erreicht und aus der gigantischen Rechnung einer organisierten Kräftemessung ausgeschaltet. Ohne die unfaßbare Tragik nächtlicher Patrouillenritte und die flammende Wildheit der Nahkämpfe zu vergessen, unbekümmert um die törichten Phrasen des Lloyd George darf man sagen, daß dieser Krieg nichts weniger ist als eine Angelegenheit des militärischen Sportes, noch gar eine Auslösung atavistischen Blutdurstes. Im weltgeschichtlichen Zusammenhang betrachtet, könnte man sich gedrängt fühlen, von einem Aufstieg zu sprechen.

*

Noch ein andrer Trost läßt sich gewinnen, wenn man sich an die Gewalttaten der französischen Raubkriege erinnert und damit den Zustand von heute vergleicht. Deutschland hat die Kraft gewonnen, eine feindliche Koalition, machtvoll wie noch nie die Erde

sie gesehen hat, von seinen Grenzen fernzuhalten; unsre Heere stehen in Frankreich und Rußland, in Belgien, Serbien und Rumänien. Das ist ein bedeutsamer, die Angriffspolitik unsrer Gegner vielleicht belehrender Unterschied, gemessen an dem Gegenbeispiel etwa der Zeiten, da die französische Soldateska das südliche Deutschland verwüstete. Als ein Beispiel der „französischen Menschlichkeit“ lesen wir unter der Ueberschrift ‚Rund um das Heidelberger Schloß‘ dieses:

Nachdem französische Truppen bereits im Herbst 1688 bis vor die Tore von Ulm und Donauwörth gestreift waren und Süddeutschland in niederträchtigster Weise gebrandschatzt hatten — Hohenlohe, Crailsheim, Nördlingen, Stuttgart, um nur die bekanntesten Städte zu nennen, gingen in Flammen auf, während überall fast unerschwingliche Kontributionen erhoben wurden —, verfügte Louvois auf Befehl des Allerchristlichsten am dreizehnten Januar 1689 die Räumung und gänzliche Zerstörung von Mannheim, und kurz darauf fügte er dieselbe Weisung für Heidelberg hinzu. Mit der Erledigung dieser Aufgabe wurde der General Melac betraut, der Ende Januar die Umgebung der kurpfälzischen Residenz bis nach Weinheim hin unter erfinderischen Scheußlichkeiten dem Erdboden gleichmachte. Heidelberger Bürger, die sich geflüchtet hatten, wurden niedergemetzelt, Wöchnerinnen gemißhandelt und verstümmelt, Frauen und Kinder auf offener Straße vergewaltigt, Schwangere genotzüchtigt und aufgeschlitzt, Greise mit dem Kopf auf den Boden gestampft, bis sie den Geist aufgaben, zum Retten und Löschen herbeieilende Bewohner mit Schüssen verjagt oder entblößt in die Kälte hinausgetrieben, und der Krieg gegen friedliche Bürger und Bauern mit solcher Roheit geführt, daß die Straßen drei Tage lang mit nackten Leichnamen Erfrorener und Erschlagener bedeckt waren, welche gleichwohl vor den vorübergehenden Soldaten noch nicht sicher gewesen, indem sie teils dieselben mit Füßen zertreten, brennend Stroh auf sie geworfen, auch über einige mit Karren und Wagen gefahren. Heidelberg öffnete im Andenken an Turenne gütlich die Tore und glaubte, sich durch den Abschluß einer regelrechten Kapitulation vor dem äußersten sichern zu können, Melac ließ aber Schloß und Bibliothek, Neckarbrücke und Stadtmauer teilweise in die Luft sprengen und schließlich die Stadt durch Anfüllung der Häuser mit Stroh, Pulver, Schwefel und Pech planmäßig zur Einäscherung vorbereiten.

Damit ist es nun vorbei. Seit 1813, steigend und immer spürbarer, haben die Franzosen erfahren müssen, was das heißt, Städte und Dörfer unter der Wucht des kriegerischen Ansturmes zusammenbrechen zu sehen. Es ist eine überwältigende Tatsache, daß man heute quer durch Deutschland reisen kann und das Land so vorfindet, als wäre Frieden ringsum, arbeitend, wachsend, in Sicherheit und frei von all jenem Entsetzen, von dem die Chro-

niken des dreißigjährigen Krieges oder die der napoleonischen Zeit zu berichten wissen. Auch das ist eine Wandlung und ein Aufstieg, eine Veränderung in der Kräfteverteilung Europas, mit der zu rechnen die Politiker an der Seine, in Petersburg und in London sich werden gewöhnen müssen. Zugleich aber bedeutet dieses konsequente Aufsteigen des Komplexes Deutschland eine Stabilisierung des europäischen Gleichgewichtes und damit eine Sicherung für die weitere Entwicklung der europäischen Geschichte: erlöst von der Willkür irgendwelcher Sonnenkönige oder solcher, die es sein möchten, erlöst von der diebischen Allmacht der Kabinette, dem Zustande einer vernünftigen politischen Rechnung, einer sachlichen Wirtschaftsdiskussion und damit einem gewissen, nicht ideologisch, sondern real begründeten Friedenszustand entgegen.

*

Nur, wer solcher Hoffnung ist, kann mit ganzem Herzen sich zu einer aufbauenden Bevölkerungspolitik, wie sie der preußische Minister des Innern soeben ankündigt, bekennen. Es wäre eine unnütze Anstrengung der Mütter, sollte die Steigerung des Nachwuchses nur eine Auffüllung der gelichteten Armeen bedeuten. Um eine Stärkung der völkischen Produktionskraft handelt es sich und nur in so weit auch um eine Mehrung der Waffenfähigen, als solche Wappnung notwendig ist, Deutschland die Stärke und den Einfluß zu geben, deren Europa bedarf, um Frieden zu haben. Wir wollen den Schutz der Schwangeren und der Neugeborenen, die Gleichberechtigung der ehelichen und der bisher als unehelich gekennzeichneten Kinder, die systematische Bekämpfung aller die Geburtenziffer bedrohenden Mißstände auf sozialem, rechtlichem und hygienischem Gebiet, wir wollen den Aufstieg der deutschen Bevölkerung, weil wir in der kraftvollen Bemannung eines fest gewordenen Deutschlands den Balancepol und zugleich die Basis des europäischen Friedens erkannt haben.

Das Leben Jesu von Egon Friedell

Es ist zu bedauern, daß außer Strauß und Renan bisher noch keinem Autor gelungen ist, mit einem ‚Leben Jesu' in weitere Kreise zu dringen. Renan hat bekanntlich aus der Geschichte des Heilands eine parfümierte Dorfidylle gemacht. Dieses Buch konnte nur in Frankreich entstehen, denn nur in diesem Lande gibt es eine solche Virtuosität der impressionistischen Technik, und nur in diesem Lande bringt man es fertig, über Fragen der Religion und Ethik mit einem solchen vollkommenen Mangel an Ernst zu sprechen. Das französische Talent, aus allem: Gott, Liebe, Freiheit, Ruhm, Alltag einen ungeheuern Kolportageroman zu machen, befindet sich hier auf einem seiner leuchtenden

Kulminationspunkte. Neben diesem Buch wirkt die Art, wie der ehrliche David Friedrich Strauß mit entsetzlich langweiligem Scharfsinn und gänzlicher psychologischer Ahnungslosigkeit die Bibel seziert, fast wie eine Erholung. Seitdem hat die theologische Wissenschaft in einer Reihe tiefer, wohlunterrichteter und gründlicher Werke so ziemlich die ganze evangelische Tradition als einwandfreies historisches Material wieder in ihre Rechte eingesetzt; aber diese Werke werden vom großen Publikum nicht gelesen, denn sie sind weder in die verlockende Eleganz von Renans Saisonroman gekleidet, noch teilen sie den Vorzug von Straußens Buch, daß sie der Halbbildung den billigen Triumph der „Aufgeklärtheit" verschaffen. Eine Anzahl der wichtigsten Fragen, die das Leben Jesu betreffen, harren aber gleichwohl noch der Erörterung. Wir wollen einige von diesen kurz andeuten.

Jesus der Antichrist

Ein Hauptproblem der modernen Christologie ist die Frage nach der Messianität Jesu. Hier kann man unter den Theologen drei Gruppen unterscheiden. Die Einen — sie werden jedoch von Jahr zu Jahr seltener — halten an der überlieferten Anschauung fest, daß zwischen dem Alten und dem Neuen Testament eine ähnliche Harmonie bestehen müsse, wie sie ganz zweifellos zwischen den einzelnen Teilen des Neuen Testaments besteht, und sind demgemäß bemüht, Jesus als identisch mit dem jüdischen Messias nachzuweisen. Die zweite Gruppe hat sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß ein solcher Nachweis ohne Gewaltsamkeiten und Künsteleien nicht möglich ist, und steht daher auf dem Standpunkt, Jesus sei allerdings der längst prophezeite Messias gewesen, aber er habe die messianischen Vorstellungen erweitert, vergeistigt, mit einem tiefern Gehalt erfüllt und auf eine höhere Stufe gehoben. Aber wenn Jesus die Idee der jüdischen Messianität vollkommen umgedacht hat (und zwar bis zur Negation): welchen Zweck hat es denn noch, an einer Titulatur festzuhalten, die in einem christlichen Munde das genaue Gegenteil von dem bedeutet, was die alten Juden darunter verstanden haben? Warum geht man denn nicht noch einen kleinen Schritt weiter und sagt einfach: Jesus war nicht der Messias? Diese Auffassung vertritt, wenn auch nicht grade expressis verbis, eine dritte Gruppe von Theologen, die sich vorläufig noch stark in der Minderheit befinden; immerhin ist unter ihnen eine Autorität vom Range Wellhausens. Es kommt noch hinzu, daß sich Jesus kein einziges Mal als Messias bezeichnet hat. Die wenigen Evangelienstellen, die hier herangezogen zu werden pflegen, sind vollkommen zweideutig und beweisen bestenfalls, daß er von einigen so genannt wurde. Wir können hier auf die Details nicht eingehen; Herr Doktor Moritz de Jonge, ein wenig bekannter Gelehrter von höchst bizarren, bis-

weilen hart ans Pathologische grenzenden Anschauungen, aber außerordentlichen Kenntnissen, hat diese Seite der Frage einer genauen textkritischen Untersuchung unterzogen und ist zu sehr überraschenden Resultaten gelangt. Für den Laien aber genügen zwei sehr einfache Erwägungen. Erstens: wenn Jesus der Messias war, warum hat er nichts von dem getan, was man vom Messias erwartete? Und zweitens: wenn Jesus der Messias war, warum haben ihn die Juden nicht anerkannt, warum erkennen sie ihn bis zum heutigen Tage nicht an?

Der Grundzug des Judentums ist ein tiefgewurzelter, organischer Materialismus. Selbst dort, wo der jüdische Geist sich in die allerspiritualistischsten Höhen verliert, behält er doch noch immer den Charakter des Materialismus, der sich verstiegen hat; und immer bleibt er rationalistisch. Die Annahme, daß die Wirklichkeit aus jenen Dingen bestehe, die man beweisen, womöglich abtasten kann: dieser himmelschreiende Nonsens ist eine jüdische Erfindung; und, wie wir hinzufügen können, auch der Aberglaube der romanischen Völker, vor allem der Franzosen. Die größten Narreteien, die die romanische Rasse geglaubt oder begangen hat, haben alle immer noch irgendeine sinnliche Basis. Die französische Ideologie hängt doch immer irgendwie mit der greifbaren, sichtbaren, schmeckbaren Realität zusammen, hinter jedem Phantom steckt schließlich etwas Wirkliches: hinter dem Troubadourwesen die Frau, hinter den Kreuzzügen die Eroberung Palästinas, hinter der grande révolution die Verbilligung der Lebensmittel. Der französische Chevalier setzte jederzeit gern sein Leben aufs Spiel, aber eben für seine Ehre, seinen Namen, seine soziale Stellung. Das jüdische Volk hat in zahllosen Kriegen den äußersten Heroismus und die blindeste Todesverachtung bewiesen, aber immer aus sehr realistischen Gründen. Alle großen jüdischen Reformatoren waren Realpolitiker, das jüdische Ritual besteht im Wesentlichen aus sanitätspolizeilichen Vorschriften, und die höchste Idee des Judentums, eben der Messias-Gedanke, ist verstiegen, aber keineswegs weltfremd, er ist ein konkretes Hirngespinst. Daher die ungeheure Erbitterung des gesamten zeitgenössischen Judentums gegen Jesus, nicht gegen den Neuerer (denn solche waren dem beweglichen Volksgeist durchaus gemäß), nicht gegen den Bekämpfer der Hierarchie (denn dies wurde von einem großen Teil der Nation gebilligt), nicht gegen den Anwalt der untern Schichten (auch dafür war die Stimmung überaus günstig), sondern gegen den gefährlichen Frondeur, der zu verkünden wagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Dies mußte das Grundpathos, den tiefsten Instinkt, den innersten Lebenskern des Judentums tödlich verletzen, denn es war in Wahrheit die vollständige Aufhebung und Umkehrung des spezifisch jüdischen Weltgefühls. Daß Jesus das Transzendentale in

die Religion und Ethik einführte, daß er der Menschheit zum Bewußtsein brachte, dieses sei das allein Wirkliche: darin besteht die ungeheure Revolution, die vom Judentum auch sogleich richtig gewertet wurde. Die Messias-Idee konnte nur von einem widerlegt werden, der ihre innersten Voraussetzungen untergrub. Daß die Welt nicht mit dem Schwert erobert werden kann, erobert werden darf, sondern nur mit dem Geist, das war etwas schlechthin Neues, ein Gedanke, der vorher in keines Juden und in keines Heiden Kopf gekommen war. Kurz: wenn der Messias der Christos sein soll, der Gesalbte, der König — und dies ist zweifellos die korrekte jüdische Auffassung —, dann war Jesus nicht mehr und nicht weniger als der leibhaftige Antichrist.

Christentum und Sozialismus

Allerdings hat Jesus die Armen den Reichen vorgezogen, indem er in dem bekannten Gleichnis sagte, ein Reicher könne nicht ins Himmelreich kommen; aber dieser Ausspruch hat durchaus keine sozialistische Pointe. Die Armen kommen eher ins Himmelreich als die Reichen, weil bei ihnen die Vorbedingungen für ein göttliches, dem „Mammon" abgewandtes Leben günstiger sind. Ein Reicher wird sich, ob er will oder nicht, mit seinen irdischen Gütern befassen müssen; der Arme ist in der glücklichen Lage, solche von Gott ablenkende Dinge nicht zu besitzen. Der Sozialismus will aber, ganz im Gegenteil, die Armen allmählich in die Vorteile einsetzen, die heutzutage nur die Reichen genießen; und er will, daß jeder Mensch, ob arm oder reich, arbeitet. Jesus hingegen stellt die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache als Vorbilder hin. Er weiß, daß im „Segen der Arbeit" ein geheimer Fluch verborgen ist: die Gier nach Geld, nach Macht, nach Materie. Der Sozialismus will die Armen reich machen: Jesus will, ganz im Gegenteil, die Reichen arm machen; der Sozialismus beneidet die Reichen: Jesus bedauert sie; der Sozialismus will, daß womöglich alle arbeiten und besitzen: Jesus sieht den idealen Gesellschaftszustand darin, daß womöglich niemand arbeitet und besitzt.

Und damit berühren wir die eigentliche Stellung Jesu zur sozialen Frage: er lehnt sie einfach ab. Für ihn sind Dinge wie Güterverteilung, Besitz, gerechte Ordnung der Erwerbsverhältnisse das, was die Stoiker ein „Adiaphoron" und die Mathematiker eine „quantité négligeable" nennen: sie gehen ihn garnichts an. Er erblickt seine Mission darin, die Menschen zum Göttlichen zu führen, ein „sozialer Reformator" hat es aber immer nur mit der Welt zu tun. Es ist daher die höchste Blasphemie, die man gegen Jesus begehen kann, wenn man ihn in eine Reihe mit jenen Zwerggeistern stellt, die die Menschheit auf nationaloekonomischem Wege erlösen wollten! Er ist von allen diesen nicht dem Grade,

sondern der Art nach verschieden. Seine Wohltaten waren geistige, nicht materielle, und man kann ihn mit solchen Volksmännern überhaupt garnicht vergleichen, so wenig wie etwa die Schöpfungen eines Dante oder Kant mit denen eines Marconi oder Edison. Es ist dies der ebenso perfide wie geistlose Versuch, Jesus für die philosophischen Platitüden des neunzehnten Jahrhunderts zu reklamieren. Jesus hat niemals gegen jene Mächte gekämpft, die der Gegenstand moderner Sozialpolemik sind, wie Bourgeoisie, Bureaukratismus, Kapitalismus und dergleichen, weil ihm alle diese Dinge viel zu gleichgültig waren. Er hat immer nur einen Feind erbittert bekämpft: den Teufel im Menschen, den Materialismus. Aber unsre aufgeklärte Zeit glaubt ja nicht mehr an den Teufel, weil sie ihm derart verfallen ist, daß sie ihn gar nicht mehr sieht; und der „Geist" des Materialismus herrscht heute unter den Enterbten genau so wie unter den Besitzenden. Die Einen haben Geld, die Andern haben noch keines; aber um Geld dreht es sich da wie dort. Heut würde Jesus nicht mehr sagen: „Selig sind die Armen", denn diese sind heute ebenso unselig geworden wie die Reichen — dank den sozialistischen Theorien, die man ihm in die Schuhe schiebt.

Das Wunder als eine Form der Energie

Ein Wunder ist eine Naturerscheinung, deren Verständnis der Wissenschaft noch nicht gelungen ist. Das heißt: der Durchschnittswissenschaft, wie sie in Polytechniken und Lehrerseminaren betrieben wird. Die echte Wissenschaft, die schöpferische und wirklich fortschreitende, hat nämlich zu allen Zeiten im Wunder einen ihrer Fundamentalbegriffe gesehen; denn jede in die Tiefe gehende Erklärung einer empirischen Tatsache ist nichts andres als die Feststellung eines Wunders. Der Philologe beschäftigt sich mit dem Wunder der Sprache, der Botaniker mit dem Wunder der Pflanze, der Historiker mit dem Wunder des Weltlaufs und so weiter: lauter Geheimnisse, die noch kein Mensch zu entziffern vermocht hat. Ja, selbst der Physiker — wenn er nämlich genial ist — stößt fortwährend auf Wunder. Je tiefer eine Wissenschaft in die Sphäre des Wunderbaren einzudringen vermag, desto wissenschaftlicher ist sie. Und die Kultur einer Zeit läßt sich an der Zahl der Wunder messen, die sie exakt nachzuweisen vermocht hat. Ein Zeitalter ist umso aufgeklärter, je mehr Rätsel es entdeckt.

Hieraus ergibt sich, wie hoch die Kultur der Zeit zu bewerten ist, in der wir uns befinden. Wenn wir keine Wunder mehr erleben, so kommt das nicht daher, daß wir klüger, sondern daher, daß wir temperamentloser, phantasieärmer, instinktschwächer, geistig leerer, kurz, daß wir dümmer geworden sind. Wir kommen uns ungeheuer human und gescheit vor, wenn wir unsre Zustände

mit denen des Mittelalters vergleichen. Es erscheint uns düster, beschränkt, leichtgläubig. Und in der Tat: damals glaubte man wirklich alles. Man glaubte jede Erzählung, jeden Traum, jedes Gedicht, man glaubte an Wahres und Falsches, an Weises und Wahnsinniges, an Heiliges und Hexen, an Gott und den Teufel. Aber man glaubte auch an sich. Ueberall sah man Realitäten, selbst dort, wo sie nicht waren: alles war wirklich. Und überall sah man die höchste aller Realitäten, Gott: alles war göttlich. Daher trotz aller Jenseitigkeit, Dürftigkeit und Enge der prachtvolle Optimismus jener Zeiten: wer an die Dinge glaubt, ist immer voll Zuversicht und Freude. Das Mittelalter war nicht finster, das Mittelalter war hell! Mit einer ganzen Milchstraße, die der Rationalismus in Atome aufgelöst hat, können wir nicht das Geringste anfangen, aber mit einem pausbackigen Engel und einem bocksfüßigen Teufel, an den wir von Herzen glauben, können wir sehr viel anfangen!

Man sagt uns freilich, Fetischismus, Mythologie und dergleichen seien alberne und rohe Dinge; aber wir haben diese schlimmen Dinge ja auch noch in unserm heutigen Leben, nur in unsäglich platterer, geistloserer und gemeinerer Form: unsre Fetischtempel heißen Börse und Parlament, und unsre Mythologie lesen wir täglich dreimal in der Zeitung.

Es geschehen heute keine Wunder mehr, aber nicht weil wir in einer so fortgeschrittenen und erleuchteten, sondern weil wir in einer so heruntergekommenen und gottverlassenen Zeit leben.

Was sagt Gott dazu?

Die Intensität, mit der diese Frage gestellt wird, ist in der Tat das, was jedem Zeitalter und jedem Individuum seinen Rang anweist. Die Frage selbst lebt in jedem Menschen; denn der Glaube an das Göttliche hat ganz zweifellos den Charakter eines Instinkts; daß der Verstand imstande ist, diesen, wie jeden andern, Instinkt, zeitweilig zurückzudrängen und unwirksam zu machen, - ist kein stichhaltiger Einwand. Es liegt im Wesen jedes Instinkts, daß er der Organisation, in der er auftritt, nützlich ist. Dieselbe Kraft, die die Pflanzenwurzel Phosphor wählen läßt, treibt den Menschen zum Gottglauben und allem, was damit zusammenhängt. Wir können die Existenz Gottes mit derselben Stringenz beweisen, mit der wir die Existenz von Eiweiß beweisen können; vielleicht mit keiner größern, aber sicher mit keiner geringern. Gott ist für unsre Seele, was Eiweiß für unsern Körper ist: ein auf die Dauer unentbehrlicher Assimilationsstoff.

Inhalt und Zweck aller schöpferischen Tätigkeiten besteht in nichts anderm als in dem Nachweis, daß das Gute, der Sinn, kurz:

Gott in der Welt überall vorhanden ist. Diese höchste, ja einzige Realität ist immer da, aber meist unsichtbar. Der Genius macht sie sichtbar: dies ist seine Funktion. Man nennt ihn daher mit Vorliebe gotterfüllt. Die Tatsache „Gott" erfüllt ihn derart, daß er sie überall wiederfindet, wiedererblickt, wiedererkennt. Dieses Wiedererkennen Gottes in der Welt ist die eigentümliche Fähigkeit und Begabung jedes großen Menschen.

Aber die Frage „Was sagt Gott dazu?" hat niemand so rein, tief und innig gestellt wie Jesus von Nazareth, und niemand hat sie so vollkommen beantwortet, für alle Dinge des Himmels und der Erde, die größten wie die kleinsten: für Denken und Handeln, Lieben und Hassen, Essen und Trinken, Gebären und Sterben. Und darum wird, so lange Wesen von unsrer Art und Anlage leben werden, mit vollem Recht er und nur er der wahre Sohn Gottes genannt werden.

Zu diesem Krieg

Wilhelm Raabe

Ich sage, Gentlemen, dies ist eine gute Stelle, um zu liegen und auszuruhen und auf die Tritte der Kommenden zu horchen. Hört ihr die Schritte? Einzeln, zu Zweien, Zwanzigen — Tausenden, Millionen — the whole hog. Es wird eine Zeit geben, da wird die große Flagge der Zukunft hier entfaltet sein. Dann gibt es vielleicht ein England des Stillen Ozeans, welcher dann sehr lebendig sein wird. Wir nennens heute Japan und stehen davor, wie vor einem dunklen stummen Rätsel. In jener Zeit werden gewaltige neue Nationen auf riesenhaften Schiffen zwischen den Ufern Asiens und Amerikas verkehren, wie jetzt zwischen Hull und Hamburg, Dover und Calais. Da wird die Zivilisation ihren Lauf um den Erdball vollendet haben, und die alte Europa, einst eine so schöne, blühende Jungfrau, einst geliebt von Zeus dem Götterkönig, wird dann ein vertrocknetes Mütterlein sein, das uralte und alte Schätze und Andenken aus altväterlichen Kommoden und Schränken in der Schürze hält. Da werden die jungen Weltvölker kommen und sich Märchen und Historien aus vergangenen Tagen erzählen lassen. Berichten wird das Großmütterchen von Assyriern, Egyptern, Chaldäern, Griechen, Römern und Germanen, von der Stadt Babylon und Jerusalem, vom Kampf um Troja, von der Stadt Athen, der Stadt Rom, der Stadt Berlin, der Stadt Paris, und der größten Stadt der alten Welt, London. Und Gesänge wird sie singen von Hektor und Achill, vom Fall der Nibelungen, von Hamlet dem Dänen, Macbeth und dem alten König Lear, von Wallenstein und Tell und zuletzt das hohe tragische Lied vom Faust. Da werden die jungen Völker immer von neuem grübeln und staunen über die versunkene Welt; aber der alte modus operandi wi das junge Blut auch immer weiter treiben, und nach den Sternen sehend wird die Menschheit ihren Weg vollenden. Vollenden? Was kümmerts uns, was geworden ist, wenn die Schlange wirklich ihre eigene Schwanzspitze erschnappt hat? Noch eine Schaufel voll Erde auf das Grab der Frau, welche wir heute begruben! Es ist geschehen — ihr Recht haben die Toten; rührt euch, ihr Lebenden, denn auch eure Stunde kommt. Je härter der Kampf um das Dasein, desto süßer die Ruhe. Gut Glück einem Jeden!

Vom Kampf der Kunst

von Martin Roehl

Allen denen, die sich über das Wesentliche, die Notwehr des deutschen Geistes gegen eine Flut von Bedrängnis, unter dem Zwang der Stunde klar geworden sind, mußte der Almanach der Achtzehn („Das Ziel, Aufrufe zu tätigem Geist', herausgegeben von Kurt Hiller bei Georg Müller in München, 1916) eine Erlösung sein. Zuviele scheinbar Aufrechte hatten sich behende geduckt, zuviele, die Kämpfer waren, bebend verkrochen, als daß nicht die Uebriggebliebenen, die sich plötzlich in der Wüste sahen, hell einstimmen sollten in die Fanfaren, die aus verzweifelter Verteidigung einen verwegenen Angriff machen. Daß manches in den starken Sätzen zu laut gesagt ist, um anzustacheln, zu witzig, um wahr zu sein, läßt sich übersehen. Eine Meinung aber muß, wie mir scheint, von vorn herein richtig gestellt werden, weil sie, überzeugt verfochten, nicht nur das Prinzip, sondern auch die Taktik verderben würde. Das ist die Parole: „Für den Geist wider die Kunst!" Zunächst deshalb, weil bei uns die Kunst, vor allem die Dichtung selbst gegen das Ungeistige in schwerstem Kampfe steht, weil sie in den nächsten Jahrzehnten fast erdrosselt werden wird von Feinden, die auch die Feinde des Geistes sind und den Geist meinen, wenn sie die Kunst knebeln.

Man sollte doch nicht immer nur auf das Nächste starren! Jener Partikularismus, der über dem Trennenden der nächsten Gruppe die gemeinsame Front gegen den übermächtigen Gegner vergißt, ist jetzt mehr denn je vom Uebel. Wir wissen doch, oder sollten es wissen, daß alles das, was uns in den letzten Jahren Kunst bedeutete, erst ganz langsam anfing, außerhalb einer dünnen Schicht überhaupt beachtet und diskutiert zu werden. Die ganzen großen Massen des Bürgertums lebten immer noch ausschließlich vom Kitsch, die Kunst blieb isoliert und befehdet. Und als sie anfing, den Vertretern der Ungeistigen wirklich bedrohlich zu werden, kam der Krieg. Mit ihm aber ist das Bürgertum vorläufig der Kunst entscheidend verloren. Wer rechts stehende und mittlere Zeitungen studiert, kennt die Forderung des Tages: Gesinnung — nicht Form; Verengung — nicht Erweiterung; Vergröberung — nicht Vertiefung; Moral — nicht Ethos. Und, man verlasse sich drauf, die Andern werden den Augenblick nicht ungenützt lassen, und das, was jetzt versteckt und in bissigen Anspielungen immer häufiger auftaucht, wird eines Tages als gebieterische Parole auf wehendem Banner leuchten: „Kitsch ist die nationale Forderung des deutschen Volkes. Was nicht Kitsch ist, bleibt dem nationalen Bewußtsein verdächtig." Von dem moralischen Bewußtsein und seiner wachsenden Empfindlichkeit ganz zu schweigen. Das Theater trifft's zuerst, das Publikum, durch die verheißungsvollen An-

fänge zweier Jahre genügend gewöhnt, jauchzt mit, und an flinken Schreibern wirds nicht fehlen, die den Kitsch mit einer winzigen Dosis Geist durchsetzen, zu wenig, um verdächtig zu werden, und doch genug, um dem nicht ganz Vergröberten Kunst vorzutäuschen. In der Malerei ist der Weg zum Kitsch ja schon erfolgreich gewiesen durch beliebte und bekannte Broschüren. Soll der Geist der um ihre Existenz ringenden Kunst da etwa in den Rücken fallen?

Aber noch in einer tiefern Schicht droht Gefahr. Wir stehen in der Mitte zwischen Westeuropa und Asien, Anatole France und Dostojewskij sind Extreme, die unsre beiden Gefahren in kristallener Reinheit verkörpern. Der französische Geist wird (man kanns beklagen) keine Gefahr mehr sein; nichts wird ferner liegen als eine übertriebene Vorliebe für jenen Geist, der sich die adäquateste Form schuf, weil er sich, klar, heiter, spielend und schon etwas müde, nur als Form verwirklichen konnte; er, selbst in seiner Heimat sacht zur Sage werdend, ist ja in der Flut von Gefühlen, die jäh hereinbrach, so verdächtig geworden, daß ihm jede Wirkung abgeschnitten wäre. Hingegen wird sich die Rezeption Dostojewskijs bei denen, die den Kitsch nicht wollen und doch den Anschluß an den Geist von morgen suchen, immer schneller und gründlicher vollziehen. (Natürlich gelten mir France und Dostojewskij nur als Symbole gewisser entgegengesetzter Wesensarten.) Dostojewskij — das ist Intuition, Mystik, Heiligtum, die Stimme des Bluts. Und Blut ist wieder Trumpf, seit die ratio den Vielen verdächtig ward. Englands grober, flacher, pausbäckiger Materialismus kommt an dem Scheidewege der deutschen Kunst nicht in Betracht; die Gefahr lauert, auch hier, im Osten. Welche Wollust, sich nach den Ermüdungen und Enttäuschungen der schweren Zeit in die Flut der Mystik zu stürzen, vor dem riesenhaften Heiligen Dostojewskij zu knieen und in einem Reich, das nicht von dieser Welt ist, der ratio zu entrinnen und die Form zu zerbrechen! Wir werden die Manen Balzacs, Flauberts, Zolas noch nötig haben!

Es ist die Situation Deutschlands, Mitteleuropas, das französische Erbe, das die todmüden Enkel verrieten, mit frischer Kraft anzutreten, fortzubilden und gegen Asien zu verteidigen. Was uns nottut, ist die organische Form. Form ist Geist, Kunst ist Geist, der sich aus sich selbst den Leib schuf. Was mit artistischer Spielerei und leerem Formvirtuosentum nicht verwechselt werden darf. Darum ist Form zugleich Oberfläche und Tiefe. Mystik, Heiligtum ist nur Tiefe, ist uferlos, formlos. Dostojewskijs Romane sind letzten Endes formlos, Tolstoi haßte die Form als Ausdruck des Geistes, die er doch brauchte, um sein ungeheures Gefühl mitzuteilen und suggestiv zu machen. Während die Romane der besten Franzosen so sehr Form wurden, daß man sie für flach halten konnte.

Die Gegner haben das alles längst gewußt. Ueberall war der Herrscherkaste der große Künstler a priori verdächtig, auch wenn er sie zu bestätigen schien. Dostojewskij, der Reaktionär, ist von den russischen Reaktionären stets unterdrückt worden, und was haben unsre Herrschenden für Heinrich von Kleist und Theodor Fontane übrig gehabt? Ludwig Rubiner hat ganz recht: Liberale Schriftsteller haben diese Dichter propagiert — aber die Herrschenden haben sie abgelehnt oder ignoriert, beide in dem richtigen Instinkt, daß Kunst, mag sie sich noch so konservativ gebärden, doch, sofern sie Rang hat, für den Geist wirbt, denn sie will, wie er, das Wahre, Wesentliche, sie stellt fest und kritisiert damit schon, sie formt und bezwingt, und stellt sich damit über das Autoritative. Ueberall, wo Kunst verwirklicht wird, ist dem Ungeistigen ein Stück Boden entrissen. Es liegt schon ein Sinn darin, wenn freiheitliche Richtungen sich unbedenklich für Kunst scheinbar entgegengesetzter Art einsetzen, wofern sie nur Größe hat, während kirchliche und politische Herrschergilden im Zweifelsfalle unfehlbar den ungefährlichen Kitsch vorziehen und sich die Kunst erst gefallen lassen, wenn sie historisch geworden und für die Jugend ins Kindlich-Moralische umgebogen ist. Und schließlich: wenn in der Kunst Gegner von Rang auftreten — wem kanns erwünschter sein als uns? Durch sie würde der Kampf in eine Ebene hinaufgetragen, wohin die Ungeistigen nicht zu folgen vermöchten, er würde im Zeichen des Geistes ausgefochten werden, und wir haben vom Geist nichts zu fürchten, von der brutalen Macht aber alles. Nicht nur anständiger, auch klüger ist die Taktik, den Gegner zur Höhe des eigenen Niveaus zu zwingen, als ihm in die Niederungen des seinigen zu folgen. Man überlasse es also den Andern, vom Künstler „Wohlgesinntheit" und richtige „Tendenz" zu verlangen, und sei es auch die des Aktivismus.

Es bleibt eben eine irrtümliche Ansicht, daß die Wirkung von der Stärke und Lungenkraft der action directe abhängt. Björnson hat sehr viel lauter und direkter posaunt als Ibsen: aber wer hat wohl die Geister nachhaltiger und tiefer revolutioniert? Und jener Flaubert, der an die Form alles, ein ganzes Leben wandte: sollte seine Wirkung flacher oder ungeistiger gewesen sein als die irgendeines agitierenden Literaten? Freilich muß man unterscheiden zwischen Kunst und Künstler. Wenn ein Künstler nichts tut, als tiefe, ernsthafte und erkennerische, ob auch anscheinend unbeteiligte Werke zur Welt zu bringen, so soll man ihn nicht nur in Ruhe lassen, sondern als Bundesgenossen begrüßen — wenn er aber, was leider häufig zu werden scheint, in außerkünstlerischen Aeußerungen vor dem Ungeistigen kriecht, so soll man ihn derb zwicken und, besinnt er sich nicht, an die Luft setzen. Die Künstler sollen zur Würde und zur Tat erzogen werden, nicht die Kunst.

Kurt Hiller hat doch genug Realitätssinn, um in seinem Programm zum Schutz der Freiheit, wenn erforderlich, mit jeder überhaupt oppositionellen Gruppe Bündnisse zu fordern. Nun — die Kunst war, wo sie echt ist, immer am stärksten an der Freiheit interessiert. Die Parole: „Für den Geist wider die Kunst" ist ein schädlicher Unsinn. Wird sie befolgt, so dürften die Geistigen sich noch die Augen reiben, wenn sie sich plötzlich bei passender Gelegenheit mit Sittlichkeitsvereinen, Mystikern oder Antisemiten im Einklang sehen. „Für den Geist wider die Feigheit und politische Denkfaulheit der Künstler" — das klänge schon anders. Und wäre ein Wort, das not tut und uns weiter bringen würde.

Lear von Arnold Zweig

Um Lear ist dieses: die Welt ist, dicht an ihm wie fern von ihm, gleichmäßig durchgerüttelt Niedertracht und Güte. Kinder ebenso wie Fremde erweisen sich niederträchtig und gütig; und was zuerst sich andrängt, ist das Gemeine, erst später, sterbend, zeigt sich ihm die Reinheit, an die er nicht glaubte, als sie vor ihm stand. Hat er nicht, ganz ohne Arg, offene Seele, die wortreiche Anpreisung für das Gefühl genommen, das sie heuchelte, und die echte verstummende Herzensfülle verstoßen? Und sollte sich nur von dieser Reinheit eines alten Mannes die furchtbare Gestaltungsfreude verführen lassen, ein Gebilde so grauenhafter Verwirrung und so unerbittlicher Rache auf ewig in den Bestand des Seienden einzufügen? Wenn auch am Ende der Tragödie die Welt rein und geläutert, gleichsam nach der Sintflut neugeschaffen, beglänzt von neuer Sonne und dampfend vom Regendunst wie von Rauch des Opfers unter des Dichters Blick liegt: das ungeheure Werk, in dem nur dies geschähe, müßte sich irgendwie beunruhigend als Monstrum, als ein Auswuchs, als schreiende Verkrüppelung des Gefühls für das schwebende Gleichmaß der Welt ankündigen. Denn freilich sind alle Menschen geneigt, sich von den Worten ihrer Nächsten ein Blendwerk machen zu lassen über das Wesen ihrer Nächsten, das zu sehen sie allzu herzensträge sind; aber doch gibt es im Menschen die allgemeine unanständige Regung des Mißtrauens gegen jeden andern Menschen, die jene Trägheit ausgleicht. Auch nicht kann dem Dichter die größere Reinheit des Lear zum Anlaß werden, Cordelia zu verderben, und das Lauterste nur im Sterben aufglänzen zu lassen; denn uns, den Schauenden, und dem König, der sie freit, ist sie ja stets vor Augen, diese lautere Seele. So teuflisch ist weder die Phantasie des Dichters — obgleich sie unter anderm auch teuflisch ist — noch das Gefüge der menschlichen Gemeinschaft, deren Gemeinheit immer etwas Hausbackenes behält. Und so bleibt auf dem Grunde der kristallenen Schöpfung ‚Lear' etwas Dunkles, Unerklärliches, Irrationales? Ist es der Rest

Irrationalität, der auch dem Menschenleben seinen Fonds, sein Geheimnis, Undurchsichtigkeit und Unerschöpflichkeit gibt? und zeigt sich die Genialität des Werks auch hierin?

Das ist wahr, solange man im Betrachten der Charaktere bleibt und in dem, was aus ihnen fließt, und wie Wolkenschatten eine grüne Landschaft bereichert dieses aus den Seelen Unerklärliche die Dichtung. Aber wie die Wolkenschatten und ihr schönes Blau zwar nicht in der Beschaffenheit der Felder gründen, auf denen sie erscheinen, dennoch aber sehr wohl eine Erklärung jenseits des Vegetativen haben, so auch durchleuchtet sich das Undurchsichtige in einer andern Sphäre. Die Tragödie heißt nicht ‚Lear‘, sondern ‚König Lear‘, und wo das Menschentum Lears das Gedicht rätselhaft trübt, erhellt es sein Königtum. Ein König, der abdankt, ehe er stirbt, und der mit der Macht und ihrer Verantwortung nicht auch zugleich jeden Anspruch auf Geltung weggibt und sich in irgend eine Furche duckt, um nicht mehr, von Gott nicht mehr bemerkt zu werden: diesen König erspäht sich das Geschick. König: Sinnbild für alle Anspannung, Verantwortung, Zucht, Opferung seiner selbst, Unterwerfung unter das Sachliche, Dienst an der Herrschaft; und die Abdankung: Flucht in die Ruhe, Strecken der Glieder vor der Zeit — der Dienst endet nicht vor dem Leben — frevelnde Müdigkeit, das Schließen der Augen und das Wegwenden des Hauptes, das den Blick aus den Pupillen des staatengründenden Zeus nicht mehr erträgt. Und hier ists: dieser Lear, voll urgewachsener Lebenskraft noch als Greis, dieser gewitternde und hoheitsvolle Mann erfährt die Rache einer Welt, die er zur Ordnung zu bändigen das Amt hatte, und die er rollen läßt in die Hände von Weibern und Schwiegersöhnen, die Unordnung und Unzucht: denn selbst wenn Cordelia ihr Dritteil des Reiches zugebilligt bekäme: regieren könnte sie nicht. Die Welt dieses Dramas klafft auf, weil ihr Regent die Hände von ihr läßt: alle Greuel werden lebendig, und die Reinheit muß sterben, um ganz zu erscheinen, als Regenbogen leuchtend über der aus der Sintflut getauchten Erde.

Das ist die Tragödie von der Sünde der Abdankung, geschrieben von dem Dichter Shakespeare, der gleichwohl eines Tages abdankte, und nun aber ganz verstummte, um bald zu sterben.

Aphorismen von Otto Pabst

O wie bleichsüchtig sind zuweilen die Musen! Wären sie doch lieber hysterisch.

Alles Leiden ist Genuß. Will dem die Kunst entsprechen, so muß sie, wenn man will: pervers sein.

Der Künstler, der die Ehe eingeht, baue immerhin sein Haus. Nur vergesse er nicht, zugleich auch mehrere Gräber ausheben zu lassen.

Feind, Freund und Neutraler

Der Freund ist die Doppelmonarchie. Freund? Oesterreich hat uns den Dramatiker Paul Frank, Ungarn den Theaterdirektor Eugen Robert geliefert. So hätten wir Grund, an den Bundesbrüdern zu verzweifeln, wenn die ergebene Empfangnahme solcher Lieferung uns nicht mitschuldig machte. Aus der Juxschachtel ein Chinese, der seinen Mitmenschen die Begierde nach dem Genuß verkürzt, bis sie im Genuß wieder nach der Begierde verschmachten, hält ohne jede Kraft der Exotik, von Erotik garnicht zu reden, ‚sieben Bilder aus einer andern Welt‘ zusammen. Das ist deine Welt, wiener Plauderer, das heißt eine Welt! Aber ich kann es nun nicht mehr, wie Christian Buddenbrook sagt — nämlich nach Tagen mir eine Nichtigkeit mühsam zurücketräumen, bloß um nachzuweisen, daß es eine Nichtigkeit ist. Was mich nach sechsunddreißig Stunden nicht noch zu Ablehnung oder Zustimmung reizt, soll in Zukunft hier unerwähnt bleiben. Schließlich will ich vom Wesen der Wochenschrift, die der Geduld eines Journalistengeblüts oft nicht wenig zumutet, auch den Nutzen haben. Einer Zeitung ist die Kritik dieses Werkes in die Rubrik ‚Gerichtssaal‘ gerutscht. Lassen wirs drin. Die Direktion Robert wird sich, nach alter Gewohnheit, ohnehin schnell dazugesellen. Kein Plan: weil der ‚Mandarin‘ zufällig Mitte September in Dresden gespielt wird, kommt er Knall und Fall dazu, am Ende des Monats das Residenztheater zu eröffnen. Kein Repertoire: trotzdem außer mir kein zahlender Zuschauer in den fernen Osten reist, muß das Stück, als einziges, das einstudiert ist, immer weiter gegeben werden. Kein Ensemble: drei Gäste, der Schauspieler Julius Falkenstein und ein Schwarm Dilettanten, von denen die weiblichen hoffentlich an der Unterbilanz beteiligt sind. Kurz: nichts, was zu einem Theater gehört, es sei denn die Claque, die das leere Haus mit gespenstischem Donnergepolter erfüllt. Ein Jammer um das Vermögen, dem Ihr vertrauensvolle Maezene, wartet nur balde, nachtrauern werdet.

*

Der Neutrale ist Norwegen. Er nehme politisch ein Beispiel an unsrer künstlerischen Neutralität, die freilich unbeispielhaft übertrieben ist. Wir haben so viele Dramen, die stärker sind als ‚Paul Lange und Tora Parsberg‘. Wir spielen sie nicht, während dieses gespielt ist. Ja, lieber spielen wir dieses zum ixten Male, als daß wirs einmal mit jenen versuchen. Ein dänischer Kritiker hat gesagt: Björnstjerne Björnson hat zwei Bären in seinem Namen; aber zwischen beiden leuchtet ein milder Stern. Der deutsche Kritiker, unehrerbietiger, nimmt den einen björn wie den andern für Teddybären und bemerkt, daß der stjerne ein geschickt gedämpftes bengalisches Licht von sich gibt. Nichts falscher, als das Berserkergesicht und den zackig gesträubten Schopf des alten Skalden für den Ausdruck von eherner Unverrückbarkeit zu erachten. Dieser politisierende Dichter ähnelt allzusehr seiner Exzellenz Paul Lange, die zwar ihre Ideale

und Ueberzeugungen hat, aber sie arglos vergißt, wenn das einträglich ist. Björnson fängt an, als ginge es ihm um ein Drama vom Geiste der Politik überhaupt, um den großen Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Partei. Er wäre unsres ernstesten Anteils gewiß. Seinem Paul Lange verspricht der König den Gesandschaftsposten in London, wenn er sich bei seinem Rücktritt vom Staatsministerium zu dem Parlamentspräsidenten bekenne. Seine Freunde haben sein Ehrenwort, daß er das nicht tun wird. Das Ehrenwort bricht er. Schon hier bringt sich Björnson um unser Interesse. Es wäre „Konflikt" genug: wie sich Paul Lange verhielte, ohne seine Ehre verpfändet zu haben; es wäre der feinere Konflikt. Durch das Ehrenwort wird er veräußerlicht. Der Paul Lange, den Björnson eingeführt hat, ließe sich unter dem Zwang der Verhältnisse vor der entscheidenden Sitzung lossprechen oder erklärte mindestens, daß er sich nicht gebunden fühle. Der Paul Lange, der Björnson schließlich gerät, der sich hinstellt und zum Entsetzen der Seinen aus heiterm Himmel das Gegenteil dessen verübt, was sie Ursache haben von ihm zu erwarten — ja, ist der nicht wirklich ein Verräter, und noch dazu ein recht dummer? Jedenfalls: alle Bemühungen Björnsons, durch einen Haufen von wetterwendischen, doppelzüngigen, selbstischen, kleinlich gehässigen Politikern glaubhaft zu machen, daß nicht der Verräter, sondern die höhere Begabung gehetzt wird, die müssen scheitern, weil zwar der dumme Verräter, aber eigentlich nirgends die höhere Begabung sichtbar wird. Björnson ersetzt die Seelendeutung durch eine farbige, laute, lustige Massenszene. Man denkt unwillkürlich an Schiller. Wär' der Norweger ihm congenial, ja nur bedeutend für sich: ein Vergleich zwischen Wallenstein und Paul Lange ergäbe lehrreich, bis in welche Einzelheiten der Technik der heroische und der bürgerliche Theatraliker mit einander verwandt sind. Beiden, wenn sie nicht recht zu Rande kommen, macht es wenig, mittendrin ein zweites Drama zu beginnen. Aus der garstig politischen wächst eine reine Liebestragödie hoch und zu einer Selbständigkeit, daß für sie der Unterbau der Parteihändel sich als unnötig breit erweist. Dazu wird, wie das erste, auch dies zweite Drama brüchig in sich. Der „Verräter" Paul Lange ist von der Presse fast zur Strecke gebracht. Die freie, reife, kluge und reiche Tora Parsberg bietet alles auf, ihn durch ihr Verständnis, durch ihr Vertrauen, durch ihre Liebe zu retten. Es ist ihr bereits gelungen. Paul Lange richtet sich wieder hoch. Aber der König wagt nicht, ihn gegen die Oeffentliche Meinung zu halten, und wird einen andern nach London schicken. Da schießt Paul Lange sich tot. Ist es unsre Schuld, daß wir ihm den Mut, die Entschlußkraft, die Ganzheit dazu nicht mehr glauben? Er hat, zwischen Partei und Regierung, zwischen Liebe und Politik, zwischen Vorteil und Ueberzeugung hin und her gezerrt, durch die drei Akte eine zu passive Rolle gespielt, um uns einer Aktivität von so unwiderruflicher Tragweite fähig zu scheinen. Und wie vor siebzehn Jahren würden wir uns von ‚Paul Lange und Tora Parsberg' gleichgültig abwenden, wenn nicht das Ehepaar Kayßler

Paul Lange und Tora Parsberg wäre. Der Regisseur Meinhard hat den Beiden einen bewegten Hintergrund von allerlei zahmen und wilden Tieren der politischen Menagerie geschaffen; aber sie machen das Gewimmel, so buntgefleckt und vielstimmig es ist, ganz vergessen. Sie sprechen nicht das belanglose Stück: sie singen zu seinem vergänglichen Text eine ewige Melodie. Sie sind nicht: ein schwächlicher Staatsmann irgendwelches nordischen Landes und ein blaßblondes Erbfräulein gleicher Rasse; sie sind: Tristan und Isolde. Sie sind der Mann und das Weib, deren Ehe, es hilft nichts, im Himmel geschlossen ist, und die durch Hölle und Welt dahin und zu einander gelangen würden, wenn der effektvolle Björnson es nicht mit unmotivierten Revolverschüssen bekäme. Ihre Art und Kunst straft den Autor auf Schritt und Tritt Lügen: sie haben ihre Wahrheit jenseits von ihm, auch an den paar Stellen, wo sie unbewußt seinen lyrisch verstiegenen Ton aufnehmen. Sie spielen den Björnson, daß einem meistens vor Augen steht, wie sie Tolstoi gespielt haben. Ein höheres Lob weiß ich nicht für sie.

*

Freund, Neutraler und Feind, nämlich Rußland. Tolstois Rußland wäre nicht unser Feind; ists ja kaum Gorkis. Daß sein ‚Nachtasyl' heut in jedem Sinne gelinder wirkt als vor vierzehn Jahren, liegt schwerlich am Kriege. Es kostete Zeit, nach dem Drama des vierten Standes, den ‚Webern', dies Drama des fünften Standes schon stofflich zu konsumieren. Auf das Drama der hungernden Arbeiter war das Drama der arbeitslosen Hungerleider gefolgt, der kleinrussischen Lumpenproletarier, der Trunkenbolde, Landstreicher, Dirnen, Zigeuner und Diebe. Maxim Gorki sah mit Freuden durch tiefstes Verderben ein menschliches Herz. „Ueberall, wo der Mensch, ist auch das Gute vorhanden; in winzigen Stückchen, in unscheinbaren Keimen — aber es ist vorhanden." Das war sein Leitmotiv. Wie die Mystiker vor achtzehnhundert Jahren, deren Weisheit ebenfalls von Osten kam, gab er dem Erlösungsbedürfnis der Menschheit beredtesten Ausdruck. Aus deutsamen Volksparabeln, die der Pilger Luka mit abgeklärt sarkastischem Humor erzählt, geht sein religiöser Gedanke befruchtend in die Enterbten über. Eine einzige mitleidsvolle Gebärde umfängt die elende russische Kreatur, die Kreatur überhaupt. Wir waren unendlich dankbar für dieses Stück Bibel. Unbekümmert um seinen Kunstwert. Man möchte meinen, daß uns heut Kunstwert noch weniger kümmert als Ethos. Aber das stimmt nicht. Heut springt das Ethos aus den Begebenheiten des Tages heraus: jede Minute schreit gellend, wie es auf Erden nicht zugehen sollte. Heut mehr denn je wird vom Kunstwerk Kunstwert verlangt. Heut wird uns empfindlich, daß bis auf die Wirte, die Kapitalisten, die Bewohner des Nachtasyls im Grunde edel, hülfreich und gut sind. Und sentimental. Und gebildet. Und um eine Weltanschauung bemüht. Und begabt, sich druckfertig auszulassen. „Alle Menschen haben graue Seelen; alle legen gern ein bißchen Rot auf." Das sagt nicht etwa ein Feuilletonist: das sagt ein halbidiotischer

Zuhälter, freilich von bester Kinderstube. Wie uns das Stück jetzt erscheint, mit Bleigewichten behängt und einem blumigen Dialog geschmückt, wünscht man sichs noch einmal von den Russen zu sehen, von denen man kein Wort verstand. War das eine Aufführung! Die Kellerspelunke der Volksbühne — ein Riesengewölbe übrigens — ist eine Welt für sich und kennt die Sterne nur vom Hörensagen. Das Nachtasyl des großen Stanislawski hatte Beziehungen zur Außenwelt und einen Himmel über sich. Denn der dritte Akt wurde, nach Gorkis Vorschrift, ganz ins Freie und Frische eines Vorfrühlingstages verlegt. Es war wie ein Symbol für Lukas steigende und sinkende Wirkung. Er hat mit den Strahlen seiner umfassenden Liebe in der Brust der Verkommenen den letzten Funken göttlichen Lichts angefacht. Sie drängen in die Sonne. Der trübe Dunst des Alltags löscht den Funken wieder. Sie kehren ins Dunkel zurück. Aber — und das war der Hauptunterschied zwischen der moskauer und der berliner Truppe — als Sieger, nicht als Besiegte des Lebens. Diese Enterbten schritten am stolzesten über die Kornerde des unermeßlichen Zarenreiches. Sie gehörte ihnen, wie dem Falken die Luft. Sie waren furchtlos bis zur Tollkühnheit und glücklich, nicht mehr heucheln zu brauchen, weil sie die Nichtigkeit aller irdischen Dinge durchschaut hatten. Bei Reinhardt stecken im Nachtasyl Leute, die eben in ein Nachtasyl passen. Vallentins Inszenierung ist unverändert. Ihren Geist übertragen fünf Darsteller auf die Kollegen von heut umso leichter, als einer von ihnen der Regisseur Winterstein ist. Diese fünf, schon damals unter den besten, sind in fünfhundert Aufführungen einfach vollkommen geworden; auch Frau Bertens, die in „naturalistischen" Rollen selten genügend absichtslos anmutet, trifft auf ihre rundende, zuschleifende, pointierende Weise die hämische Verkniffenheit der Wassilissa wie den Wutausbruch. Ihre Schwester Nataschа ist das zarte und stille Fräulein Holberg, das im Lauf des Abends zusehends aus sich herausgeht. Von den neuen Männern sind drei erwähnenswert. Satin fordert das tüchtigste Exemplar als den Tribut, den die Masse der Menschheit von Zeit zu Zeit schuldet. Josef Klein macht daraus keine Programmrede einer bestimmten Philosophie. Ihm ist der Mensch, der er sein soll, wichtiger als eine Definition von noch so intellektueller Klarheit. Er mit seiner herzhaften Lache, seinem wuchtigen Gang, seinen breiten Schultern, seiner dröhnenden Stimme, gleicht am meisten den strotzenden Mannskerlen jenes unvergeßlichen Gastspiels. Herrn Bonn, wenn er einen verpfuschten Schauspieler zu geben hat, werden alle Fehler zu Vorzügen. Dagegen wirds immer der Hauptfehler einer Aufführung sein, daß darin der pfuschende Schauspieler Ferdinand Gregori sichtbar beschäftigt ist. Der sollte über Theater nur schreiben. Hier gar gibt er den Luka, die Seele der Dichtung, das Meisterstück des jungen Max Reinhardt. Ahnungslos, hilflos, aufreizend schmierenhaft in jeder Beziehung. Wahrscheinlich trägt dies sehr viel dazu bei, daß man verblüfft ist, Gorkis ‚Nachtasyl' in so seltsam hoher Erinnerung gehabt zu haben.

Sonne von Konstantin K. Donny

Sie hockten in den nassen Unterständen, grau, verschmiert — blutleer. Nur Wasser war da und Erde, triefender, faulig riechender Wald und schmutzige Wolken.

Es regnete. Es regnete Tage — Wochen. Es tropfte durch die Balkendecke der Unterstände, rieselte an der Holzverschalung entlang. Alles war feucht und faulte. Die Decken, die Mäntel. Das Brot klebte und war von Ratten angefressen, die feist und frech herumliefen. Die Karabiner mußten egal gefettet werden.

Sie tranken Tee und Grog, so viel sie haben konnten. Die Luft dampfte von dem vielen nassen Zeug.

Zuerst hatten sie noch gelacht, dann wurden Witze gemacht — dann gespottet — zuletzt gab es häßliche Worte. Sie wurden grob zu einander, sie beschimpften sich. Der enge Raum machte sie wütend und schlecht.

Wenn endlich einmal eine ordentliche Schlacht käme, schießen — stürmen — laufen. Wenn es krachte, brüllte, bellte.

Aber nur zähe klebrige Erde, Regen, Sümpfe, der nahe breite Strom, geizige Schüsse hüben und drüben. Ein Knurren, kraftloses Aufspringen und Wiederverschwinden in Nässe und Erde.

Die Gesichter wurden grau, das Blut träge.

Wenn wenigstens einmal die Sonne schiene. Einer sagte es seufzend. Ja — Sonne — Sonne. Verlockende Bilder stiegen in jedem auf. Eine Wiese unter hohem Himmel — ein Beet mit Mohnblumen — oder spiegelnde Straßen mit vielen hellgekleideten Mädchen — ja, Mädchen. Blaues Wasser mit weißen Schiffen und Musik und bunte Sommergärten und Schaubuden und Lärm.

Einer sah ganz deutlich eine Mühle, die sich ganz langsam drehte. Ein weißbestäubter Mann stand an der Tür und bückte sich zu einem Kinde. Kornfelder — gelbe Kornfelder und stechend weiße Wolken an einem blauen gläsernen Himmel — Wald mit Goldlichtern — es wimmelte von Bildern. Ach, Sonne, Sonne.

Einer von der Kompanie war am Sonnenstich verrückt geworden, zwei waren am Hitzschlag gestorben. Viele hatten es miterlebt, damals in Frankreich, zur Zeit der großen Eilmärsche. Aber sie glaubten es nicht mehr. Sie konnten sich einfach nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn die Sonne scheint — oder gar, wenn sie brennt.

Es regnete.

Wie eine tückische Spinne umspann sie das rieselnde Grau. Es saugte ihnen Hoffnung und Energie aus, kroch eine Schleimschicht über ihre Herzen.

Sie taten mechanisch ihre Pflicht, aßen mechanisch und schliefen viel.

Sie konnten nicht einmal mehr wütend auf einander werden.

Aber eines Tages klaffte doch ein Riß am Himmel, und die Sonne zwängte sich hindurch.

Goldlicht war überall.

Der, der zuerst nach Sonne geseufzt hatte, rannte aus dem Unterstand und schwang sich auf den Grabenrand.

„Ah", atmete er und sah empor in das Glänzen. „Ah."

Genau in seine leuchtende Stirn traf das Geschoß.

Er fiel in eine Wasserlache. Goldperlen spritzten in seinen offenen Mund.

In Sachen .... von Theobald Tiger

Wenn Professoren sich entzwein,
dann bleibt die Wäsche selten rein.
Und während draußen Männer bluten,
hört man sie in das Pusthorn tuten —
Pereant professores!

Der hat es ganz genau gehört,
was jener andersrum beschwört;
der Geifer zischt, die Tinte spritzt,
jedweder Bleistift ist gespitzt —
Pereant Stänkadores!

Die Erde dröhnt. Es brennt die Welt.
Ein Funzelchen ist aufgehellt.
Bei seinem trauten Dämmerschein
schlägt man sich den Zylinder ein —
Pereant professores!

Und jeder hat sein Sondergrüppchen,
und jeder kocht sein Extrasüppchen.
Die Schlafmütz keck auf einem Ohr
kommt sich ein Paar historisch vor.
Pereant — (siehe oben).

Ich aber spreche zu euch allen:
Tut ihnen doch nicht den Gefallen!
Und laßt die Herren lächelnd stehen —
Wir aber wollen weiter gehen
zu den
guten Professores!

Ersatzstoffe von Vindex

Mit der Weile haben wir eine besondere Fähigkeit darin erworben, das Gute der durchdringenden Umwälzung, die der Krieg auf allen Lebensgebieten gebracht hat, herauszufinden, zu unterstreichen und gelegentlich zu verherrlichen. Aber wie das im Eifer zu gehen pflegt, haben wir hier und da bei der Lobpreisung die Grenzen verlassen, haben allzu unbedenklich das Neue und das Ueberraschende zugleich auch für das Gute gehalten; und allgemach scheint es an der Zeit zu sein, daß man auf dem Wege einmal ein wenig Halt macht, sich umschaut und die Besinnung zurückruft. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und es ist nicht alles rühmens- und beibehaltenswert, was neu und vordem noch nicht da gewesen ist. Die berechtigte Anerkennung für die Anpassung von Handel und Gewerbe an die Kriegserfordernisse, für die Beschaffung so mancher Stützen und so vieler Ersatzstoffe darf uns nicht dazu verleiten, die Kritik und die Skepsis grade auf diesem Felde beiseite zu lassen, der Gefahr der Ueberschätzung mancher in diesen nicht normalen Zeiten geborenen und ersichtlich groß gewordenen Industrien zu verfallen.

Wir sollten uns keinen Augenblick darüber täuschen, daß die Industrie der Ersatzmittel eine Kriegserscheinung ist und nichts weiter, daß sie keinen Wert an und in sich selber besitzt, sondern daß sie nur eine Bedeutung als Zeitprodukt hat und durchaus wert ist, zugleich mit dem Anlaß, der zu ihr geführt hat, wieder zu Grunde zu gehen. Denn wenn man sich die bald nicht mehr übersehbare Anzahl der Ersatzmittel auf allen nur möglichen Gebieten betrachtet, so wird bald deutlich genug, was es mit dem „Ersatz" in Wahrheit für eine Bewandtnis hat: nämlich daß er, recht genommen, überhaupt gar kein Ersatz, kein Lücken ausfüllender, selbständiger Wert ist, sondern daß er in den weitaus meisten Fällen nichts weiter als ein klägliches Surrogat, ein Notbehelf und Zwangserzeugnis ist, mit dem man über die Zeit der Hemmungen und Schrecken recht und schlecht hinwegkommen mag, das man aber gottlob nicht mehr braucht, wenn man das Bessere wieder hat, an dessen Stelle man sich wohl oder übel des Ersatzes hat bedienen müssen.

Für Den, der um sich zu sehen versteht, und der hier und da einmal zu prüfen Gelegenheit nimmt, bedarf das keiner nähern Ausführung. Der Markt ist, wie jeder merkt, voll von Ersatzstoffen und Ersatzmitteln der buntesten Art und Richtung; aber es sind keine dauernden Werte, die zur Herrschaft gelangt sind, es sind Notgewächse, und wer etwa glaubt, daß die Industrie dieser Behelfsartikel ein neues und lohnendes Feld der Betätigung auch für die Zeit nach dem Kriege bietet, der irrt gründlich. Man soll sich doch den Blick nicht durch die Treibhausblüte der Kriegsprosperität trüben lassen, sondern soll überzeugt sein, daß die Friedensindustrie auf ganz andern Voraussetzungen sich gründet (und sich auch künftig wieder gründen wird) als die des Krieges, und daß wir die Besonderheit der Gegenwart nicht als stabilisiert und für die Zukunft giltig betrachten dürfen.

Das alles soll in erster Reihe für die verwirrend zahlreichen Ersatzfabrikate gesagt sein, die auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung sich breit machen, und die wohl samt und sonders den Anforderungen

normaler Zeiten nicht standhalten werden — von dem „Brausepulver Donnerhall, dem Sekt der Jetztzeit“ angefangen, bis zum „Kunstfleisch“, über alle mehr oder weniger appetitlichen Zwischenstufen hinweg. Dasselbe wie von den Nahrungs- und Genußmitteln gilt von den Ersatzstoffen für den sonstigen Wirtschaftsbedarf, vom Seifen-Ersatz, Oel-Ersatz, Fett-Ersatz, Metall-Ersatz, Gespinst-Ersatz und so weiter. Grade was letztgenannten Artikel angeht, hört man neuerdings, daß allerhand Unternehmer dabei sind, um dem Papiergarn zu einer Zukunft auch nach dem Kriege zu verhelfen. Aber man müßte zuvor unsern allerorts bekannten „Landregen“ und das schlechte Wetter überhaupt abschaffen, wollte man nach dem Kriege mit Kleidungsstoffen und Hüllen aus Papierfaser Geschäfte machen.

Mag es für die Industrie grundsätzlich richtig und mag es vielleicht auch bereits an der Zeit sein, im Kriege den Frieden vorzubereiten: mit Festigkeit soll man sich davor hüten, die Kennzeichen einer abnormen Güterversorgung für etwas andres zu nehmen, als sie sind: nämlich für Umwege und Hilfskonstruktionen, deren Notwendigkeit in dem Augenblick schwindet, wo die Voraussetzungen, die uns zu ihnen gezwungen haben, hinfällig werden.

Antworten

Ernst Sylvester. Sie entheben mich der Mühe, bringen mich aber auch um die Freude, ein Heftchen zu preisen, das viele dicke Bände aufwiegt. „Entsetzlicher als die verlogene Geste geschäftig-geschäftlicher Dichter, die, das Hinterteil auf bequemem Polster, in Patriotismus machen, scheußlicher als des Hanns Heinz Ewers Kriegslyrik ist die mobilisierte Kriegsberichterstattung der Presse, die aus allem Grauen von Schlachten und Trommelfeuern Reportage zieht und das Menschliche zwischen Kanonen und Bajonetten zu Kinoromantik schamlos verarbeitet. In diesem Wust leerer Phrasen, vor diesem Chimborasso gedruckten Kitsches wird uns ein Dokument reiner Menschlichkeit zum Erlebnis: die Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers, die bei Paul Cassirer erschienen sind. Es wäre dumm, zu fragen: Ist Uli Klimsch ein Dichter, ist er ein begabter Dichter? Vielleicht, daß er auch das ist. Hier aber muß die Kritik schweigen wie überall, wo rein Menschliches beginnt. Uebel stünde es an, die rührende Bewegung, womit die Mutter das Kind an sich zieht, zu prüfen, wie man die Bewegung einer Tragödin prüft. Von gleicher inniger Menschlichkeit sind Ulis Briefe an die Eltern, die er für diese schrieb und nicht für uns. Daß wir sie lesen dürfen, soll uns wie ein Geschenk sein. Ein Kind ging in den Krieg, wir zum Indianerspiel. „Ich brenne auf die Feuertaufe.“ Er war begeistert wie alle Achtzehnjährigen. „Wenn wir den Kamm stürmen, dann muß ich aber vorneweg, und das ist das Schönste.“ Er ging zum Kampf, wie alte Helden in den Kampf gegangen sind, mutig und froh, nur zum Kämpfen. Aber vor ihm steht plötzlich der Tod, dessen unfaßbares Grauen wir immer nur dann verstehen, wenn wir ihn ganz nahe bei uns sehen und fühlen. Und in dem Junker und Freunde blutet ein junges, heißes, wundervolles Herz. „Als ich die Decke hob und ihn liegen sah, mußte ich weinen. War das denn nötig, daß er starb?“ In dieser einen Zeile liegt mehr erschütterndes Erlebnis als in einem Gedicht. Er begreift nicht, daß Natur ist, daß Vögel singen und Blumen blühen und daß daneben „Krieg“ tobt. Es will ihn ganz hinwerfen. Und doch richtet er sich auf. An seinem eigenen Willen. „Ich halte aus. Ich bin stark.“ So sind Hel-

den, Helden, deren Heldentum nicht in der Phrase, nicht im Draufgänger-, sondern im Menschentum wurzelt. Man möchte, will man über das Büchlein schreiben, es ausschreiben. Weil es ja so viel schöner ist als alles, was man darüber sagen kann. Ein Buch, in dem keine Strategie gemacht keine Geschichten erzählt werden, in dem nur die Worte eines Menschen sind, der zu Menschen spricht. Mit einigen Gedichten darunter, die mir sehr schön scheinen. Diese Soldaten, wie Uli Klimsch einer ist, werden es sein, die auch im Frieden siegen." Nachdem sie hoffentlich bald den Frieden ersiegt haben.

H. J. R. Es ist immer dasselbe. „Im Don Juan wird das Auge gesättigt, das Ohr bezaubert, die Vernunft gekränkt, die Sittsamkeit beleidigt, und das Laster tritt Tugend und Gefühl mit Füßen." „Die Komposition dieses Singspiels ist schön, hie und da aber sehr künstlich, schwer und mit Instrumenten überladen." „Niemand wird in Mozart den Mann von Talenten und den erfahrenen, reichhaltigen und angenehmen Komponisten verkennen. Noch habe ich ihn aber von keinem gründlichen Kenner der Kunst für einen korrekten, viel weniger vollendeten Künstler halten sehen, noch weniger wird ihn der geschmackvolle Kritiker für einen in Beziehung auf Poesie richtigen und feinen Komponisten halten." „Mozart war ein großes Genie; allein — er hatte eigentlich wenig höhere Kultur und wenig oder vielleicht gar keinen wissenschaftlichen Geschmack. Er hat in seinen übrigens originalen Theaterstücken zuweilen ganz den Effekt, die Hauptsache des Theaters, verfehlt; und was nun gar die wahre Bearbeitung des Textes betrifft, so stehe der auf, der mit Gründen sagen kann, daß er den Text durchaus richtig zu behandeln verstanden, und daß seine Musik sich immer der Poesie so beigeselle, daß diese nicht wider ihn aufstehen und ihn beim Richtstuhl der Kritik verklagen könne." „Daß Mozart ein vortrefflicher Komponist ist, wird alle Welt gestehen, ob aber nie was Größeres von ihm sei geschrieben worden und nach ihm werde geschrieben werden, als eben diese Oper quaestionis, daran erlaube man uns zu zweifeln. Nicht Kunst in Ueberladung der Instrumente, sondern das Herz, Empfindung und Leidenschaften muß der Tonkünstler sprechen lassen, dann schreibt er groß, dann kommt sein Name auf die Nachwelt. Grétry, Monsigny und Philidor werden davon Beweise sein. Mozart wollte bei seinem ‚Don Juan' etwas Außerordentliches, unnachahmlich Großes schreiben; so viel ist gewiß, das Außerordentliche ist da, aber nicht das unnachahmlich Große! Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz war ‚Don Juans' Schöpfer." Was das ist? Berliner Kritiken aus den Jahren 1790 bis 1793. Als schlüge man eine Zeitung von heute auf. Denn lassen Sie uns ein Genie wie Mozart erscheinen: es wird genau so behandelt werden.

Germanist. Für Ihr freundliches Anerbieten muß ich danken. Ich kann keinen Artikel über Herrn Albert Espey gebrauchen und begreife nicht, wie wertvolle Schriftsteller es fertig bringen, sich mit seinem Pamphlet gegen Gerhart Hauptmann ernsthaft auseinanderzusetzen. Als ich zehn Zeilen gelesen hatte, ließ ich das Buch fallen und rief das Mädchen, damit sie es auf den Müll trage und die Stelle, wo es einen Augenblick gelegen, mit Soda und Seife (trotz den hohen Preisen) sauber scheuere. Den Namen des Schreibers werd' ich vergessen. Aber mir scheint, daß man den Namen des Verlags Concordia nicht vergessen darf. Nichts, was verfaßt wird, ist an sich gut oder böse: daß es gedruckt wird, macht es erst dazu. Der Hehler ist schlimmer als der Stehler und der Verleger strafenswürdiger als der Verlegte. Ich für mein Teil will niemals wieder eine Erscheinung des Verlags Concordia zur Hand nehmen oder gar in meinem Blatt erwähnen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

Akten des Mißvergnügens

von Germanicus

Mit Genugtuung können wir feststellen, daß die bisherigen Verhandlungen im Plenum des Reichstages einen Block der Einsicht ergeben haben. Es bedarf keines Nachweises: solche Sammlung entspricht den Wünschen des deutschen Volkes, schon darum, weil sie notwendig ist, um den erforderlichen Widerstand für die weitern Kriegsmonate sicher zu stellen. Die Zeiten sind nicht geeignet, Politik der Grundsätze zu betreiben; es kann sich im Wesentlichen immer nur darum handeln, alles zu einigen, was sich halbwegs zusammenfassen läßt. In der Politik und besonders der dieser Tage können Ehen nur aus Opportunitätsgründen und nicht für die Ewigkeit geschlossen werden. Immerhin: die Tatsache, daß sich Leute, die grundsätzlich Gegner sind, zusammengefunden haben, wird vielleicht erzieherisch wirken, auch dann noch, wenn der heftige Atmsphärendruck, unter dem die Einheit der innern Front zustande kam, gewichen ist. Der Block der Einsicht, der sich, unbekümmert um die extremen Späne von rechts und links, stabilisiert hat, kann vielleicht selbst dann noch eine gewisse Wirkung haben, wenn die Parteien wieder nach ihrer natürlichen Schichtung einander gegenüber stehen werden. Fürs erste dürfen wir jedenfalls damit rechnen, daß die Politik der Diagonale die wichtigsten Entscheidungen der nächsten Zukunft bestimmen wird. Die Schattierungen, welche die Reden von Bassermann, Scheidemann, Spahn und Naumann unterschieden, sind zwar nicht zu verkennen; sie werden aber schon darum nicht an einander gemessen werden müssen, weil die Gelegenheit, die abweichenden Programme verwirklicht und damit in harte Konkurrenz treten zu sehen, nicht so bald sich einstellen dürfte. All die schönen Worte von der Weiterbildung der Freiheit, dem Abbau der Zensur und dem Aufbau eines neuen Deutschen Reiches werden zunächst Ankündigung bleiben, bleiben müssen. Weil nämlich zu befürchten ist, daß in dem Augenblick der Verwirklichung dieser Forderungen und Ideale die Einheit, von der sie heute getragen werden, leicht etliche Sprünge bekommen könnte. Wir wollen uns nicht in Illusionen verirren; aber wir sind bereit, uns der Notwendigkeit zu fügen und freuen uns, daß in der Stunde der Gefahr die geistige Gemeinsamkeit, die trotz allen wirtschaftlichen und sozialen Abweichungen das deutsche Volk in eine Kultureinheit zusammenfaßt, stark genug ist, um sich in staatlichen Maßnahmen auszuwirken.

Nun darf aber nicht vergessen werden, daß der Block der Einsicht sich nicht von selber zusammenfand; es ist an ihm mannigfach gehämmert worden. Es wird an ihm auch gerissen werden.

Nichts wäre falscher, als sich in Sicherheit zu wiegen, daß von nun an auf dem „innern Kriegsschauplatz", wie der ‚Vorwärts' dies Terrain leider nennen konnte, tiefer Friede herrschen wird. Kaum ein Waffenstillstand wird uns beschieden sein. So sehr wir es bedauern mögen: es ist notwendig, uns darauf vorzubereiten, daß der Winter unsres Mißvergnügens noch nicht zu Ende gegangen ist. So rechtfertigt es sich, daß wir zunächst noch einmal überblicken, was hinter uns liegt: einige kennzeichnende Proben von den Dokumenten der Verwirrung, durch deren Andrang der Block der Einsicht gehindert werden sollte und noch weiterhin gefährdet sein wird, sollen hier zusammengestellt werden. Sie werden hinreichen, um alle, die nicht grade an Zeichen und Wunder glauben, die aber doch fest entschlossen sind, die Politik als die Kunst des Möglichen zu betreiben — um alle diese wach zu halten und vorzubereiten auf die zu erwartenden Vorstöße der Unentwegten. Akten des Mißvergnügens.

*

Eine besondere Eigenschaft jener seltsamen Reichsfreunde ist die Ironie, die Weitblick und unfehlbare Weisheit vorzutäuschen sucht. Etwa, wenn Axel Ripke, der Herausgeber des unterernährten Katers, schreibt: „Aus diesem Grunde ist die rumänische Kriegserklärung ein Glück für uns, und ganz besonders warme Anhänger unsres Herrn Reichskanzlers haben nun alles Recht, ihn zu diesem jüngsten, wenn auch vielleicht unerwarteten Erfolge seiner Politik zu beglückwünschen". Andre lieben das Pathos, so Otto Eichler, aus dessen ‚Rolandshorn' diese Töne trompeten: „Ratlos fragen wir noch einmal bei dem Herrn Reichskanzler an: Ob das deutsche Reich und Volk nicht zu schade ist, als daß man dergestalt mit sehenden Augen das Schiff seiner Zukunft in einen vernichtenden Taifun treiben lassen darf." Witzig betätigen sich Jene, die den Spieß sozusagen umkehren und keck behaupten, die Freunde der Sachlichkeit seien die Urheber einer „namenlosen politischen Begriffsverwirrung". So äußern die Leipziger Neuesten Nachrichten: „Nicht zu leugnende Tatsache ist nun aber doch, daß in weiten, auch nicht urteilslosen Kreisen die Meinung besteht, die gegenwärtige Leitung der Reichspolitik habe an ihrem Teil das wünschenswerte Maß sachlicher Unterstützung nicht geleistet. Herr von Bethmann hat es zum mindesten nicht hindern können, daß diese Meinung aufgekommen ist, um sich gegriffen hat . . . Die Versicherung, Herr von Bethmann sei der einzig denkbare Mann an der Spitze der Reichsgeschäfte, ist ebenso geschmackswidrig wie die, Herr von Tirpitz sei der einzig denkbare Ersatzmann . . . Unersetzlich ist niemand." Man sieht, aus dem Witz wird leicht blutiger Ernst. Die Deutsche Tageszeitung ist mehr für diesen; sie ergänzt die Ausführungen ihrer leipziger Kollegen: „Die Konservativen können sich

allerdings nicht auf den Standpunkt stellen, daß ein Kanzlerwechsel in Deutschland während des Krieges auf keinen Fall erfolgen dürfe. Der politische Mittelpunkt in Deutschland ist nicht die Regierung, sondern die Krone. Es heißt die Stellung des Rechskanzlers in die des Monarchen emporschrauben . . . ". Als eine aparte Verdeutlichung solcher immerhin schon recht deutlichen Worte zitiert dann die Deutsche Tageszeitung ein Poem, das in vorkriegerischer Zeit im ‚Ulk' gestanden hat und den Kanzler wegen seines Verhaltens im Fall Zabern bekrittelt. Es ist einigermaßen peinlich, daß das frondierende Blatt den Unterschied der Zeiten nicht zu empfinden scheint; es gehört eine gewisse politische Blindheit dazu, heute jenes Ulk-Gedicht, das ‚Die Kleber' überschrieben war, wieder aufzuwärmen und Verse auf das Papier zu drucken, die damals dumm gewesen sein mögen, die aber heute zu wiederholen schlechthin ordinär genannt werden muß. Oder ist es etwa eine Stärkung der Reichsregierung vor dem Auslande, wenn zur freien Wahl des ‚Figaro' dem Kanzler attestiert wird: „Wir zittern vor jedem Windhauch am Morgen, Und sind am Abend doch wieder geborgen, Wir haben die Tugend der Apathie, Wir stolpern immer, doch gehen wir nie. Wir kleben, wir kleben."

Das Echo vom Ausland scheint überhaupt unsern Doktrinären völlig gleichgültig zu sein. Es ist leider nicht möglich, auch nur andeutungsweise wiederzugeben, was in französischen und englischen Zeitungen über die Gewalttätigkeit der Fronde zu lesen ist. Die Schädigungen, die uns durch solche selbstverständliche Reaktion des Auslandes auf das Chaos der Unverantwortlichkeit zugefügt werden, sind kaum zu ermessen, aber mit Händen zu greifen. Welch Mangel nicht nur an Klugheit, sondern auch an Verantwortlichkeitsgefühl! Und es gibt noch Schlimmeres. Wenn ein Auslandsblatt weitblickend genug ist, um hinter der Turbulenz gewisser Kreise die Einheit des deutschen Volkes zu sehen, selbst dann beugen sie sich nicht, diese merkwürdigen Vaterlandsfreunde. Die Basler Nachrichten haben geschrieben: „Es steht faktisch nicht so, wie der ‚Temps' in seiner Sonntagsausgabe behauptet, daß auf der Seite des Herrn Bethmann Hollweg nur einige Demokraten und Sozialisten zu stehen scheinen. Hinter Bethmann Hollweg steht vielmehr, wie auch das Parlament entscheiden mag, das deutsche Bürgertum." Man sollte meinen, daß jeder Deutsche sich über solche Auffassung von der Geschlossenheit unsres Volkes freuen sollte, zumal da es sich um die Auffassung des neutralen Auslandes handelt. Die Deutsche Tageszeitung bekommt es fertig, festzustellen, daß schweizer Blätter „naturgemäß von deutschen Stimmungen unberührt bleiben und herzlich wenig von ihnen wissen." Auch sonst wird jede Aeußerung, die der Welt mitteilen könnte, daß das deutsche Volk und seine Politiker einig seien, bemängelt. Während der

Verhandlungen des Reichstagsausschusses, die, was die sachlichen Daten betrifft, streng vertraulich waren, wurde mitgeteilt: die Ausführungen des Reichskanzlers und namentlich des Staatssekretärs Helfferich hätten auf alle Zuhörer einen großen Eindruck gemacht. Man mag solcher Nachricht keine reale Bedeutung zusprechen, man mag sie für nichts andres nehmen als für eine Beruhigung und Stärkung der öffentlichen Meinung: wer konnte darauf verfallen, daß die Tägliche Rundschau von einem „unlautern Manöver" und von einem „faulen Ei" reden würde. Man versteht vieles nicht von dem, was diese Herren der eisernen Stirn doch wohl als patriotisch und dem Reiche nützlich bewerten müssen. Man versteht nicht, wenn im Anschluß an den Austritt des Doktor Heckscher aus dem Reichshaushaltausschuß die Bemerkung des Berliner Tageblatts, daß es sich dabei nur um „Nuancen" gehandelt habe, von der Deutschen Tageszeitung kommentiert wird: „Um Nuancen etwa von ähnlicher Bedeutung wie die zwischen dem jetzigen und dem rücksichtslosen U-Boot-Kriege." Solch krampfhaftes Verbissensein ist beinahe pathologisch. Man versteht es nicht, wenn der Professor Max von Gruber unqualifizierbare Briefe gegen die simpelste Ehrenhaftigkeit eines Abgeordneten des Volkes von sich gibt, wenn jede noch so sachliche Aufklärung, die die Regierung einem Angriff, einer mehr oder weniger absichtlichen Unterstellung, einer offenbaren Fälschung zuteil werden läßt, verhöhnt, verzerrt, absichtlich mißverstanden wird, wie dies etwa mit der „Denkschrift des Admiralstabes" geschehen ist. Man versteht es nicht, wie die Tägliche Rundschau einen Artikel des Berliner Lokalanzeigers, der von jedem Unterrichteten für unsinnig gehalten werden mußte, flugs, gleich Tags darauf, als „offiziös" ausgeben konnte. Man versteht es nicht, daß eine Gruppe von Männern, die sich konservativ zu nennen wagen, den Mut hat, an den sächsischen Landtag eine Eingabe zu richten, worin ausgeführt wird, daß „die innere Geschlossenheit des Reiches durch die befremdliche Haltung der Reichsleitung gefährdet sei", und weiterhin über die Regierung gesagt wird: „Nach außen schwächlich, im Innern gegen demokratische Machtgelüste nachgiebig, kleinlich gegen die unbedingt nationalen Elemente. . . . Die Reichsleitung steht vollkommen unter dem Einfluß der berliner Plutokratie und stützt sich zur Durchführung ihrer Diplomatie auf die jüdisch-demokratische Presse. . . . Ist eine Regierung, die durch Mangel an politischem Weitblick, irrige Anschauungen und verfehlte Maßnahmen ihr Land in diese furchtbarste Lage gebracht hat, berufen, es aus dieser Gefahr herauszuführen?" Man versteht es nicht. Aber man weiß, und man bekennt es laut, daß der Freiherr von Oer die Stimme des deutschen Volkes hatte, als er, der Stellvertretende Kreishauptmann von Leipzig, ein alter Konservativer, den anmaßenden Rebellen ant-

wortete, daß er mit ihnen, die meuternden Soldaten zu vergleichen seien, nichts mehr zu tun haben wolle.

Und wenn solche Stimme jenen seltsamen Freunden des Vaterlandes noch nicht genügt, so sei an den Brief erinnert, den der Fürst zu Salm-Horstmar aus dem Zivilkabinett erhalten hat, als Antwort auf eine laute Klage über den Kanzler und seine Schwäche. Der Brief lautet: „. . . daß Seine Majestät von der Immediateingabe vom Sechsundzwanzigsten vorigen Monats mit Befremden Kenntnis genommen habe und den Unterzeichnern der Schrift Allerhöchst Ihr Mißtrauen zum Ausdruck bringe, daß Seine Majestät in dieser schweren Zeit einem derartig unsubstanzierten Eingriff in Allerhöchst Ihre Regierungsgeschäfte begegnen muß. Den Empfang jedes Unterzeichners der Eingabe lehnen Seine Majestät ab."

Die Liste solcher politischen Greuel ließe sich endlos fortsetzen. Die Scham hält uns ab, solch trauriges Handwerk, solch Henkeramt zu üben. Für unsern Zweck haben wir überdies genug getan. Wir haben gezeigt, von welcher Heftigkeit und Giftigkeit, von welcher Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit jene Elemente sind, die abseits des Blockes der Einsicht zu bleiben gewillt scheinen. Wir freuen uns, daß die Volksvertretung in ihrer überwiegenden Majorität einen Damm gegen die Springfluten des politischen Unverstandes errichtet hat. Wir wollen diesen Damm mit allen Kräften versteifen. Wir brauchen die Einheit; die Willkür muß niedergeschlagen werden.

Babs Kriegsbuch von Hans Wyneken

Es nennt sich: ‚Am Rande der Zeit, Betrachtungen 1914/15' (und ist bei Oesterheld & Co. zu Berlin erschienen). Mit dem einen oder andern dieser Aufsätze ist Bab schon in diesen Heften zu Wort gekommen. Mich interessieren sie, offen gesagt, weniger um ihres Inhalts als um ihres Verfassers willen. Den sieht man da einmal von seiner gewohnten Umwelt, der Literatur- und Theatersphäre, losgelöst. Wie wird er sich zu dem, was sich jetzt auf dem „Welttheater" abspielt, stellen? Darüber kann nicht im Zweifel sein, wer die Grundelemente seiner Welt- und Lebensanschauung erfaßt zu haben glaubt. Bab verfügt über einen bohrenden, zweifelssüchtigen Intellekt und eine lebhaft mitschwingende, ungemein reaktionsfähige Empfindungskraft. Ein beneidenswert treffsicheres Unterscheidungsvermögen, das sich oft in Kunstdingen bewährt hat, wacht darüber, daß die beiden Seelen sich nicht von einander trennen. Als Gesamtbild ergibt sich ein ausgesprochener Positivist mit skeptischen Hemmungen, die auch der große „Umwerter" Krieg nicht auszuschalten vermag. Aber ein starkes Gemeinschaftsgefühl, in dem sich Bab mit seinem Liebling Kleist be-

gegnet, treibt ihn, sein Augenmaß auf die Forderungen des Tages einzustellen, diktiert ihm, ein Jahr vor Kriegsbeginn, eine glutvolle Liebeserklärung an Deutschland, „die nachträglich so programmatisch scheint, daß sie hier (in den Kriegsbetrachtungen) als Auftakt dienen darf.“

Ich möchte nicht alles unterschreiben, was Bab hier schreibt. Die Parallelen, die er zwischen Bismarck und Kleists Hermann zieht, kommen mir etwas schüleraufsatzmäßig vor. Der Babylonische-Klageweiber-Ton seines Briefes an Verhaeren berührt mich sogar ein bißchen peinlich. Solch Schmalz ist ein fremder Tropfen in seinem Blut. (Wenn er sich schon einmal nicht schlankweg zu dem Mann bekennen kann: warum zeigt er ihm nicht gehörig die Zähne — wie kürzlich so erfrischend dem Sechsdreierpatrioten Hanns Heins Ewers — statt bloß mit der Chocoladenpistole zu drohen?!)

Aber in der sorglichen, unbeirrten, sachlich-gewissenhaften, kunstvollen und doch natürlich anmutenden Art, womit er die heterogensten Erscheinungen aus Natur- und Geisteswelt zusammenträgt, um sie einem bestimmten Gedankenkomplex einzugliedern, unter einen besondern Gesichtswinkel zu rücken, darin offenbart sich ein prachtvoll gefestigtes Menschentum und eine wunderbar reinliche Gesinnung. Der ganze Mensch und Schriftsteller erklärt sich vielleicht aus einer besonders glücklichen Mischung von Deutschtum und Judentum. Ob in seinen Adern auch arisches Blut fließt, weiß ich nicht. Jedenfalls wirkt sein Deutschtum, auch wenn es von außen eingedrungen sein sollte, so selbstverständlich und fest verwurzelt, als wäre es seines Fleisches Erbteil. Deutschland ist ihm nicht nur Zufallsheimat: es ist sein Wahlvaterland — wie es vermutlich Heinrich Heines wäre, wenn er diese Zeit hätte erleben können; wie es des Edel-Sozialisten Ludwig Frank gewesen ist, dem Bab hier so wundervolle, empfindungstiefe, schmerzdurchzitterte Gedenkworte weiht. Bei Heine standen Hirn und Herz in ständigem Widerstreit, weil seine zerrissene Zeit einen Ausgleich nicht beförderte. Bei Persönlichkeiten wie Bab und Frank ist dieser Ausgleich mehr oder weniger restlos vollzogen — unter dem Einfluß einer neuen, andern Zeit, an deren Rand uns Bab entlangführt.

Soll ich mein Lob durch Einzelkritik erhärten? Etwa den Scharfblick preisen, womit Bab ethnologische Zusammenhänge, völkerpsychologische Momente als Hintergrund der internationalen Politik und als tiefere Ursachen des Weltbrands erkennt? Oder sein Einfühlungsvermögen bei der Porträtierung edler Toter (besonders Walter Heymanns) hervorheben? Oder darauf hinweisen, wie erfolgreich er, auch im kleinen, in der Dinge Wesen trachtet, zufällige, taggebundene Erscheinungen ins Allgemein-Menschliche zu

steigern, mit dauernden Gedanken zu befestigen oder ins Licht künstlerischer Wertung zu rücken weiß? Das alles und noch mehr mag der Leser, der richtig zu lesen versteht, herausfinden. Mir genügt die Feststellung, daß Julius Bab den Aktionsradius seiner schriftstellerischen Tätigkeit bedeutend erweitert und mit diesen Kriegsbetrachtungen (sei es, daß sie sich auf „Zeugnisse des Tages" oder auf „Zeugen vom Jenseits" stützen) nicht bloß Aktuelles, sondern wirklich Zeitgeborenes gegeben hat. Sein Idealismus, blond mit blauen Augen, aber beileibe nicht weltfremd, nicht wirklichkeitsblind, ist mehr von Kleists als von Schillers Art. Als Patriot hat er nichts mit Josef Lauff und Rudolf Herzog, mit den Vollen und Ganzen und Unentwegten, aber sehr viel mit dem alten Fritz und Ludwig Frank gemein. Was ihn von jenen trennt, mit diesen verbindet wird am schärfsten von seiner Stellung zu der problematischen Erscheinung Gustav Wieds beleuchtet. Die erschütternde Tatsache, daß das unheilige Lachen dieses Allerweltsspötters vor dem furchtbaren Erlebnis des Krieges verstummte, legt Bab die nachdenkliche Frage in den Mund, ob nicht etwas Wahres an dem Bibelwort sei, daß man nicht auf der Bank der Spötter sitzen soll. Er kommt zu dem Schluß, daß Hohn und Witz wohl berechtigte Kampfmittel sind, aber nur — und mit dieser Auffassung offenbart er zugleich Kern und Grenzen seiner Lebensanschauung — in der Hand „des immer Strebenden, des zum ernsten Ziel Gewaffneten. Wie denn der zweifellose, der unüberhörbare Befehl der Zeit auch noch nicht so sehr lautet: Säbel und Gewehr — als einen Willen fassen! einen Glauben als Gewalt wider die Gewalt draußen werfen! Partei haben auch im großen innern Weltkriege: Religion haben. Heut läßt sich nicht mehr ohne Religion leben — oder doch nur von den Stumpfsinnigsten. Das ist das Fazit." Das Fazit auch vom Wirken und Streben und von der fest umrissenen Persönlichkeit Julius Babs.

Um dieses prachtvollen, aufrechten Glaubensbekenntnisses willen — das ein erfrischendes Bekenntnis zur tatfrohen Jugend (in dem Aufsatz ‚Spiel und Ernst') harmonisch ergänzt — ist der verstandesklare, gefühlsstarke, herzenskluge, in gehaltvollem Sinne geistreiche Grübler unser Mann, soll er uns Wegweiser und Zieldeuter sein. Folgt ihm!

Stille

von Friedrich Sebrecht

Meine Trauer versteint in die Nacht,
Irgendwo fern mögen Glocken singen.
In mir aber sind Stimmen entfacht,
Die allen Ton verschlingen,
Daß mir aus schwarzen Winkeln Schweigen starrt.
Meine Trauer versteint. Die Nacht ist hart.

Die Vorherrschaft Berlins von Wilhelm von Scholz

Ein Brief

Ihrem Wunsche, mich zu den heutigen Theaterfragen zu äußern, entspreche ich gern. Ich begrüße es, daß Sie eine vielseitige Erörterung der Lage durch die zu München in nächster Beziehung stehenden Dramatiker wünschen, und daß Sie damit für Süddeutschland, und gewiß darüber hinaus, das Zeichen geben zu einer Kundgebung ernsten künstlerischen Willens, unsre fragwürdigen deutschen Theaterverhältnisse zu wandeln.

Das heute oft gesprochene Wort von dem immer amerikanischer werdenden Bühnenwesen in der Reichshauptstadt trifft die Sache. Wenn man sich klarmacht, wie groß für ein berliner Theater die finanzielle Differenz zwischen dem Achtungserfolg eines Kunstwerks und einem großen Publikumserfolg ist, dann sieht man die ehrlichen künstlerischen Absichten jeder Bühnenleitung in Gefahr. Die Einstudierung und Ausstattung eines neuen großen Werkes verlangt in Berlin, wenn auch nur die allgemeinste Grundlage für Erregung der öffentlichen Aufmerksamkeit geschaffen werden soll, solche Opfer an Zeit, Geld und angestrengtester Arbeit, die bei einem Mißerfolg gänzlich verloren sind, daß ein Direktor den möglichen Geldertrag, das heißt: den Geschmack der ganz breiten Masse, als erstes künstlerisches Kriterium walten lassen muß, ehe er sich über ein neues Werk schlüssig wird. Dadurch entsteht in ihm eine perverse Beängstigung vor dem Kassenergebnis, die meist zu einem noch geringwertigeren Spielplan führt, als selbst der wäre, der sich aus der Zusammenstellung aller wirklichen Erfolgstücke einiger Jahre ergäbe.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Bühnen in dem Maße, wie der mögliche Gewinnunterschied zwischen Mißerfolg und Erfolg geringer wird, in der Auswahl ihrer Stücke von Nebenrücksichten unabhängiger werden und freier ihrem künstlerischen Urteil nach entscheiden können. In Berlin steht seit geraumer Zeit die Saison verdeckend vor dem Jahrhundert. Der Saison muß dort jeder, auch der künstlerischste Theaterleiter, opfern, einfach um zu bestehen. Die Schuld daran ist keinem Einzelnen, überhaupt nicht Menschen, sondern der wirtschaftlichen Entwicklung zuzuschreiben.

Ich bin überzeugt, daß es absurd ist, heute ein Elend und Sterben des deutschen Dramas zu behaupten; ich glaube, daß seit langem nicht so viel künstlerischer Wille, Kraft und Können dem Drama zugute kam wie grade heute; wie grade in der jungen Generation. Das Elend ist vielmehr die heute mangelnde Kongruenz des deutschen Dramas und des Theaters. Das Theater ist zu neun Zehnteln nicht Drama. Und das Drama ist zu einem gewiß ähnlich hohen Bruchteil dazu verurteilt, ohne auf die maßgebende Bühne zu kommen, als Buch besserer Zeiten zu warten;

selbst wenn es sich längst an künstlerisch geleiteten Bühnen, die aber nicht die ganze öffentliche Aufmerksamkeit besitzen, dargetan hat. Das ist ein schwerer Schaden, der eine jetzt etwa mögliche Blüte deutscher dramatischer Kunst — zu deren Zustandekommen das Ineinanderaufgehen von Theater und Drama Grundbedingung ist — verhindert.

Vom Kulturganzen der Zeit aus gesehen, stellt sich die energische Förderung des ernsten Dramas (im aesthetischen Sinne, welcher natürlich auch die ausgelassenste Komödie, sofern sie zur Kunst gehört, einschließt!) durch die Theater als deren höchste Pflicht dar. Das Theater ist, ebenso wie Kirche und Schule, ein Kulturinstitut, von dem kein Vernünftiger verlangen sollte, daß es sich aus sich ernähre oder nach dem Gesichtspunkt der besten Rentabilität geleitet werde. Es muß von den gesellschaftlichen Organisationen nach wesentlich höhern Gedanken für das Volk geschaffen und gehalten werden. Es ist nicht Privat-, sondern eine Nationalangelegenheit, als welche auch die Privatbühnen zu betrachten und zu fördern sind, die künstlerische Absichten haben. Das scheint vergessen. Man hält die Theater für Vergnügungsetablissements, welche ihre Schuldigkeit tun, wenn sie dem Publikum Amüsement, Sensation oder „seine" Klassiker bieten.

Ich bin nicht Optimist in Bezug auf die dringend zu wünschende Besserung dieser allgemeinen Verhältnisse. Aber doch glaube ich, daß wir uns ihr an den bedeutenden Bühnen des Reichs durch eine größere Unabhängigkeit von Berlin wenigstens nähern könnten — von dem Berlin vor allem, welches als Importhafen meist minderwertiger ausländischer Stücke das deutsche Theater schädigt (es gibt Wochen, wo an zwei, drei berliner Bühnen nur übersetzte Stücke auf dem Zettel stehen!), und auch von dem künstlerisch arbeitenden Berlin, indem wir uns seiner gleichmachenden Bevormundung entziehen und mit ihm konkurrierende Selbständigkeit schaffen. Das ist schon von Andern gesagt worden. Man ruft diejenigen großen nichtberliner Bühnen an, die bisher am deutlichsten, bewußt und ohne ängstliche Kassenrücksichten das junge Drama förderten (wie zum Beispiel Cöln, wo Martersteigs verflossene Aera einst eine sehr ruhmreiche Seite deutscher Theatergeschichte bilden wird, und Stuttgart, das unabhängig von Berlin neuer Kunst offen ist; wie Dresden und München, die immer von Zeit zu Zeit den Blick der Bühnenfreude auf sich zu lenken wußten!). Aber die Unabhängigkeit von Berlin, wie die meisten Reformer sie wollen, ist meines Erachtens noch nicht genügend. Nicht nur dadurch, daß die Theaterleiter in diesen Städten auch ihren eigenen positiven Geschmack betätigen, werden sie unabhängig. Sie müßten ganz konsequent sein und nicht die berliner Stücke, die vor ihren eigenen Uraufführungen nur den größern Reklamewert

eines berliner Erfolges voraus haben, in ihrem Spielplan an die bevorzugten Stellen rücken. Sie engen dadurch den verfügbaren Raum für die Ausführung eigener Gedanken ein. Sie müßten die Dichter und Werke, die sie selbständig oder gar gegen Berlin fördern wollen, nicht dem nachgespielten berliner Repertoire anhängen, sondern das bewußt in zweite Linie stellen und erst bringen, wenn sie ihr eigenes Werk in jeder Spielzeit geleistet haben. Wie ja einige dieser Theater auch tun!

Ein Städtebund, den Andre zur Verstärkung der Resonanz neuer Selbständigkeiten vorschlagen, wäre wertvoll. Ich glaube aber nicht, daß er sich bilden läßt. Er würde auch etwas Künstliches an sich haben, das keine Dauer verspricht. Die Persönlichkeiten der einzelnen Bühnenleiter werden wohl nach wie vor über das Maß an Selbständigkeit und Bedeutung dieser nichtberliner Bühnen entscheiden. Und man wird sich zufrieden geben müssen, deren künstlerischer Arbeit sich zu freuen, auch wenn sie nicht die ganze breite Beachtung findet.

Eher als durch einen Städtebund, scheint mir, könnte man gegen die Theaterdiktatur Berlins ein Gegengewicht dadurch schaffen, das man Eine dieser Städte zu einem zweiten bedeutenden Theatermittelpunkt für das Drama machte, dem dann seinerseits auch eine gewisse Suprematie zufallen würde. Als Stadt, als Kunststätte, die im Verhältnis das größte kunst- und entwicklungsinteressierte Publikum wohl aller deutschen Städte besitzt, als aufnahmefähigster Boden käme dafür natürlich in erster Linie München in Betracht, das schon mehrmals gezeigt hat, daß hier eine eigene Initiative in Theaterdingen möglich ist (also jeden Tag wieder entstehen kann!), das sowohl erfolgreiche wie wertvolle Dramen andern Städten vorgespielt hat; das bedeutende schauspielerische Kräfte halten kann und durch seine dekorative und bildende Kunst wie das ihr allgemein entgegenkommende verstehende Interesse alle Hilfskräfte für das Drama neuen Stils besitzt.

München müßte das, was es seinerzeit durch die Gründung des Künstlertheaters mit Hilfe der Maler für das Bühnenbild getan hat, nun, mit Hilfe der Dramatiker, auch für das Drama tun: neue eigene Wege gehen, neuem Wollen zum Durchbruch verhelfen! Und müßte in der Förderung des Neuen seine wichtigste Aufgabe sehen, der es den breitesten Raum in seinen Spielplänen zu geben hätte! Nur dann wird es zu dem künstlerisch arbeitenden Berlin (das seine Machtüberlegenheit ja doch ehrlich und in tätigstem Bemühen um eine, seinem besondern Geist verwandte, neue Bühnenliteratur errang) das als Ergänzung notwendige, höchst wertvolle Gegengewicht bilden können!

Aus einer ‚Neuen Folge‘ von ‚Gedanken zum Drama‘, die bei Georg Müller erscheint.

Rückkehr zur Oper? von Paul Stefan

Dem ersten wiener Kriegsjahr folgte ich vom Hörensagen (und ich hörte selten genug sagen) und, sobald ich das wieder einigermaßen zuwegebrachte, vom Lesen. In dem kleinen Alpendorf, das mir der Krieg zeigte und der Dienst lange verbarg, hörte ich durch Monate so gut wie keine Musik; zuletzt hatten wir einen Chor, eine Art Orchester, Solisten, und das Beste war, daß man selber mithelfen konnte. Es geschah meist in der Kirche, und ich hatte immerhin gelernt, die Hofoper nicht zu entbehren. Aber dann fand ich doch wieder hinein und freute mich, daß dem „alten Offizier" das Stehparterre allabendlich für zwanzig Heller geöffnet war. Das ließ sich natürlich, auch als man sich wieder an den weiten Raum, an das viele Licht und die vielen Leute gewöhnt hätte, nur etwa eine Stunde lang aushalten. Aber ich kam anfangs sehr häufig: man hatte das doch einmal gebraucht und geliebt. Und so sah und hörte ich die Opern des ersten Kriegsjahrs — leider war Pfitzners ‚Armer Heinrich' schon nicht mehr darunter — und fand, daß sich äußerlich wenig geändert hatte. Man gab noch immer ‚Mignon', ‚Werther' und ‚Margarete', ohne die ja die Knödelsentimentalität auch hierzulande nicht auskäme. Man gab den überlangweiligen ‚Gaukler unsrer lieben Frau', man gab Puccini, ein wenig verschämt; und, zum Glück, sehr viel Verdi. Nur das abgehetzte Gespann ‚Cavalleria — Bajazzo' stand irgendwo still; und siehe, man brauchte es nicht. Man gab, was man sonst an einem Durchschnittshoftheater gibt, also Wagner, etwas Mozart, den ‚Fidelio', den Anstands-Weber, Lortzing und so weiter. Und man gab es im Ganzen ganz brav. Ich könnte nun erzählen, wie ich — und es wird ja in dieser Zeit manchem so gegangen sein — langsam und nicht ohne schwere Krisen, wieder zu der Freude an der Oper und damit auch zu meinen Forderungen an die wiener Hofoper kam. Aber das ist nicht sehr erfreulich, ist vielleicht allzusehr die Krankheitsgeschichte der Nerven und einer verwundeten Seele, und nur das Ergebnis möchte ich anmerken, auch dieses nur darum, weil ich glaube, nicht wenige Leidensgenossen zu haben. Auf die Gefahr hin, von manchen für abtrünnig gehalten, von andern ohne weiteres beschimpft zu werden, bekenne ich, daß mir ein längst schon verehrter Meister in dieser Zeit der größte Wohltäter geworden ist: Verdi. Fast noch teurer als Mozart, dessen Vollkommenheit mir immer heiliger wurde, aber auch so heilig, daß ich ihrer nur in ganz reinen Stunden inne werden konnte und — die sind jetzt selten. Ich spreche nicht von den ältern deutschen Meistern, deren edle Einfachheit und stille Größe mir immer nahe ging und mir von neuem die Liebe zu einem Deutschland gab, das ich so innig verehre, einer der wenigen Nicht-

reichsdeutschen leider, die es heute noch kennen; denn auf den lauten Märkten war ja diese eigentlichste Heimat seit vielen Jahren nicht mehr „greifbar", und törichte Ausländer schwätzten darum, es sei das Deutschland der Vergangenheit. Nein, dieses Deutschland lebt. Ich habe es so oft und erst vor wenigen Wochen wiedergesehen; aber es lebt verborgen und nur in einem weiten Abstand vom Tage läßt es uns die Kunst von neuem erstehen. Wagner zeigt ein Stück davon im ‚Lohengrin' und in den ‚Meistersingern'. Sein ‚Tristan' war meinem Empfinden in dieser Zeit zu furchtbar, sein ‚Parsifal' war allzuweit jenseits davon. Strauß — ja, er brachte noch die Erschütterungen der ‚Elektra' (‚Salome' gibt es leider in der Hofoper nicht); brachte die barocke Fröhlichkeit seines ‚Rosenkavaliers' und noch immer, wie beim ersten Male, hielt ich den Atem an, wenn Marie-Therese am Schluß des ersten Aktes die Schläge der Uhr zählte. Aber mein Wohltäter, sage ich, wurde Verdi. Ich habe wenig mehr gehört als den ‚Rigoletto', die ‚Aida' bis zum Nil-Akt (dann kam die körperliche Müdigkeit), die ‚Traviata' und den ‚Maskenball'; einmal noch den ‚Falstaff', dieses Wunder der Fruchtbarkeit, des Könnens und der Anmut. Frage ich, was mir Verdi so lieb gemacht hat, so ist es wohl das, daß er als reines Belebungsmittel wirkte wie die südliche Sonne. Er schmeichelte grade genug, daß man den Tag ein wenig aushielt, aber er sublimierte nicht, brachte nicht in die reinsten Höhen, auf denen das Erwachen neue Tränen weckt. Hier war das letzte Stück ungefährdeten Mittags in dem allgemeinen Schrecken, und etwas von der Sicherheit des äußern Lebens kehrte für Minuten wieder, um derentwillen man so gern in südlichen Winkeln lebte, in kleinen Landschänken saß und beim roten Wein oder beim Kaffee den aufgeregt redenden Leuten zusah. Ich weiß schon: ich müßte jetzt sagen, daß das Ereignis dieser musikalischen Potenz so stark und neu auf mich gewirkt hat. Aber ich bewundere die Leute, die jetzt von Musik und nicht zuerst von ihren Lebenswerten und Lebenswundern reden. Ich kann es nicht. Ich kann es nicht mehr.

Burgtheater von Alfred Polgar

Das Bild des Rhamses', ein Akt von Franz Dubsky. Spielt im ältesten Aegypten und ist mit Versen dicht bestanden. Versteckt im rauschenden Laub dieser Verse soll es, wie Kenner des sonderbaren theatralischen Gewächses beteuern, dichterische Frucht geben. Den Meisten blieb sie unauffindbar. Und mit ihr auch der tiefere Sinn dieser Tragödie. Ihr dramatischer Inhalt ist beträchtlich. Volk in Aufruhr; ein Herold des Königs der Könige fällt tot hin, von einem Subkönig erstochen, den wiederum, nachdem sich seine Freundin erdolcht hat, das Volk totschlägt; eine

Plastik des Königs Rhamses wird mit allem Zeremoniell einer großen Pointe enthüllt, worauf des Rhamses gelähmte Tochter, die Frau jenes Subkönigs, langsam, aber immerhin gehen kann; ohne zwingenden Grund ist sie nach einer Weile wieder gelähmt. Und beschließt, angesichts des völlig ratlos gewordenen Volkes zu beiden Seiten der Rampe, die Leiche des erstochenen Herolds mit großem Trauerpomp nach Aegypten zu bringen. Durch reichliche Hinzufügung von Text werden die dunklen Vorgänge um einige Schattierungen dunkler. Finsternis. Wie im Vorjahr an das Drama des Fräuleins von Berger hat das Burgtheater auch an diese zweite aegyptische Plage den ganzen Ernst seiner theatralischen Sendung gewandt. Frau Kallina als tour- und retourgelähmte Königin gab ein Stück eindringlichster Schauspielkunst. Herr Schott war ein scharfer Herold, Herr Gimnig und Fräulein Wilke rissen das Volk — das auf der Bühne — hin. Der aufgeregt prunkvollen Langeweile des Unternehmens tat Fräulein Wohlgemuts Anwesenheit und Herrn Geraschs feurige Leere keinen Abbruch.

Freundlichere Töne schlägt ‚Basem, der Grobschmied‘ an, Märchenspiel eines ungenannten Autors. Seinen Namen sollt ihr nie erfahren, er heißt Otto Stößl. Eigentlich ist ‚Basem, der Grobschmied‘ kein Märchenspiel, sondern ein bedächtiger orientalischer Schwank mit Weisheitsfalten. Basem, ein Philosoph der Genügsamkeit, fühlt sich als solcher vom Schicksal unverwundbar. Und bliebe es auch vielleicht, wenn ihm nicht der Kalif solches Gefühl neidete und, Schicksal spielend, die Kreise des reichen armen Teufels störte. Wie sich der Grobschmied gegen solche Störung wehrt, und wie der Kalif nicht locker läßt, das wird in einer anmutigen Schraubenlinie abgewickelt. Leider besitzt die kluge und gesittete Burleske einen moralischen Schwerpunkt. Er liegt bei der Freundin des Kalifen, einer Dame aus dem Abendland, die in hohem Grade das Pantheistische hat und den Beherrscher aller Gläubigen, der süßes Fieber will, mit Spruchweisheiten langweilt. Ihre sanften Traktate über Liebe und Güte hängen sich schwer an das leichte Spiel (das im übrigen die Arbeit eines kultivierten Schriftstellers scheint). Frau Medelsky ist jenes herzliche Weib. Mit großer Zartheit übt sie die Funktionen der weisen Frau, die aus dem Kalifen das Edle und Großmütige entbindet. Die Kosmetik der Seele hat für Frau Medelsky wenig Geheimnisse. Ihre Innigkeitspomade macht das fadeste Frauenzimmer in mildem Glanze leuchten. Herrn Paulsens Kalif bleibt in jeder Verkleidung ein Herr von äußerm und innerm Adel. Und von Herrn Treßlers munterer Gold-Grobschmiede-Arbeit war man mit Recht befriedigt. Sehr schöne Bühnenbilder und eine schmiegsame Musik (von Karl Wolfram) halfen dem Regisseur der drei Akte, Herrn Holz. Der bizarre Orient, den er auf die Szene bringt, hat Farbe,

Stimmung, märchenhafte Sauberkeit und allerlei Reize einer erwachsenen Spielerei. Indiskretester Weise macht vorhandener Uebermut aufmerksam, daß er sich erlaubt, vorhanden zu sein. Zerstreuten Zuschauern entging seine Anwesenheit.

Gedichte von Jacob Michael Reinhold Lenz

An Friederike Brion

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Die Liebe auf dem Lande

Ein wohlgenährter Kandidat,
Der nie noch einen Fehltritt tat,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrt einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehilf zu sein.
Der hatt' ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlassne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog.
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All ihre Schürzen anprobiert
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ein Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremds ins Haus,
So zog sie gleich den Schnürleib aus,
Tat sich so schlecht und häuslich an,
Es übersah sie jedermann.
Zum Unglück unserm Pfaffen allein
Der Lilie Nachtglanz leuchtet ein,
Obschon sie matt am Stengel hing.
Früh, eh er in die Kirche ging,
Er sehr eräschert zu ihr trat
Und sie — um ein Glas Wasser bat.
Dann laut er auf der Kanzel schreit,
Man hört ihn auf dem Kirchhof weit,
Und macht solch einen derben Schluß,
Daß Alt und Jung noch weinen muß,
Und der Gemeinde Sympathie
Ergriff zu allerletzt auch sie —
's ging jeder wie gegeißelt fort —
Der Kandidat ward Pfarr am Ort.

Obs nun die Dankbarkeit ihm tat,
Ein's Tag's er in ihr Zimmer trat,
Sehr holde Jungfrau, sagt er ihr,
Ihr schickt euch übel nicht zu mir,
Ihr seid voll Tugend und Verstand,
Ihr habt mein Herz, da nehmt die Hand —
Sie sehr erschrocken auf den Tod
Ward endlich wieder einmal rot,
„Ach lieber Herr — — mein Vater — ich —
Ihr findet bessere als mich,
Ich bin zu jung, ich bin zu alt —“
Der Vater kroch hinzu und schalt,
Und kündigt Stund und Tag und Mann
Ihr mit gefaltnen Händen an.
Wer malet diesen Calchas mir
Und dieses Opfers Blumenzier,
Wie's vorm Altar am Hochzeittag
In seiner Mutter Brautkleid lag,
Wie's unters Vaters Segenshand
Mehr litt, als es sich selbst gestand;
Wie's dumpf, nur ahndend seine Pflicht
Entzog den Qualen sein Gesicht,
Und tausend Nattern in der Brust
Zum Dienste ging verhaßter Lust.

Ach Männer, Männer seid nicht stolz,
Als wär't nur ihr das grüne Holz,

Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun,
All seinem Reden, seinem Tun,
An seiner plumpen Narrheit gar
Noch was, das liebenswürdig war.
Sie dreht und rieb so lang dran ab,
Bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
Und wenns ihr unerträglich kam,
Nahm sie's als Zucht — für ihren Gram.

Ihr einzig Gut auf dieser Welt
Der Engel noch für Sünde hält.
Dem Mann gelind, sich selber scharf,
Sie — Gott — nicht einmal weinen darf.
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als sein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er schilt und brummt und knirrt,
Ihr leichter um das Herze wird,
Doch wenn er freundlich herzt und küßt,
Für Unruh sie des Todes ist.

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach, jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Fazit

Schrieb ich vielleicht mir nicht zum Ruhme,
So denkt, sein Schicksal traf ihn hart:
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward.
Sie senkte tief die blassen Wangen,
Und Himmelstropfen haben sich
Seither den Blättern angehangen.
Das denkt — und dann bedauert mich.

Ich kann auf höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun;
Mein Atem klagt, mein letztes Röcheln
Wird auch noch eine Klage sein.
Wem unter Jünglingen und Schönen
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk': er spielt die letzten Szenen
In einem frühen Trauerspiel.

Die Soldaten

Für die feurigste Epoche der deutschen Literatur scheint die Natur aus breiter Brust einen einzigen mächtigen Gluthauch ausgeatmet zu haben. Von den Stürmern und Drängern sind Klinger, Leisewitz und Lenz fast zu gleicher Zeit geboren, Goethe nicht viel früher. ‚Sturm und Drang' und die „Zwillinge', die ‚Kindermörderin', ein kleiner Faust des Malers Müller und die ‚Soldaten' sind Früchte desselben Jahres; das auch die ‚Stella' hervorbringt. Auf ein Preisausschreiben des großen Theaterdirektors Schröder laufen ganze drei Dramen ein — als zweites: die „Zwillinge', als drittes: „Julius von Tarent'! Die Künste sprießen, es ist eine Lust zu leben. Die den Vorläufern bald vergeht. Sie haben kaum die ersten Schritte, ein paar weit ausgreifende Sprünge in trächtiges Neuland getan: da sind sie eingeholt und überholt. Was sie erstreben, ist plötzlich erreicht; was sie wollen, gekonnt; was sie säen, geerntet. Neben Goethe und Schiller werden sie vielleicht nicht, aber sie fühlen sich überflüssig. Es bleibt bei Einsererfolgen. Diese Jünglinge sämtlich entsagen, verstummen, quälen sich irgendwie tot oder werden verrückt. Lenz wird verrückt, das halbe Modell zum Tasso: zerbrochen ist das Steuer, und es kracht das Schiff an allen Seiten. Indessen klammert sich die andre Hälfte, Wolfgang Goethe, am Felsen fest, an dem der Dichter scheitern sollte, wird langsam zur Hälfte Antonio und spricht Jahrzehnte nach der Katastrophe in männlicher Ruhe und Wärme über den Gefährten die Wahrheit, die hinterher der Typ des Literarhistorikers so philiströs durchspeichelt hat, daß heut noch manche feinere Zunge einen säuerlichen Beigeschmack nicht los wird. Dabei braucht man nur lesen, ‚Dichtung und Wahrheit' richtig lesen zu können. Oder ists wirklich gehässig, von Lenz zu sagen, daß ihm aus unerschöpflicher Produktivität ein Talent hervorging, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller Schönheit, durchaus kränkelte? Ists wirklich erbarmungslos, von Einem zu erklären, daß er in das Gemeinste Poesie zu legen weiß, und daß eine liebliche Zartheit sich zwischen den albernsten und barocksten Fratzen durchschleicht? Der böse Goethe gesteht, er habe immer darauf gedrungen, daß Lenz aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen sollte. Für die Nachwelt heißt das, daß der Staatsminister mit einigen Hammerschlägen die Bretter über den Jugendfreund fest zugenagelt hat. Inwiefern denn? Weil er Lenzens Halbnarrheit feststellt, einen gewissen, von jedermann anerkannten, bedauerten, ja geliebten Wahnsinn? Schließlich zeugt Lenzens Unglück und Ende für Goethe. Aber die Literaturgeschichte verbeiße sich ein schäbiges Mitleid mit Lenzens „stillem Irrsinn, der in fixen Ideen vom Beruf zur Weltbeglückung aufging". Wems zu wenig ist, die Welt zu malen — wer sie bessern will: der ist gestraft genug und braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Lenz will malen und bessern. Er nimmt sich einmal das verlogene gesellschaftliche Leben vor, dem er die Harmonie der Natur entgegensetzt. Das zweite Mal untersucht er die Nachteile der Privaterziehung. Das dritte Mal ruft er mit erhobenem Zeigefinger: „Das sind die Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten. Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter verschont bleiben." So empfiehlt er dem König, „eine Pflanzschule von Soldatenweibern" anzulegen — nachdem er am einzelnen Fall einer verwüsteten und verheerten Bürgerfamilie gezeigt hat, wessen ohne solche „Amazonen" die Soldaten fähig sind. Das Moralische versteht sich von selbst und ist auf eine einzige Szene beschränkt, die der Schilderung der entfesselten Soldateska und ihres Opfers angeheftet ist. Ein passender Untertitel wäre: Von Stufe zu Stufe. Die Tuchhändlersbraut Marie Wesener gerät an einen Offizier, wird von ihm verlassen, wandert aus Eines Kameraden Hand in die andre, findet zu dem Tuchhändler nicht zurück, weil der mittlerweile den Verführer und sich vergiftet hat, und würde auf der Landstraße enden, wenn nicht ihr Vater, dessen Adelsgelüste ihr Malheur verschuldet haben, sie aufspürte und heimschleppte. Ha, welcher Bürgerschreck, Soldat zu sein? Doch wohl nicht. Im ‚Hofmeister' ist es ja umgekehrt: da kriegt die Majorstochter von der Titelrolle ein Kind. Lenz wird also inne, daß es keinen Sinn hat, die ungesetzliche Liebe dem Wehrstand in die Uniform zu schieben, da die Uniform auch die Beute dieser ungesetzlichen Liebe wird. Es kommt der Augenblick, wo er sich sagt oder dunkel empfindet: Tendenz hin, Moral her — ich bin zuerst und vor allem Dichter. Er hat recht. Wer jetzt die ‚Soldaten' kennen gelernt hat, der lese den ‚Hofmeister', der nie dargestellt werden wird: er kastriert sich, und es wäre zwecklos, der Komödie die Kastration zu kastrieren, das heißt: einen Kapaun vorzuführen, wenn man grade dartun will, daß es ein Vogel von seltener Wildheit ist. Aber man lese bis zu der Stelle im vierten Akt, wo der Major weint: „Ein ganzes Jahr — Bruder Geheimer Rat — Ein ganzes Jahr — und niemand weiß, wohin sie gestoben oder geflogen ist? O wenn ich sie auffände — Wenn ich nur hoffen könnte, sie noch einmal wieder zu sehen — Hol mich der Kuckuck, so alt wie ich bin und abgegrämt und wahnwitzig; ja hol mich der Teufel, dann wollt ich doch noch in meinem Leben wieder einmal lachen und meinen Kopf in ihren entehrten Schoß legen und denn wieder einmal heulen und denn — Adieu, Berg! Das wäre mir gestorben, das hieß' mir sanft und selig im Herrn entschlafen." Und dann findet der Mann seine Tochter, und sie springt in den Teich, und er holt sie heraus, und —: „Da, Mädchen — Ich sollte wohl wieder nach dem Teich mit dir — (schwenkt sie gegen den Teich zu) aber wir wollen nicht eher schwimmen, als bis wir 's Schwimmen gelernt haben, mein' ich. (Drückt sie an sein Herz.) O du mein einzig teurester Schatz! Daß ich dich wieder in meinen Armen tragen

kann, gottlose Kanaille! (Trägt sie fort.)" Das ist der ganze Lenz. Er ehrt seinen Namen. Man begreift, daß es jede junge, unreife, gärende Generation zu ihm reißt. Frühlings Erwachen. Die Erde bricht auf. Die Figuren sind zum Teil aus englischen Sittenromanen. Die Vorgänge auch. Das wird nicht verhehlt. In den ‚Soldaten' spricht die Gräfin zur Tuchhändlersbraut: „Ihr einziger Fehler war, daß Sie die Pamela gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus Ihrem Stande lesen kann." Gut: danach handelt das dumme Ding; und die edelmütige Gräfin, die das wehr- und wahllose Dirnchen in ihr Haus zieht, handelt nach einem andern Buch. Kein Zweifel: Umrisse und Begebenheiten sind aus der zweiten Hand der Literatur. Aber: Gefühle und Worte sind aus der ersten Hand der Natur. Die Empfindsamkeit ist bezwingend echt und verträgt sogar die Belastungsprobe einer witzigen Deftigkeit. Lenz sieht Seelen, wie sie ihre bezeichnenden Gesten machen. Die fängt er auf. Mit Blitzlicht. In zwei, drei Sätzen. Was soll ihm bei dieser Gabe die atempressende Form der herkömmlich aufgesteiften Akte! Er tobt wider „die so erschröckliche jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten". Froh einer Freiheit, die er vom halbverstandenen Shakespeare nimmt, aast er in den verfügbaren Dimensionen. Nicht mutwillig. Welcher wahre Dichter, so fragt er rhetorisch, wird seinen Schauspielern und Zuschauern mit der Veränderung der Szenen beschwerlich fallen, da die Einheit der Szene ihm so offenbare Vorteile zur Täuschung an die Hand bietet. Wo er diese Vorteile preisgibt, da heischt die Beglaubigung des einen oder andern Charakters unausbleiblich und unumgänglich Veränderung der Zeit und des Ortes. Und sicher ist, daß das Stück statt in fünfunddreißig in dreiundfünfzig und noch mehr Bilder zerfallen dürfte, ohne uns zu ermüden, wenn nicht — ja, mathematisch ist kaum zu beweisen, daß unser Anteil sich abschwächt, weil das Soldatenliebchen ein allzu minderwertiges Ding ist. Ihr geschieht ihr Recht. Hemmungslos rutscht sie. Man sieht keinen Kampf, nicht den allergeringsten Versuch zum Widerstand. Sie ist amoralisch und für das Mittelpunktwesen, das mit ihr getrieben wird, von zu episodischem Kaliber. Betthase, dessen Anlagen ein närrischer Vater in bester Absicht begünstigt. Daß es Beiden am Ende schlecht geht, ist ihr Pech oder ihre Talentlosigkeit, aber uns kein Anlaß zur Wehmut.

Bei diesem Mangel an spezifischem Gewicht werden die ‚Soldaten' niemals ein Besitz der deutschen Bühne werden. Mit ihren tausend Reizen der Stimmung, der zeitverhafteten Sprache, der hingewühlten Einfälle, der drängenden Chaotik, der psychologischen Wahrheitsliebe sind sie wie geschaffen für den literarhistorischen Anschauungsunterricht; Thema des Kollegs: von Goethes bis zu Wedekinds Anfängen. Reinhardt muß freilich andrer Meinung gewesen sein, muß eine Dauerwirkung auf das breite Publikum erwartet und dieses durch das angehängte Moralplakat im Ton jener Tage zu ernüchtern gefürchtet haben, weil er sonst nicht die letzte Szene gestrichen hätte. Eine andre hat er

schlimm vergröbert. Am Schluß des zweiten Aktes tollt Marie mit ihrem Galan zwischen dem Wohnzimmer und ihrer Kammer hin und her. Lenz schreibt vor: „Das Geschrei und Gejauchz in der Kammer währt fort. Die Großmutter kriecht durch die Stube, setzt sich in eine Ecke und strickt und singt. Indessen dauert das Geschäker in der Kammer fort. Die alte Frau geht hinein, sie zu berufen. Der Vorhang fällt." Bei Reinhardt fällt das Mädchen. Tatsächlich wird die Kammer zugeschlossen. Die alte Frau steht ahndevoll davor. Marie tut einen jähen Schmerzensschrei. Alles wird still. Man weiß Bescheid. Nur Reinhardt weiß nicht, wie das Niveau der Familie Wesener, an der wir ohnehin bei Lenz nicht stark genug teilnehmen können, noch dadurch heruntergedrückt wird, daß das am hellichten Tage im Hause der Eltern geschieht. Diese geschmackswidrige Umdichtung ist zu streichen und in der zweiten Hälfte des Abends, die schleppend wird, hier und da vom Text. Dann aber sei Reinhardt Ruhm und Preis für seine Arbeit. Von den fünfunddreißig Bildern sind neunundzwanzig geblieben, die schnell genug hinter einander abrollen, wenn auch nicht alle schnell genug in sich. Manchmal besteht ein Mißverhältnis zwischen Lenzens Schwerelosigkeit und Reinhardts mühevollem Farbenauftrag; meistens besteht das rechte Verhältnis. Ein überraschend eingelegtes Lied von Lenz gibt wünschenswertes Kolorit, und ein Konzert, bei dem etwa plötzlich die Töne verstummten und die Personen erstarrten, wäre ein Stich von Hogarth. Man sieht sich nicht satt an diesem Abend. Und hat trotzdem keinen Grund, über Zurücksetzung der Schauspielkunst zu klagen. Für einen Deutschen Zyklus hat Reinhardt prachtvolle deutsche Männer.. Wie Hermann Thimigs verratener Tuchhändler sich vor unsern Augen von innen heraus verzehrt, wie Hartmann sich ritterlich seiner annimmt, wie Winterstein gröhlt, wie Jannings flegelt, wie Diegelmann poltert, wie der verblüffende Krauß spintisiert: so viele Namen, so viele Gesichter. Was für eins Herr Johannes Riemann hat, werden andre Rollen als Mariens blasser Verführer erweisen. Beim ersten Mal ist kaum zu ermitteln, ob nicht seine Weichheit zur Weichlichkeit, seine Eleganz zur Koketterie geneigt ist. Von den Frauen spielt die Körner als Gräfin mindestens das ‚Glas Wasser' von Scribe. Welch ein abendfüllender Pomp für drei Szenen von beinah dreißig! Immerhin liegen der Dame gesetzte Mütter, deren Söhne schon Väter sein könnten, beträchtlich bequemer als Lady Macbeth und Benedikts Beatrice. Warum wird Fräulein Pünkösdy nicht so üppig beschäftigt? Sie hat den Vorzug der Jugend und Wärme und als Maries Schwester eine Bestimmtheit, einen Schneid, eine Frische, die man endlich entfaltet sehen möchte. Marie selbst: die kunstvollste Leistung der Eibenschütz. Hier hat Reinhardt einmal ganze Arbeit getan. Die falsche Geziertheit ist weggeputzt und wirksam ist eine echte, die das Dirnchen erstaunlich kleidet. Es schillert im eigenen Gefieder, daß die Gier der Männer verständlich wird. Der Schmerz am Schluß läßt uns kalt. Aber das tut er ja, leider, auch bei Lenz.

Mittagsspuk von Heinrich Eduard Jacob

Götter," begann der Dichter, „Ihr habt das Landleben geschaffen! Dort schleicht gebückt Euer Verwalter, der Sommer-Alte, durch das mittäglich schäumende Land. Er trägt Fruchtkörbe und Gartengeräte, sie oftmals wechselnd von Schulter zu Schulter. Gebräunte Handgriffe tut er im Feld; er riecht wie ein Greis, aber wunderbar mischt sich in seinen urjährigen Erdschweiß Geruch von Stachelbeeren und Junirosen. Sein Bart ist Weizen, so schneeig rein, aber vom nachbargelben Wuchs drängen sich Roggenenden dazwischen. Mädchen, wollt ihr Mehl daraus zerren? Schwarz sind seine Augen und glänzend stumpf; im harten, luftgebeizten Gesicht stehn sie gebüschelt wie Brombeerkugeln. Er hat uns gesehen. Er wendet sich fort. Rückwärts stapft er den Aehrenhügel. Fern regt sich sein Schuh noch, rot wie der Mohn, wenn er, zuckend im kurzen Wind, zwischen dem Schaukeln der Halme einschläft."

Herzlich lachten die Mädchen. Und wie sie den Trunkenen vorwärtsführten, den von Sonnengrelle Betörten, ward der Alte zum Weidenbaum, harmlos kauernd am Aehrenpfad, stille, graugrüne Farben spielend.

Aber als sie voll Uebermut ihm erprobend den Blätterbart rauften, seufzte es dunkel wurzelherauf. Ein Rätsel bäumte sich durch den Gebückten, und heißer Olivenstaub fiel wie Asche auf die Scheitel der Spottenden nieder. Da erschraken sie im gespenstigen Mittagslicht und flohen.

Frauenarbeit von Vindex

Bei der Verwendung und Nutzbarmachung der Frauenkräfte für die Zwecke der Gesamtwirtschaft handelt es sich um eins jener Kriegsprobleme, die erst künftig, nach Wiederherstellung des Friedens, in ihrem wirklichen Umfange festzustellen und zu lösen sein werden. Denn während des Krieges galt es, ohne viel Besinnen zunächst einmal Ersatz zu schaffen für den immerzu anschwellenden Strom von Männern, der sich von Handel, Verkehr und jeder Art oekonomischer Beschäftigung abwandte und andern Bestimmungen zugeleitet wurde, galt es, Hirne und Hände zu finden für die Arbeit im großen Betriebe der Gütererzeugung, des Güterumsatzes, der Güterbeförderung. Es gab dabei keine lange Wahl, man nahm die Kräfte, wo sie sich boten, nahm Jugendliche und Frauen und stellte sie an die Plätze, wo früher Männer gestanden. Heut ist es soweit, daß man sich nur umzuschauen braucht, um die Frauenkraft überall in der Oeffentlichkeit am Werke zu sehen.

Die Frage der Frauenarbeit steht so: soll die Ausbreitung der Frau im Erwerbsleben, in Werkstatt, Bureau und Aemtern eine Kriegserscheinung bleiben, oder wird eines Tages die Zurückdämmung der Flut notwendig und nützlich sein — handelt es sich also bei der Einsetzung der Frauenkräfte in die Wirtschaftsmaschine nur um eine Hilfskonstruktion, die dazu dient, bedrängte Zeiten zu überwinden, oder haben wir während

des Krieges in den Frauen neue Arbeitsfaktoren und Wertquellen entdeckt und auf den Plan gerufen, die bleiben werden?

Wie bei allen Voraussagen, die sich auf die Zustände nach Friedensschluß beziehen, muß man auch bei der Beantwortung der Frauenarbeitfrage alle Vorsicht wahren und darf nur mit Einschränkungen und Vorbehalten von dem Zukunftsbilde sprechen. Es scheint aber, daß man zwei Umstände als entscheidend für den Weg der Frauenarbeit doch bereits jetzt bezeichnen darf. Der eine ist, daß die Opfer dieses Krieges unter den Männern groß genug sein werden, um viele Stellen den Frauen zu belassen. Zweitens aber muß die allgemeine Tendenz des Umsichgreifens der Frauenarbeit in Betracht gezogen werden, eine Erscheinung, die nicht während des Krieges, sondern schon jahrzehntelang vorher zu beobachten war, und die dem Erwerbsleben der letzten großen Wirtschaftsepoche einen Teil seiner Besonderheit verliehen hat.

So betrachtet, wird, wenn die bisherigen oekonomischen Gesetze in Zukunft Geltung behalten, die Frauenarbeit, deren Bedeutung und Möglichkeiten uns erst jetzt in vollem Umfange sichtbar geworden sind, wohl einen beträchtlichen Abschnitt des im Kriege eroberten Bodens behaupten. Wie groß dieser Abschnitt sein wird, das wird davon abhängen, wie das Reich nach Friedensschluß in wirtschaftlicher Beziehung überhaupt dastehen wird, das heißt: wie es mit den Kräften und Antrieben, die den Gang und das Zeitmaß des Erwerbslebens bestimmen, bestellt sein wird; ob es, wie manche meinen, zu jenem gewaltigen Aufschwung kommen wird, der uns atemlos zu nie erstiegenen Gipfeln emporreißt, oder ob wir eine Zeitlang in den Tälern bleiben werden und nur langsam unsern Weg wiederfinden. Kommt der reißende Aufstieg, so wird jeder übrige Arm, jeder Kopf, werden überall die gewandten und in der Kriegszeit geübten Frauenkräfte verlangt werden; kommt der Aufschwung nicht, so ist die Entscheidung gegen die Frauenarbeit gefallen.

Bei alledem ist nicht zu vergessen, daß in das einstweilen ungelöste Rätsel der Frauenarbeit andre und schwierigere Momente mit hineinspielen; es genügt, einige anzudeuten, um die Tragweite dieses Problems zu erkennen. Es sei nur daran erinnert, daß über den Wert der Frauenarbeit und über die Relation, in der sie zu der Arbeit der Männer oder deren Ergebnis steht, noch nicht das letzte Wort gesprochen ist; daß ferner noch ungeklärt zur Erörterung steht, ob die Frauen an den großen, leitenden, verantwortlichen Stellen, an jenen Plätzen, die Kenntnisse, Willen, Entschlußkraft fordern, mit gehörigem Erfolge tätig sein und, wenn man so sagen darf, ihren Mann stehen werden. Auch Fragen sozialer Ethik kommen bei der Frauenarbeit in Betracht, und nicht zuletzt Fragen psychologischer und physiologischer Natur. Mit ausschlaggebend wird voraussichtlich auch sein, wie sich die sexuelle Versorgung eines großen Teils der Frauen nach dem Kriege gestalten wird — auch hier liegen Antriebe und Hemmungen verborgen, die bei Angebot, Nachfrage und Verwendung der weiblichen Arbeitskraft eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein werden.

Sicher ist, daß es sich bei der Frauenarbeit um eine Energie-Quelle handelt, um die es in jedem Falle schade wäre, wenn sie für die Allgemeinwirtschaft nach dem Kriege ungenutzt bliebe und, wie vordem, in den Einzelhaushaltungen versickern und versanden würde.

Antworten

A. Weidemann. Wer so oft ob seiner Haltung zu Wagner beschimpft wird wie ich, der freut sich, einmal anerkannt zu finden, daß er „seit Jahren für eine Befreiung der Oper aus den für die Entwicklung dieser Kunstgattung so verhängnisvoll gewordenen Fesseln Wagners“ kämpft Trotzdem würde ich diesen Lobstrich als Privatangelegenheit betrachten und auch auf sich beruhen lassen, ob wirklich „viele Deutsche heutzutage Wagner ähnlich gegenüberstehen“ wie ich, wenn nicht Ihr Brief nur die Umrahmung eines andern wäre. Nachdem Hermann Götz ‚Der Widerspenstigen Zähmung‘ von Shakespeare komponiert hat, schreibt er an ein Mitglied des mannheimer Theaterkomitees: „Es hat Ihnen wohlgetan, daß ich die geschlossenen, musikalisch architektonischen Formen auch in der dramatischen Musik festzuhalten suche, solange es angeht, während Wagner dieselben als unverträglich mit dem dramatischen Fortgang erklärt und in seinen neuesten Werken seit ‚Tristan‘ auch faktisch aufgibt. Das ist mir ganz aus der Seele gesprochen; lassen Sie mich kurz andeuten, wie ich dazu kam. Zunächst war es wohl inneres Bedürfnis, ich konnte nicht anders; daneben hatte ich aber auch gewisse Anhaltspunkte, daß die Versöhnung des musikalischen und dramatischen Prinzips, und zwar beide in ihrer vollen Reinheit aufgefaßt, immerhin möglich sei. Den ersten Anhaltspunkt gaben mir die Finales der Mozartschen Opern. Da ist überall dramatischer Fortschritt, oft sehr lebendiger, und doch entwickelt sich die musikalische Form, als ob sie keinem andern Gesetz folgte als dem aus der eigenen Kunst abgeleiteten. Dort finden wir eine absolute Kongruenz dramatischer und musikalischer Entwicklung, daß man sich notwendig fragen muß: Sollte das nicht für ein ganzes dramatisches Werk ebenso möglich sein? Daß die Lösung dieser Frage in den klassischen Opern nicht vorliegt, und daß dies einzig die Schuld der Librettodichter war, die zu schwache Dramatiker waren, um sich von den Fesseln der herrschenden Konvenienz zu lösen, darauf gehe ich hier nicht ein. Ich glaube, daß wir darin gleicher Meinung sind. Für die Möglichkeit jener Aufgabe fand ich aber noch einen zweiten Anhaltspunkt in den Werken unsrer großen dramatischen Dichter. Wagner betont stets den unaufhaltsamen, ununterbrochenen Fortgang der Handlung, dem die Musik sich in jeder Wendung anzuschließen habe, wenn sie wahr sein wolle, und verwirft hauptsächlich darum die geschlossenen musikalischen Formen und den Einschnitt in die Handlungen, der bei dem jedesmaligen Abschluß einer solchen allerdings unvermeidlich ist. Demgegenüber fand ich nun sehr bald, daß grade diese geschlossenen Formen, ja sogar sehr bestimmte Einschnitte und Abschlüsse mitten in der fortschreitenden Handlung sich bei unsern besten dramatischen Dichtern regelmäßig und fast gesetzmäßig vorfinden, ja daß die ganze Anordnung und Einteilung der dramatischen Einheiten (Szenen genannt) mit den musikalischen Verhältnissen große Verwandtschaft zeigt. Ich greife ganz willkürlich den zweiten Akt von Schillers ‚Maria Stuart‘ heraus. Schärfere Einschnitte, als sich dort am Schluß jeder Szene vorfinden, sind kaum denkbar. Das Thema jeder Szene, das Resultat dessen, was in ihr vorgegangen ist, wird am Schluß regelmäßig durch die Hauptpersonen in wenigen Worten zusammengefaßt und so bestimmt abgeschlossen, daß man den Dichter zu hören glaubt: ‚So, das wäre nun abgemacht! Jetzt kommt was andres.‘ Ich habe bei diesen Aktschlüssen stets das rein musikalische Gefühl einer Schlußkadenz auf dem Dreiklang der Haupttonart. Noch deutlicher bringt es oft Shakespeare, wenigstens in seinen frühern Stücken, wenn er grade für solche Abschlüsse den Reim anwendet Ist dies nun undramatisch? Ich finde, daß ich hier auf ein allbekanntes Gesetz gestoßen bin, das nicht

bloß der dramatischen Kunst, sondern allen Künsten gemeinsam ist, daß nämlich jedes Kunstwerk, das nach Zeit oder Raum eine größere Ausdehnung in Anspruch nimmt, notwendig eine Gliederung in eine Anzahl deutlich erkennbarer und nach den Gesetzen jeder besondern Kunst sich entsprechender Teile haben muß. Alle Künste befolgen dieses Gesetz, Skulptur und Malerei ebenso wie Musik und Poesie; weil es aber in der Architektur am auffälligsten ist, deren Grundgesetz in der absoluten Symmetrie wurzelt, so pflegt man in den übrigen Künsten alle auf jenes Gesetz hinweisenden Züge gern als architektonisch zu bezeichnen. Ohne jene architektonischen Beziehungen ist die Musik meinem Gefühl nach keine Musik mehr, und der Umstand, daß die dramatische Poesie ebenso wenig jene architektonischen Züge entbehren kann, scheint mir das Bindemittel zu liefern, mittels dessen die beiden Künste nicht bloß äußerlich sich verbinden, sondern organisch mit einander sollten verwachsen können. Man muß es nur dahin bringen, daß die dramatischen und musikalischen Einheiten sich gegenseitig decken, daß also jede dramatische, für sich abgeschlossene Szene zugleich ein musikalisches Ganzes bildet, und daß auch die Entwicklung derselben in dramatischer sowie musikalischer Beziehung parallel läuft." Das muß man freilich. Mozart hat es ganz und gar dahin gebracht, Götz streckenweise, und das ist zu wenig. Darum ist er halb vergessen. Aber das ist kein Grund, ihm nicht für seine theoretische Weisheit dankbar zu sein.

Alfred Friedmann. Daß die Franzosen von uns elenden Boches und Barbaren nicht immer so geringschätzig dachten, braucht nicht bewiesen zu werden. Aber die Sätze von Benjamin Constant, die Sie mir freundlichst schicken, sind an und für sich interessant. „Bei uns", sagt der Uebersetzer von Schillers ‚Wallenstein', den er „Wallstein" nennt, „wird die fremde Geschichte mit Nachlässigkeit behandelt; selbst die Dramatisirung unsrer eigenen bleibt vielfach im Dunkeln. Schiller brauchte in seiner ‚Jungfrau von Orleans' bei seinem verständnisvollen Hörerkreis keine Kommentare trotz dem französischen Stoffe. Bei uns gefallen die rein erfundenen Sujets besser, weil sie keiner Erklärung bedürfen. Dann sind wir im Ausdruck viel wählerischer, penibler. Im ‚Götz' spricht die Hausfrau von einem letzten Krug, der noch bliebe. Spricht man bei uns von ‚Cruche', bringt man immer einen Doppelsinn. Eine ‚cruche' bedeutet auch einen Dummkopf. Das Publikum würde lachen. Es liegt im Charakter der Deutschen eine Treue, eine Reinheit und eine Vorsicht, die die Phantasie immer in gewissen Grenzen hält. Die deutschen Schriftsteller haben ein literarisches Gewissen, das von ihnen ebenso sehr historische Genauigkeit wie moralische Wahrscheinlichkeit begehrt und dadurch den Beifall der Hörer erzwingt. Sie haben im innersten Herzen eine Empfindsamkeit, die sich tief in der Schilderung wahrer Gefühle gefällt. Sie genießen dabei so, daß sie sich mehr um ihre eigenen Gefühle als um den Effekt kümmern. In Frankreich denkt man immer nur an den Andern, und das Nebensächliche wird zur Hauptsache." Um aber das Nebensächliche nicht zur Hauptsache werden zu lassen, gibt Constant von den neuntausend Versen des ‚Wallenstein' nur zweitausend. Ich wünsche mir halb so viel Radikalismus von einem deutschen Bearbeiter.

F. St. in D. Wie Sie einen Dramenentwurf Adalbert Matkowskys verwerten können? Ich frage einfach meine Leser, ob und zu welchem Preise sie ihn kaufen wollen. Wer am meisten bietet, kriegt ihn. In dem Begleitbrief — Zeit: April 1896; Ort: Lodz — sagt Matkowsky: „Ich konnte heute nicht schlafen und schrieb folgendes Szenarium zu einem Stück; schreibe mir doch umgehend, ob es etwas werden kann." Das Szenarium ist in sich nicht etwa fragmentarisch, sondern skizziert das Stück von Anfang bis zu Ende. „Ob es etwas werden kann?" Das kommt auf den Käufer an.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Gegen die sogenannte Freiheit

von Germanicus

Die Zeit der Zeichen und Wunder scheint über die Politik gekommen zu sein. Dem Reichstag ist eine Petition zugegangen, die acht edle Herren unterschrieben haben, der Fürst Salm-Horstmar, der Empfänger jenes eindeutigen Schreibens, das wir letzthin hier veröffentlichten, zwei eisgraue Standesherren, ein Landtagsabgeordneter, der Alldeutschenprofessor Schäfer, der Professor Seeberg und ein Kommerzienrat. Diese Petition wendet sich gegen die Zensur und fragt entrüstet, ob sich das deutsche Reich etwa wieder im Zeitalter der schwarzen Kabinette befinde. Ein andrer Professor des Alldeutschen, der auch schon recht bejahrte Herr von Amira, ein Mitglied der süddeutschen Fronde, hat es unternommen, diesen paradoxen Protest des Konservativismus für die Freiheit populär zu machen. Wenn man seine Volksrede liest, glaubt man irgendeinen wilden Demokraten poltern zu hören; es wird da von Haussuchungen und Häschern, von Beschlagnahmungen und Postsperren gesprochen, auch davon, daß nicht einmal Huldigungstelegramme an die Landesherren unzensiert abgeschickt werden dürfen. Nun sind uns diese unschuldigen Huldigungstelegramme hinlänglich bekannt; es wirkt aber jedenfalls verblüffend, daß Herren, die bisher für die Freiheit des Volkes nicht grade viel übrig hatten, plötzlich das allgemeine Wahlrecht und überhaupt die politische Reife des Volkes zitieren, um gegen die Regierung anzurennen.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Freiheit, die von dieser Seite gefordert wird, weniger ein absolutes menschliches Gut als verbrämende Deklamation und eine Gelegenheit für eigene Angelegenheiten sein dürfte. Jedenfalls: die politische Freiheit, von solcher Seite aus gefordert, kann nichts Wünschenswertes sein, nur etwas, was die ein wenig verzweifelte Lage der seltsamen Petenten und ihrer Freunde einseitig bessern soll. Solche Erkenntnis zwingt uns, die unerwarteten Paladine unsrer eigenen alten und selbstverständlichen Ideale abzuweisen. Wir sind nach wie vor durchaus bereit, grundsätzliche Forderungen zu opfern, wenn wir damit die innere Einheit des deutschen Volkes, die uns wichtiger scheint als die eigensinnige Machterhaltung bestimmter Gruppen, sicher gestellt sehen. Wir sind nicht naiv genug, die demokratisch getünchte Ritterrüstung für einen Proletarierkittel zu halten; auch sind wir nicht dumm genug, um den erklärten Gegnern dessen, was nun einmal Neuorientierung genannt worden ist und sich langsam vorzubereiten beginnt, einen

wichtigen Bestandteil dieses Neuen, die politische Freiheit nämlich, als umkehrbaren Spieß auszuliefern. Wir bekennen uns gegen diese sogenannte Freiheit der Deklaranten. Wir erinnern uns dabei einiger Geschehnisse, die in überraschender Parallele zu den peinlichsten Vorgängen der Gegenwart stehen, mit dem Unterschied nur, daß damals der gesiegt habende Kanzler daran glauben sollte, diesmal der zum Sieg nicht berufen scheinende gemeint ist. In einem sehr aufklärenden Büchlein ‚Bismarck nach dem Kriege' kann man lesen: „Es hatte sich unmittelbar nach dem Auftreten Laskers ein hyperkonservativ-ultramontanes Lager gebildet, das auf den Sturz des Fürsten Bismarck ausging, und wenn ihm dieses nicht gelang, doch das erreichte — wie der Ausdruck eines Mitkämpfers lautete — ihn krank zu ärgern." Damals schrieb die Kreuzzeitung: „Die Finanz- und Wirtschaftspolitik des neuen Deutschen Reiches ist eine Bankierpolitik, das heißt: eine Politik von und für Bankiers . . . Die intimen Beziehungen des Herrn von Bleichröder zum Fürsten Bismarck dürften, mindestens indirekt, schon an die vorministerielle Zeit des letzteren anknüpfen, als derselbe, um mit spärlichem preußischen Gesandtengehalt und ohne erhebliches Vermögen seinen Souverän in Frankfurt, Petersburg, Paris repräsentieren zu können, guten Rat in finanziellen Dingen haben mußte . . . Der Fürst-Reichskanzler hat dem Konsortium Bleichröder—Delbrück—Kamphausen die deutsche Wirtschaftspolitik in Entreprise gegeben." Bismarck antwortete: „Wenn die Kreuzzeitung sich nicht entblöde, die schändlichsten lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in ihre Spalten zu bringen, in einer Form, die juristisch nicht zu fassen sei, aber doch den Eindruck hinterlasse, daß die Minister unredlich gehandelt hätten, so soll sich niemand mit einem Abonnement indirekt an diesen Verleumdungen beteiligen." Was taten nun die Konservativen von damals? Sie nutzten ihre Freiheit, und um dem Kanzler zu weiseu, daß der Geist der Quitzows und des Schöppenmeisters Rhode noch lebendig sei, zeigten einige hundert hochstehende Herren öffentlich an, daß sie ihr Abonnement auf die Kreuzzeitung erneuert hätten. Das waren die berühmten Deklaranten, und dieses war ihr Verhalten gegenüber einem Kanzler, der knapp zwei Jahre zuvor das Deutsche Reich geschaffen hatte. Es gehört wirklich nicht viel politischer Witz dazu, um zu wittern, daß auch diesmal der Freiheitsdrang der Unversöhnlichen eine sehr spezialisierte Aufgabe zu erledigen trachtet. Diese Herren sind heute noch genau die von damals. Es ist aber immerhin gut, solche Auffassung noch einmal bestätigt zu bekommen. Die Alldeutschen Blätter haben dies dankenswerte Geschäft soeben vollzogen. In ihrer Nummer vom vierzehnten Oktober setzen sie sich mit der „Orient"-ierung der Weltpolitik nach Börsengesichtspunkten auseinander und zerschleißen da-

bei zunächst den Geheimrat Riezler und sein Buch. Von mammonistischer Staatsauffassung wird gesprochen und davon, daß dieser Krieg ein Kampf der germanischen Seele gegen „eine absolute und die Individuen vernichtende Lösung des sozialen Problems“ sei. Schließlich, nachdem der Theorie von der Individualfreiheit und von der Aristokratie der Seele Genüge getan worden scheint, fällt der Schleier des politischen Idealismus, und die Alldeutschen Blätter deklarieren: Riezler ist ein wichtiger und vertrauter Mitarbeiter des Reichskanzlers. Dieser „hat sich zum Stellvertreter einen Berufsbankier gewählt und auch sein zweiter Stellvertreter entstammt einer Familie aus dem Erwerbsleben. Auch die sonst durch ihre Stellungen: wie Delbrück, Lewald und andre, einflußreiche Männer: wie Rathenau, Ballin, Goldberger und andre, entstammen alle dem Geschäfts- und Erwerbsleben. Kaum einer gehört nach Abstammung und Familientradition den Kreisen an, die in zweihundertjähriger Arbeit den preußischen Staat gebaut haben. Der Reichskanzler selbst entstammt väterlicher- wie mütterlicherseits Familien, die durch mehrere Geschlechtsfolgen das Großbankiergewerbe in Frankfurt am Main und Paris betrieben haben.“ Man sieht: die Kreuzzeitung von 1873 hat wieder Stimme bekommen. Sie sind und bleiben die Alten, diese Herren der Fronde: und die Freiheit absolut, wenn sie uns zu Willen tut. Darum: wir glauben nicht an das parlamentarische Bedürfnis und den demokratischen Drang der obengenannten Petenten und aller Derer, die sonst noch ihre Schilde auf die Erde stoßen. Wir bedauern darum, daß die Programmpolitik, zu der sich nun einmal die Parteien verpflichtet fühlen, den Block der Einsicht veranlaßt hat, auch von sich aus gegen die Zensur Stellung zu nehmen. Immer wieder möchten wir dem gegenüber betonen, daß uns jegliche Schranke, selbst die unangenehmste, immer noch willkommener ist als die Konstruktion einer Freiheit, von der unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur die monumentalen Wortemacher und die Gefühlspolitiker Vorteil ziehen können. Der Regierung wünschen wir Härte, dem Kanzler aber eine Sprache, ähnlich der, die Bismarck gegen Kleist-Retzow angewandt hat. Dieser konservative Gegner der Reichsregierung, der durch seine Geistigkeit, seine politische Auffassung, vor allem aber durch seine Lebensart in unerreichbarer Höhe über den Kanzler-Gegnern der Gegenwart stand, hat es bedauert, daß Bismarck, „diese gewltige Persönlichkeit mit ihren Gaben und Kräften sich von der konservativen Partei losgerissen habe“. Bismarck antwortete: „Bezeichnend für die ganze Anschauungsweise des Herrn Vorredners und seiner Fraktionsgenossen ist der Ausdruck ‚losgerissen‘. Das Kleinere reißt sich vom Größern los, das Bewegliche von der Basis, ein angewachsenes Schaltier von dem Schiffe. Er betrachtet als Basis und

als konservative Partei seine Fraktion; von der hat sich nach seiner Meinung Seine Majestät und die Königliche Staatsregierung losgerissen und schwimmt nun steuerlos im Meere umher. Diese außerordentliche Ueberschätzung der Richtigkeit der eigenen persönlichen Ansichten ist ja grade das staatszerstörende Element, verbunden mit dieser Unfähigkeit, sich unterzuordnen, mit diesem außerordentlichen Ueberfluß an Zeit, um nachzudenken über das, was die Regierung tut, und über die Kritik, die daran zu üben, während man den Beruf nicht hat und nicht fühlt, seinerseits für die Verteidigung des Staates gegen dessen Feinde einzutreten."

Solche Sprache wünschen wir dem Kanzler ganz besonders gegen die Veranstalter der Groteske, von der das Berliner Tageblatt am vergangenen Montag berichten konnte. Die Etablierung eines Nebenparlamentes dürfte wohl geeignet sein, um den Unverantwortlichen und Mandatlosen, die alles besser wissen wollen und schrecklich viel Zeit haben, um nachzudenken . . . , Schluß zu bieten. Wenn diese Angelegenheit auch nicht einer gewissen Komik entbehrt, insofern als man von einem Sonntagsparlament reden und dabei an einen Sonntagsreiter denken könnte, so überwiegt doch das Ernsthafte, ja gradezu das Bedrohliche solch eines Unternehmens. Mehr als toll aber ist es, daß die verantwortlichen Regisseure der Demonstration entrüstet darüber sind, daß die Oeffentlichkeit von ihren Untaten erfahren hat. Man sollte meinen, daß Leute, die mit geheimen Druckschriften, Protokollen und Broschüren jonglieren, wahrhaftig keine Ursache haben, über politische Verwilderung zu klagen. Wenn dieser Begriff aber schon Anwendung finden soll, dann muß er sich gegen jene politischen Schreiber wenden, die es gewagt haben, einen Brief des Generals Ludendorff, den der Abgeordnete Schiffer vortragen konnte, mit bornierter Stirn zu deuten und abzubiegen. Ludendorff mahnt das deutsche Volk zur Einigkeit, er warnt davor, daß Volk und Heer sich nicht zermürben in Streitigkeiten „über die Zweckmäßigkeit der Mittel und Wege zum Erfolge"; er schreibt ausdrücklich: „Wenn in gewissen Fragen den Fernstehenden ein Programm zu fehlen scheint, so ist damit nicht erwiesen, daß es wirklich fehlt." Deutlicher kann man nicht sein. Die Herren um Reventlow wissen am besten, was Ludendorff gemeint hat; aber fix ist die Deutsche Tageszeitung dabei, das eindeutige Wort aus dem Reiche der Obersten Heeresleitung aufzuspalten: „Bezüglich der politischen Seite der Dinge und der Fragen ist es nach Lage der Verhältnisse außerhalb der Möglichkeit, daß hier diejenigen Deutschen, welche von den Richtungen und den Mitteln der amtlichen Politik abweichen, ihre Ansichten und deren Aeußerung aufgäben. Wir bestreiten, daß im Festhalten und im Betonen dieser Ansichten ein Element der Schwäche und der Uneinigkeit den Feinden gegenüber liegen und zur Geltung

kommen könnte.“ Somit scheint es also aussichtslos, unsre „Unentwegten“ eines bessern zu belehren. Sie werden jeden Meister gottesfürchtig meistern; das ist nun einmal nicht anders im Krankheitsbild der Monomanie.

Geist und Seele von Käte Tischendorf

An der Entdeckung des Milieus als bestimmenden Faktors für den menschlichen Charakter ist eigentlich nur dies interessant: daß dem Menschen endlich ein Platz angewiesen wurde, eine geistige Sitzgelegenheit, während er bis dahin recht eigentlich in der Luft geschwebt hatte. Ob Menschen dauernd von vier Wänden eingeschlossen sind, oder ob ein nirgends den Blick behemmender Raum sie umgibt: das ist tatsächlich nicht unmaßgeblich. Wie dem Menschen, so ist es auch der Menschheit gegangen — sie war im Urteil der Gelehrten und Ungelehrten ein abstraktes raumloses Ding; Schillers, Fichtes Menschheit schwebte wesenlos, unbedürftig, undaseinshaft in der Luft. Franzosen zuerst haben aus ihrem Menschheitsbegriff unbewußt und vorübergehend eine Realität gemacht; auch für die englischen Wohlfahrtsphilosophen war die Menschheit meistens ihr wirklich daseiendes Volk (daher sie, was ihnen „konsequente“ Philosophen zum Vorwurf machen, immer mehr Nationaloekonomen waren als Philosophen). Für Ranke wurde die Menschheit faßlicher, historischer. Aber eigentlich erst jetzt beginnt sich eine Realvorstellung der Menschheit in unserm Bewußtsein durchzusetzen.

Sonderbar: daß es so viel eher glückte, die Natur im Raum zu sehen, als die Menschheit. Nun erst entsteht der Begriff der Zeitgenossenschaft als der Einheit aller über den Raum der Erde verbreiteten Lebenden. Das ist Walther Rathenaus Ausgangspunkt in seinem Buch ‚Zur Kritik der Zeit‘ (bei S. Fischer). Von dieser Zweiseitlichkeit: Erdraum und bewohnende Menschheit faßt er ins Auge den beschränkten bewohnbaren Raum und die Menschheits-Quantität. Die Methode, mit der er dies tut, ist eine diesem Gegenstand entsprechende, gleichsam physikalische; daß Rathenau mit dieser raumdenkerischen Art zur Behauptung von der Mechanisierung der heutigen Menschheit gelangt, ist ein Zweites.

Woher kommt die ungeheure Vermehrung der Völker auf der Erde? Dies Rathenaus Theorie. Es hat Rassen gegeben, die einheitlich, und solche, die aus Ober- und Unterschicht gemischt waren. Diese sind die eigentlich Fruchtbaren dank der „Schöpferkraft des Zwiespalts“. Ober- und Unterschicht mischen sich; in dieser Zeit heftiger Bewegung blühen alle Gaben und Kräfte. Ist die Vermischung vollzogen, so ist die Schöpferkraft dahin. Wir leben in solcher Zeit der Vollzogenheit. Das Land — es ist Deutsch-

land gemeint — wurde im Mittelalter weit umfassend urbar; aber während die Oberschicht an starker quantitativer Ausdehnung durch natürlich-sittliche Selbstbeschränkung gehemmt wurde, dehnte sich die Unterschicht kraft ihrer nur an Not und Tod Grenzen findenden Fruchtbarkeit ungeheuer aus. Die Menschheit stand vor dem Resultat ihrer eigenen Milliardenzahl; was tun, diesen ihren eignen Leib zu nähren? Sie erfand die Mechanisierung der Welt: „Erhöhung der Produktion unter Ersparnis an Arbeit und Material". Ihr dienen Organisation und Technik. Von diesem ihrem Ursprung, der Gütererzeugung, breitete sich die Mechanisierung über das ganze Gebiet des menschlichen Handelns aus: als Massenerzeugung und Güterausgleich; als Arbeitsteilung, Arbeitshäufung und Fabrikation; als Transport-, Verkehrsentwicklung und Kolonisation; als Bewältigung der Naturkräfte; als Anwendung der Forschungsergebnisse; als Organisation der Arbeitskräfte; als Unternehmertum; als Kapitalismus; als real- und wirtschaftspolitische Staatspraxis. Zur Mechanisierung der Produktion: Ein Erzeugnis des alten Handwerks war organisch, war selbst wie ein Stück Menschlichkeit; ein Produkt der Maschine hat als Haupteigenschaft nur seine leichte Erneuerungs- und Ersatzfähigkeit.

Wo hier Rathenau nur Warenhunger auf der einen, „Fabrikware" auf der andern Seite sieht, da liest Robert Müller, ein andrer Kritiker dieser Frage, etwas ganz andres aus den Erscheinungen. Ihm wird die Tausendzahl des Exemplars zu einer Verflüchtigung des kompakten Stoffs, zu einer Aufhebung der Materie; der Gegenstand, den ich nicht zu bewahren brauche, weil ich ihn überall und immer wiedererhalten kann, verhilft mir gradezu zum Idealismus. Diese Tatsachenumdeutung liegt Rathenau fern; ihm scheint Erlösung aus der Komplikation der Dinge nur durch eine Einkehr, eine Abkehr möglich. Durch eine Einkehr in die Seele.

Sein und Werden dieser „Seele" steht im Mittelpunkt eines andern Buches von Rathenau („Zur Mechanik des Geistes', bei S. Fischer). Das Wesen der Seele ist die reine Franziskusliebe zu Gott und zur Kreatur. „Die Seele will nichts. Sie trägt in sich Streben und Erfüllung, Dissonanz und Auflösung." Sie kann nur erlebt und erfahren, nicht definiert werden. Diese Rathenausche Seele ist ein Kind Platos, deutscher Mystik und sogar Schellingscher Romantik. In frühern Zeiten hat diese Seelenhaftigkeit geherrscht bei Völkern des Muts, der Sorglosigkeit; der opferfreudigen Liebe und des transzendenten Bedürfnisses. Seelenlose Völker und Menschen sind von Furcht, Zweckhaftigkeit und Intellektualismus regiert. Das Denken des Zweckhaften ist „geistreich, scharf, kühl und negierend; sein Naturempfinden sentimental und graziös; seine geistigen Freuden sind Fakten, Enthüllungen, Neuigkeiten, Neu-

heiten, Kritiken und Erfolge." Und in einer Gegenüberstellung von Intellekt und Seele: „Das Intellektuelle erscheint nüchtern, hastig, widersprechend, absichtlich, kompliziert und mühsam, das Seelenhafte klingend und farbig, selbstverständlich und einfach." Dieser Anti-Intellektualismus Rathenaus quillt aus Intuition und religiöser Stimmung (wohl nur Stimmung; denn Rathenau glaubt, daß heutige Hinneigung zu Religion sich selbst verkennend in Wahrheit Zuneigung zur Seele ist).

Sein Weg ist so: Jenes vorgefundene Resultat der Weltmechanisierung wird als bewußte Methode zur Durchforschung der Innenwelt verwandt; das heißt: der Geist wird mechanisch aufgefaßt. Drei Grundgesetze werden aufgestellt. Erstens: Geist ist teilbar (Beweis: das Ich erlebt Gespaltenheiten in sich); zweitens: Geist ist kombinierbar (das Ich ist eine solche Kombination); drittens: Geist wirkt auf Geist. Auf diesem interessanten Umwege kommt Rathenau zur Behauptung eines idealistischen Weltbildes. Denn indem er Geist A auf Geist B (vermittelst Ausdruck und Eindruck) wirken läßt, findet er, daß B einen Zuwachs an Erfahrung erfährt, eine beginnende Objektvorstellung. Geist schafft Erscheinung; aus geistigen Wirkungen besteht die Welt. Auch die sogenannte physische Welt besteht aus Teilung, Elementarwirkung, Kombination: Lage, Bewegung und Masse haben ihre geistigen Analoga in Intensität, Wille und Qualität.

„Aller Geist ist . . . Kollektivgeist, geistiges Massenphänomen." Jenachdem in einer Masse das Intellektuelle oder das Summierende überwiegt, ergeben sich: Pluralitäten, Scharen, Horden, Gemeinschaften, Organismen, Gesamtindividuen. Da es nirgends, auch nicht im massivsten Metall, eine unmittelbare Berührung der Teile gibt, so kann man auch als Kollektivgebilde auffassen: Ameisenhaufen, Bienenschwärme, Großstädte, Volksversammlungen. Ein ungeheuer anschauliches Bild gibt Rathenau von der Großstadt als Organismus. Jede Institution geistiger Arbeitsteilung ist ein Kollektivgeist.

Wo ist und bleibt die Seele? Siehe einen Dom: er ist versteinerte Seele, wurde geschaffen von seelischen Gemeinschaften in Generationen. Zu ausschließlich sieht Rathenau in Schätzen alter Kulturen Seelenwerke. Spricht nicht hier der Historiker, der seinen Blick gern ins schöne Vergangne taucht, und weniger der Künder eines zukünftigen (wenn auch: schon irgend wie und wann verwirklichten) Wortes? Muß nicht das junge Geschlecht (dem doch dieses Buch gewidmet ist) opponieren, dessen Phantasie und Wagemut Urwald und fremde Meeresküste beseelt, wenn nur in Rom oder Griechenland soll Seele atmen können? (Hier ist wieder die Prognostik Rathenaus der von Robert Müller entgegengesetzt.) Es mag für unsre Großväter so gewesen sein. Ueberhaupt: wenn Ra-

thenau behauptet, daß die Menschheit auf ihrem Gange zur Seele die Kunst niemals wird entbehren können — ich möchte es bestreiten.

Eine Ethik der Seele — eigentlich, sagt Rathenau, gibt es keine. Ethik ist für die Zeit des Ueberganges, ist eine Angelegenheit der Erkenntnis, Wertung und Verkündigung; diese lautet: „Achte auf deine Seele." Ist einmal die Seele geboren, so bedarf sie keines Gebots, denn „es gibt kein ethisches Handeln, sondern einen ethischen Zustand; den Zustand der Liebe und Seelenhaftigkeit, innerhalb dessen ein unsittliches Tun und Sein nicht mehr möglich ist". Das ist eine gefährliche Lehre; Rathenau bemerkt es selbst, indem er die Frage stellt, ob nicht Passivität und Erdenfremde die beseelten Geister vorzeitig zu erfassen drohen. Seine Gegengründe überzeugen nicht. Klar ist, daß ein Ideal, das, verwirklicht, einen „Zustand" herbeiführt, schon Leere und Tod in sich trägt. Zustand ist Natur, und Natur kann immer nur vergeistigt „werden", nicht: Geist „sein" (außer in der Theorie).

Kann das Leben der Seele auf dem Boden der Wirklichkeit wachsen? Wie soll aber die Welt weitergehen, wenn die stärksten Triebfedern, Besitzwille und Machtgier, schweigen? Darauf antwortet Rathenau, daß Macht nie schöpferisch war; daß die Abstellung wirklicher Not eine Zeitfrage ist (es würden, zum Beispiel, in Deutschland zwei Milliarden jährlich aufgebracht und richtig verwendet alle Not aufheben); daß die Besitzgier schon im Sinken begriffen ist. Schaffensfreude und Verantwortung werden die treibenden Kräfte sein. Alle äußern Formen können bleiben, Institutionen brauchen nicht geändert zu werden. Aber die Seele wird alles durchdringen und umgestalten. Noch wird die Mechanisierung an vielen Stellen der Erde wachsen, nicht überall können die Gegenkräfte aufstehn. „Die Seele kehrt heim . . . Sie verlangt nach neuen Kämpfen und neuen Mühen, nach göttlicheren Schmerzen und edleren Freuden, nach wahrerem Leben und reinerer Verklärung."

Sühne von Eduard Saenger

Wenn alle Tränen quöllen —
Die leisen, die der Morgen pflückt,
Die schweren, die der Tag zerdrückt —
Wenn alle Wünsche schwöllen:
Dann wärst du, Welt,
Für ewig ein entsühntes Feld,
Das frei vom Erz der Pflüge
Die rechte Saat, Erbarmen, trüge.

Kabinett der Kuriositäten von Robert Breuer

Man erinnert sich wohl noch der herben Kritik, die Frau Marie Diers an der berliner Sittlichkeit geübt hat. Wenn nun auch diese Dame im Verlauf der Debatte, die ihrer unbegründeten Anklage folgte, recht kleinlaut geworden ist, und wenn sich auch zum Schluß der ethischen Diskussion herausstellte, daß die unfreundliche Marie eigentlich nur Das stäupen wollte, was an erotischen Commis in Berlin und anderswo (selbst auf der Elbterrasse von Tangermünde) anzutreffen ist, so dient es vielleicht doch der ehrlichen Geschichtsschreibung, den nachstehenden Vergleich der Oeffentlichkeit anzubieten.

Es war in dem verrufenen westlichen Westen der Reichshauptstadt auf dem Kurfürstendamm, wo ich mich des Studiums wegen in ein sogenanntes Cabaret (mit Weinzwang) begab. Ich erwartete, von der Diers gewarnt, Gewürztes. Das Programm aber brachte: Musikstücke von Strauß, Wagner und Mozart, Arien aus dem ‚Freischütz‘ und aus Verdis ‚Maskenball‘; ein Kunstpfeifer trillerte Rossini und Donizetti; dann sang zur Abwechslung einer von den Liebans wieder einmal Wagner; und schließlich machte Albert Paulig einige lustige, aber phantastisch harmlose sogenannte Conferenzen. Backfische hätten ungefährdet stundenlang zuhören können. Was mich anbetrifft, so habe ich mich herzhaft amüsiert; zwar nicht über die vorgetragenen Klassiker, wohl aber durch Erinnerung. Ich besann mich nämlich auf einen Bunten Abend, den ich acht Tage zuvor in einem mecklenburgischen Städtchen erlebt hatte. Das Städtchen zählt dreitausend Einwohner, und zehn Prozent dieser Menschheit waren zu der Kunstverzapfung erschienen. (In der evangelischen Kirche zählte ich am Morgen desselben Tages kaum mehr als fünfzig Eingeborene.) Es kamen drei Chansonetten auf die Bühne, Typen, wie ich sie vor zwanzig Jahren im Norden Berlins zwischen Freibier habe auftreten sehen. Was die drei sangen und sprachen, waren weder Choräle noch Moralverse; es waren dicke Schweinereien. Und das Publikum brüllte, brüllte, je mehr Fleisch ihnen angeboten wurde. Einige Patriotika, auch eine Verpöbelung der deutschen Diplomatie wurden zwischendurch entgegengenommen; die eigentliche Laune aber schlug immer nur dann hoch, wenn eindeutige Grunztöne aufbrunsteten. Selbstverständlich mußten „kleine Mädels schlafen gehen“ und zwar in den verschiedensten Stadien des Irdischen; auch von einem Prinzeßchen wurde erzählt, das Hochzeit machen sollte, sich schnell von einem Pagen etliche Aufklärungen geben ließ, und dem dann der berühmte Jungfernkranz „eine halbe Stunde zu spät“ gesungen wurde. An dieses und andres, was die zehn Prozent der kleinen Stadt, darunter Kurzröckige und Kniehosige, sich vergnüglich an-

gehört haben, mußte ich denken, während in dem verrufenen Cabaret des Kurfürstendamms Lohengrin betete. Es liegt mir fern, zu verallgemeinern; aber immerhin . . .

*

Dem Kunstsalon von Fritz Gurlitt ist verboten worden, eine Daumier-Ausstellung zu veranstalten. Die Berufskritiker der berliner Presse haben dazu ihr Sprüchlein bereits gesagt, haben an den Daumier in der Nationalgalerie erinnert und auch daran, daß alle die Bilder des längst klassisch gewordenen Franzosen, der überdies zu den Vätern der deutschen Malerei gehört, in berliner Privatsammlungen hängen und darum eigentlich keine Infektion des nationalen Gemüts mehr zu leisten vermögen. Ich würde mich also zu dieser Angelegenheit kaum zu äußern brauchen, wenn mir nicht berichtet worden wäre, daß das Gerücht geht, Paul Cassirer habe das Verbot der Daumier-Ausstellung veranlaßt. Etwas Unsinnigeres läßt sich kaum aufbringen; die Gedankenlosigkeit solches Kulissenklatsches paßt aber vortrefflich zu den alldeutschen und ähnlichen Scherzen, womit unverantwortliche Kreise heute Politik zu machen glauben. Indessen, auch um dieses festzustellen, hätte ich mich schwerlich zu erregen brauchen. Es ist aber noch ein andres Gerücht an mein gespitztes Ohr gekommen: Es soll die Denunziation, die beim Oberkommando in den Marken eingelaufen ist, und die eine Verletzung des deutschen Empfindens pathetisch vorträgt, von einem Herrn Paul Herrmann unterzeichnet sein. Nun ist besonders orientierten Kennern der Kunst und dessen, was sich so nennt, allerdings ein Maler Paul Herrmann bekannt. Dieser aber kann unmöglich der Angeber sein. Denn von ihm, dessen „Graphisches Werk" zum Erstaunen aller geförderten Kunstfreunde Hans W. Singer herausgegeben hat, liest man in den Einleitungssätzen: „Aber als Herrmann die Mitarbeit für ‚Le Rire' übernahm, riet ihm Arsène Alexandre, gleich reinen Tisch zu machen, und taufte ihn um in Henri Héran, wobei Héran eine schöne Französierung von Herrmann darstellt." Nimmt man hinzu, daß dieser Héran, alias Herrmann tatsächlich elf Jahre in Paris gelebt und nach seiner Wiederansiedlung in Berlin recht lebhaft für den Hoftischlermeister Kimbel, der Spezialist in Louis seize und andern ausländischen Stilen ist, Wanddekorationen gemal hat, und weiß man schließlich, daß dieser besagte Herrmann dem jungen deutschen Kunstgewerbe allerlei Bosheiten zubereitet hat: so kann man unmöglich glauben, daß der Paul Herrmann, der beim Oberkommando in den Marken die Daumier-Ausstellung verdächtigt haben soll, mit dem „Maler-Radierer", der einst Héran geheißen hat, identisch ist.

*

Ich möchte hier, ohne ein Wort hinzufügen, die ‚Erste Proklamation des Aeternismus' veröffentlichen. Für die etwaigen Todes-

fälle infolge Lachkrampfs lehne ich jede Verantwortung ab. Also spricht Stefan Wronski, der Proklamator:

Bisher gemachte Kunst: ein Spaß für Bürger. Wildnis Zerrüttung Schrei wurden säuberlich eingetragen in die dicken Kataloge der Nationalbibliotheken. Hm ja: manche versuchten den Bourgeois zu bluffen. Wie denn? Plattes platt machen? Der Bürger, ungeplättet, registrierte. Derlei langweilt uns sehr. Wir Aeternisten wünschen uns keineswegs zu langweilen! Wir sind nicht enregistrabel. Kontrolle Kritik Approbation glitschen an uns ab, wie Wasser an Robbenleibern. Man enthalte sich jeder Anerkennung. Kübel von Hohn halten wir parat für Lobende.

Hier wird, auf einem Kap, Extremes geformt. Unsre Bücher werden euch unfaßlich sein, Bürger. Nicht für euch haben wir Alpen durchfressen von Monstruosität Delikatesse Neurose Luxus Orgie. Tiefst privat sind wir gegangen durch alle Bücher alle Bilder alle Frauen. Durchwühlt haben wir die Eingeweide der Millionenstädte und phosphoreszierender Seelen. Lustig zu Hause sind wir auf macabren Redouten und bei scabreusen Dérouten, in geschminkten Katakomben und clair-obscuren Cafés, in subcutanen Bars und auf ogivalen Stil-Spitzen, in Rasta-Tavernen und bei Eusapia-Séancen, in syndikalistischen café-concerts und detektivischen Schlafwagen, bei Somn- und Noctambulen, Bistros, Erdarbeitern und Deputierten, in morphinistischen Boudoirs und Korruptions-Automobilen, Spielhöllen und Betthimmeln, in Disziplin und Spleen.

In uns ist alle Vergangenheit Gegenwart Zukunft. Alles muß durch uns hindurch. Uns haben gesungen die Memnonsäule, ambrosianische Chöre, gommeuse Puder-Skeletts, aufgewühlte Avenuen, intransigent-elektrische Hochspannungen, Aether, Meere, Apéritifs, Spelunken. Wir wissen uns alle verstecktesten Nischen der Mystik und die absonderlichsten Sekreta der Museen, gesessen haben wir auf Pferden aller Tattersalls, auf allen Hörbänken und allen Esprit-Fauteuils, in uns gerissen haben wir alle Bibliotheken, Dämonologien und Eschatologien. Ein Kolon, das wir irgendwo setzen, wird dröhnend proklamieren unsre leidenschaftliche Kenntnis etwa des Shakespeare. Ein Komma das wir irgendwo sensationell weglassen wird verraten triumphalische Katastrophen nächtlicher exercitia spiritualia — ein Negativ-Bazillus vom überletzten Boot.

Durch erschütternde Stationen haben wir unsern Selbstmord geführt. Und daraus gemacht: Kunst Konzentration Extrakt Expression krassen Knall Aristokratie Entlarvung Creation definitive Definition Aeternismus. Unsre Psychologie wird euch skandalisieren. Unsre Syntax wird euch asphyxiiren. Wir werden eure großen Konfusionen belächeln, abstrakt und augurisch. Erhabene Konjunktive werden zerstäuben. Futura exacta narkotisch verdampfen, und je-m'enfichistisch zergehen schaumige Duftbälle von Quintessenz. Das wird keine Affäre für Registratoren sein, es wird sein: Aeternismus!

Der wiener Berichterstatter der Vossischen Zeitung beschließt ein langes Telegramm über die Ermordung des Grafen Stürgkh — zu der Friedrich Adler sich aus Empörung über die Nichteinberufung des österreichischen Parlaments hat hinreißen lassen — mit folgenden Worten:

Bei der Festnahme sagte Friedrich Adler, daß „die Nichteinberufung" der Grund seiner Tat gewesen sei. Wörtlich fügte er hinzu: „Ich weiß genau, was ich getan habe. Alles Nähere werde ich dem Gericht mitteilen." Was er mit der „Nichteinberufung" meinte, ist nicht recht klar. **Er war vor einiger Zeit einberufen, jedoch eines Herzleidens wegen zurückgestellt worden.**

Ueber Fontana von Erich Singer

„Daß ein Lustspiel die aufgelöste, die im Gleichschritt sich wiegende Welt ist, nach dem Fegefeuer der Tragödie der Himmel der Komödie mit weißen singenden und tanzenden Sternen kommt — wer weiß das, da jeder für Nebensächliches verantwortlich zu sein die Lust und den Ehrgeiz hat.“ Als Oscar Maurus Fontana so den Begriff des Lustspiels umriß, dachte er wohl nicht an jene Reihe von Komödiendichtern, die, von Molière über die ‚Wildente‘ führend, heute in seinem Antipoden Sternheim endet und deren Dichten (mit einem Worte Hebbels) die höchste Harmonie in den verzerrtesten Gestalten entfaltet, die Welt in ihrem eigentlichsten Tichten, ja, durch dieses selbst vernichtet und in einer Region, in die kein Schicksal mehr reicht, anklagend oder hohnlachend den von Zufällen bewegten Typus enthüllt; dachte er vielmehr an jene andre Linie, die von Shakespeares Sommernachtsträumen über ‚Leonce und Lena‘ an Kleist, Wedekind, Eulenberg, Schmidtbonn vorbei in seine eigenen Bereiche führt. Diese Reiche blühen bunt und sinnlich aus dem Erdboden auf und liegen doch irgendwo in unirdisch romantischen Zonen. Denn, da das Wort in ihnen Fleisch geworden ist und alles aus dem Menschen kommt, sind ihre Grenzen der Brutalität und dem Schmutze des Tierischen ebenso versperrt wie dem düstern Fanatismus eines Geistes, der sein eigenes Blut schlägt oder zäumt durch das Gesetz.

In Fontanas erstem Stück: dem ‚Märchen der Stille‘ (bei Borngraeber) jagt der Held eine Geißlerschar aus seinem Burghof, während sie das Leben beschimpfen, und da er, sich losreißend von Stille und Haus und Müttern und Toten, in Sonne und blauen Morgen hinausreitet, spricht er: „Du, Leben, halte deine Fackel und geh voran! Ich will dir folgen, Schritt für Schritt. Und magst du gehn durch Not und Nacht, durch sternenlose Einsamkeiten, durch wiesenklare Wälder — ich will dir folgen!“ Diese sehnsüchtige Unbeirrtheit hinter einem Leben her, das bei allem Unsinn der Welt, doch als ein hohes und göttliches Spiel sich weist, ist auch in den folgenden, bewegteren Stücken geblieben.

„Leben und sich wandeln!“, mit diesen Worten reißt in der Komödie ‚Die Milchbrüder‘ (bei Erich Reiß) der Abenteurer de la Casa zwei junge Kerle in Rausch und Entzücken. Alle Menschen laufen hier der bunten lockenden Zukunft nach, finden sich und müssen sich wieder trennen. „Es ist ein Blödsinn, wirklich ein Blödsinn, daß wir auseinander müssen, aber wir müssen“, sagt der eine Milchbruder, da er dem andern, schlafenden mit der Barschaft durchgeht, einer Frau zu lieb. Aber er küßt ihn, eh er scheidet, und läßt ihm das nötigste Geld mit ein paar lieben Zeilen. So ist dieses sanftesten Dichters Welt. Dumm und wirr und schmerzlich oft ihre Wege, jeder muß sich selbst zu seinem Gott erlösen,

aber Liebe heilt die Wunden, die sie schlagen muß, und ein Menschliches drückt sich versöhnend zwischen die geschiedenen Wege. „Liebs, dumms Engerl", sagt zwischen Lachen und Weinen eine Verlassene, einen froschjungen, rührend kindischen Abschiedsbrief in den Händen. „Liebs, dumms Engerl", so sieht Fontana seine Menschen. Und er selbst spricht am Schlusse jenes: „Ich muß lachen!", mit dem der durch die Abenteuer der Jugend hindurch zum Manne gereifte, nun als Herr über der Narrenwelt stehende Graf Engelbrecht zur Heimkehr sich entschließt. Es ist nicht jenes grausame Lachen, das tötet, sondern ein erlösend aus Leben und Liebe und Lustigkeit aufquellendes, ein Lachen der Freude.

Freude, das ist auch das Tragende in der neusten Komödie ‚Der Studentengeneral' (gedruckt in der ‚Wage', Vertrieb von S. Fischer). Diese, fast ebenso bunt und lebendig, unterscheidet sich von den ‚Milchbüdern' durch den reifern und reinern dramatischen Bau. Die Handlung: Irgendwo in nordischer Stadt ein Kampf um die Rechte der Jugend zwischen den Studenten (der General ist nur der Nenner dieser Hälfte und darum der Titel etwas zu eng) und Zschorrlich, dem Stadtmanne; aber darüber hinaus ein Kampf der lichten mit der dunklen Gottheit. Und wenn am Ende des Spiels der finstere Stadtmann, innerlich besiegt und vom Glanz eines Festes geblendet, sein in die Hände gedrücktes Gesicht hinausträgt unter sternlose Winterhimmel, dann steigt aus seiner dunklen Spur nur leuchtender die helle, die unirdisch schwebende Frau auf: Florinda, die frohe, spielende, tanzende Königin aus dem Süden — des träumenden Dichters gestaltgewordene Sehnsucht.

Shakespeare in Wien von Alfred Polgar

Im Deutschen Volkstheater: ‚Das Wintermärchen'; Bühneneinrichtung und Spielleitung: Alfred Halm; Musik von Julius Bittner. Es war schön und reichlich, und doch, in Ernst und Scherz, recht sehr belanglos. Ohne Schauspieler, die zu interessieren vermögen, nützt die fleißigste Regie nichts. Deshalb wären am Deutschen Volkstheater, dieser traulichen Heimstätte der Mittelmäßigkeit, Herrn Halms kühne, witzige und eigenartige Inszenierungsgedanken wirkungslos gewesen, selbst wenn er welche gehabt hätte. Die Vereinfachung des Szenenwechsels — eine fixe Linie korinthischer Säulen, die durch immer andre Füllungen der Zwischenräume variiert wird — barg Gefahren der Monotonie. Und barg sie schlecht. Renaissance-Gesellschaftsbilder in üppigem Oeldruckstil entfalteten sich. Und Shakespeares märchenhaftes Durcheinander erhielt Zuwachs. Eine florentinische Aristokratenversammlung aus dem sechzehnten Jahrhundert erwartete das delphische Orakel, und von der Wand sah ein Ritter aus grünendem Mittel-

alter in das graue Altertum der Gegenwart. Farbe, Prunk, Bewegung: das alles war da, aber umwittert von einem kalten, faden Theater-Küchen-Geruch. Die Szene des Gerichtes, in der das Fieber des Leontes und der Ereignisse seinen kritischen Höhepunkt erreicht, hatte Untertemperatur und matten Pulsschlag. Auch Frau Erika von Wagners höchst würdiges Klagen, Dulden und rührendes Verlöschen konnte da nichts helfen. Hierauf erschien Fräulein Steinsieck, irgendwo auf einer mystischen Höhe sitzend, und sprach, in Wolken gehüllt und von einer wertvollen Musik gestört, sehr lieblich die „Zeit". Was für eine pompöse, feierliche Aufmachung für das Augurenlächeln, mit dem hier der Dichter seine Hörerschaft grüßt! Wir spielen doch nur Komödie, also entschuldigt die kleine Gewalttat . . . sagt er, und wischt mit einer anmutig-kühnen Geste sechzehn Jahre von der Tafel des Geschehens. Und für diese kostbar einfache Gebärde Wolkenschleier, Beleuchtungszauber und polyphone Bedeutsamkeiten! . . . Sehr nett der ländliche Schauplatz im meerumschlungenen Böhmen. Von Duft und Laune, von Poesie und Uebermut des Pastorales war leider nichts zu spüren. Wie eine dicke, gläserne Wand stand es zwischen Bühne und Zuschauerraum, die lieblich-drollige, innere Musik des Schäferspiels erstickend! Alles war so schwerflüssig, absichtsvoll, fast traurig trotz den lebhaftesten slawischen Phantasietrachten. Fräulein Hochwald, Perdita, von einer Teilnahmslosigkeit, als ob sie nicht Mitwirkende, sondern Zuschauerin dieser Vorstellung wäre. Herr Goetz, der alte Schäfer, schlurfte als Berggnom vorüber. Herr Stein hat vielleicht Humor. Seine diesmalige Komik aber gehörte bis aufs letzte Detailchen Herrn Waßmann. Aus dem fremden Eigentum ließ sich nicht schließen, was der Entlehner selbst besitzen mag. Autolykus: Herr Kramer. Sein bedrückender Salon-Charme wirkte auch in Lumpen; und sein Seht-wie-munteres!-Gehaben duftete gradezu nach süßlichem Spitzbubenparfum. Als Prinz Florizel erschien in jenem Tal bei frommen Hirten Herr Huber. Es war das Liebhartstal. Herr Kutschera, Polyxenes, sparte nicht mit den schönen Brusttönen seiner Innigkeit. Für weise, weitblickende, schon im Prozeß der Abklärung begriffene Männer ist er der richtige Darsteller. Auch im glattest rasierten Zustand spricht er Vollbart. Die schauspielerische Ueberraschung des Abends bescherte Herr Klitsch. Er hatte schöne Augenblicke, wo der Tenor von ihm abfiel, aus seiner Rede die Wärme tiefer Empfindung brach und der Theaterfigur, von solcher natürlichen Wärme durchströmt, die Farbe des Lebens in die Wangen stieg.

*

Im Burgtheater: Herr Doktor Wüllner als Shylock. Ein Shylock in ältern, nicht in alten Jahren, mit keinem weißen, sondern mit einem rostbraunen Bart. Nicht nur aus dem Ingenium also, auch aus den Muskeln dieses athletischen Juden wird

seinem Haß und seiner Streitbarkeit ein gefährlicher Kräftezuschuß: Die Rabies einer starken, keineswegs einer geknickten Rasse lebt in ihm. Wüllners Darstellung zeigt die ebenso edlen wie starren Merkmale der Klassizität. Wucht und Reinheit der Linie zeichnen sie aus. Sie rundet die Figur nicht zu menschlicher Fülle, sondern vereinfacht sie auf ihr Schematisches. Was man wohl „Stil" nennen darf. Mit Kolorit spart Wüllners Schauspielkunst. Ihre wenigen (sehr reinen Farben) sitzen breitflächig, Uebergänge verschmähend, neben einander. Man denkt an Glasmalerei. Auch die bleierne Fassung stimmt ja. Shylock war das Beste, was Wüllner bisher zu geben hatte. Noch Besseres wird folgen; Wissenschaften und Techniken der Schauspielerei sind für einen Mann seiner geistigen Höhe natürlich erreichbar. Ihre Mirakel werden es niemals sein. Deshalb verliert aber seine edle, so höchst dramatisch bewegte Sprechkunst auch von der Bühne herab nichts an Wert und Wirkung; und das bißchen gemeine Theatermagie denken wir schließlich gerne hinzu. Den Prinzen von Marokko spielt jetzt Herr Marr. Mit sehr spaßiger Glut und Wildheit, was aber auf Kosten der deutlichen Rede geht. Zu den Meistervorstellungen des Burgtheaters zählt der ‚Kaufmann von Venedig' nicht, dieses glanzvolle Lustspiel, in dem die Gradheit und Genauigkeit eines schlimmen Juden an dem talmudischen Dreh braver Christen so heiter zuschanden wird.

Der alte Pojaz spricht . . . von Theobald Tiger

Mein Kind, ich bin schon lange fern der Schminke,
gern denk ich dran, das war die bunte Zeit!
Ich gab dem Personal die letzten Winke,
dann trat ich auf: zwei Meter zwanzig breit,
auf meinem Hut sang ein Kanaripärchen,
auf Rollen zog ich nach ein kleines Licht . . .
Und doch: betracht ich mir die letzten Jährchen —
Nein! solche Purzelbäume schlug ich nicht!

Ich war gewiß mal eine dolle Nummer,
trieb meinen besten Freunden Nägel in den Bauch,
und sang mir häufig meinen Liebeskummer
in einen präparierten Gartenschlauch.
Nun bin ich alt und bürgerlich geworden,
ich seh mich um, was hier zu Hause ficht,
seh mir die Leute an mit Titeln und mit Orden —
Nein! solche Purzelbäume schlug ich nicht!

Wenn ich die Ausschußpolitik betrachte,
dies Reklamiertenmundwerk — bin ich starr.
Denn was ich auch in meiner Jugend machte:
ich war ein Clown, doch war ich niemals Narr.
Ich ließ die Pritsche und Pistole krachen,
ich tanzte manchen Wackelpolkaschritt . . .
Doch was die neuen Clowns für Sprünge machen:
Grüß Gott, mein Kind — da kann ich nicht mehr mit!

Gespenstersonate

In die Traum- und Zaubersphäre sind wir, scheint es, eingegangen. In eine garnicht klassische Walpurgisnacht. Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt: ein wahres Hexenelement! Damit wir nicht erst auf falsche Fährte kommen und etwa ein eindeutiges Abbild der Wirklichkeit erwarten, steht gleich ein Phantom da, das aber nicht Der Alte, sondern Der Student erblickt, trotzdem es Das Milchmädchen ist, das der Alte irgendeinmal umgebracht haben soll. Nur auf dem Umweg über seinen Gesprächspartner wird es zum Albdruck für ihn — eine Distanzierung seelischer Beklemmungen, die durchaus keine Abschwächung ist. Die Leblosigkeit hat Leben, und ich bin von vorn herein für Strindbergs Absichten richtig eingestellt: seh ich jetzt durch offene Fenster in des Nordens Wust und Graus ganz abscheuliche Gespenster, bin ich hier wie dort zuhaus. Der Tote wandelt im Sterbehemd, um die Trauerkränze zu zählen; Die dunkle Dame, sein würdiges Kind, hat einen reichen Freier an der Angel; Die Verlobte des Alten aus seiner Jugendzeit sitzt lautlos und unbeweglich am Reflexionsspiegel, am Spion; Der Oberst trägt ein eisernes Mieder, um sich militärisch zu halten; Das (zwanzigjährige) Fräulein ist nicht seine, sondern jenes (achtzigjährigen) Alten Tochter und dem Studenten zugedacht; Die Mumie, ihre Mutter, ist zum Papagei geworden — und man begreift, daß der naiv-gesunde, frische Student, den die Rettungsarbeit bei einem Hauseinsturz zufällig in diese tolle Gesellschaft gewirbelt hat, ganz entsetzt fragt: „Was bedeutet denn das alles?"

Er erfährt es nicht. Aber wir erfahrens. Die Rätselwesen kommen — und das ist der zweite Akt — zu einem Gespenstersouper zusammen, auf dem das Geheimnis herrscht, bis es Strindberg zuviel wird. Er explodiert; er selbst aus dem Alten heraus, der tobend zur Abrechnung mit der Welt und den Menschen schreitet. Die Erde ist: Irrenhaus, Zuchthaus, Leichenhaus; und wir Alle gehören in eins von den dreien. Wir bestehen aus Habgier und Lüge und Geilheit und Feilheit. Unser Tagewerk: Raub und Betrug und Mord. Unser Los: Verzweiflung, Schande, Irrsinn, lebenslänglicher Tod. Gewiß: der Alte ist Strindberg. Aber Strindberg ists auch, der in wildem Verfolgungswahn sich die Brust aufreißt, der sich geißelt, der sich als sündig vor jedem Andern bekennt, wenn der Alte, der Drahtzieher, Schicksalsmacher und Maskenherunterfetzer, nach der Abrechnung nun für sein Teil entlarvt, gebrandmarkt und in die Selbstmordkammer gestoßen wird. Ein zäher Sumpf von Zwietracht, Neid und giftigem Mißtrauen ist in stürmische Gärung geraten. Man sieht nicht durch den dicken Schlamm, ahnt aber auf dem Grunde feuchte, gelbe, schleimige Reptilien. Ringsum pestilenzialischer Geruch. Man fürchtet zu ersticken. Da: Wolkenzug und Nebelflor erhellen sich von oben. Der Student, der noch immer nicht weiß, was das alles bedeutet, leitet mit Gesang (zum Harfenspiel seiner Braut) in den dritten Akt über; dessen Versöhnlichkeit den hippokratischen Zug hat.

Der maßlos gequälte Strindberg, dessen Gestalten uns anmuten wie vom Schicksal an der Gurgel gepackt und über die Bühne geschleift — der hysterische Ankläger Strindberg ist von jeher stärker gewesen als der lehrhafte Lyriker. Der Alte hat den armen Studenten in Glanz und Glück führen, hat ihm seine Tochter geben und damit sein eigenes, morsches Geschlecht erneuern, hat die satanische Bosheit seines langen Lebens endlich durch eine gute Tat sühnen wollen. Dafür ist er nun tot. Auch die andern fluchenden, wuchernden, ruchlosen Rätselwesen sind leider verschwunden. Auf die Hölle, die uns eigentlich niemals kalt läßt, ist mit dem dritten Akt ein Himmel gefolgt, der nach dieser Hölle wirkt wie Cornelius nach Goya. Der Unterschied wird am empfindlichsten, wenn den Cornelius gar ein Stückchen Goya unterbricht, wenn eine diabolische Köchin, als höchst massive Verkörperung der ganzen Grauenhaftigkeit des Alltags, seiner Nadelstiche und seiner blutsaugenden Kleinlichkeit, den Aufschwung der Liebesleute lähmt. Sie schreit, und die Harfe wird stumm und taub. Aber: das war sie schon vorher. Strindberg ist eben Sohn der Magd und kein Harfenschläger. Sein sind die unartikulierten Laute des Schmerzes, der Angst, der Not, der tödlichen Wundheit. Sein ist plutonisch grimmig Feuer, aeol'scher Dünste Knallkraft, ungeheuer. Sein ist die fürchterliche Ungerechtigkeit der Finsternis, die alles in die Einheitsfarbe schwarz hüllt. Er ist der Fürst der Finsternis, in der er steckt von Anbeginn. Mit einer Inbrunst ohnegleichen sehnt er sich ans Licht, mit jener tiefsten Inbrunst der Verdammtheit. Und unerlöst, kann er uns nicht erlösen.

Seine Titel sagen ihn und seinen grauenvollen Zustand aus. ‚Gespenstersonate' hieße ebenso treffend: Pelikan oder Scheiterhaufen, Brandstätte, Totentanz, Traumspiel; und nicht minder treffend hieße jedes dieser dramenähnlichen Gebilde: Gespenstersonate. Es sind Phantasmagorien. Die hier aber ist die wüsteste, und gänzlich spottet sie verstandesmäßiger Erklärung. Wenn Dissonanzen auch Musik sind, dann ist es erlaubt paradox, ‚Gespenstersonate' beinah mit größerm Recht der Musik zuzuweisen als der Literatur. Sie ist in gewissem Sinne Straußens ‚Elektra' weit näher verwandt als Goethes ‚Iphigenie'. Man vergleiche die Oper mit Strindbergs zweitem Akt. Er hat nur Eine Saite. Sie ist aufs äußerste gespannt und schwirrt einen einzigen gellenden Ton: Haß. Es ist nicht allein mehr der Haß auf das Weib. Es ist der schwelende Haß der Dankbarkeitsverpflichtung; es ist der knirschende Haß der knechtischen Vergangenheit; es ist der flammende Haß der Geschlechter, und beider! Schaurig die Elendsperspektive, die der Dichter eröffnet: noch mit Achtzig zerfleischen sie einander. Das Fieber schüttelt sie hitziger denn je. Ein letztes Mal geben sich alle Dämonen Strindbergs ein Stelldichein: ein Vater ist keiner, Kameraden sind Feinde von Geblüt, und Gläubiger wissen nicht, daß sie immer Schuldner gewesen. Großartig diese hingekeuchte umfassende Beichte vor Torschluß, visionär, pathetisch und mystisch. Umso betrüblicher, daß der Atem nicht anhält und der entrückte, entrückende Büßer zum Sonntagnachmittagsprediger wird.

Wie Reinhardt Strindberg gewachsen ist, hat er bewiesen. Auch diesmal ist er auf seiner und Dichters Höhe. Leider gibt er den Irrtum nicht auf, daß dem Regisseur erlaubt sei, die Bühne vom Zuschauerraum aus zu beleuchten. An der Decke der Kammerspiele, ungefähr in Parkettes Mitte, ist ein Scheinwerfer angebracht, als hätte die Bühne nicht Rampe noch Decke noch Seiten. Der Scheinwerfer trifft die Schauspieler nicht, ohne daß er die ersten Reihen des Publikums in ein unzulässiges Licht rückt. Meinen Vordermann seh ich so deutlich wie jeden Mann auf der Bühne. Bei bestimmten Drehungen kommts mir sogar manchmal vor, als säße mein Vordermann mit auf der Bühne. Was der Scheinwerfer an Zerstörung der Illusion etwa doch verabsäumt, das liefern die Pausen. Wie ist es möglich, hier Pausen zu machen! Wenn ein Werk der Bühne, darf dieses uns keinen Augenblick aus den Fängen lassen. Gespenstersonate, rasende Totentanzmusik mit zwei ausgedehnten Gelegenheiten, ihr zu entrinnen! Nach beiden Pausen braucht Reinhardt zehnfache Kraft, um die Stimmung von neuem herzustellen. Es gelingt ihm. Haus und Zimmer der Rätselwesen bedrängen uns förmlich, so weise sind sie verkürzt. Unheimlich-unheilvoll das Gespenstersouper, merkwürdig abgestorben und aschgrau. Einsamkeit lastet, Oede, Unmenschlichkeit. Die Bildhaftigkeit eines gespenstischen Wachsfigurenkabinetts ist erreicht. Was bizarr durch Halbdunkel huscht, ist in verfließende und trotzdem scharfe Konturen gezwungen. Unsichere, schauderhafte Kreise! Schweigsamen Fittichs, Fledermäuse! Strindberg wäre zufrieden.

Auch mit der Darstellung. Es war die Gefahr, wie hinter Schleiern zu spielen; mit der Vortragsbezeichnung: unwirklich; maeterlinckisch. Dazu ist sogar dieser Strindberg zu erdig. Für seine Phantastik hatte er selbst und der Regisseur genug getan: hätten die Schauspieler sie unterstrichen — sie hätten sie womöglich aufgehoben. Sie waren leise, manchmal sogar gepreßt, aber durchaus menschlich, nicht um Nebelhaftigkeit, sondern um Festigkeit bemüht. Für den Studenten, der, heiter, voll Anteil und stark, die ganze Menagerie überlebt, ist das selbstverständlich. Hartmann war ohne Fehl, bestrickend liebenswürdig und mannhaft. Wenn das Lied, das er zweimal singt, zweimal keinen Eindruck machte, so ist es Herrn Scherings Schuld. Den Oberst im eisernen Mieder gibt Decarli treffend als Marionette, mit steifen, abgehackten Bewegungen. Wie er beim Gespenstersouper die Gäste einander vorstellt, und wie die Matronen sich gluckfend, schnatternd, kreischend begrüßen: daraus hat Reinhardt eine komische Wirkung von gutartiger Schaurigkeit geholt, die einzige des Abends. Der Alte, an Krücken, wird durch Wegener zum monumentalen Wichtel- und Wurzelmännchen voll Tücke. Ein Vergnügen, Reden so plastisch formen zu hören oder zu sehen. Die Eysoldt, Mumie mit pergamentenem Gesicht und kahlem Schädel, geistert in grüner Schlangenhaut, halb Natter, halb Papagei, durch den Raum. Wo das Monstrum gerührt werden soll, wird die Eysoldt vielleicht um einen Hauch zu sentimental. Sonst aber ist sie vollkommen wie schließlich die ganze Leistung der Kammerspiele.

Gibraltar von Rudolf Leonhard

Im Lazarett und in der Garnison traf ich Kameraden, die über den rechten Aermel, nah am Handgelenk, in gelber Schrift auf schmalen stumpfblauen Bande den Namen ‚Gibraltar' trugen. Ich wußte nicht, was es bedeutete, oder ich vergaß es. Aber wenn einer von ihnen die Hand gab und bei jeder raschen und kurzen Bewegung verschob und verstellte sich das Wort ‚Gibraltar'.

Da wußten wir, was es hieß. Da sahn wir kahle Felsen mählich ansteigen, mit milden oder eckigen Flächen leer belegt, und Schroffen aus ihnen herausgetrieben. Kahl aufgetrieben, mit spärlichen Bäumen bestellt, alle irdene Kraft aus der trocknen Oberfläche in die felsige Tiefe gezogen sahn wir Gibraltar. Wenig Sand floß manchmal die Hänge herunter. Die Linien und Kurven seiner breiten Gestalten schnitten und überkreuzten sich in Ecken, bis sie sich zu lösen schienen, zu wanken, steigend in die Luft zu zergehn. Aber der Fels stand; und um seine Ufer strömte das Meer. Wenig Wind umdrang ihn, hastig und lautlos, da er sich nicht fing; aber in die Luft hinauf streckte er sich, umschlagen vom Meer, umpanzert, der Braune, von dichter, lockerer Luft. Was achteten wir der geringen Bäume: weit hinter ihm rauschten, Pinien und Oelbäume, Kiefern und Buchen, Pappeln und Kastanien, die Wälder Europas.

Hier stand Europa in den Ozean gefügt. Hier wuchs der Pfosten unsrer Welt, hier setzten wir an, hinüberzufliegen in Länder und Namen: Afrika, und drüben, über Tagen von Wogen und von Wasser belasteten Gründen, Amerika. Hier schlug das Meer zwischen den Weltteilen. „Hier", sagte der dänische Freund, „weiß ich, wie Europa liegt."

O Meer Atlantik, o Land Europa! Jäh stürzte auf uns die Erinnerung an den gezackten Strand der Bretagne. Auf klang in uns der Name der Insel Irland, und von ihrem grünen Schimmer hinweg dachten wir uns unter den dicken blauen Himmel Dalmatiens. In drängender Folge übereilten lautlos vertauschte Bilder unsre Augen: die Wolga, in breite Ufer gebettet; die finnischen Seen, unter einer felsigen Landschaft ewiger Wolken; der feuchte, mattfarbige Dunst über den Kanälen der Niederlande; die Themse, breit vor dem Meere eröffnet; die Hügel, um die Stadt Florenz gezogen. Aus dem monotonen Wellengeräusch an der Küste unsrer norwegischen Schäre kehrte unser Flug in die geliebteste Heimat: den Wald über norddeutschen Feldern.

Dies alles an Deinem Abhang, Felsen Gibraltar, vorgestoßne Ecke Europas! Wir träumten Schiffe auf die bewegte, vereinsamte Fläche des Ozeans an deinem Rande, Europa. Motorboote schossen, eins im Streifen des andern, der Meerenge zu, schnell

bewegten sich Menschen an den Borden entlang und bogen sich, um noch um halben Leibes Länge vor ihrem Schiffe da zu sein. Von der andern Seite aber, dies erträumten wir, drangen langsamen Schlages Triremen, auf denen statuarisch erstaunte Männer starrten, den fremden Säulen des Herkules zu.

Der Säule des Herakles, dem Pfeiler, hinter dem unser Erdteil versammelt ist, dem in den ewigen Ozean gesetzten, in Jahrtausenden nicht angenagten Fuße Europas zu. Wer aber ist Herakles, wenn nicht die Menschheit Europas?

Herrschaft der Zahl von Vindex

Endlich, nachdem Batocki es frank und frei von der Reichstagstribüne herab für sich selber eingeräumt hat, ist auch die bisher nicht kleine Schar der orthodox-zahlengläubigen unsrer Wirtschaftspraktiker zu der Einsicht gelangt, daß es mit der Arithmetik in staatsoekonomischen Dingen, daß es mit den Statistiken und Tabellen hier doch eine eigene Bewandtnis hat. Wir alle wissen jetzt, daß es um jene Theorien und Maßregeln nicht besonders bestellt ist, die sich auf Bestandsaufnahmen, Ertragsschätzungen, Durchschnittsberechnungen gründen, und überall ist nunmehr bekannt, daß die Zahlen, seien sie noch so sorgfältig an einander gereiht, gesichtet und gesiebt, nicht im entferntesten Das decken, was an lebendiger Kraft in der Welt vorhanden und am Werke ist, daß sie vielmehr eine gefährliche Blendung sein können und imstande sind, uns in unbegründete Trauer und in voreilige Freude hineinzutreiben, wenn wir nicht kühl genug bleiben und nicht verstehen, die Zahlen allein als das zu nehmen, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich als entfernte Spiegelungen, Phantome und Formeln, mit denen wir die Dinge selbst nicht ergreifen, sondern sie höchstens schablonisieren können.

Das hübsche Wort von den Papierkartoffeln, dem Papiergetreide und den Papierschweinen soll Herrn von Batocki unvergessen bleiben. Und da wir den Krieg hindurch bereits eifrig beim Lernen gewesen sind, und es uns manchmal gewiß schwer ankam, so wollen wir solchen Lehrmeistern Dank wissen, die uns den zähen Stoff mit so drastischen Methoden und Wendungen beibringen. Daß die Wahrheit des Kriegsernährungsamtspräsidenten (wie auch sonst so manche Wahrheit) nicht zum Besten schmeckt, muß hingenommen werden; vielleicht tröstet uns der Gedanke, daß die gewonnene Erkenntnis etwas fürs Leben ist, das bittere Gefühl im Gaumen aber vorübergeht.

Für die Zukunft steht jedenfalls fest, daß die Zahlen, die die Kriegswirtschaftsbehörden nicht nur, sondern auch unsre statistischen Aemter im Reich, in den Bundesstaaten und in den Städten über die wirtschaftlichen Vorgänge und Erscheinungen jahrein, jahraus mit rastlosem Eifer sammeln, gruppieren und veröffentlichen, daß dieses Ziffernmaterial zwar eine Grundlage für Urteile und Schlüsse aller Art sein mag, daß es aber nicht das wahre und vor allem nicht das einzige Licht ist, mit dem wir in das Getriebe der Wirtschaftsmaschine hineinleuchten können. Immer müssen wir uns vielmehr erinnern, daß zu den Zahlen die lebendigen Träger dieser stummen Größen als eigentlich wirkende Kräfte hinzutreten,

und wer sich vergegenwärtigt, daß eine Eins im Wirtschaftsleben (wie sonst im Leben auch) nicht selten den Wert von Zehntausend hat, während Zehntausende manchmal nichts sind, und wer die übrigen Menschlichkeiten, von denen nun einmal der Gang alles Geschehens hier auf Erden abhängt, mit in Betracht zieht, der wird die Zahlenreihen, die vor uns alltäglich und alljährlich in den Zeitungen, den Zeitschriften, den amtlichen Denkschriften und Jahresberichten aufmarschieren, auf ihren richtigen Wert zurückführen können.

Wir wollen nicht auf die bekannte Bezeichnung der Statistik als einer gefälligen Frau zurückgreifen — einer Dame also, die sich für diesen so und für jenen wieder anders aufputzt. Wir wollen aber doch sagen, daß nicht nur mit Worten, sondern auch mit Zahlen sich trefflich streiten läßt, und daß sich aus Ziffern, je nach dem, wie man sie aufbaut und anordnet, Systeme ohne Zahl bereiten lassen. Jeder Einzige von uns kann, wenn er fleißig ist, sich aus den statistischen Jahrbüchern des Reiches die wirtschaftliche Zukunft nicht minder als die Gegenwart nach seinem Gefallen, nach Neigung und Eigenart zurechtmachen.

Wir wissen jetzt, daß es endlich an der Zeit ist, uns von der Herrschaft der Zahl, unter der wir, eine gründliche Nation, lange genug geseufzt haben, zu befreien; daß wir aufhören müssen, Tabellenknechte zu sein, um ganz zu jener Freiheit zu gelangen, die wir uns allen einzeln und insgesamt für die bessere Zeit nach dem Kriege wünschen.

Antworten

Rudolf Leonhard. Nein: von den zehn Artikeln, die ich über Hasenclevers ‚Sohn' nach der dresdner Aufführung bekommen habe, will ich keinen bringen. Pinthus und Bab haben sich über das Drama geäußert, und ich glaube mich nicht zu überschätzen, wenn ich annehme, daß der Abonnent jetzt allenfalls noch meine Meinung hören will. Das wird ihm nach der berliner Aufführung werden. Anders stehts mit Ihnen, denn Sie beschränken sich in der Hauptsache auf eine Leistung, die mit der dresdner Mittagsvorstellung dahin ist. Sie schreiben mir: „Ich muß Ihnen (nehmen Sie das ‚muß' wörtlich) von einem Erlebnis berichten: ich war in Dresden zur Uraufführung von Walter Hasenclevers ‚Sohn' und hatte dort, enthusiastischer und kritischer Liebhaber des Theaters seit meiner Kindheit schon, den stärksten schauspielerischen Eindruck meines bisherigen Lebens: der ihn gab, war der Schauspieler Ernst Deutsch. Er spielte den Sohn. Er spielte den Jüngling, der er ist, gewiß, aber das macht die Leistung um nichts geringer: wieviel ist es doch, Jüngling zu sein! Und der Schauspieler, der ‚sich selbst spielt', hat es nur schwerer, denn er hat keinen Anhalt, er muß sich mehr als ein andrer sammeln — und beherrschen. Eine Beherrschung seines Wesens und seiner Mittel wie die Ernst Deutschs habe ich noch nie gesehn — und nie erlebt, daß sie so Spiel und so selbstvergessen über der vollendeten Selbstbewußtheit Schauspiel wurde. Wie kennt dieser Schauspieler seinen Körper! Wie vergißt er ihn, da er ihn kennt! Wie — fast möchte ich sagen: mißhandelt er ihn (wenn ich wissen darf, daß das ganz geistig verstanden wird), wegwerfend, da er ihn behält! Wenn er langsam das Zimmer betritt und stehen bleibt — er zieht seine Schritte zu sich heran, sie wären schwer unter ihm, wenn er nicht überirdisch leicht über ihnen wäre, und irdisch bleibt er stehen: er kommt aus der Weite aller Horizonte, aus

den Schachten der Schicksale, die er eben, in der Dauer eines Lippenfaltens, durchgemacht hat, er hat Viadukte gebaut und große Werke verrichtet, er tritt aus dem stürmenden Schwung aller D-Züge ins Zimmer, aus der Einzigkeit in das eine Zimmer. Wenn er hinkniet — wer kann es denn noch? — ist es eine Geste zwischen Fall und Schwung, eine schlanke Erlösung in sein eignes einziges Gefühl: ins Unirdische kniet er hin. Man hört die nicht geschonte Kniescheibe auf dem Boden — und lächelt vor dem Traum dieser Leichtigkeit. Er kniet vor seinem Pathos, sagt der Sohn (und wahrlich, er empfindet es nicht als schimpflich!); für den Schauspieler Ernst Deutsch gilt das in jedem Verstande, er kniet hin vor sein Pathos, aber er kniet auch vor Pathos, bezwungen von seinem Pathos — und das heißt: erl.st zu seinem Pathos. Ernst Deutsch hat Pathos. Dem redomontierenden ‚Pathos' der Heldenspieler so fern wie — das Pathos Hasenclevers, das Herrschaft der Seele nicht über das Fleisch, aber im Fleische bedeutet, und Allheit des Sinnes in der Erscheinung, so fern, wie dieses, das zu seinem eigenen Verse sich zu steigern wagen kann, dem Pathos der Jambentragödien ist. Wie aber spricht Ernst Deutsch jene Verse und jene Sprache? Ohne die theaterfremde Farbigkeit spielerischer Nüancen; zart, daß seine Stimme ganz von innen her sich erlöst, ohne daß der Satz sich auflöst; und Klinge wieder, klingend gebogen, böse, geschwungen: Als der Vater mit seinem weißen Haar argumentiert — ‚Was geht mich Dein Haar an!' wie eine prompte Peitsche, schon bereit gehalten, schlug es um die Figuren. ‚Weshalb muß ich sie schaudernd vollbringen?' weist er vor der Tat auf sich: dies war schaudernde Deklamation, das ‚schaudernd' sprengte nicht seine Stelle des Satzes, der stand als eins vor uns Schauernden, furchtbar. Wenn Hasenclever seine Tat ein expressionistisches Drama nennt: dann ist Ernst Deutsch der expressionistische Schauspieler. Was das heißt, habe ich vielfach eben gesagt. Es beglückt uns, um ihn zu wissen; seine Existenz ist eine Vergewisserung für uns und eine Verpflichtung zu unsern Dramen, an deren Wirklichkeit uns seine Möglichkeit schon fester kettet." Das würde also fast eine Reise nach Dresden lohnen. Aber wenn es so ist, wie Sie sagen — und Albert Ehrenstein hat ja hier neulich auch von Ernst Deutsch geschwärmt —, dann werden wir ihn wohl bald in Berlin haben.

Peter Scher. Wie hast Du in seligen Friedenszeiten von Holzbock gesungen? „Und wo er wandelt, ist es los, Das, was zu schildern sich verlohnte." Aber er ist auch in Kriegszeiten nicht von Pappe. Höre: „Das Deutsche Theater hatte gestern seinen großen Abend. Das Haus füllte, wie man einstens bei derartigen theatralischen Anlässen zu betonen pflegte, glänzendes Publikum, und was man damals als ‚glänzendes' betrachtete, trat äußerlich in Fracks, ‚Smokings', Toiletten und Juwelenpracht in die Erscheinung. Nun, diese Aeußerlichkeiten fehlten gestern, und man vermißte sie nicht; wäre es anders, wäre es wie einstens gewesen, man hätte es als eine Nichtachtung gegen den Geist der gewaltigen, erhabenen Zeit empfinden müssen. Nicht nur im Fehlen dieser sonst von interessanten Theaterabenden unzertrennlichen Aeußerlichkeiten, auch in der Zusammensetzung des Publikums, in der Fülle und im Charakter seiner fesselnden Persönlichkeiten spiegelte sich die hehrste, erschütterndste Tragödie wieder, an die wir immer und überall voll Leid, voll Freud', voll Hoffnung denken! Die Gesandten der uns verbündeten und auch neutraler Staaten, die nicht in das Premierenpublikum eingereiht werden können, offenbarten durch ihre Anwesenheit, wie sie grade in heutiger Zeit einem theatralischen Ereignisse, das die Marke ‚Deutscher Zyklus' trägt, die verdiente Würdigung zollen wollen. Hoheit Hakki-Pascha, der türkische Gesandte, Exzellenz Rizow, der bulgarische Gesandte,

Exzellenz Baron Gevers, der holländische Gesandte, Exzellenz von Ditten, der norwegische Gesandte: sie gaben dem Zuschauerraum einen modern politischen Anstrich. Und mit der Politik vereinten sich hier in harmonischer Weise Kunst und Wissenschaft; unser Bürgermeister Doktor Georg Reicke, Professor Arthur Kampf, der Leiter der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste, Professor Doktor Kohler, Professor Doktor Gustav Roethe sowie zahlreiche alte und junge Jünger der Germanisten-Gemeinde wohnten dieser Aufführung bei, in der eine mehr als ein Jahrhundert alte Komödie durch Professor Max Reinhardts Regiekunst, die in wundervoller Weise dreißig Verwandlungen zu einer harmonischen szenischen Einheit wurde." Der letzte Satz stammt nicht etwa von einem Gesandten der uns verbündeten und auch neutraler Staaten, er stammt ebensowenig vom Druckfehlerteufel der ‚Schaubühne': er stammt von Holzbocken höchstselbst, dem Du schon vor vier Jahren hast die verdiente Würdigung zollen wollen. „Sein ist das Reich, sein sind die Spesen! Ach Gott, wie ist Der gut gestellt! Ach Gott, wie ist Der auserlesen!"

Kleines Theater. Man müßte den Brief, den Du mir zur Veröffentlichung übergibst, facsimilieren. Aber auch dann würden Wenige glauben, daß es sich um einen ernst gemeinten, richtig abgeschickten und von der Post beförderten Brief handelt. Er ist auf die ausgerissene Seite eines Wirtschaftsbuches geschrieben und lautet: „Werther Herr Direktor! Möchte Sie doch höflichst bitten, mir einige Fragen zubeantworten. Ich möchte gern auf der Bühne. Muß ich da erst lernen u. kostet es mir was? Muß ich beim Antritt was bezahlen? Denke doch nein! Sollte alles unentgeltlich sein möchten Sie dann wohl so freundlich sein u. mir zu schreiben Porto bezahle ich auch gern. Was muß man alles beim Antritt mitbringen? Mein alter ist 17½ Jahr Bitte bitte Herr Direktor ja! Denn ich habe mich mit meinen Eltern erzürnt. Mein Vater ist das 26zigste Jahr an der Straßenbahn zu H. Aber dieses hat ja nichts damit zutun sie brauchen ja nur meine Unterschrift? Wenn mein Wunsch auch unerfüllt bleiben sollte bitte benachrichten Sie mir sofort damit ich dann am 1. kündigen kann. Wenn ich ankomme, kann ich am 1. Dezember Antreten zurBühne. Die Kleider zum Spielen kriegen ich doch geliefert? Seien Sie recht herzlich schon im voraus für die freundliche Aufnahme einer Verlassenen Recht herzlich bedankt. Achtungsvoll Friedchen K., H . . . , M . . . str. 54, Gastwirtschaft R . . . " Die Adresse des Briefes: „An den Theaterdirecktor in Berlin. Bitte abzugeben in ein kleineres Schauspielertheater das erste beste." Daß der Brief bei dieser Adresse an Dich, Kleines Theater, gelangt ist, scheint mir umso bemerkenswerter, als jeder von uns jetzt täglich mit der Post die Erfahrung macht, daß Briefe, daß selbst Eilbriefe nicht an die genau angegebene Adresse gelangen. Freilich spricht man immer von der „Findigkeit", nie von der Zuverlässigkeit der Post.

Kurt Wolff Verlag in Leipzig. Ich verstehe den „Selbsterhaltungstrieb", durch den Du Dich gezwungen fühlst, auf Babs Artikel über ‚Die Expressionisten und das Drama' zurückzukommen. Da hieß es: „Im wesentlichen sind sie alle jung, wollen irgend ein Neues — und haben einen gemeinsamen, sehr rührigen Verlag, Kurt Wolff in Leipzig." Deine Beschwerde? „Da bei keinem der kritisierten Bücher mehr der Verleger des Buches genannt wird, muß jeder Leser des Artikels, der nicht vom Fach ist und somit auch nicht von jedem Buch den Verleger kennt, annehmen, daß sämtliche nun erwähnten Bücher im Verlag Kurt Wolff erschienen sind. Dies trifft indessen keineswegs zu. Wolfensteins Gedichte sind in Buchform bei S. Fischer, Zechs im Verlag der Weißen Bücher erschienen. Weiter erschien nicht im Verlag Kurt Wolff: ‚Logik des Herzens' von Blei, ‚Die Nadel' von Kamnitzer, ‚Das Maskenfest' von Markus,

‚Pilger und Spieler' von Sakheim. Nicht nur, daß K. W. V. keineswegs für Sternheim-Imitatoren einzutreten gewillt ist, wie sehr er auch Sternheim selbst schätzt, so kommt hinzu, daß die hier erwähnten, nicht zu K. W. V. gehörigen Bücher sämtlich getadelt sind, während die im K. W. V. erschienenen bis auf eins zumindest als irgendwie wertvoll anerkannt werden. Es ist daher meiner Ansicht nach notwendig, festzustellen, daß K. W. V. nicht eine wahllose Ansammlung expressionistischer Bücher sich zum Ziel setzt, sondern nur die nimmt, die Anspruch darauf haben, etwas Bedeutendes und Neues zu geben." Es sei ferne von mir, Dich das etwa nicht feststellen zu lassen.

Erwin W. Sogar die Interpunktionen in Ihrem Briefe hüpfen vor Schadenfreude über die Generaloffensive des Intendanten Hülsen gegen die Truppe des Direktors Reinhardt. Fünf Männer auf einen Schlag, und was für welche! Von den farbigsten und zukunftsreichsten, den verwendbarsten, also am meisten beschäftigten und deshalb am schwersten entbehrlichen. Die Eingeweihten wispern, daß es nicht die einzigen Männer sind, und daß es nicht bei Männern bleiben wird. Ich wüßte schon ein paar Frauen, die ich aus der Schumann-Straße weg, aber viel weiter weg als bis zum Gendarmenmarkt wünschte; nur wird der Hülsen, der sich die besten Männer ersehen, nicht grade die schlechtesten Frauen greifen. Wie dem auch sei: ich spüre keine Schadenfreude, spüre nicht einmal Genugtuung, daß ich mit meiner Warnung wieder einmal recht behalten habe. Reinhardt konnte zurück, er mußte, als er inne wurde, wie seine besten Freunde den Fall Körner aufnahmen. Wir waren ja nicht moralisch entrüstet, bewahre. Wir fanden es einfach bestürzend kurzsichtig von einem so klugen Manne, durch böses Beispiel gute Geschäftsverkehrssitten zu verderben, weil von vorn herein klar war, daß der Tag kommen würde, wo das böse Beispiel gegen ihn selbst befolgt wurde. Hätte Reinhardt damals die innere Freiheit gehabt, einen Irrtum, einen Fehlgriff, eine Uebereilung, ein Unrecht zuzugeben und aus der Welt zu schaffen — es wäre Hülsen nie eingefallen, dem Konkurrenten seine Mitglieder gleich halbdutzendweise wegzuengagieren. Da Reinhardt aber die Beschützung und Beschäftigung der Kontraktbrecherin nicht bloß für sein Recht erklärte, sondern als seine edelste Menschenpflicht ausposaunen ließ: so mag Hülsen allerdings nicht eingesehen haben, warum es nicht sein Recht und am Ende gar seine Pflicht sein sollte, Künstlern, die sich bei Reinhardt unzureichend geschätzt und bezahlt glaubten — und bekanntlich glaubt sich kein Schauspieler zureichend geschätzt und bezahlt — größere oder noch größere Rollen und vor allem höhere Bezüge zuzusichern. Hülsens Handlungsweise, im Gegensatz zu Reinhardts, ist juristisch einwandfrei. Die Herrschaften treten am Hoftheater an, sobald ihre Verträge mit dem Hoftheater erloschen sind, und nicht bereits, wenn diese oder jene Rolle sonst nicht zu besetzen ist. Aber soviel ich mich erinnere, war es früher eine von den vornehmen Gepflogenheiten der Intendanz, nicht Verhandlungen mit Schauspielern anzuknüpfen, die an andrer Stelle gebunden waren. Nun, die Vornehmheit hört auf, wo der Kampf ums nackte Dasein beginnt. Wer dazu neigt, sein Lasso über den Nachbarzaun zu werfen, der darf sich nicht wundern, daß er schließlich selbst von den frömmsten Hütern des Gesetzes für vogelfrei erachtet wird. Und so bleibt höchstens noch zu erörtern, welchen Nutzen und Schaden die drei Parteien: Hülsen, Reinhardt und die Herren Biensfeldt, Gülstorff, Hartmann, Jannings, Krauß von dieser Neugruppierung haben werden. Mutmaßlich haben werden. Aber auf diese Erörterung müssen Sie acht Tage warten.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam**

Erfolg als Recht

von Germanicus

Wir sprachen das vorige Mal hier von einem Artikel der Alldeutschen Blätter, der Bethmann Hollwegs Beziehungen zum Bankiergewerbe bemerkenswert fand und die gegenwärtige Reichspolitik als mammonistisch zu kennzeichnen sich bemühte. Politik, deutsche Politik, so meinte jener Alldeutsche, sei eine ideale Angelegenheit und habe nicht das Geringste mit den Niederungen des Handels und der Wirtschaft gemein. Durch einen besonders schönen Satz hat der romantische Teutone dieser naiven Auffassung Nachdruck geben wollen; er schrieb: „Fürst Bülow hat in seinem kürzlich erschienenen Buch über Deutsche Politik scharf zu betonen für nötig gehalten, daß ein Staat kein Erwerbsgeschäft sei und andern Gesetzen und Möglichkeiten unterfalle als rein geschäftlichen. Lothar Bucher hat in seinen an Umfang geringen, an Gedankeninhalt und staatsmännischer Voraussicht so unvergleichlich reichen Schriften mehrfach ausgesprochen, wie wenig ausschlaggebend in politischen Dingen das Geld und die Finanzmacht seien." Es trifft sich nun gut, daß wenige Tage später ein andrer Alldeutscher, Herr Otto Eichler, ungefähr der entgegengesetzten Meinung zu Worten geholfen hat. Am Schluß einer Auslassung über den Abgang Hammanns begrüßt er nämlich den neuen Presse-Dezernenten im Auswärtigen Amt mit einem Wunsch: „Unsrer auswärtigen Politik aber wünschen wir, daß sie wenigstens in Zukunft irgendein Mal wieder erscheine, wie sie von Rechts wegen vor der eigenen Nation erscheinen soll: nämlich wie ein gut rentierendes kaufmännisches Geschäft." Man muß also feststellen, daß die alldeutschen Politiker sich in ihrer Grundauffassung über das Wesen der Politik nicht einig zu sein scheinen: ist sie nun ein Geschäft oder eine Propagierung von Idealen? Die Angelegenheit wird noch verwirrter, wenn man von dem neuesten Leitartikel der Alldeutschen Blätter Kenntnis nimmt; er behandelt die natürlichen Rechte der Völker und ist von Herrn Philipp Stauff geschrieben worden. Wenn es uns auch ganz fern liegt, diesen Herrn Stauff, den viel belächelten Herausgeber des Semi-Kürschner, den köstlichen Verdeutscher unsrer Armeesprache, besonders ernst zu nehmen, so haben wir doch Ursache, uns einen Augenblick mit dem, was er da von sich gibt, zu befassen, denn schließlich muß man doch annehmen, daß die Alldeutschen Blätter in ihren Leitartikeln alldeutsche Weisheit und Wissenschaft verzapfen lassen. Das aber, was Herr Stauff predigt, ist das nackte Naturrecht, ist die primitive Gewalt, zu nehmen, was man begehrt, zu stoßen, was einen stört, zu erobern, was einen lockt. Danach wäre also aller politischer Weisheit letzter Schluß: die Gewalt — und Eichler scheint gegen den Idealisten die Vorhand zu behalten.

Nun ist diese Formel, daß in der Politik die Macht das Recht sei, keine Neuigkeit. Am häufigsten wird für sie Treitschke zitiert. Von diesem Quellvater der gepanzerten Politik stammt das Wort von der Schwäche, die die verwerflichste und verächtlichste aller politischen Sünden sei. Kein Zweifel, daß die lapidare Eindeutigkeit solcher Sätze etwas Bezwingendes hat; es wäre aber doch falsch, in dem Zauberwort von der Gewalt den Ausweg aus allen politischen Erwägungen gefunden zu sehen. Denn schließlich ist die Gewalt doch nur ein Mittel, und auch Treitschke wird nicht der Meinung gewesen sein, daß die Gewalt an und für sich zu loben wäre, es sei denn, daß sie Erfolg bringt. Allerdings hat er solche Selbstverständlichkeit nicht immer einwandfrei ausgesprochen. Im Gegenteil; einige der Beispiele, die er als geschichtlichen Beleg für seinen Grundsatz von der Gewalt angeführt hat, sind recht problematisch. Man nehme etwa dieses: „Im Jahre 1849 wankten die Kronen aller möglichen deutschen Kleinfürsten. Friedrich Wilhelm der Vierte tat einen Schritt, der an sich zu billigen war. Er ließ preußische Truppen einmarschieren in Sachsen und Bayern und stellte die Ordnung wieder her. Nun aber die Todsünde: Waren denn die Preußen dazu da, ihr Blut zu vergießen für den König von Sachsen oder Bayern? Es mußte doch ein bleibender Gewinn für Preußen sich ergeben. Man hatte doch nun die Kleinen in der Hand: man brauchte nur die Truppen so lange stehen zu lassen, bis diese Fürsten sich dem neuen Deutschen Reich gefügt hatten." Es bedarf nicht besonderer Einsicht, um die Fragwürdigkeit solcher Beurteilung, wie sie Treitschke hier der preußischen Politik von 1849 zukommen läßt, zu erfassen. Wer kann heute sagen, wie die Dinge sich gestaltet hätten, wenn damals die preußischen Truppen in Sachsen und Bayern stehen geblieben wären? Die Geschichte hat jedenfalls anders gehandelt, als sie nach der politischen Moral, wie sie Treitschke lehrt, hätte handeln sollen. Ob das Deutsche Reich, wie es heute ist, sich in der Freiheit seiner Fürsten zusammengefunden hätte, wenn Friedrich Wilhelm der Vierte nicht schwach genug gewesen wäre, das zu tun, was Treitschke die politische Todsünde nennt — niemand vermag das zu entscheiden. Und damit sind wir an die vielleicht bedauerliche, aber wohl unumstößliche Wahrheit gelangt, daß über den Erfolg einer politischen Operation immer erst die Zukunft das entscheidende Urteil zu sprechen vermag. Es geht nicht an, die angebliche Schwäche Friedrich Wilhelms des Vierten als eine politische Todsünde zu kennzeichnen, solange man nicht in der Lage ist, einwandfrei nachzuweisen, daß ein andres Verhalten dieses Königs etwas Größeres geschaffen hätte, als das Deutsche Reich von heute es ist. Die Gewalt ist nicht das oberste Gesetz; der Erfolg allein entscheidet. Es kann aber oft genug geschehen, daß Nachgiebigkeit zur rechten Stunde einen spätern Erfolg besser sichert als Trotz im falschen Augenblick. Die Politik ist

ein kompliziertes Geschöpf, und nur Kinder und Verrückte können glauben, daß die Gewalt die oberste Vernunft dieser Spiele mit zehnfach rollenden Kugeln sei. Die Geschichte ist die Richterin der Politik; durch sie betrachtet, kann eine Gewalttat dumm, ein Nachgeben klug und erfolgreich sich erweisen. Der Erfolg aber ist alles.

Betrachtungen solcher Art enthüllen die Tragik des Politikers. Er tappt im Dunkeln; er ist auf seine Witterung angewiesen. Er hat ein weniges vom Künstler; aber nur selten wird ihm dessen Befriedigung zu Teil: das vollendete Werk. Der Grundsatz von der Gewalt ist darum viel zu plump, als daß er der erste der Politik sein könnte. Auch der Grundsatz von der Freiheit ist nur ein Stimmungselement. Zuweilen kann durch eine scheinbar reaktionäre Maßnahme der Freiheit besser gedient werden als durch den Wortgehorsam unter dem Programm der sogenannten liberalen Forderungen. Es ist, zum Beispiel, sehr zu überlegen, ob der Parlamentarismus, wie ihn Herr Stresemann beinahe eifernd vorträgt, der Freiheit des Volkes nicht weit mehr Hemmungen bereiten würde als das scheinbare Beharren der Regierung beim unantastbaren monarchischen Prinzip. Ebensowenig, wie wir zugeben können, daß die Gewalt die reine Wahrheit für das politische Geschehen sei, ebenso sehr müssen wir ablehnen, als Volksverräter gestäupt zu werden, wenn wir vorsichtig genug sind, nicht in eine Freiheitsfalle zu geraten.

Zeitung und Zeitschrift von Hans Natonek

> Das Genie muß sich für den Bruder des letzten Reporters halten, damit Presse und öffentliche Meinung, als populärste Erscheinungen des Geistes, über Nutzen und Stoff zu stehn kommen, Idee und Höhe erlangen.
>
> ... Der Typus des geistigen Menschen muß der herrschende werden in einem Volk, das jetzt noch empor will
>
> ... er sollte diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle.
>
> Heinrich Mann

Mehr denn je ist heute die Zeitung auf die Nachricht gestellt. Das begreifliche Neuigkeitsfieber des Publikums bleibt die grundlegende psychologische Tatsache, auf welche die Zeitung bauen kann. Das große Publikumsbedürfnis, durch den Krieg ganz ungeheuer gesteigert, ist gegeben; die Zeitung widmet sich der Aufgabe, es zu befriedigen, umso lieber und ausschließlicher, als es ihr jetzt aus mannigfachen Gründen erschwert ist, ihre Leser auch anders zu packen. Der Krieg, der die Tagespresse durch die ihr auferlegte Raumbeschränkung zu äußeren, aber überdies noch zu inneren Einengungen nötigt, hat die Grenzen der Zeitung wieder einmal deutlich umschrieben und auch die Markscheide gegen die Zeitschrift scharf gezogen; er hat ihr den Bezirk, der ihr gehört und ihr

allein, eindeutig zugewiesen und ihre bedeutende Aufgabe klar gezeigt: dem Leser ein Bild des Weltgeschehens zu geben, das, zur Nachricht niedergeschlagen, in ihren Blättern „rauscht"; die Welt gespiegelt durch Tatsachen. (Daß der Spiegel mitunter trügt, ist durchaus nicht immer Schuld der Zeitung, die, als ungeheure Spiegelfläche, im Nu aufnehmen und wiedergeben muß, aber nicht — wie rückschauende Geschichte, oder wie ein mit Bewußtsein außerhalb des Zeitgeschehens stehender Betrachter — auch die Aufgabe der Klärung bewältigen kann.)

Daß einzelne hervorragende, einflußreiche und wohlhabende Preßorgane den schönen Ehrgeiz zeigen, neben der Nachrichtenübermittlung die Pflege aller Lebensgebiete in ihren Bereich einzubeziehen, ändert nichts an der Tatsache, daß die eigentliche Domäne der Zeitung in ihrer großen Masse der Tatsachenbericht, die Meldung ist. Und selbst was die allgemein-kulturelle Leistung jener ganz großen Organe anlangt, so ist sie durch tausenderlei Hemmungen, Rücksichten und Vorbehalte bedingt und beschränkt. Gewiß strebt auch die große Masse der Durchschnittszeitungen über den ihr gegebenen Bezirk der Nachrichtenübermittlung hinaus; aber dieses Streben zeitigt leider nur in der geringsten Zahl der Fälle ein irgendwie ersprießliches Ergebnis; und das geistige Niveau kleinerer Organe, die als Nachrichtenblätter immerhin noch ganz leidlich abschneiden, ist meist über alle Maßen kläglich.

Obwohl die Zeitung oft in die Zeitschrift hinüberspielt, was meist erfreulich, und umgekehrt, was meist bedenklich ist, besteht dennoch ein ganz tiefer Wesensunterschied und Gegensatz zwischen den beiden, der hier, der Verdeutlichung halber, absichtsvoll ausgeweitet und ausgegraben werden soll. Die Zeitung spiegelt die Welt im Bericht und in der Meldung — die Zeitschrift in einer Persönlichkeit oder in mehreren, die sich um sie als um ihren Führer sammeln. Dies ist ein Unterschied. Die Persönlichkeit kann sich nur an wenige wenden — die Meldung hat allen was zu sagen. Hinter der Zeitung steht die Masse — hinter der Zeitschrift eine Auswahl. Die Zeitung wirkt in die Breite, die Zeitschrift in die Tiefe.

Daraus folgt ein ganz bestimmtes, sehr charakteristisches Verhältnis zwischen der Zeitung und ihrem Publikum und der Zeitschrift und ihren Lesern. Es liegt im Wesen der Masse, daß sie, wo sie zu können vermeint, kraft ihrer geahnten einheitlichen geistig-seelischen Struktur eine Tyrannis ausübt. Die Zeitung hat das Bedürfnis, Zeitung zu lesen, geschaffen, sie hat sich die Massen, die sie braucht, geschaffen — aber diese Massen haben sich auch die Zeitung, die sie brauchen, geschaffen. Daß in der Tat die kompakte Majorität der Leser die Zeitung redigiert, tritt nur deshalb nicht so deutlich in die Erscheinung, weil der Redakteur schon arpriori und eo ipso das Blatt im Sinne der Masse und in Ueber-

einstimmung mit ihr redigiert. Ueber jedem Redaktionspult schwebt der Geist des Zeitungslesers, nicht des Redakteurs. Wehe, wenn die Gleichgestimmtheit der beiden auseinanderklafft, wenn der Redakteur, anstatt der schnurrenden Bestie Publikum schmeichlerisch das Fell zu krauen, sie mit unangenehmen Wahrheiten irritiert! Da erst zeigt sich, daß nicht Chefredakteur und Verleger, sondern der Leser die Zeitung macht. Ein paar Zuschriften aus dem Publikum, ein paar Abbestellungen, und der Redakteur muß gehen. Fast immer wird der Redakteur dem Geschäft, niemals der Leser dem Geist geopfert.

Auch die Zeitschrift wirbt, wenngleich in anderm Sinne, um Leser. Aber sie gesteht ihnen nichts zu, vor allem nicht das Recht, hineinzuredigieren: sie trifft ganz von selbst eine Aus- und Zuchtwahl unter ihren Lesern, indem sie die, denen ihr Geist nicht paßt, abstößt. Es gibt einige sehr wenige Zeitschriften, die in tapferm Radikalismus des Geistes, so ganz wider allen Vorurteil und Geschäftssinn, durch strenge Geistigkeit, durch Mangel jeder Konzession ihre Leserschar zu dezimieren bereit sind und dem Bezieher, der knurrt, einfach das Abonnement kündigen, weil die innerst gefühlten Aufgaben im Dienst des Geists dazu zwingen. Ja, dies ist ein Unterschied: die Zeitschrift opfert den Vorteil, wenns sein muß, dem Geist — die Zeitung opfert den Geist, wenns sein muß, dem Geschäft. Die Notwendigkeit tritt meist in beiden Fällen ein.

Denn man kann nicht zugleich dem Geist dienen und dem Geschäft. Diesem dient man, wenn man der Masse dient — jenem, wenn man ihr nicht dient. Daß die Zeitung notwendig auch ein geschäftliches Unternehmen ist, ist eine so wunde, entsetzlich heikle und gefährliche Stelle, daß man lieber garnicht daran rühren mag. „Jede Zeitung ist ein Unternehmen, das so weit die öffentlichen Interessen vertritt, als es das Geschäft erlaubt." (Wobei man dem Begriff Oeffentliche Interessen auch einen geistigen Sinn unterlegen darf.) Dieser Satz stand vor Jahren in der Wiener Arbeiterzeitung. Ich habe mir ihn, ein Knabe noch, erschauernd als ich ihn las, aufgeschrieben. Dank sei ihr für dies Wort, das auszusprechen vorher nicht noch nachher eine Zeitung den Mut gefunden hat. Denn es gehört Mut dazu, auf seine tödlichste Stelle zu zeigen. „. . . als es das Geschäft erlaubt." Weit ist der Kreis, den das Geschäft dem Geist absteckt, wahrlich nicht. Die Rücksicht auf das Publikum, das Bestreben, seinem Durchschnittsverstand gefällig zu sein, dominiert. Letzte Wahrheiten darf man ihm nicht geben; vom Mittelweg gangbarer Meinungen abzuweichen, ist nicht ratsam. Am Anfang war das Inserat — wenn es auch auf den letzten Seiten steht. Sein Geist dringt von hier, ein ungreifbares Fluidum, nach vorne, durch das ganze Blatt, in alle Spalten. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß eine wirtschaftlich unerschütterlich fundierte Zeitung unabhängig ist.

Grade nicht. Das wirtschaftliche Gekröse hängt an ihr, aber nicht minder hängt an ihr das Massenpublikum, das bedient sein will, und das bedient sein muß, eben um des wirtschaftlichen Erfolges willen. Es müßte eine Zeitung geben, unbeschwert von allen diesen Rücksichten; vielleicht ruht auf ihren freien Schwingen das Schicksal der Menschheit. Und doch: auch diese Eine Zeitung wäre nicht die Lösung. Denn sie bliebe doch nur „esoterisch", wie die Populären teils höhnisch, teils bedauernd, teils anerkennend und immer achselzuckend sagen. Und die Popularität bliebe doch, was sie ist: einträglich, gerühmt von allen, und sich rühmend, die Nährmutter der Massen zu sein. Da der Geist den Anschluß an die Menge versäumt hat, schuldig oder unschuldig; da die Fremdheit zwischen den beiden immer größer geworden ist; da der Geist in trotzig verbissener Abkehr eine Askese der Macht verkündete; da er sich so selber in die Luftleere emporgetrotzt hat — bleibt ihm zu seiner und der Welt Erlösung nur noch dies: umzukehren, mit den entfalteten, der Macht entrissenen Fahnen in die Massen zu dringen, die Popularität zu enttronen, eine „Diktatur des Geistes" (nach Heinrich Mann) aufzurichten. Nur die Presse, der die (so schlecht genützte) Wirkung in das Breite gehört, kann sich der Verwirklichung dieses Zieles nähern. Es ist vergeblich, wenn Eine Zeitung, selbst wenn die fünf besten sich dieser Aufgabe weihen. Denn die Populären werden ihre Arme liebend ausstrecken, um alle die abgesprengten, vom Geist verscheuchten Leser zu empfangen. Nein: nur wenn die gesamte Presse entwirtschaftlicht und entpopularisiert wird, kann dem Geist der Gewaltstreich glücken. Er wird zu Anfang auf taube Ohren stoßen. Jahrhundertelange Fremdheit ist nicht in Tagen zu überbrücken. Es wird nötig sein, daß der Geist den Massen Gewalt antut. In unermüdlicher Erziehungsarbeit voll unnachgiebiger Strenge und Zucht, hinter der die Liebe steht, wird er Schritt um Schritt an Boden gewinnen, mit wuchtigen Hammerschlägen täglicher Manifeste die bequemen, denkträgen, von den Populären umschmeichelten Intellekte hart schmieden. Nicht um selbstherrlich sich selbst zu intronisieren, wird der Geist die Popularität enttronen, sondern um populär zu werden, um die Masse ihrer höchsten Erfüllung, ihrem höchsten Glück entgegenzuführen. Als seine Mittlerin braucht er die Presse: in ihrer heutigen Gestalt ist sie sein Widersacher und sein Hemmnis; so wie er sie erträumt, ist sie seine höchste Hoffnung, sein größtes Ziel. Auf der Presse ruht das Schicksal des Geistes, von ihr hängt alles ab, sie ist der Punkt, von dem aus die Welt aus den Angeln zu heben ist.

*

Es ist nötig, der Zeitung mit Bewußtsein Unrecht zu tun und sie um einer Schuld willen anzuklagen, die letzten Endes Schuld der Welt ist. Das Leben ist nun einmal ein einziger großer Kompromiß mit vernünftigen und praktischen Grundsätzen; die

Zeitung, der grandioseste und eigentümlichste Ausdruck der Welt, ihr gewaltigstes Geschöpf und ihr Meister zugleich, ist es erst recht. Wer mit dem Leben handgemein wird, wird in den Wirbel dieser Zugeständnisse, dieser großen Halbheiten und kleinen Schlechtigkeiten hineingerissen; wer mit der Zeitung paktiert, wird es erst recht. Und es ist kaum zu viel gesagt, daß die Presse jenen Teil des jungen Schriftstellergeschlechts, der mit ihr zu arbeiten aus Gründen der Notdurft gezwungen ist, schuldlos auf ihrem Gewissen hat.

Spannung des Extrems, laß nach! Stellen wir uns, wie man so sagt, auf den Boden der Wirklichkeit und betrachten wir den Komplex von der andern Seite. Gewiß macht die ungeheure Einflußsphäre der Presse jede Unterlassung doppelt schwer — aber warum auch soll grade sie sich dem unendlich harten Dienst des Geistes weihen? Sie fühlt nicht den Beruf in sich — ihr Dienst gehört dem Tage. Sie ist nicht grüblerisch und fragend, nicht geneigt, die Dinge anders zu sehen, als die große Menge sie zu sehen liebt; und indem sie so im Gleichschritt durch ihre Tage wandelt, ohn Wagemut und Leidenschaft, zeigt sich, daß die schönste Uebereinstimmung zwischen Publikum, Redakteuren und Geschäft besteht. Und dabei bleibt man und ist zufrieden. Manchmal schlägt die eine oder andre (meist liberale) große Zeitung über die Stränge, und es dürfen auch in ihren Blättern Funken sprühen; aber nur unter redaktionellem Vorbehalt, worin eiligst versichert wird, daß man sich durchaus nicht auf den Standpunkt des Verfassers stelle. Nein: Mut, echten, glühenden Mut der Rücksichtslosigkeit, der Standhaftigkeit gegen das Publikum, der Mißachtung des Nutzens — diesen Mut hat die Presse nicht. (Zum Schreiben ist aber ein wenig Mut nun einmal unerläßlich, und die Phrase ist das bequemste Mittel, sich klug und vorsichtig diesem Mut zu entziehen.) Die Zeitschrift hat ihn, nämlich die gute, echte, die diesen Namen verdient, und von der es vielleicht nur drei oder vier Vertreter in deutscher Sprache gibt. Und dieser Mut: das ist der dritte Unterschied zwischen Zeitschrift und Zeitung. Die große Menge der Zeitschriften sind Zeitungen, die nicht einmal das Charakteristische der Zeitung besitzen, also eine ganz verfehlte und überflüssige Mischform.

Man muß, will man gerecht sein, von jenen an den Fingern einer Hand rasch aufgezählten Zeitungen absehen, die in Deutschland eine Klasse für sich sind. Zwar auch an ihnen hängt das Gewicht der Masse, der sie sich anbequemen müssen, und zieht sie hinab. Aber sie haben doch immerhin eine einheitlich gestimmte Leserschaft, die ihr Stachel ist, ihr Stolz, ihr Sauerteig, ein Fähnlein der Geistigen, deren waches Auge scharf auf sie gerichtet ist; und das gibt diesen Zeitungen eine gewisse geistige Verantwortlichkeit, geistige Wohlanständigkeit, Niveau. Der überwiegend großen Masse der Zeitungen fehlt dieser Ansporn, fehlt diese Kontrolle einer höhern Leserschaft: sie haben nichts als die Riesenschar der

„eiligen Leser“ hinter sich, jene schrecklichste Art des lesenden Menschen, für deren zahllose Vermehrung die Zeitung mit verantwortlich ist, und die der Presse zum furchtbaren Verhängnis wird. Daß in der gesamten mittleren deutschen Presse — und es sind darunter sehr große Zeitungen — die Romane der Courths-Mahler und Anny Wothe (die beiden sind die repräsentativsten aus der Schar der romanlaichenden Schreiberinnen) gedruckt und immer wieder gedruckt werden, ist für mich ein Symptom von erschütternder Gewalt. Wer von der elenden Mache dieser Produkte auch nur einen schwachen Geruch weg hat, wird diese Tatsache nicht unerheblich nennen, noch damit erklären, daß der Zeitungsroman ohne Bedeutung sei. Gewiß ist er ohne Bedeutung; nicht aber ist es ohne Bedeutung, daß der Redakteur, apathisch und gewissenlos, mit diesem verdummenden Gewäsch täglich drei oder vier Spalten füllen läßt, worin er, fühlte er sich für die geistige Pflege der Masse verantwortlich, und wenn es nun einmal nichts kosten darf, wertvolle ältere Autoren drucken lassen könnte. Doch der Redakteur fühlt in sich nicht den Drang zur geistigen Kultivierung der Hunderttausende, denen er die oft einzige Lektüre vorlegt: er hat nur das eine Bestreben, seine „eiligen Leser“ in der hergebrachten schalen Weise zu unterhalten und zufriedenzustellen, um selber seine Ruh zu haben. Warum hat niemand noch die Psychologie des Durchschnittsredakteurs geschrieben, warum niemand sich zur Aufgabe gemacht, die große Masse der Durchschnittspresse einmal einer kritischen Prüfung zu unterziehen? Es wäre ein wertvolles Kapitel der Kulturgeschichte. Aber diese Provinz des Geistes liegt unbeachtet im Dunkel, und alles Licht der Beobachtung bestrahlt die geistigen Metropolen und Zentren. Der Redakteur der Dutzendpresse, an ein Kleinbürgertum geschmiedet, das er geringschätzt (oft zynisch unterschätzt), und dem er dennoch sklavisch untertan ist; ohne jeden äußern Ansporn einer wertvollen Kritik, ohne den innern Ansporn, der trägen Masse einen neuen Geist, wenns sein muß, aufzuzwingen (und höchstens von den unorthographischen Zuschriften mißvergnügter Leser, die das Abonnement zu kündigen drohen, umfuchtelt): so, gänzlich unbeachtet, vollzieht sich dieses frostige, tragische Zusammenleben zwischen Redakteur und Leserschaft. Es ist die Tragik der kleinen und mittleren Presse (es gibt gewiß Ausnahmen), daß sie für eine Masse schreiben muß, vor deren träger Anspruchslosigkeit sie ohne jeden Versuch zur Emporzüchtung kampflos schon von vorn herein kapituliert.

Und so ist endlich dies der vierte Unterschied: die gute Presse, die Klasse für sich, genießt die Kritik ihres gebildeten Leserkreises, die edle Zeitschrift, die viel, viel strengere ihrer auserlesenen Hörerschaft — nur die Durchschnittszeitung produziert ins echolose Leere, mürisch an den engen Alltag gespannt, für ein Publikum, das mit dem Cliché abgespeist wird und mit allem zufrieden ist. Das

Niveau der Zeitschrift und ihrer Leser ist wechselseitig bedingt: nämlich durch die Höhe der Leistung und durch die von ihr erzeugte kritische Anspannung der Leserschaft. Auch der Tiefstand der Durchschnittspresse und ihrer lesenden Massen ist korrelativ bedingt. Es herrscht über beiden ein dunkles Schicksal, und es ist schwer, von Schuld zu reden, weil man nicht recht weiß, auf welcher Seite sie eigentlich liegt.

Und die Besserung des Zustands? Neue, mutige Impulse der Redakteure. Man lasse die kleine und mittlere Presse, oft der einzige Lesestoff von Hunderttausenden, nicht länger ohne Kritik und Kontrolle ihr ungekanntes, muffiges Dasein führen. Denn der Schreibende, den kein Echo, kein geistiger Anspruch von außen spornt, sinkt rettungslos in die dumpfe Durchschnittsmasse, der er dient, hinab. Hier hat der Geist ein Feld. Versuch' er doch einmal, von ganz unten anzufangen: in den trägen Block der großen Masse Minen zu legen und ihn zu sprengen!

Treuhänder von Robert Breuer

Es ist immer schön und mancher Ehre wert, wenn reiche Leute sich der Kunst — und zwar nicht nur der gesicherten alten Meister, sondern auch der noch nicht von Bode abgestempelten Jüngeren — annehmen. Etwas wirklich Gutes und Bedeutungsvolles kann dabei freilich nur herauskommen, wenn solche Maecene an die rechten Künstler gelangen. Da aber in unsrer traditionslosen und turbulenten Zeit selten das Geld mit dem sichern Instinkt für das Geistige der Form vereinigt ist, so scheint es richtig zu sein, daß der vermögende Kunstfreund — ohne auf eigene Sehnsüchte zu verzichten — sich dem Rat eines Kenners anvertraut. Wobei für den befragten Treuhänder weitblickende Einsicht und kluge Leidenschaft, aber auch strenge Sachlichkeit und wirtschaftlich uninteressierte Neutralität vorauszusetzen sind. Dieser Art war, um nur ein Beispiel zu nennen, Henry van de Velde, der Berater des jungen Folkwang-Museums.

Peinlich ist es nun, wenn der Treuhänder versagt. Solch ein Fall muß heute angezeigt werden, der Fall des Herrn Professor Doktor Georg Biermann aus Darmstadt. Dieser ehemals großherzogliche Kunstbeamte hat mit hinlänglich bewährten Fähigkeiten einen ausgezeichneten und großzügigen reichen Mann, den Herrn Erich Cüpper aus Aachen, darin bestärkt, das Gesamtwerk des Bildhauers Bernhard Hoetger zu erwerben und in einem eigens dafür geschaffenen Museum aufzustellen. Zum mindesten hat Biermann nicht verhindert, daß der begeisterte und menschlich bewundernswerte Kunstfreund solch groteskes Unternehmen ausführte. Es

ist undenkbar, daß ein Professor der Kunstgeschichte nicht gewittert hätte, wie peinlich nahe das Museum Hoetger dem Museum Wiertz kommen muß. Hoetger ist ohne Zweifel ein ganz interessanter, sehr eifriger, gebildeter und vielbeweglicher Künstler; aber er hat nicht die Qualität, ohne Schaden zehn seiner Werke nebeneinanderzustellen. Er ist durchaus Eklektiker, dessen vielfältige Experimente man bestenfalls als mystisch parfümiertes Kunstgewerbe bezeichnen kann. Er ist bald Chinese, bald Aegypter, bald Florentiner, bald archaistischer Grieche; in allem aber bleibt er blaßblütiger Epigone, literarisch, Epigrammatiker mit Ehrgeiz. Es wäre verblüffend, wenn ein reeller Kunstprofessor zu einer andern Diagnose Hoetgers kommen sollte; selbst wenn das aber der Fall sein könnte, so würde wohl niemand die Unvorsichtigkeit, womit hier ein Maecen verleitet worden ist, alles auf eine Karte zu setzen, verantworten wollen. Nein, Herr Biermann, Sie hätten die Pflicht gehabt, Herrn Cüpper klar zu machen, daß es zwar lobesam ist, die junge Kunst zu unterstützen, daß aber kein Sterblicher das Recht hat, das geheimnisvolle Walten der Geschichte vorweg zu nehmen und die Unsterblichkeit eines Meisters zu deklarieren, während dieser noch dabei ist, seine Vorlagenwerke zu ordnen. Es ist schade, daß der prächtige Mensch Cüpper, der aus großer seelischer Not zur Kunst gekommen ist, in einen Irrtum gestoßen worden ist, den er früher oder später wird erkennen müssen.

Was aber soll man sagen, wenn Herr Biermann in dem Katalog der Sammlung Cüpper von Hoetger erklärt, daß dieser „ein ganz seltener, berufener Führer auf dem Wege kommender nationaler kultureller Entfaltung sei". Und was dazu, daß in diesem Katalog Kasimir Edschmid, eines unsrer begabtesten Temperamente, verzückt bis in den siebenten Himmel, Worte wie diese schreibt: „Als Hoetger sich von Rodin trennte, wurde der Tod, der schon seit Anbeginn im Impressionistischen war, eklatant . . . So wuchsen Hoetger im Suchen nach den Nur-Wichtigen die Wurzeln der Dinge in die Hand. Nach ganz großartigen Gesetzen erhob sich in ihnen der Quellstrom neuer Kunst . . . Jene Knieende, auf einem Schwan, die aus ihrem kosmischen Leib den stumpfigen Hals, mit ausgepolsterten verkürzten Armen über ihr phthaisch zurückgeworfenes Haupt eine Gebärde von unerhörter Transzendenz und Gottsehnsucht in die Höhe hebt. Ihr Körper ist so zurückgestaut auf das Letzte, daß er unförmig erscheint. Doch Fett wird da metaphysische Substanz, so sehr ist es von Geist durchraset." Wenn ein Dichter solche Worte schreibt, so sei er bewundert; ich liebe Kasimir Edschmid. Er ist mir aber lieber, wenn er von blutigen Araberscheichen und frivolen Türkenhelden fabelt. Herr Biermann indessen hätte aus wissenschaftlichen, wenn schon nicht aus andern Gründen verhindern müssen, daß ein noch so süßer Opiumduft aufnebelt, um eine Untat des Kunsthandels zu verbrämen.

Zu diesem Krieg

Lord Byron

Aus dem achten Gesang des 'Don Juan', wo ein Kampf zwischen Russen und Türken auf jetzt rumänischem Boden geschildert wird.

Geschichte schert stets über einen Kamm.
Sezierten wir mit fein geschliffnen Messern
Die Kriegshyäne und das Friedenslamm:
Die Werte jener würden stark verwässern.
Man wirft das Gold weg für ein bißchen Schlamm,
Um seine Grenzen etwas zu verbessern.
Mehr Ruhm bringt eine Träne, die Du stillst,
Als wenn ein ganzes Meer von Blut Du füllst.

Sahst Du ein Schlachtfeld nie? So war es Glück.
Nur weil die Qualen sich vertausendfachen
Von Stöhnen, Leiden, Sterben Stück für Stück,
Verhärtet sich das Herz und kann noch lachen.
Der dort rollt in den Staub. Sein starrer Blick,
Sein Todeskampf könnt' Menschen rasend machen.
Und während dies der Lohn der großen Massen,
Kann sich ein Häufchen dekorieren lassen.

Dort siehst Du zwei Kosaken. Ihre Wut
Glänzt in der Augen und der Waffen Flammen.
Wie rein und sanft ist gegen sie die Brut
Der Bestien, die Sibirien entstammen.
Der Bär wirkt höflich und der Wolf scheint gut.
Und wen soll man für all das wohl verdammen?
Die Herzen nicht, die Herrscher sinds der Wilden,
Die ihre Völker im Zerstören bilden.

Die Säbel funkeln unter blut'gen Streichen
Vor eines Kinds erschrecktem Angesicht.
Es lehnte an erschlag'ner Eltern Leichen.
Wers sah, entbehrte gern das Augenlicht.
Ein Jammern war es, ach! zum Steinerweichen.
Für zarte Nerven ist so etwas nicht.
Statt Reden muß man an die Gurgel packen.
Nur so verständigt man sich mit Kosaken.

Nur ein'ge Witwen zeigten sich begehrlich.
Sie waren stramm und reif für einen Mann.
Drum fragten sie — ihr Alter war gefährlich —:
„Wann fängt denn endlich das Entehren an?"
Doch den Kosaken war das zu beschwerlich —
Die Blutarbeit war noch nicht ganz getan.
Ich konnte leider keine Kunde finden,
Ob sie entkamen den erhofften Sünden.

Wenn hier und da vielleicht sich Mitleid regte,
Wenn ein'ge edle Herzen sich entwanden
Dem Blutdurst, der den ganzen Kreis bewegte,
Wenn Kinder oder Greise Schonung fanden —
Was ist das hier, wo man das Feuer legte
In eine Stadt von tausend zarten Banden!
Ja, ja, pariser Stutzer, Londons Spießer:
Der Krieg ist kein Vergnügen für Genießer.

Deutsch von Max Epstein

Der Roman eines Soldaten

von Martin Sommerfeld

Die Polarität des Soldaten und des Militaristen ist ungefähr so alt wie die beglaubigte Erzählung von Kain und Abel. Der das Zeichen eingebrannt auf seiner Stirn trägt, und der friedfertige Beschicker von Garten, Flur und Haus; der den Kampf erfand, das blitzschnelle Zuschlagen übte, und der zurüstende, abwartende Erfinder des Krieges sind Brüder, die sich immer wieder finden, um die nie endende siderische Tragödie zu agieren. Kain allerdings hat eine Tat gegen sich; aber Abel hat — was auch der moralische Chronist sagen möge — seine Untat nicht für sich. Es ist die verwickelte Dialektik des Weltgeschehens, daß der Kämpfer hier zum Mörder wurde, derjenige aber, der das Prinzip des Krieges darstellt, von moralischen (und unablässig Krieg führenden) Jahrtausenden mit dem Glorienschein des unschuldig Gemordeten umgeben wurde. Von solcher Dialektik hat sich der Erkennende frei zu machen. Sie lauert allerdings an allen Straßenecken der Jahrhunderte, an denen Kriegsproklamationen klebten — und in allen Gerichtssälen, wo Die standen, auf deren Stirn das Zeichen flammte.

Was demnach die Geschicke eines Kain sein sollten, gibt sich in unsern Zeiten, da jene mysteriöse, wenngleich chronistisch beglaubigte Mordtat Art und Nam entscheidend blamiert hat, als Roman eines Soldaten (Klabund: Moreau, Roman eines Soldaten; bei Erich Reiß). Will sagen: eines Kämpfers, aufgeschossen, stahlhart, zerquält, tatengeübt und mit wuchtiger Kraft jenes Ungeheuer ausgrabend und anrennend, das ein Heer unkämpferischer Krieger in Bewegung setzte. Einmal hieß es Napoleon Bonaparte, und der Antagonist, der Kain dieses aufgeschwollenen Abels war Jean Victor Moreau.

Klabunds Moreau: erst ein Knabe, der „tapfer und fromm" gegen die väterliche Züchtigung aufbegehrt, die sich seines Kinderdegens als Werkzeug bedient; achtzehnjähriger Kadett, der seinem König entläuft, weil dieser Bläßling einen Diener erstach; zwanzigjähriger Student, der an einem Gesetzbuch der Menschlichkeit grübelt, eine Freiwilligenschar gegen Kabinettskriege organisiert, für die vermeinte Ehre einer Frau ein hitziges Duell besteht und dem Säbel abschwört, der ihn zum Don Quichote machte; dreißigjähriger General, der einem Haufen kleinbürgerlicher Konventsgrößen eher seinen Kopf verwirkt, als daß er ihrem Wunsch gehorcht, dem Feinde nicht Pardon zu geben (obschon er das Leben von Kriegern für nichts erachtet); und endlich der sein Volk haßt, das sich stets breitschlagen und bedrücken lassen will, die Stehaufmännchen, die in ihrem Unisonogeschrei doch nur die Stimme des Tyrannen (Napoleon) wiedergeben; und der darum in haßerfülltem Taten-

drang zum Kämpfer gegen sein Volk wird: er fällt, von einer Kanonenkugel zerfetzt, grade noch rechtzeitig genug, um dem Militaristen (Napoleon) Stoff zu einer deklamatorischen Stilbrillante zu geben. Der Kämpfer starb (es kam eben anders), und der Militarist zog die Bilanz: für Recht und Gerechtigkeit und rationellen Fortschritt.

Der diese Weltmoral im Abriß umspannt, ist, seinem äußern Habitus nach, blitzäugiger, sprühender Knabe; seiner Geistigkeit nach der zu ewiger Unbürgerlichkeit verurteilte Kämpfer. Seine Gegner sind Berufssoldaten, Berufspolitiker, Schmarotzer, Gäuche; von den Frauen die sentimental Gleißnerischen und die kapitalistischen Surrogate des bevorzugten Naturstandes. Seine Liebe gehört einem Knaben, in dem er sein reineres Ebenbild sieht. So trällert, faucht, stampft, haßt, liebt er sich durch die Welt. Der sein Widerpart ist, rechnet, wägt, modelt, setzt. Moreau ist, Napoleon handelt.

Damit aber verschiebt sich der Gegensatz. Fast heißt er jetzt: Mußnatur und Willensnatur, wobei auch das als Mußnatur gilt, was nur dumpf spielt, und der als bürgerlicher Mitspieler des Militarismus gilt, der will, handelt, denkt. Klabunds Moreau ist, oder erscheint wenigstens, intellektlos; das militaristische Ungeheuer aber soll hier den Intellekt diskreditieren. Das stößt uns. Der Kämpfer ohne Intellekt! Der herrlich Aufrührerische ohne Bewußtheit! Wir zweifeln, wir werden kühl. (Alter eingefleischter Irrtum, daß Rationales abkühlt; unzulänglicher anatomischer Grundsatz, daß ein großer Kopf organischen Herzfehler bedingt!)

Was wir aber davontragen, ist jene symbolische Polarität. Unvergeßbar die Revolution des Kämpfers Moreau gegen den bürgerlich assoziierenden Militaristen Napoleon (vergeßbar sein untragisches Ende). All das, wie immer bei Klabund, in einem rauschenden Feuerwerk von unwörtlichem Witz, buntestem Sprühen und ratlosem Verpuffen; die Welt im Feuerschein, Musik der Welt.

Einflüsterung von Hans Bauer

Bruder, der eben im Streite fiel,
Seele, die du die Toten beweinest,
Herz, du mein Herz, das am Grau'n du versteinest:
Alles ist Spiel.

Alles Heute verkühlt die Zeit.
Leiber, die sich im Todhaß zerreißen,
Müssen die gleichen Wurzeln bald speisen.
Eitelkeit! Eitelkeit!

Aller Kampf ist der Mühe so viel.
Ueber unsern zerfallenen Stirnen
Lachen einst Zecher und buhlen einst Dirnen.
Alles ist Spiel.

Warren Hastings

Trotzdem Lion Feuchtwanger mein Mitarbeiter ist, bin ich entschlossen, an seinem Schauspiel ein gutes Haar zu lassen. Es ist auf anständige Art aktuell. Man setze Hastings gleich Kitchener, des Einen Indien gleich des Andern Aegypten und über Beider Wesen und Laufbahn das Wort von Goethe: „Der Handelnde ist immer gewissenlos. Es hat niemand Gewissen als der Betrachtende." Was denn soll Warren Hastings tun? Man verlangt von ihm, daß er vereine: den politischen Vorteil Englands, die kulturelle Förderung Indiens und die finanziellen Interessen der Handelskompanie. Unmöglich. Geld oder Humanität: nichts leichter als dies. Aber Geld und Humanität: wie macht man das? Hastings entscheidet sich für das Geld, das aus Indien zu holen ist, wenn ein Staatsmann nicht die moralischen Skrupel eines Landpfarrers hat. Er befleckt sich. Er geht über Leichen. Die Erhöhung der Jahreseinnahmen seiner Gesellschaft um eine halbe Million Pfund Sterling scheint ihm das Leben mehrerer alter Inder, die Freiheit ganzer Volksstämme wert. Er watet durch Blut und Kot, um Britanien ein Kolonialreich zu schaffen. Und bezahlt den Erfolg seines Landes mit seinem persönlichen Glück. Die gewissenszarten Betrachtenden wenden sich von ihm. Von der Geliebten muß er sich wenden, weil sie Bestechungsgeschenken der Eingeborenen nicht widersteht und so seine imperialistische Tat in den Augen der Welt zur sinnlosen Barbarei aus schimpflichem Eigennutz erniedrigt. Einsam wirkt er weiter sein Werk. Hätte nicht Ibsen sich selbst als Modell des Rubek gehabt: Warren Hastings im Alter wär' auch zu gebrauchen gewesen.

Aber bis dahin „dichtet" ihn Feuchtwanger garnicht. Wir sehen den Mann von vierzig Jahren, wie er, ohne die „Sentimentalität" seiner Mitarbeiter, den großen Zweck im Auge behält; unbeirrt, ehern, opferbereit. Der typische Machtmensch des Macaulay — der dem deutschen Dramatiker keineswegs tragisch genug ist. Für Feuchtwanger besteht Warrens Tragik darin — und in dem Punkt nimmt er sich vor den Historiker Englands zu vertiefen —: daß grade der Mann, der Indien den Engländern unterworfen, zugleich dem besiegten Osten den Weg gebahnt hat, um Europa, das siegreiche, geistig zu unterjochen. Das, mit Verlaub, ist mir erstens zu hoch und ist zweitens falsch. Schon bei Macaulay nämlich ist Hastings beflissener Adept aller Künste und Wissenschaften Asiens, der während der Hinrichtung eines Feindes mit charakteristischer Selbstbeherrschung über die Reise nach den Hebriden, über die persische Grammatik des Jones, über Geschichte, Sagen und Bodenprodukte Ostindiens seine Gedanken niederschreibt. Dann aber: inwiefern hat denn der Osten geistig den Westen unterjocht? Die Auflagen des Rabindranat und die Neuübersetzung des Sudraka sind kaum Symptome, geschweige Beweise. Herrschte über uns Buddha: es wäre nicht Krieg. Und schließlich, stimmte das selbst mit der Unterjochung: welche Dichterkraft wäre nötig, um mich im Leben des Warren Hastings eine Tragik fühlen zu lassen, die hundert Jahre nach seinem Tod offenbar wird! Feuchtwanger versuchts noch von

einer andern Seite: er stellt den weise entsagenden Inder dem gefräßigen Europäer entgegen, den Büßer, der sich mit einer Tonne begnügt, dem Soldaten, der in Erdteilen denkt. Ein erlaubtes, ein unentbehrliches Mittel des Kritikers ist die Antithese. Der Dichter Feuchtwanger bleibt ein Kritiker. Statt zu gestalten, stellt er entgegen.

Aus Antithesen ist aber auch ein Theaterstück zu bereiten. Feuchtwanger ist kein unvornehmer Theatraliker. Diese Gattung, wäre sie zufällig an den Macaulay geraten, hätte nichts so gierig ergriffen wie den Prozeß, der dem Hastings nach seiner Rückkehr wegen der indischen Greuel angehängt wurde. Sie hätte zwei Akte vor die Gerichtsverhandlung im dritten Akte gelegt, zwei dahinter. Feuchtwanger schließt zwölf Jahre vor dieser prunkvoll-tumultarischen Sitzungsserie. Er hat keinen Mangel an Kontrasten, an äußern und innern. Zu Hastings steht sein Sekretär Cowper wie bei Thomas Mann zu Hans Hansen sein Freund Tonio Kröger; und fast wörtlich wie dieser Zuschauer von Beruf spricht Cowper über sich als den „Literaten". Hätte Cowper den Feuchtwanger schon gekann: den hätte er sicherlich richtig beschrieben. Der hat aus einer „Quelle" erfahren, daß Hastings ein genialer Pedant war. Folglich läßt er den Hastings erklären: „Irgendwo steckt nämlich ein Stück Pedant in mir." So setzt er sich die Figuren zusammen. Ein Spaß, den Macaulay mit Feuchtwanger zu vergleichen und dabei zu entdecken, wieviel reicher, bunter, verwickelter, vielfältiger und poetischer Menschen und Dinge bei dem Historiker sind als bei unserm Poeten. Für den ist wohl nicht das Ziel, aber das Ergebnis: Gradlinigkeit. Es springt nicht etwa heraus, warum der Verfasser der Junius-Briefe ein Gegner des Hastings ist: es wird von ihm zwei Seiten lang aufgesagt. Immerhin: dies schädigt weder Oekonomie noch Format des Schauspiels in vier Akten und einem Vorspiel. Leider aber hat Feuchtwanger bei Macaulay gelesen: erstens, daß die Baronin Imhoff Schmuck von indischen Nabobs annahm, und zweitens, daß sie vor Hastings nach Europa zurückgekehrt ist. Daraus hat er ein menschentrennendes Perlenhalsband verfertigt, das durch seine zu große und unwahrscheinliche Rolle im Gefüge des Schauspiels dieses durchaus verfromt und romanhaft verkleinlicht.

Und doch verheißt die Lektüre einen amüsanten Theaterabend. Das „Thema" fesselt ja schon. Ich höre gern, wenn kluge Männer, Feuchtwanger und Macaulay, sprechen. Aber auch die Theaterkontraste sind so sorgfältig entworfen, daß sie sinnfällig zu machen sein müßten. Also kann, da Feuchtwanger am andern Morgen abgemurkst worden ist, das Kleine Theater nicht ganz unschuldig sein. Es durfte zunächst kein kleines Theater sein. Indien hat Feuchtwanger sich gespart. Aber um die dreißig herrlichen Zeilen des Künstlers Macaulay zu inszenieren, brauchte der Regisseur Raum. Soviel diesem Nudelbrett dieses Mal abgewonnen war: Fresko-Wirkungen sind darauf nicht zu erreichen. Die einzige Frauensperson ist so blaß wie lästig. Ein Fräulein Zimmermann übertreibt beide Eigenschaften, statt daß Schauspielkunst sich hülfreich erwiese. In ein paar Nebenrollen gehts ähnlich zu. Englische Generale vom Haus-

vogteiplatz — es ist eine Pracht. Aber die vier Säulen des Kleinen Theaters wanken nicht. Herr Rodegg als todgeweihter Maharadscha hat seine schöne, gefaßte Schwermut. Herr Bildt singt den Zuschauer Cowper, ohne zu deklamieren. Herr Pick hat weder die Junius-Briefe noch den Macaulay gelesen, was freilich nicht zu verlangen ist; hätt' ers getan, er hätte Feuchtwangers Skizze noch ein paar Farben mehr gefunden. Erstaunlich Herr Abel. Warren Hastings war ja kein Hüne, sondern „von kleiner und abgemagerter Gestalt". Bei Abel liegt die Größe im Auge, im kalten, unerschütterlich ruhigen Ton. Dabei hat er Charme. Man versteht den Zauber, den er selbst auf die unterdrückten Hindus übt. Wahrscheinlich ist Hastings dem Autor nicht besser gelungen als der Rest des Stücks. Wär' dieser Rest durchweg irgendwo so gegeben worden wie die Hauptsache hier: das Schauspiel hätte ein andres Schicksal gehabt.

An eine Marie vom Lande

von Theobald Tiger

Marie — Du ringst die derben Hände:
„Du Sündenbabul! Pfui Berlin!"
So streust Du über das Gelände
den Dung und die Entrüstung hin.
So geußest Du ob dem gewellten
Asphaltreich den Kritikbericht . . .
Marie — es dürfen viele schelten!
Du nicht!

Bedenk, wir könnten Dir erschließen,
wie bei Dir draußen auf dem Land
— dem rechts der Elbe — Preise sprießen,
die vormals dort kein Mensch gekannt.
Wir könnten Dir so manches zeigen
Von Polenarbeit, Menschenpflicht . . .
Es ist jetzt Krieg — und wir, wir schweigen.
Du nicht.

Wir sind durchaus nicht so begeistert,
von allem, was die Panke beut:
der Schieber, der die Wechsel meistert,
die Dame, die den Schieber freut;
das Kino-Café gegenüber,
der Händler, den der Hafer sticht . . .
Es gibt ja manche, die stehn drüber.
Du nicht.

Hör auf, uns sauer anzumucken —
Bei uns hast Du damit kein Glück.
Man kann zwar leicht nach unten spucken,
nach oben nicht — das fällt zurück.
Hier ziehts! Du kannst Dich leicht erkälten —
Und Du stehst selber vor Gericht.
Marie — es dürfen viele schelten!
Du nicht!

Der Kirschgarten von Alfred Polgar

Der Kirschgarten' ist eine Tragikomödie von Anton Tschechow, der ein großer Novellist war, auch als Dramatiker. Der Kirschgarten, um den es in diesen vier Akten geht, der so geliebt und so vernachlässigt wird, an dem das Herz der heruntergekommenen Herrschaft und das Geld des emporgekommenen Leibeigenen-Sohnes hängt, der Kirschgarten, der eine so geheiligte wie fluchbeladene, von Gespenstern der Vergangenheit wie von Gespenstern der Zukunft heimgesuchte Oertlichkeit, aber auch ein prächtiges Objekt für Bauspekulationen ist, dieser Kirschgarten bedeutet: Rußland. Aber das müssen einem erst die Erklärer sagen; wie sollte man es aus den Tatsachen und Worten des Dramas entnehmen? Immerhin spürt man ein großes Gemeinschaftliches, das die Lebewesen der Komödie zusammenhält wie der Kuchenteig die Rosinen. Und dieser Teig mag ganz wohl Rußland sein. Oder — warum denn nicht? — das Leben.

Es ist eine Art geistiger Reliefbühne, die der Dichter für sein Spiel aufgerichtet hat. Ihre Figuren sind vom Hintergrund nicht ganz abgelöst; sie schieben sich in der Fläche an einander vorbei. Eine fast mit Blicken merkbare Atmosphäre, hellgrau und dunkelgrau quadrilliert, hüllt die Menschen des Stückes ein und läßt, von zerstreutem Licht überrieselt, ihre Profile bald in melancholischer Unschärfe verschwimmen. Diese Atmosphäre hat auch etwas Laut-Erstickendes. Aller Klang des Geschehens wird, beim Durchgang durch sie, gleichsam gesiebt; nur Teilchen gelangen ins Freie.

Im Wesentlichen ist der ‚Kirschgarten', was man — spielte es sich in gemäßigteren geistigen Klimaten, in der Tiefebene des Theaters, ab — ein „Lebensbild" nennen würde. Ein Lebensbild verarmter Edelleute, ihres Anhanges, ihrer Diener- und Nachbarschaft; subtil hingestrichelt und in den zartesten psychologischen Farben und Färbchen ausgemalt. Eine Gruppe sonderbarer, leicht defekter, mindestens durch einen Sprung im Material beschädigter Menschen zupft in kurzen, wie Altweibersommer lüftlings entfliegenden Gesprächen ihr Innerstes aus. Trotzdem wird es offenbar. Irgendein feiner, durch des Dichters Kunst im Dialog verborgener Mechanismus wirkt als Zerstäuber von Charakter-Geheimnissen. Bald ist die Luft voll von signifikanten Seelengerüchen . . . und jetzt schnuppert auch der unbelehrte Wanderer: Rußland! Er erkennt es schon daran, daß die Individuen des Spiels durchaus zweiteilig sind: halb rührend und halb komisch; rechts brutal und links sentimental; vorn genialisch und hinten töricht. Ihre Lustigkeit ist mit Wehmut gefüttert, ihre Güte mit Leichtsinn, ihr Ehrgeiz mit Wurschtigkeit, ihr Wagemut mit einer Philosophie des Verzichts, ihre Kraft mit Ohnmacht. Sie tragen in der offenen Hand ihr Herz: jeder kann davon nehmen. Und

so ist ein lebhafter Gütigkeiten-Verkehr zwischen ihnen, bei dem, wie sonderbar, keiner gewinnt, aber alle verlieren. Ihre Wärme strahlt kräftig aus und wärmt doch nicht. Ihre Liebe führt offenes Haus und bleibt doch immer einsam. Ihre Klugheit sieht das Ferne und stolpert über das Nächste. Mit großer Feinheit hat der Dichter das Netz der Beziehungen zwischen diesen Menschen geknüpft; und für den Schattentanz ihres Wollens, Nicht-Könnens, Müssens sinnreiche Figuren erdacht. Sein Dialog stellt ein kunstvolles Gespinst aus Gedankenfäden und Gefühlsfasern dar: kein noblerer Ueberzug für ein Schlummerkissen ist denkbar. Und qualifizierte Träume auf ihm gewiß.

An hübschen, sachte hingetupften novellistischen Pointen fehlt es dem Schauspiel nicht; an heimlicher Poesie, an Ausblicken ins weltschmerzlich Grenzenlose, an Winkelchen, in denen die Schwermut nistet, ist Ueberfluß im ‚Kirschgarten'. Und alle seine Pfade führen zur Einsamkeit. Daß ein erlesener Geist dieses Gartens Gärtner, scheint in keinem Augenblick zweifelhaft. Ein Schriftsteller, der aus Winzigkeiten Schicksale zu gestalten, in wenigen Sätzen ein Menschenantlitz scharf zu silhouettieren weiß; ein Literat, in dessen kleinster Skizze noch ein ganz besonderer Saft kreist, ein glühender Tropfen, geschöpft aus der tragisch brodelnden Lächerlichkeit des Daseins.

Für den Organismus der Novelle reicht solcher Tropfen aus, für eine vieraktige Komödie nicht. Die dünne Höhenluft in diesem ‚Kirschgarten' wirkt ein Weilchen anregend, bei längerm Aufenthalt durchaus einschläfernd. Der gänzliche Mangel an irgendetwas wie Steigerung, Höherführung ermüdet; das eintönige Dämmerlicht, das um Menschen und Dinge schwimmt, wirkt narkotisch; die Teilnahme des Zuhörers, die im Theater „gepackt", nicht drei Stunden lang sanft gekitzelt werden will, hört auf; und seine Neugier wird ganz und gar bedürfnislos.

An der Neuen Wiener Bühne unterstrich eine sehr sorgfältige, saubere Aufführung die Blässe des Dramas. Ein Walzwerk für Stimmungen war an der Arbeit; jede köstliche Minute dauerte eine kostbare Viertelstunde. Es ging aber ziemlich russisch her, mit vielen rundgeschorenen, langen Haaren, Gürteln um den Magen und einer Menge slawischer Zärtlichkeiten. Frau Ellen Neustädter (die seelengut-leichtsinnige Herrin des Kirschgartens) ist eine kluge Schauspielerin. Auch was sie garnicht kann, kann sie fast, wenn sie's durchaus will. Herr Iwald überraschte durch die unaufdringlich markante Zeichnung eines gestrandeten, am Ufer der Zeit, die längst weiterrann, zurückgebliebenen Edelmannes. Was er spricht, ist Anachronismus, wie er spricht, Mode der Großväter, was er denkt und glaubt, um dreißig Jahre zurückdatiert. Als uralter Diener leistet ihm Herr Stärk, seit ‚Onkel Bernhard' anerkannter Spezialist für Marasmus, Gesellschaft. Ein Jahrhundert krächzt

aus seinem vertrockneten Schlund. Der begabte Herr Stahl-Nachbaur ist, darstellerisch, offenbar ein Steinrück-Sproß. Als bäuerischer Kraftmensch strebte er mit Glück nach der raumfüllenden Vierschrötigkeit und der dampfenden Vitalität des Meisters. Fräulein Lwowsky spielt recht fein ein zartes Edelpflänzchen, das der erste Frost knicken wird. Fräulein Weiberg spaßig und doch auch ein wenig rührend, eine ältliche Bonne, die sich vor der Melancholie ihrer unbefriedigten Bedürfnisse in eine Wurstelrolle geflüchtet hat. Nun hält die Rolle den Menschen und läßt ihn nicht mehr los. Herrn Morgans Spiel trug deutliche Strangulierungsspuren der Regie. Er litt arg unter dem Mangel an Gelegenheit, komisch zu sein, indes Herr Pointner solchen Mangel mit Gleichmut aufnahm. Eben dieser Gleichmut war drollig. Herr Mendes, als Fanatiker mit Hemmungen, traf besonders die Hemmungen gut. Die Begabung dieses sympathischen jungen Mannes, ihrer Stärken und Schwächen nicht ganz sicher, schwankt noch ein wenig im Winde. Seine Kunst sucht gleichsam noch ihre Handschrift.

Die Höflichen von Ludwig Strauß

Als Fräulein Irene vierundzwanzig Jahre alt war, bat sie zum ersten Mal ein Mann um die höchste Gunst, die ihr leichter und schöner Körper zu gewähren hatte. Herr Konrad war ein angenehmer und außerordentlich eleganter junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre, ein beliebter Arzt, dem seine Praxis ermöglichte, ein gutes, ja ein wenig luxuriöses Leben zu führen. Er lernte sie in einer Zeit kennen, in der sie ziemlich allein war, und da sie in solchen Tagen litt, so gab sie ihm, der Geist und Takt besaß, ihren Leib und etwas von ihrem Herzen.

Sie verlebten eine Zeit blanken Vergnügens. Er nannte sie „Liebe" und sah sie mit Augen an, die eine herzliche Freude erwärmte. Aber schließlich entglitt er ihr, wie sie ihr alle entglitten waren. Ihre Zusammenkünfte wurden seltener und leerer. Sie küßten sich noch und lasen gemeinsam ihre liebsten Bücher. Fräulein Irene bewahrte dem Manne, der sie als Erster ganz genossen hatte, eine achtungsvolle Pietät, die wiederum ihn verpflichtete.

Dennoch verloren sie sich nach Wochen aus den Augen, und Irene war überrascht wie von dem unerwarteten Besuch eines alten Bekannten, als sie fühlte, daß sie ein Kind von ihm trug. Sie schrieb ihm einen beklommenen, wenn auch neugierig-heitern Brief. Er antwortete korrekt und liebevoll, daß er sie natürlich heiraten werde, und eines Tages sah sie ihn von ihrem Fenster aus im Zylinder und grauen Ueberrock über blitzenden Schuhen schön und gediegen die breiten Stufen zur Haustüre hinaufsteigen.

Die Eltern waren beglückt, und mit lärmenden Komfort feierte man die Verlobung. Wenige Wochen darauf schon sollte die

Hochzeit stattfinden, und jeden Tag nach der Sprechstunde besuchte Herr Konrad seine Braut, die er am Klavier fand, noch spielend, obwohl sie ihn hatte kommen hören, oder lesend auf der bunten Chaiselongue oder träumend. Er küßte sie auf den Mund und sagte: „Guten Tag, Liebe.“ Sie setzte sich auf die Lehne seines Sessels oder stand leicht gestützt am Kamin, während er vor ihr saß. Dies waren die stereotypen Stellungen aus der Zeit ihres ersten Zusammenseins.

Sie hatte anfangs mit dem Gedanken gespielt, in einer vernünftigen Unterredung mit ihm die Grundlagen ihres nun dauernden Verhältnisses aufzuhellen. Sie wollte ihm sagen, daß sie sich keineswegs liebten, nicht wahr, aber nun einmal nicht umhin konnten, sich zu heiraten; daß sie gute Freunde sein würden und zu klug und vornehm wären, sich mit der lästigen Prätention eines nie vorhandenen Gefühles zu beschweren. Als sie aber sah, wie er mit Selbstverständlichkeit die Rolle von früher weiterführte, wie er, zu korrekt, Bräutigam zu werden, immer der Geliebte blieb, leidenschaftlich und skeptisch, war ihr Entschluß verschwunden, ohne daß sie es merkte. Der tief in ihrem Wesen wurzelnde Sinn für die harmonische Vollendung der Form ließ es ihr natürlich erscheinen, daß sie auf die vorgegebenen Gefühle ihres Bräutigams einging und sie von ihrer Seite her ergänzte. So entstand eine leicht und geschickt gespielte Liebeskomödie zwischen den beiden, und alles schien wie früher. Manchmal freilich war das Spiel auf Augenblicke unterbrochen, aber man gab sich dann höchstens in einem flüchtigen Lächeln zu erkennen, begegnete sich in dem sachlichen Vergnügen an einer zierlich geübten Lüge und nahm flink und sorgfältig die vorgeschriebenen Rollen wieder auf. Doch hatten beide, wenn sie allein waren, Stunden verheimlichter Sorge, denn dieses amüsante, aber seinem Wesen nach provisorische Verhältnis trat ihnen entgegen mit dem unerbittlichen Anspruch auf ihr ganzes Leben.

Solche Bedenken mußten aber überwunden werden, und beide Verlobte setzten alle ihre Kunst in Tätigkeit, um im Gewebe der Küsse und süßen Worte das Gespenst einer lastenden Zukunft zu verhüllen und zu ersticken. Das Verhüllen wenigstens gelang ihnen so gut, daß sie gleichgültig wurden, und die Tage unbewußt mit der Anmut junger und schlanker Tiere ihnen flüchtig enteilten. Herr Konrad freilich sagte sich als ein verständiger Mann immer wieder, daß er mit offenen Augen ins Elend schreite, aber das hinderte ihn nicht, im Herzen zu empfinden, all das gehe ihn eigentlich nichts an, sei geregelt und habe seinen guten Lauf.

Eines Tages aber, sie stand am Kamin, er saß in dem breiten Sessel, der Fluß ihrer leichten Worte versickerte, erwachten sie an einem Seufzer, der dumpf in ihm aufstieg, schauernd wie am Rande eines Abgrundes. Während er still verzweifelte, ohne noch auf Rettung zu sinnen, überschaute sie plötzlich ganz klar allen Trug,

den sie, zuletzt ohne ihren Willen, erbaut hatten zu einem Schein und Spiele süßer Bilder. Ihre ganze Seele war im gleichen Augenblick in Entzücken getaucht wie in das Licht eines Blitzes, und eine unendliche Liebe zur Welt und zu dem Manne vor ihr bedrängte ihr Herz. Auf einmal hob sie mit einem leichten Jauchzen die Arme, als würde sie nun fliegen, und lag weich an seiner Brust, die nichts mehr fühlte als den Schwindel des Schwebenden im gesteigerten Lichte der Höhe.

Aus einer Sammlung von Novellen, die unter dem Titel ‚Der Mittler' im Hyperion-Verlag erscheint.

Aufstieg? von Vindex

Die Börse ist wieder einmal munter geworden; zu munter, wie manche meinen. Eine Zeitlang ging es nur gedämpften Tones in der Burgstraße zu; unversehens aber kam das Geschäft wieder in Schwung, die Kurse gerieten in Bewegung, es entstand Nachfrage, und man entnahm, ganz wie früher, aus allerhand Dingen und Umständen, aus Gerüchten und Andeutungen, aus dem, was geschah, und aus dem, was unterblieb, Anregungen vieler Art: die Spekulation erschien auf dem Plan, und es ging wieder einmal hoch her.

Die Einschnürung des Börsenverkehrs von Amts wegen, die man vor einigen Monaten aus mancherlei Gründen für notwendig gehalten hat, ist, wie die ziemlich lange bemerkbar gewesene Erstarrung des Börsenverkehrs bewies, zunächst von der gewünschten Wirkung gewesen. Aber der Verlauf der Dinge hat wieder einmal die Erkenntnis bestätigt, daß, solange Geld, Kapitalbesitz, Sondereigentum Mittel zur Herbeiführung menschlichen Wohlbefindens sind, keine Gewalt das Streben nach diesen Gütern erschlagen kann. In irgendeiner Form bricht es immer wieder hervor, man sieht es beim Kartoffelbauern, der mit seinen Ackerfrüchten wartet, bis der Höchstpreis oder der Marktpreis steigt; man sieht es beim Kaufmann, der aus dem Sinken der Warenmenge die Berechtigung zu höhern Preisforderungen herleitet; und man sieht es auch beim Börsenspekulanten, der in der Erwartung künftiger Kursbesserungen Papiere kauft.

Was dem Markt der Wertpapiere in den letzten Wochen seine Besonderheit verlieh, war die Aufwärtsbewegung der Kurse gewisser Aktiengruppen und die wachsende Kauflust der Berufsspekulanten sowie einiger Kapitalistenkreise aus der Provinz. Worauf der Optimismus, den die Börse plötzlich wieder bekundete, sich gründet, ist nicht so schwer zu sehen. Nicht die politischen und militärischen Momente waren ausschlaggebend, sondern die letzthin bekannt gewordenen, wiederum erstaunlichen Geschäftsergebnisse der Schwerindustrie und der die Erzeugnisse dieser Industrie weiter verarbeitenden Gewerbszweige. Woher der erregt pulsierende Geschäftsgang der in Betracht kommenden Unternehmungen stammt, wissen wir gut genug; der Krieg ist die unheimlich anfeuernde Gewalt, die die Räder der Riesenwerke in ungeheurem Schwung erhält. Das Börsenpublikum sieht die Schlote rauchen, hört die Hämmer dröhnen und erlebt immer von neuem, daß die Einnahmen der Rüstungsindustrie (im weitesten Sinne), daß die Jahresgewinne, daß die Dividenden steigen. Schließlich kann so leicht keiner der Blendung widerstehen, und die Versuchung, aus dem fließenden Strom des Geldes in die eigenen Taschen

zu schöpfen, wird übergroß. Man geht weit und breit daran, Aktien der bevorzugten Unternehmungen zu erwerben, um sie, bei gestiegenen Kursen, wieder loszuschlagen. Wirtschaftliche Gründe allgemeiner Natur lassen sich für dieses Hin und Her nicht mehr finden.

Dabei sollte von Rechts wegen jeder, der sich an dem Spiel beteiligt, zwei Dinge bedenken: einmal, daß es sicherlich eine Grenze gibt, über die hinaus selbst die ausschweifendsten Aktienwerte sich nicht erheben können, ohne gleichzeitig die Gefahr des plötzlichen Absturzes immer drohender in sich zu nähren; und ferner, daß bei den jetzt begünstigten Gesellschaften der Krieg keineswegs bloß ein Mehrer, sondern auch ein gewaltiger Zehrer ist: daß die Werke nur unter einem unerhörten Verbrauch an Maschinen, Werkzeugen, Materialien, Rohstoffen, Anlagen arbeiten können — Werte, die alle einstmals ersetzt werden müssen, und für deren Wiederbeschaffung schwere Summen aufzuwenden sein werden. Der ist blind, der die gegenwärtige Geldfülle sieht, nicht aber die Blößen bemerkt, die über kurz oder lang zu bedecken sein werden, und für deren Bedeckung unbekannte Beträge heranzuziehen sind.

Natürlich ist es nutzlos, Vernunft zu predigen. Wer vom Fieber erfaßt ist, kann durch Vorhaltungen nicht geheilt werden. Aber beim Vorbeugen beginnt die rechte Kur. Und eine Stunde Besinnung kann so manchem ein Vermögen retten.

Antworten

Mitglied des Deutschen Theaters. Sie beklagen sich in einem Brief, so lang, daß ich garnicht dran denken kann, ihn zu drucken, über meine Wendung, daß bekanntlich kein Schauspieler sich zureichend geschätzt und bezahlt glaube. Aber gesetzt selbst, es stimmte: unzweifelhaft hätten diejenigen Ihrer Genossen, die sich dem Hoftheater verpflichtet haben, das aus bitterer Not getan. Es sei unerhört, was für Gagen Reinhardt zahle. Leute, die vom ersten bis zum letzten Tag der Saison jeden Abend und jeden Sonntagnachmittag auf der Bühne stünden, die manchmal an Einem Abend in zwei Theatern aufträten, die mehr oder minder entscheidend zu dem Erfolg fast jeder Aufführung beitrügen — Künstler mit Nerven und dem Recht auf Ansprüche jeder Art erhielten Gagen, die ihnen bei der gegenwärtigen Teuerung nicht erlaubten, sich satt zu essen. Soweit sie keine Geltung auf den Filmmarkt hätten, seien sie genötigt, Schulden zu machen. Einer der begabtesten Schauspieler Berlins, den Hülsen mit vierundzwanzigtausend Mark Jahresgage nicht zu hoch bewerte, bekäme bei Reinhardt dreihundert Mark im Monat, aber keineswegs für zwölf Monate, und lerne seine tragenden Rollen in einem Zimmer, das für ihn, seine Frau und sein Kind die ganze Wohnung vorstelle. Wer die Direktion um eine freiwillige kleine Zulage förmlich anflehe, für den würde sie an Bedingungen geknüpft, die anzunehmen die Selbstachtung verböte. Wenn er ablehne und doch nicht locker lasse, dann kriege er am Gagetag in einem Couvert fünfundzwanzig Mark zugesteckt und würde in die peinliche Zwangslage gebracht, dies Almosen dem Rendanten vor die Füße zu werfen. Die Stimmung sei so, daß ein Mitglied, welches nach seinem eigenen Ausdruck sieben Jahre schweren Reinhardt abgesessen hat, neulich einen Dramaturgen fast erwürgt habe. Eine Entschuldigung gäbe es garnicht: die drei Theater, deren Direktion bei Kriegsbeginn mit einem Teil des Personals neue Verträge zu erheblich verminderten Bezügen auf Jahre hinaus geschlossen hätte, gingen bei Friedenseintrittspreisen dauernd besser als im Frieden. Und Sie schließen: „Ich gehöre nicht zu den Sezessionisten (deren Zahl sich inzwischen meines Wissens noch um zwei vermehrt hat), weil mich keine Gage der Welt für das

Glück entschädigen würde, unter Reinhardts Regie zu arbeiten. Aber eben weil er als Künstler seinesgleichen nicht hat, darum erbittert und empört es mich so, daß die geschäftliche Leitung seiner Theater aus unerträglicher Knickerei und Habgier ihm sein Instrument ruiniert, daß sie ihn in unbegreiflich unkaufmännischer Kurzsichtigkeit um Schauspieler bringt, die er entdeckt und entwickelt hat, die er nötig hat, wie sie ihn, die gerne bei ihm bleiben würden — und die nicht bei ihm bleiben können, ohne Frau und Kinder verhungern lassen zu müssen." Worauf, unter anderm, zu antworten ist, daß Frau und Kinder wahrscheinlich auch nicht verhungern würden, wenn der Hausvorstand bei Reinhardt aushielte. Denn es pflegt ja alles halb so schlimm zu sein, wie Ihr entzündbares Theatervolk es macht. Immerhin: die Hälfte wäre schlimm genug! Verhungern — daran glaub' ich nicht; aber Hungern tut schon weh genug. Nun, wir werden ja sehen, ob die Direktion des Deutschen Theaters den konkreten Teil dieser Beschuldigungen bündig bestreitet. Rührt sie sich nicht und ertragt Ihr weiter die „unerträglichen" Zustände, ohne die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger oder die Oeffentlichkeit zu alarmieren, dann — ja dann verdient Ihr es nicht besser. Mir jedenfalls und vielen Andern wird durch Ihre Beschuldigungen, Herr Briefschreiber, mögen sie getrost zu drei oder selbst zu sieben Zehnteln übertrieben sein, eine Vermutung bestätigt, die freilich für jeden Theaterkenner nahe lag: daß wohl nur drückende Unterbezahlung die Sezessionisten bestimmt haben wird, vom Deutschen ans Hoftheater überzugehen. Nicht auch verschwenderische Ueberbezahlung des Hoftheaters? Kaum. Wer bei Reinhardt zehntausend Mark hat und von Hülsen zwanzigtausend geboten kriegt, der wird, wenn er nicht blind und taub und dumm und über die Maßen welt- und berlinfremd ist, mit zehntausend Mark die Sicherheit veranschlagen, in guten Stücken von einem Regisseur ersten Ranges zu Erfolgen geführt zu werden, die ihm das Gefühl geben, zu leben, zu wirken, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Wer aber von Hülsen zwanzigtausend geboten kriegt und bei Reinhardt dreitausend hat, dem bleibt gar keine Wahl, der rechnet begreiflicher Weise so, daß die Beschämung über diese Minderbewertung, die Wut über solche Ausbeutung, die Nadelstiche und Peitschenhiebe der Gläubiger und der richtige physische Hunger ihn mehr oder doch nicht weniger quälen, als öder Bürokratismus, Mangel an Regie, Beschäftigung in Kleinkinderkomödien und zunehmende künstlerische Erstarrung ihn jemals quälen können. Vivere necesse est. Zuerst kommt das Brot und zuzweit der Belag. Wobei für die Sezessionisten noch garnicht entschieden ist, ob das Hoftheater der Zukunft ihnen nicht vielleicht wider alles Erwarten am Ende sogar den Belag dazuliefern wird. Schließlich wird Hülsen dem Reinhardt ja nicht allein, um ihn zu ärgern oder für den Fall Körner zu strafen, so handfest zu Leibe gegangen sein. Vermutlich besteht der Wunsch, die Truppe der Hofgaukel durch Erneuerung von Grund auf für einen neuen Spielplan fähig zu machen. Einheit des Darstellungsstils zugunsten der jungen Dramatik und einer Durchseelung der Klassiker. Wunderhübsch. Aber wo ist der Mann, der in der jungen Dramatik die Spreu von dem Weizen sondert, und der andre Mann, der ein Fähnlein einzelner Schauspieler halbwegs zur Gemeinschaft des Tons und der Spielart zwingt? Wo ist der Dramaturg, und wo ist der Regisseur? Einzelne Schauspieler großen und größten Kalibers und eine Anzahl „natürlicher" Menschendarsteller hat das Schauspielhaus immer gehabt. Nur kams selten vor, daß es seinen Besitz zu nutzen verstand. Es bildete seinen Nachwuchs nicht, sondern übernahm ihn fertig. Von Reinhardts Sezessionisten ist einer jahrelang aus der Provinz der Intendanz wie sauer Bier angeboten worden. Sie lehnte jedes Mal dankend ab. Reinhardt zeigte sich mutiger. Der Lohn war ein nennenswerter Gewinn für Theater und

Mitglied. Da übte der Mut auch in Hülsens Brust seine Spannkraft. Und so ist die Furcht gerechtfertigt, daß er die leicht gewonnenen Talente, die er mit eigenen Augen niemals erkannt hätte — daß er die auf seine Weise reichlich verwenden, aber nicht nach ihren feinern Entfaltungsmöglichkeiten behandeln, daß er sie in unserm Sinne brachliegen und allmählich eingehen lassen wird. Wer wäre froher als wir, sich umsonst gefürchtet zu haben! Das Hoftheater kann sicher sein, daß wir seine Reformbestrebungen nicht durch Ungeduld schädigen werden. Wir wollen uns damit begnügen, es unter den berliner Theatern, die es seinen Mitteln nach führen müßte, an vierter Stelle, hinter Reinhardt, Bernauers und Barnowsky zu sehen, nachdem es jahrelang überhaupt nicht mitgezählt hat. Und wir wollen ihm dankbar sein für die Lehre, die es dem Hause Reinhardt unabsichtlich erteilt hat. Größenwahn ist gewiß eine schöne Sache. Aber es ist Uebertreibung, daß je länger, je unverfrorener die Schauspieler mit der Ehre bezahlt werden, diesem Haus anzugehören. Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Oder den leeren Magen füllen? Nein. Ehre ist nichts als ein gemaltes Schild bei dem Leichenzuge, der das Los von Reinhardts Ensemble wird, wenn der nicht mit seinem Geschäftssystem lieber heute als morgen bricht. Kein Zweifel, daß es schmeichelhaft für ihn ist, Hoflieferant in Schauspielern geworden zu sein, wie mancher in Spazierstöcken oder Visitenkarten. Erst recht kein Zweifel, daß nichts ihm genommen wird, wofür ein Kerl wie er außerstande wäre sich über kurz oder weniger kurz Ersatz zu verschaffen. Denn wenn auch nicht zutrifft, daß er die Sezessionisten als Regisseur „gemacht" hat — sie hatten fast sämtlich ihre stärksten Erfolge unter andrer Regie —: so hat er sie doch, aus Weimar oder aus Darmstadt oder aus Nürnberg oder vom Schiller-Theater, an den Platz geholt, wo sie gemacht werden konnten. Und an diesen Platz wird er aus ähnlich kleinen Ortsverbänden des deutschen Theaterreiches Nachfolger für sie holen, nachdem er schlau genug gewesen ist, sie für ihre Abtrünnigkeit nicht etwa kaltzustellen, sondern, im Gegenteil, bis zum letzten Tag Kapital aus ihnen zu schlagen. Kein Zweifel an alledem. Aber es geht ja nicht, es geht ja nicht! Es geht nicht, daß je wieder Unterernährung des Körpers Schauspieler von ihm treibt. Es geht aus sozialen, menschlichen, künstlerischen — und sollten dergleichen Abstrakta bei seinen Geschäftsführern unbeliebt sein: es geht einfach aus geschäftlichen Gründen nicht. Es ist Selbstmord des ganzen Unternehmens. Kein Handelsherr, nur ein Krämerchen wird die nackte Notdurft der Angestellten später befriedigen als sein und der Aktionäre Profitbedürfnis; er müßte denn sein Haus untergraben wollen. Arbeitet etwa die Firma Reinhardt auf Abbruch? Tut sie das nicht, so sei sie in ihrem Interesse gewarnt. Noch ists Zeit, gesündere Grundsätze aufzustellen und zu befolgen. Aber es ist vielleicht schon die höchste Zeit.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer ist beigelegt ein Prospekt des Verlags Pallas über Paul Schwinges „zeitgemäßes Religions- und Friedensdrama" ‚Almansor', worin, wie eine Kritik sagt, „der Kulturkampf die einzig mögliche, das soziale Problem eine befriedigende Lösung, die Politik ihre rechte Würdigung und die Moral ihre natürliche Begründung erfährt"; und dessen Aufführung verboten ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin, Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Nein von Germanicus

Niemand wird leugnen, daß die einzelnen Fälle, die während der Schutzhaft-Debatte vorgetragen worden sind, keine erfreulichen Symptome für die Herrschaft der bürgerlichen Freiheit genannt werden können. So sehr wir uns aber auch vom Zorn ergriffen fühlen, wenn uns derartige Gewalttaten an Wehrlosen summarisch in das Gedächtnis zurückgerufen werden (einzelne der Fälle sind uns seit langem durchaus bekannt gewesen), so schmerzhaft wir auch solchen völligen Zusammenbruch der allgemeinen Menschenwürde und der zivilen Kultur empfinden mögen, so selbstverständlich unser Entschluß ist, keinen Tag länger als unbedingt nötig derartige Zustände zu dulden: so wenig kann uns dieser ganze Komplex von der Versklavung des Einzelnen unter die Macht des Militarismus, zu dem er gehört, abhalten, die Erwägung einer Beseitigung dieser peinlichen Institute, der Schutzhaft und der Zensur, mit einem glatten und unbeirrbaren Nein zu beantworten. Auch die Politik hat ihre Logik. Wer A sagt, muß mit B fortfahren. Ein Krieg, wie der ist, zu dem die deutsche Regierung sich entschlossen hat, kann nicht geführt werden, ohne daß die persönliche Freiheit und das bürgerliche Recht zur völligen Gleichgültigkeit erniedrigt werden. Es ist seltsam, angesichts der wesentlich größern Eingriffe, die etwa die Rekrutierung oder, um nur noch dies Beispiel zu nennen, die Unterlassung jeder Diskussion der Interterritorialität darstellen, über die Maßnahmen der Zensur und die Episoden der Schutzhaft sich zu entrüsten. Für unsre weitere politische Entwicklung, für den Aufstieg der Menschheit kann es nur gut sein, den Kelch bis zur Neige zu leeren. Im übrigen ist es bei uns noch lange nicht am schlimmsten; bisher ist jedenfalls nicht bekannt geworden, daß innerhalb des deutschen Machtbereiches eine Verfügung hätte erlassen werden können, wie die für die Kompanien der russischen Fahnenflüchtigen. Diese Verfügung hat zwar nichts mit der Schutzhaft noch mit der Zensur zu tun, charakterisiert aber doch die gesellschaftliche Struktur eines Zustands, der die Voraussetzung jeder Kriegsführung überhaupt zu nennen ist. Diese russische Verfügung befiehlt, daß für jene Truppen als Disziplinarstrafe eine Züchtigung mit Ruten bis zu fünfundzwanzig Schlägen angewandt werden soll.

Abgesehen von so prinzipiellen Erwägungen zwingt uns aber auch die Notwendigkeit, oder besser gesagt: die Not der Tagespolitik zu einem deutlichen Nein, was eine Lockerung der Zensurfesseln und der übrigen uns auferlegten Unfreiheit betrifft. Wir haben es hier schon des öfteren ausgesprochen: solche Lockerung würde nicht uns zugute kommen, sondern allein den Herren von der andern

Seite, mit denen sich jetzt halbwegs burgfriedlich leben läßt, mit denen aber dann, um des Vaterlandes willen, nicht mit gleichen zahmen Waffen gekämpft werden dürfte. Es wäre mehr als leichtsinnig, zu glauben, daß Die, welche bisher niemals einen besondern Eifer an den Tag gelegt haben, dem Volke die Freiheit, und sei es auch nur die der Rede, zu erobern, dies plötzlich aus demokratischer Gesinnung tun. Sie wollen diese sogenannte Freiheit jetzt, weil sie ihnen nützlich erscheint, um das durchzusetzen, was sie unter der Aufsicht der Regierung nicht durchsetzen können. Sie sind voll Widerspruchs in dieser wie in vielen andern Fragen. Oder ist es etwa kein Widerspruch, wenn die Deutsche Tageszeitung, auf den Spuren des Abgeordneten Heckscher wandelnd, es an Hammann scharf tadelt, daß er den Krieg dazu benutzt habe, das Schlagwort von der „Neuorientierung" in die Masse zu werfen, und wenn andrerseits der Leitartikler der Kreuzzeitung es dem erschossenen oesterreichischen Ministerpräsidenten als einen schweren Fehler anrechnet: „den Krieg nicht genutzt zu haben, um drängende nationale Fragen, wie das Sprachengesetz und den böhmischen Ausgleich, zu lösen"? In solchem Zusammenhang scheint es auch wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Konservativen gegen den Antrag gestimmt haben, der die Schaffung einer Zentralstelle für Zensurbeschwerden vorsieht. Wäre es ihnen ernstlich um die Beseitigung von Mißständen der Zensur im freiheitlichen Sinne zu tun, so hätten sie garnichts Besseres unternehmen können, als diesem vernünftigen Antrag ihre Unterstützung zu gewähren. Sie haben sie verweigert, weil sie wohl befürchten, daß solche Zentralstelle einigermaßen objektiv, aber nicht einseitig im Interesse einer Partei verfahren wird.

Noch auf einen andern Vorfall kann hingewiesen werden, um die doppelte Buchführung der plötzlich laut gewordenen Freiheitsschreier richtig zu kennzeichnen. Der Abgeordnete Werner hat im Verlauf der Zensurdebatte ziemlich unverhohlen der Regierung, wenn sie nicht nachgäbe, mit der Budget-Verweigerung gedroht. Als aber einen Tag später Scheidemann in einem Artikel des ‚Vorwärts' erklärte, daß es so, nämlich mit dieser Ohnmacht der Zivilbehörden vor nicht verfassungsmäßigen Eingriffen des Militärs, nicht weiter ginge und ein starker Mann von der Demokratie verlangt werden müsse: da konnten die konservativen Zeitungen sich garnicht genug tun, ob dieser „Drohung" Alarm zu schlagen.
solche Prinzipienlosigkeit, die aber wohl besser Klassen-
benennen wäre, noch besser zu würdigen, lese man, was
er zu der Angelegenheit von der Preßfreiheit zu sagen
liegt ein wirklich tragischer Zug darin, daß die Regie-
diejenigen Volkskräfte so wenig nutzbar zu machen ge-
von Natur geeignet sind, ihr in ganz besonderm Maße
und Stütze bei der schweren Aufgabe zu dienen, das

Reichsschiff durch die Brandung dieses Weltkrieges zu führen". Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt die krasse Einseitigkeit, mit der hier die Freiheit für eine bestimmte Volksgruppe gefordert wird.

Daß dabei diese Herren sich einigermaßen töricht erweisen, indem sie nämlich behaupten, hinter Scheidemann stünde keine Macht, sie aber wären ein ausschlaggebender Faktor, ist eine Sache für sich. Eine kleine Anmaßung, vielleicht auch nur ein „politischer" Schachzug, der seine klärende Beleuchtung durch die Ausführungen des Freiherrn von Zedlitz bekommen dürfte: „Von der Stimmung, die in weiten Kreisen der Bevölkerung ausgelöst ist, geben die Reichstagsverhandlungen der letzten Tage einen Vorgeschmack. Unter der Herrschaft des Belagerungszustandes muß sie sich auf gesetzgeberische Notbehelfe beschränken; nach Friedensschluß aber wird sie sicher zum Sturm anschwellen, der den Kriegsabsolutismus wegzufegen und zum Parlamentarismus im wahrsten Sinne des Wortes zu führen droht."

Wir möchten auf die Erkenntnis des Herrn von Zedlitz vertrauen und haben darum, grade um der Gründe und Aussichten willen, die ihn schrecken, nicht die geringste Ursache, unser Nein auch nur um eine Nuance zu mildern. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die Erziehung, die dem deutschen Volke durch die Nebenerscheinungen dieser Kriegszeit zuteil wird, durchaus zu einer Eisenbartkur gesteigert werden muß. Gewisse Vorgänge könnten getrost unterbleiben — schon um des Auslandes willen, dessen Augen mit solcher Gier nach Symptomen der Barbarei in Deutschland spähen.

Zu diesem Krieg

Cervantes

Glückselig waren die Zeiten, die die schreckliche Wut der teuflischen Werkzeuge des Feuergeschosses noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geschenk, das er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil heute durch sein Werk der feigherzigste Schurke dem tapfersten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Muts, das seine edle Brust entflammt und beseelt, kommt eine heillose Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher, und wirft einen Mann darnieder und unterbricht und vernichtet sein Leben und Trachten, wiewohl es noch Jahrhunderte fortzuwirken verdient hätte; und abgeschossen wurde sie vielleicht von Einem, der beim Aufblitzen des verfluchten Rohrs am liebsten vor Entsetzen geflohen wäre. Wenn ich dies bedenke, so möchte ich beinahe sagen: es quält mich in der Seele, daß ich in einem so abscheulichen Zeitalter wie dem unsrigen ein fahrender Ritter geworden bin; denn wiewohl mir keine Gefahr Furcht einjagen kann, so schlägt mich doch der Gedanke nieder, daß ein wenig Pulver und Blei dem Lauf meiner Taten ein Ziel setzen und mir die Gelegenheit rauben könnte, mich durch die Stärke meines Arms und die Schneide meines Schwerts in der ganzen bisher entdeckten Welt berühmt und bekannt zu machen . .

Ein Brief von Bebel

Ich habe hier aus der Briefsammlung eines „betagten Freundes“ ab und zu einen Fund hergezeigt. Der betagte Freund hieß Julius Stettenheim, dessen Gesellschaft nie fördersamer war, als wenn er mir seinen Briefschrank aufschloß und Blatt um Blatt erläuterte — mit der Anmut, die er hatte, als er 's Licht noch sah. Auf jede Berühmtheit kam eine eigens angefertigte Mappe. Mit vielen Klappen umschloß sie fast ängstlich das Wertobjekt, das zu noch größerer Schonung in eine Hülle von Glanzpapier geborgen war. Auf der Mappe stand in Stettenheims großer, schöner, bis zum letzten Tage fester und klarer Handschrift der Name des Briefschreibers. Die ganze Art der Aufbewahrung sprach das Wesen des feinen, adretten, appetitlichen alten Herrn aus. Auch zu dem Stück, das ich heute drucke, wußte er einen Abschnitt politischer Geschichte unendlich reizvoll zu erzählen. Der Absender war nach dem siebziger Kriege der Vorbereitung des Hochverrats gegen das Deutsche Reich angeklagt und nebst Liebknecht zu Festung, außerdem wegen Beleidigung des Deutschen Kaisers zu Gefängnis verurteilt worden. Aber der Brief des jungen Drechslermeisters bedarf ja keines Kommentars.

Hubertusburg, den 7. März 1872.

Geehrter Herr S.! Noch einmal bevor ich die Räume von Hubertusburg verlasse — was in 10 Wochen geschieht — nehme ich mir die Freiheit Ihre Güte für die Aquirirung einer Anzahl Bücher, die ich als geistiges Futter für Zwickau brauche, in Anspruch zu nehmen.

Es ist eine ziemlich lange Liste und ein großes Stück Arbeit für das ich Ihr Wohlwollen in Anspruch nehme.

Ich wünschte und bitte folgendes für mich zu erwerben und anher zu senden:

1. Häckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte, neueste Auflage.
2. Fr. A. Lange: Geschichte des Materialismus. 2. Auflage.
3. A. v. Humboldt: Kosmos.
4. Adam Smith: Reichtum der Nationen (deutsch). Berlin: Ascher.
5. Dr. L. Hirt: Ueber die Krankheiten der Arbeiter. Ferd. Hirt u. Sohn, Leipzig u. Breslau.
6. Dr. v. der Goltz: Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung.
7. Tacitus }
8. Sallust } soll in Stuttgart seiner Zeit bei Tafel erschienen sein.

Ferner erbitte ich mir aus dem Reclamschen Verlag gebunden:

9. Fichte: Reden an die deutsche Nation.
10. Seume: Spaziergang nach Syrakus.
11. Goldsmith: Landprediger v. Wakefield.

Auch bitte ich Sie was von Schlossers Weltgeschichte seit Ihrer letzten Sendung an mich erschienen ist — ich habe 12 Bände — dem Paket beizufügen. Endlich erlaube ich mir anzufragen, ob es Ihnen gelungen ist, F. W. Zimmermann: Die Geschichte des großen Bauernkrieges aufzutreiben. Ich beabsichtige, wenn es mir meine sonstigen Arbeiten im Gefängniß erlauben, eine kurz gefaßte populäre Geschichte des deutschen Bauernkrieges zu schreiben, die für unsere Partei von großem Vortheil sein würde und dazu brauchte ich dieses Werk von Z.

sehr nöthig. Ist es nicht zu bekommen, muß ich es mir zu borgen suchen. Sie wollen in Rücksicht auf diesen Zweck der obigen Liste nach als 12. beifügen.

Carl Grün: Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Verlag der Winterschen Buchhandlung, Heidelberg.

Wie Sie aus obiger Liste ersehen, fehlt es mir nicht an der guten Absicht die Zeit im Gefängniß in nützlichster Weise todtzuschlagen und ich denke daß mir dies eben so gut und ohne die Gefahr der langen Weile und unnützer Grillenfängerei gelingen wird, wie es mir und L. bisher gelungen ist. Wir befinden uns hier vor wie nach bei vortrefflichster Gesundheit und guter Laune, welch letztere natürlich noch dadurch erhöht wird, daß der Tag unserer Freilassung — für L. schon in 6 Wochen — näher und näher heranrückt. Die in meinem letzten Brief als wahrscheinlich noch bevorstehende Ausquartierung nach Königstein hat sich — zu unserer großen Zufriedenheit — nicht vollzogen, und so haben wir die Gewißheit, bis zum Ende unserer Festungshaft hier zu bleiben. Nach uns wird die „Bude", um mit „College" Windthorst zu reden, höchst wahrscheinlich geschlossen und habe ich die Ehre der Letzte zu sein, denn L. und ich sind gegenwärtig die einzigen Insassen.

Sie wollen die Güte haben und bei Ueberreichung der Bücher die Rechnung beifügen.

Ich bitte Ihre liebe Frau auf's Beste von mir zu grüßen und grüße auch Sie auf's freundschaftlichste

Ihr ergebener

Liebknecht läßt gleichfalls grüßen. Aug. Bebel.

Der Letzte von Berthold Viertel

Variationen zu Rilkes ‚Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge'

Sein Wachstum ist: der Tiefbesiegte
Von immer Größerem zu sein.
Rainer Maria Rilke.

I.

Als Malte Laurids Brigge an seinen Aufzeichnungen zu schreiben beginnt, ist die erwartungsvolle Angst, die angstvolle Erwartung, welche seine ganze Existenz, von den Wurzeln bis zu den äußersten kapillaren Verästelungen, durchbebt, schon sehr bedenklich angewachsen. Man spürt sofort: Es gilt! Eine Katastrophe! weiß man sofort. Dann aber, einen Moment später, rät man: Nein, eine Seligkeit. Was kommt hier? Das Böseste oder das Beste? Worauf wartet hier alles?

Ein Ende steht bevor. Das Ende eines Menschen, und damit das Ende eines alten Geschlechts. Der Erbe einer langwierigen Menschenauswahl, der Erbe vieler kostbarer innern Erfahrung, welche Kultur heißt mit einem etwas verbrauchten Namen. Aber er selbst aus der Linie geworfen. Ein Degenerierter. Nur daß auch dieses Wort hier wieder doppelt gilt. Gewiß: ein Verarmter, ein Nutzloser, ein Kranker, ein Verschwindender. Seine musika-

lische Stille wird vom devastierenden Lärm der Großstadt erstickt. Er ist hinausgestoßen aus dem Treibhaus in den wüsten Menschenkonsum des modernen Paris. Es reißt ihn hinab, an die Stelle, die ihm gebührt. Unter die Verlorenen, die ausgespieenen Menschenhülsen, welche die Strömung mitschwemmt. Er reiht sich ein zu den Nullen, den Bettlern, den Krüppeln. Er wartet im Spital mit den gratis Behandelten. Man unterscheidet ihn wohl noch ein wenig, aber man hat es nicht mehr nötig, Umstände mit ihm zu machen. Und wenn er eines Tages umsinkt, wie jene Obdachlosen, die mitten im Schritt verenden, wird ihn niemand agnoszieren können. Und das ist gut so. Denn der lange behauptete Name seines Geschlechts ist sinnlos geworden an ihm.

Und doch wird dieser Name durch ihn, den Namenlosen, in eine allerhöchste Sphäre gerückt. Und doch ist er der wahre Erbe. Denn er hat alle Auslese und Bevorzugung seines Geschlechts in eine endgültige Menschlichkeit gesteigert. Seine Vereinzelung ist Künstlertum. Seine Krankheit ist Sehertum. Sein Verlorengehen ist ein großes, vorbildliches Ereignis. Sein Tod eine letzte Reife. Sein Enden ein Vollenden.

Er hat früher davon geträumt, ein Dichter zu werden, der alles zarteste Herz der Welt weiß, ein Dichter der Frauen und der versöhnten, versöhnenden Schönheit. Er wollte in edler Geborgenheit sich und sein Geschlecht verklären wie ein sanfter Abend. Nun aber sitzt er in seinem Mietskabinet, das sich nicht zu ihm bekennt, das ihn nicht schützt, wo alles Störung und Mißgeschick ist, wo auf den schlechten, verbrauchten Möbeln der Ekel schimmelt. Wo die fremde Leere bereitwilligst die Angst hereinläßt, die ihn verfolgt.

Und wieder beginnt er zu schreiben. Gegen die Furcht. Und weil er zu sehen beginnt und zu denken, weil er sich verwandelt. Sich immer tiefer verwandelt und wohl bald über das Leben hinwegverwandelt sein wird. Schreibt von dem Elend, von der Not und der Größe, die mit ihm geschieht. Schreibt von seiner argen Krankheit, welche die Aerzte nicht verstehen, aber während er schreibt und weiterschreibt, wird sie unversehens zu einer herrlichen Gesundheit. Die Kindheit, in ihm herangereift, kommt wieder, die ihn überdauern soll. Resultate seines Herzens und seines Geistes, die nicht mit ihm sterben sollen. Was er von der Angst weiß und was von der Liebe. Von Gespenstern. Von der Schönheit, von den Intentionen der Kunst. Von der Armut, vom Tode, von Gott. Von Einsamkeit, von Heiligkeit. Beobachtungen auf der Straße, Begegnungen. Nachbarn, Kranke und Sterbende. Anekdoten, Erinnerungen, Historie, Auslegung und Vision. Gebete. Legende. Fragmente einer Vollendung.

Eines Tages wird er auf der Straße umsinken. Die Leute werden ihn umdrängen. Fremde Gesichter, die nicht zu ihren

Trägern passen, Gesichter, die nur eine lügende Metapher der Menschlichkeit sind, werden sich über sein Antlitz beugen, in dem ein mit Menschheit dräuender Ausdruck erlischt. Vielleicht ist da ein Passant, der vor dieser so essentiellen Physiognomie ahnungsvoll zusammenschauert und plötzlich in Ehrfurcht erstarrt. Niemand weiß, was alles sich hier vollendet hat.

Während um den einzig Durchformten (der sich mitten in der unreifen Menge des Lebens mit einer Demut aufgibt, mit einer Demut ohne noch so leisen Anlaß zur Revolte, weil sie nichts mehr zu verlangen weiß) — während um ihn das Chaos der Formlosigkeit zusammenschlägt, liegt in einem Mietskabinett ein Buch, die Aufzeichnungen. Ein Buch in Prosa, nein, die Stimme des längst Verstummten. Nicht das Sprechen eines Lebenden, die Stimme einer Einsamkeit. An wen wendet sie sich? An niemand, an alle. An den Tod, an Gott. An das Leben. Sie hat die bezwingende Melodie einer großen Seele. Sie hat eine gewaltige Inbrunst, Briggesche Inbrunst, wie sie in Hinkunft heißen mag. Sie dringt weiter vor, als Menschen können.

II.

Ein Todesfrühling mit der Blütenpracht der Wunden, mit einem Jubelchor der Qualen. Die Tage beginnen, Gram einzuheimsen, eifrige Bienen. Das Herz beginnt, Elend zu dichten. Die Seele erwartet den Geliebten.

Er kommt, in all seiner üppigen Majestät, alles verdrängend, mit den unverhüllten Zeichen der Würde und der Gewalt. Die intensive Ornamentik der fressenden Wunden und der platzenden Geschwüre; die drastischen Embleme der Wucherungen und Verkrüppelungen; der Zierrat des Aussatzes, der Prunk der Fäulnis; die unübertreffliche Eindringlichkeit übler Gerüche; das Zeremoniell des Siechtums mit der peinlichen Genauigkeit seiner Etikette; die Begeisterung der Fieber und die Ehrfurcht der Fröste und die namenlose Devotion der Aengste; und die äußerste Huldigung der Erschöpfung, die rasende Ekstase des um und um gekehrten Menschenherzens.

Er selbst aber, der Herr, kommt mit einer Armut geschmückt, die das schenkende Herz des Liebereichen grenzenlos verführt.

III.

Das Atemholen ist keine Bagatelle mehr: wenn der Erstickungsanfall allzudeutlich wird, der zugleich mit dem Nach-Luft-Schnappen das Atmen ausmacht. Das Gehen wird eine wunderliche Uebung: wenn sich das Stürzen und Stolpern, daraus jeder Schritt sich emporreißt, nicht länger verheimlicht. So geht Brigge in Paris herum, und das große Negativ verfolgt ihn. Er beginnt in schwindelnden Verkürzungen zu sehen, um deren Perspektive ihn kaum jemand beneiden wird. (Aber ich beneide ihn darum.) Hinter jeder Regung lauert die Angst.

Die Krüppel, die über seinen Weg kriechen, meinen ihn mit der Krampfhaftigkeit ihres Vorwärtskommens. Alle Sterbenden sehen ihn an. Alle Blinden tasten nach ihm. Die dürftigen Gebärden der Armen winken ihm zu. Alles abgenutzte, abgebrauchte, schäbig und räudig gewordene Leben, alle Not und Notdurft, alle Furcht und Ohnmacht, die Fratzen der Verwüstung, alles, was sich vom Leben löst, seinen Halt losläßt und nicht mehr kann: aller Tod in der Vielgestalt seines identischen Ausdrucks bedrängt ihn, den Verarmenden, den Krankenden. Er ist für diese Zeichen offen, durchlässig bis hinauf in die feinste Verästelung seines Wesens, wo nur der fiebernde Gedanke sich durchpressen kann. Er hat für diese Winke ein nicht abzuschüttelndes Gedächtnis, eine stilsichere, formstarke, kombinierende und übertreibende Phantasie, als wäre er der gesegnete Fruchtboden, in dem der Keim des Todes mit tropischer Ueppigkeit aufschießt.

Ein großes Ueberwinden geschieht in der unerhörten Inbrunst seines Ueberwältigtseins. Sein künstlerischer Formensinn organisiert die Fratze. Brigge zersetzt sich in der Schärfe dieses Ausdrucks. Seine Rhetorik verzehrt sich in dem Ehrgeiz, all diesem vernichtend Ueberzeugenden gewachsen zu sein. Er läßt nichts aus, er erspart sich nichts. Seine Genauigkeit, mit der er der unergründlichen Gründlichkeit des Widerwillens gerecht wird, hat einen dunklen Humor, das verzweiflungsselige Lachen seines inbrünstigen Ueberstehens über die Auflösung des Ich.

Die Seele Brigges löst sich an der fordernden Größe, der sie erliegt, um in einer neuen Synthese mit ihr zu verschmelzen. Der gewaltige Chemismus dieser Krise entreißt dem Leben Brigges seine Edel-Elemente, seine Werte, und verbindet sie mit Elementen des Todes. Ein furchtbar fordernder Ernst zwingt alle Reife und alle Sehnsucht hervor, alles, was solchem Ernste standhalten und, mit ihm verbunden, überdauern kann. Alles organisiert sich neu. Die Kindheit, was in ihr unsterblich ist, das Vergangene der Liebe und der Kunst, alle verarbeitete und ersiegte Welt und Menschlichkeit — alles strebt in eine höhere, ich möchte sagen: platonische Unmittelbarkeit. Ein Wesen bildet sich, dem Kühnsten unsrer Sehnsucht, dem Teuersten unsrer Liebe tief verwandt, und dennoch neu. Ein neues Nervensystem, ein neues Gehirn, ein neues Herz. Als ob sich seine Zeit aus unsern Augenblicken der Inspiration webte. Als nähme es seine Atmosphäre aus der Reinheit und der Läuterung unsrer begnadeten und unsrer schweren Stunden.

Von uns aus gesehen, wird Brigge am Tode genial. Aber wir sehen ihn nur noch, während er sich entwirkt. Wir erreichen nur noch einen letzten Abglanz seiner Neuheit. „Die Zufälle des Schicksals, auf die die Menschen halten, waren schon längst von ihm abgefallen, aber nun verlor, selbst was an Lust und Schmerz

notwendig war, den gewürzhaften Beigeschmack und wurde rein und nahrhaft für ihn. Aus den Wurzeln seines Seins entwickelte sich die feste, überwinternde Pflanze einer fruchtbaren Freudigkeit." „Denn über ihn, der sich für immer hätte verhalten wollen, kam noch einmal das anwachsende Nichtanderskönnen seines Herzens."

Hier waren zwei Kämpfer. Aber nur Eine Macht, nur eine siegende Einheit bleibt übrig. Hat diese Seele den Tod verschlungen? Oder verschlang der Tod diese Seele? Ist dieses strahlende Antlitz, das sich nun über aller Not erhebt (man fürchtet sich fast, in seiner strengen Schönheit, die in jedem Augenblick das Ganze fordert, den Menschen zu erkennen), vielleicht das wahre Gesicht des Todes, und wir kannten es nur nicht, weil wir es nie aus solcher Nähe anzublicken wagten? Aber dann wäre der Tod nichts als der Zusammenhang des noch Zerstreuten, die Meisterschaft des erst Versuchten.

Und ich frage mich, was jetzt noch der andre Tod will, der auf der Straße oder im Spital? Ein Manöver zur Täuschung der Leute. Brigge starb längst. Er weiß es schon nicht mehr.

IV.

Brigge, der Verarmende, der ins Elend Verlorene, träumt und dichtet nicht von Flucht und Rettung, er träumt von einer Vollendung seines Sinkens, er träumt von dem Grund, auf den er stoßen will. Er sucht die Matadoren der Armut, die unerreichbaren Techniker der Verelendung, die Genies der Selbstenteignung. Und er begegnet ihnen, hier, da, bald überall. Vom Hintergrunde der großen Verlassenheit, der entseelten Gleichgültigkeit, welcher die Großstadt begrenzt, heben sie sich kaum ab, verdunkelnd wie Gestalten des Rembrandt, wie solche Gestalten einzelne tief ernste Züge, einzelne überzeugende Gebärden scharf herausweisend. Es sind fast schon ganz vom Leben Verzehrte, und das heißt: sie sind beinahe Hülsen des Todes geworden. Denn er ist es, der von innen heraus das Leben verzehrt.

Brigge umwirbt sie mit einem ekstatischen Mitleid, welches voll Nebenbuhlerschaft, voll verzweifelten Nachstrebens ist. Sie sind ihm voran. Es erschöpft ihn, sie zu verstehen. Es löst ihn auf, wenn er sie sich einbildet. Er ähnelt sich ihnen an, in Kulten einer Güte, in die der Eros sich restlos umgesetzt hat.

Aber sie sind es vielleicht nicht. Er gibt ihnen nur. Er gibt ihnen die Kraft, mit der sie ihn grenzenlos besiegen. Er dichtet sie, um sich selbst zu Ende zu dichten.

Ihrem Nur-noch-für-sich-Sein, ihrem sinnlosen, leeren Noch-ein-wenig-Dauern gibt er eine Keuschheit, die nach jeder Wollust ist; ein Sich-gefunden-Haben, das nie mehr zweifelhaft werden kann; eine Freude, die nichts mehr braucht. Niemand hat mehr Anspruch auf ihr Herz, es ist gerettetes, überflüssiges Herz, reif für gänzliche Verschwendung.

Ihr mühsames Dahinkriechen hat für ihn die ungeheure Zuversicht eines ganz neuen Anfangs, die Geduld für einen Weg, der unendlich schwerer ist als alle menschlichen Wege. Alles Nebenbei ist von ihnen abgefallen, ihre mystische Klarheit und Eindeutigkeit, ihr essentieller Ernst wartet schon darauf, in einem höhern Bewußtsein verarbeitet zu werden, das den rein und nackt gewordenen Ausdruck Mensch weiterverwertet. In ihrem Ueber-alles-Hinaussein, in ihrer endgültigen Besiegung kündet sich eine endgültige Freiheit an.

Aber dieses mein Nachstammeln vermag so gut wie nichts zu geben von der betörenden Süßigkeit dieser Armutsdichtung, von dem seligen Sichverzehren dieser Vision. Und nur der Briggeschen Stimme, die in einer bis zur Vernichtung ekstatischen Sehnsucht glüht, gelingt die Gnade dieser Melodie.

Deshalb schweige ich von dem Eros des Brigge, welcher der steile Weg ist und die enge Pforte zur Vollendung des Herzens, zur Verschwendung des Blutes.

V.

Die Angst, eine dämonische Schlupfwespe, hat in alle Fugen der Briggeschen Einsamkeit ihre Eier gelegt, und nun wird das Geschlecht der Aengste flügge. Man könnte sagen: die Angst durchsetzt diesen Organismus. Er hat sie im Blute geerbt: nun wächst sie in seinem Blute. In der Kindheit begann sie: und ward reif mit seinem Heranreifen. Es ist ein Werden und Gedeihen der Angst, ein Sichentwickeln. Als wollte sie ihn aus sich selbst herausdrängen.

Aber sie ist nicht nur in ihm: sie ist allgegenwärtig. Es gibt eine Welt der Angst, in die er immer tiefer hineinschreitet. Und er weiß längst, daß er sich hier nicht verirrt, daß er in sich selbst fortschreitet.

Als Kind schon erkannte er es, daß diese Welt beginnt, wo unser Können endet. Sie ist stets das Große, das wir nicht vermögen. Sie ist das immer weiterrückende illusorische Ziel alles Werdens. Sie ist ein Wegweiser.

Steigert sie sich nicht so dämonisch, weil sein Können sich dämonisch steigert, über sein Ich hinaus? Weil sein Müssen ihn, wie eine Stromschnelle, über das noch Menschliche hinausreißt? Wir können nur, was wir müssen. Wir alle können den Tod.

Der Tod „Brigge" ist wie eine Geburt. Todesängste — Geburtswehen der Unsterblichkeit. Aus der Vernichtung des Ich strömt mystisch die Zuversicht eines Werdens in die Seele, welches sich nicht mehr verhalten läßt. Sein Sichablösen wird von einem Gefühl der Fruchtbarkeit begleitet. Und es ist Fruchtbarkeit. Ein wehest seliges Keimen und Drängen, ein tiefstes Sich-Eröffnen, ein nicht mehr zu hemmendes Blühen.

Schon bebt der große Schatten, fast vollendet, in seinem Scheitelpunkt, und sein dichtestes Dunkel ist zum Platzen schwanger mit Helligkeit. Schon ahnen die glühenden Aengste selber, zu welcher Sicherheit sie nicht mehr verschließbare Tore sind. Schon verrät die immer verzweifelter sich zuspitzende Paradoxie der Angst einen Sinn, ein Axiom, das sie spielend löst.

VI.

Es gibt nur Spiegelbilder der Vollendung, die, in einer bestimmten Nähe des Ziels, oder vielleicht nur an einer mit werdendem Gelingen begonnenen schweren Stelle des Weges, hereinreflektiert werden, um beizustehen, um weiterzudrängen, um in einer Hoffnung rasten zu lassen. Wir sind daran gewiesen, uns an der Welt unsrer Vorstellung zu messen. Und wenn aus dem Mosaik unsres Meinens sich der zwingende Gedanke zu zeichnen beginnt, wenn unsre Einbildungskraft das Ganze des Wollens, wie es sich in unserm Tun und Leiden gesammelt hat, in einem Ausdruck vor uns hinhält, der mächtiger ist, als unser armes Leben sich je schmeicheln konnte zu sein: dann dürfen wir hoffen, daß die überwindende Freude, die kräftige Zuversicht, die an solcher Spiegelung sich entzünden, uns nicht gänzlich täuschen.

So sammelt sich die Briggesche Dialektik. So paßt seine Gegenwart und Zukunft auf seine Vergangenheit wie die Himmelswölbung auf den Horizont. So tauchen schließlich seine Visionen und Legenden hervor, im Ich wurzelnd und hoch über allem Ich vollendend.

VII.

Hätte Brigge ein Schicksal, was so im Roman oder im Drama ein Schicksal ist, wäre er eine Gestalt, Gestalt in einer Dichtung, man könnte ihn erzählen, indem man seine Situationen gäbe oder seinen Kontur nachzöge. Aber sein Kontur entflieht ins Imaginäre. Brigge ist eine Umwandlung. Er verzehrt sein Schicksal. Er verbraucht seine Situationen. Er löst sich in Beziehungen auf. Er setzt sich in eine Dialektik um; in einen Stil, der ein Werden ist, ein Weg. Seine Sprache zersetzt ihn, um ihn neu zu organisieren. Sie ist ein noch nicht beendeter Prozeß, sie ist durchaus und überall Perspektive. Sie ist Bewegung und wegverratende Spur.

Durch sie geht Brigges Stimme. Diese immer höher hinauftreibende Stimme, die sein ganzes Wesen unbeirrbar an eine Grenze jagt, wo die bange Erwartung, die erwartungsvolle Bangigkeit ungeheuer wird, als müßte es jetzt und jetzt geschehen. Die Vernichtung? Nein, die Seligkeit.

Diese unendliche Melodie! Nichts kann sie aufhalten. Sie bricht sich Bahn durch alles Stammeln der Erscheinung und des Gedankens, sie fordert so gewaltig, daß, wer sie vernimmt, nicht begreift, wie ihr versagt werden könnte.

Die neue ‚Ariadne auf Naxos‘

von Joachim Beck

Was Hofmannsthal diesmal im Vorspiel bietet, ist: ein direkter, doktrinärer und umständlicher Kommentar als captatio benevolentiae für das Stilgemisch der Hauptoper; mehr verwirrend als entwirrend, weil ohne einheitliches Grundmuster; voll vielfältiger, vieldeutiger, unklarer Beziehungen, Beziehungen höchstpersönlicher Art; Spitzen fürs Publikum und die Rechtfertigung der eignen zu Kompromissen bereiten Politik; eine unter Wehen abgedruckste, spindeldürre Komik; Blicke hinter Kulissen und in verängstigte Künstlerseelen — als Auftakt zu langatmig, zu gewichtlos, um gleichberechtigt neben der Vollоper zu stehen, das Opus eines trocken spekulativen Kopfes. Im Hause eines Ueberfaninal zu Wien rüstet man die Aufführung der tragischen Oper ‚Ariadne auf Naxos‘: da kommt Allerhöchster Hausherrlicher Befehl, einen Bierulk gleichzeitig auf derselben Bühne aus dem Stegreif zu mimen, was denn auch nach anfänglichem Widerstand des Komponisten geschehen kann. Dieses Minimum von Handlung beansprucht geschlagene Dreiviertelstunden Spieldauer, entbehrt der organischen Verbindung mit der eigentlichen Oper, ist weit hergeholt, künstlich aufgepfropft und soll als Erklärung für etwas dienen, was dank Strauß keiner Erklärung bedarf.

Der gibt eine Travestie auf die Oper als Gattung, zugleich ihre Apotheose. Daher jener merkwürdige Stilwirrwarr, der indes Kraft genug hat, sich zu verantworten. Und so ist es recht. Eine Kunst, ein Stil muß seine Berechtigung aus sich selbst nehmen, die Musik aus der Musik, und das tut sie bei Strauß. Ein unbeirrbarer Instinkt gestaltet seine künstlerische Idee in der ‚Ariadne auf Naxos‘ selber so zwingend, daß das ganze Vorspiel überflüssig wird, worin ein Grobschmied allzu deutlich die Absicht merken läßt und dadurch verstimmt. Man streiche es ganz einfach. Nur schade wärs um seine Musik, die, für sich betrachtet, ein vollwertiges Kunstwerk ist, aber unter der gewalttätigen Verkoppelung mit einer andersartigen, so garnicht homogenen, inhaltsschwereren Musik leidet. Strauß hätte in dem Vorakt eigentlich ein eintöniges Parlando zu geben, das möglichst rasch zum Ziel: zur Hauptoper zu führen hätte. Eine geschwätzige Konversation soll vertont werden. Das geschieht denn so amüsant, daß wir mit einem Schlage das Problem der modernen opera buffa gelöst sähen, wenn es dafür eine Lösung gäbe. (Wortfülle ist antimusikalisch und wehrt sich gegen die Vergewaltigung.) Das Kunststück, mit wenig viel zu sagen: hier ist es gleich zur Vollendung gebracht. Ein einziger Horngickser, ein glitzernder Geigenlauf, das Geschnatter der Holzbläser, eine verschleierte Phrase bei den Celli etwa: das charakterisiert, verziert,

verulkt oder gewährt tiefere Einsicht in das gesprochene Wort. Die Diktion strömt glatt dahin, nein: fliegt dahin, stößt allen leitmotivischen Ballast ab, klebt nie kleinlich am Wort, und wo sie es ausnahmsweise tut, da ist es meist als musikalisches Witzchen gedacht (wenn wir beispielsweise das Geld im Orchester klingen hören). Es beginnt rezitatorisch, dann darf man Zukünftiges leis ahnen, ohne daß die Kostbarkeiten der Oper schon völlig entkleidet sind, dann ist, als der Spielbefehl kommt, Beklemmung, Unrast und Lampenfieber fünf Minuten vor Beginn der Vorstellung packend umrissen, und von da ab steigert sich die Musik, wenn der Komponist seine Hymne auf sie singt, zu dionysischem Schwunge und führt so ungezwungen in die Ariadne-Welt ein. Trotzdem ist ihr anzumerken, daß sie, nach Maßgabe des dichterischen Vorwurfs, eine andre Heimat hat, daß sie in einer andern Zeit geboren, daß sie also rekonstruiert ist — denn ein Klangwunder wie die ‚Ariadne auf Naxos' kann man nur einmal und in einem Zuge schreiben. Und das auch nur dann, wenn man so innerlich reich, so entwicklungsfähig ist wie dieser Mann. Die Handlung schwebt im Aether, spielt in einem Böhmen Shakespearescher Einbildungskraft oder in Orplid und ist dem Komponisten nichts als ein Vorwand, Musik zu machen, mit Arien, Ouvertüren, Ensembles von eigenem, antikisierend-modernem Zuschnitt. Diese Handlung wird degradiert zu der äußern Erscheinungsform metaphysischer Dinge, die Auserwählte in Stunden der Erleuchtung dunkel begreifen. So sind auch hier Durchblicke in die Gefilde der Seligen gestattet. Das Naturerlebnis, in dem Dreiklang von Najade, Dryade, Echo Körper geworden, wird eine Feierlichkeit, der ekstatische Zwiegesang von Bacchus und Ariadne, im Anfang Sphärenmusik, zerfließt fast unmerklich in Wonnetuerei, die ein nicht allein konzessioniertes, sondern sogar sehr notwendiges Gegengewicht erhält in den derbkomischen Harlekinaden. Ihnen sollte Papageno ohnehin einen Paß verschafft haben, und sie kraft Vernunft als desillusionierend bekämpfen zu wollen, hieße unvernünftig sein. Ueberdies werden sie in der neuen, sonst kaum veränderten Fassung nicht mehr zum Schlußwort zugelassen, stören nunmehr — als ob sie es je getan hätten! — in keiner Hinsicht, denn Richard Strauß darf sich ihnen hingeben, weil er sie zu sich heraufzieht. Ihre Frische löst jeweils im rechten Augenblick den Gluckschen Klassizismus und die mit dem Orchesterkomfort der Neuzeit überdeckte Mendelssohnsche Zuckrigkeit ab. Im übrigen hört man mit Freude wieder einmal „Melodie", genießt man nach längerer Pause endlich geschlossene Nummern, die zu selbständigerem Leben erblühte Menschenstimme, das verjüngte Orchester, das sich der Bleischwere und Aufdringlichkeit des starren Motivs entledigt hat.

Unter Blech gab die Kapelle eitel Wohlklang. Die etwas angestrengte Hafgren-Waag war im Vorspiel als Primadonna ganz

Zierpuppe und alberne Gans und hatte dann in der Oper ringende Menschlichkeit und große Linie. Für den Bacchus hätte Jadlowker Stimme und Augen gehabt. In die Hosen des ‚Komponisten' steigt nach bewährtem Rezept (wieder in leicht parodierender Absicht auf die Oper) natürlich eine Frauensperson, bei uns natürlich Lola Artôt. Frau Hansas unpersönliches Stimmchen sollte sich weiterhin auf Offenbachs Olympia beschränken. In den Männerquartetten dominierte Henkes idiotisch-fröhlicher Hanswurst; sonst galt in den komischen Szenen an der königlichen Bühne Diskretion (oder Trockenheit?) als Ehrensache. Die Rampe wurde durch die Verlängerung des Zuschauerraumes für das Theaterpublikum im Theater verkürzt und nach hinten gedrückt, und darüber ging der Kontakt mit dem Orchester einigermaßen verloren.

Wiener Aufwärmungen von Alfred Polgar

In den Wiener Kammerspielen: ‚Vater und Sohn'. Dies Lustspiel von Gustav Esmann hat schon auf zwei andern wiener Bühnen freundliche Wirkung getan. Es ist eine sanfte, ein wenig altväterische, von Spaß und Empfindsamkeit zart-blümelig gemusterte Komödie. Ihr Kennwort spricht die prachtvoll herzhafte Amerikanerin aus, die der Mann gewordene Sohn dem Kind gewordenen Vater als Schwiegertochter heimbringt: „Ach, es schlafen sich gut in die alte Dänemark!" Diese Dame mit dem goldenen amerikanischen Herzen spielt Fräulein Marianne Rub. Ihr englisch gewuzeltes Deutsch ist von einer bewundernswert exakten Unrichtigkeit. Wie fest muß so eine Lustspiel-Amerikanerin in der deutschen Grammatik sein, um sich auch nicht ein einziges Mal zu irren und zufällig etwa den richtigen Artikel zum Hauptwort zu erwischen! Herr Nowotny verläßt als stürmischer Knabe das Vaterhaus und kehrt, nach sechs Jahren, als reifer Mann zurück. Wer weiß, wie gut seiner Schauspielkunst grade das Jünglingshafte geglückt wäre. Eine treuherzige, aber dessenungeachtet appetitliche Witwe spielt Fräulein Gutmann, einen scheinheiligen Biedermann Herr Lessen, einen mießen Verführer Herr Fehling, eine lasterhafte Zuckerdüte Fräulein Schmidt. Auch des Großhändlers Holm Tochter, dargestellt von Fräulein Jadeska, führt keinen einwandfreien Lebenswandel; und das Weiße ihrer Augen, das sie so gerne zeigt, ist nicht die Farbe der Unschuld. Ein rechtes Rätsel, woher das Mädchen seine Schlechtigkeit hat. Die Mutter, Fräulein Werner, eitel Tugend und Sittsamkeit; und gar der Vater, der Großhändler Odemar! Ein Dunstkreis von Güte und Rechtschaffenheit ist um sein ganzes Wesen, ein Pelikan-, kein Rabenvater, ja überhaupt nicht Vater, sondern durchaus Papa. Eher will ich die weinerliche alte Großhändlerin einer Verfehlung mit Cövgaard, dem schlecht-

rasierten Buchhalter, bezichtigen, als daß ich Herrn Odemar eine entartete Tochter glaube.

*

Im Deutschen Volkstheater: ‚Sodoms Ende‘ von Hermann Sudermann. Das Programmbüchlein widmet ihm eine Studie, deren troſtreicher Schlußſatz lautet: „In Berlin aber lebt er noch jetzt.“ In Wien aber iſt er noch jetzt mit ‚Sodoms Ende‘ ſo durchgefallen, als obs eine Erſtaufführung geweſen wäre. Der gezuckerte Fuſel — Mundſchenk: Herr Wallner — fand keine dankbaren Grobſchmecker mehr. Auch keine ſtürmiſchen Ablehner. Man war nur allgemein geneigt, das ganze dramatiſche Gewäſch (das ja wirklich kaum eines Schattens Dichte von der Parodie entfernt iſt) auszulachen, ohne Rückſicht auf die vornehmen Mitvergangenheiten, die in ihm angeſiedelt ſind. „Du ſaßeſt ſo ſtill, ich dachte, Du ſchlieſeſt“, ſagt einmal die Unſchuld im Stück. Fräulein Bukovics verſchwendet an dieſen gemeuchelten Backfiſch ihre feine, ganz unſüße Innigkeit. Eine Liebesſzene, die ſie — Regie: Herr Wallner — mit ihrem Partner Rücken an Rücken zu ſpielen hat (ſpäter ändert ſich das), konnte auch ihr kluges Spiel nicht vor Lächerlichkeit retten. Eine neue Begabung des Inſtituts, Fräulein Grete Herzfeld, zeigt ganz ausgeprägte Phyſiognomie; nur ein paar frühe Falten der Routine ſind ſchon kräftig eingezeichnet. Schade, daß Herr Onno, dieſer vortreffliche, durchaus moderne Künſtler, von dem Raketen-Stil nicht los kommt. Seine exploſiven Heftigkeiten waren wieder recht gefährlich. Er ſprach Mundgranaten.

Menſchliches Elend von Andreas Gryphius

Was ſind wir Menſchen doch? Ein Wohnhaus grimmer Schmerzen,
Ein Ball des falſchen Glücks, ein Irrlicht dieſer Zeit,
Ein Schauplatz herber Angſt, beſetzt mit ſcharfem Leid,
Ein bald verſchmelzter Schnee und abgebrannte Kerzen.

Dies Leben fleucht davon wie ein Geſchwätz und Scherzen.
Die vor uns abgelegt des ſchwachen Leibes Kleid
Und in das Totenbuch der großen Sterblichkeit
Längſt eingeſchrieben ſind, ſind uns aus Sinn und Herzen.

Gleichwie ein eitel Traum leicht aus der Acht hinfällt,
Und wie ein Strom verſchießt, den keine Macht aufhält,
So muß auch unſer Nam, Lob, Ehr und Ruhm verſchwinden.

Was jetzund Atem holt, muß mit der Luft entfliehn,
Was nach uns kommen wird, wird uns ins Grab nachziehn —
Was ſag ich? Wir vergehn wie Rauch von ſtarken Winden.

Ein Stück aus den ‚Auserleſenen Sonetten, Gedichten, Epigrammen des Andreas Gryphius‘, die unter dem Titel ‚Das dunkle Schiff‘ Klabund mit einem Nachwort im Roland-Verlag zu München herausgibt.

Das leidende Weib

Lenz ist dreiviertel lebendig, Klinger neuneinhalbzehntel tot. Das empfindet nicht erst die Nachwelt. Goethe, der Lenz einen Hang zur Intrige nachsagt und Klinger einen treuen, festen, derben Kerl nennt: wo er auf Beider Begabung kommt, da sind vielleicht nicht die Stärkegrade des Lobes verschieden — aber man achte einmal darauf, wie persönlich Lenz, wie schematisch Klinger gelobt wird. Einen strengen Verstand, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung: das teilt Klinger mit tausend Dichtern. Freilich: was soll man sonst an ihm loben? Selbst das ist ja schon zuviel. Von Goethe beileibe nicht, von Lenz und Bürger auch nicht zu reden — neben Klinger sind Erscheinungen dritten Ranges wie Maler Müller, wie Leisewitz, sein Preiskonkurrent, wie der Naturalist des ‚Sturms und Drangs' Heinrich Leopold Wagner, wie die Göttinger Hainbündler Größen und Gipfel. Der Charakteristiker Klinger: welche Gestalt ist von ihm geblieben? Sein Feuer, immer nur allgemeines Feuer der Jugend, ist eben mit dieser Jugend dahin. Seine Sprachkraft? Sie oder richtiger: ihr Mangel ist am verräterischsten. Wolkig, verblasen, unfaßbar und unanschaulich sind seine Worte und Bilder. Drei Sätze von Lenz, und eine Situation ist gehämmert. Drei Seiten von Klinger, und man weiß, ohne sogenannte Regiebemerkungen, manchmal nicht, unter was für Leuten, in welcher Gesellschaftsschicht und in welchem Lokal man sich aufhält. Klingers ‚Zwillinge': Unsinn, plebejischer Unsinn; torkelnde Opposition wider Klopstock; typische Muskelhuberei ohne Psychologie; der Schiller des Franz und des Karl Moor dagegen ein Shakespeare. Lenzens ‚Soldaten': unsterblich, ginge das Hürchen Marie uns was an. Klingers ‚Leidendes Weib': unbegreiflich, daß Künstlerohren wie Tiecks hier jemals den Ton von Lenz heraushören konnten, den ein kleinerer Vertreter derselben Richtung und Generation beflissen kopiert. Lenz war, nach ein paar Würfen, die ihn verzehrten, vorbestimmt für den Wahnsinn, Klinger für Staatskarriere bis übers achtzigste Jahr und literarischen Tod bei atmendem Leibe.

‚Das leidende Weib': ein bißchen Bitterkeit gegen die Belletristenschaft, die Mädchen und Frauen mit Phrasen verführt; kritiklose Unterwürfigkeit unter ein Duodezfürstentum, von dem Seligkeit und Verdammnis adliger Kreise abhängt; lyrisch verschwärmte, sentimentale Tugend der Zeit und ihre Kehrseite, unbezähmbare Gier, Völlerei in verschwiegenen Ecken mit käuflicher Weiblichkeit, Roheit und Lärmsucht und dumpf verstocktes Kleinbürgertum; das Sonderschicksal einer Gesandtin, die einem brausenden Jüngling anheimfällt und ihn und sich in den Tod treibt. Nicht leicht, die fünf Akte zu Ende zu lesen. Der Gesandtin Kammermädchen ist dergestalt, daß sie erklärt: „War ich doch so glücklich, in Deutschland zu finden, was meine Augen nirgends sahen. Ein Frauenzimmer wie Danae mit der sanften Schattierung von Psyche und, darf ichs sagen — einen Agathon." Auf Grund dieser klassischen Bildung vertraut ihr die Herrin, die halberwachsene Kinder hat, ohne Scheu, daß Herr von

Brand ihr Geliebter geworden. Was geschieht, und wie es sich äußert: Schwamm, Schleim, Wulst, Gallert — knochenlos wabbliges Zeugs. Ein unerträgliches altes Stück. Dies sei festgestellt, weil Carl Sternheim ein unerträgliches neues daraus gemacht hat und nun behandelt wird, als hätt' er ein Kleinod der Weltdramatik zerfetzt und besudelt. Die Wut auf ihn geht so weit, daß einer der besten Kritiker Sätze von Klinger als Sternheims zitiert und diesen dafür verprügelt, nachdem er den schuldigen Klinger kritiklos gestreichelt hat. Wir wollen die Prügel gerechter verteilen.

Sternheims „Drama nach Friedrich Maximilian Klinger" ist eine einzige schreiende Unechtheit. Er glaubt sich, der bösartig kalte, tödlich scharfäugige Pamphletist, von dieser Gefühlsduselei keinen Hauch, und verlangt, daß wir sie ihm glauben. Mit einem Fuß steht er im letzten Drittel des achtzehnten, mit einem im ersten des zwanzigsten Saeculums. Mit dem rechten Mundwinkel spielt er die Flöte der Werther-Periode, mit dem linken die Tuba des Weltgerichts. Da bleibt für sein eigenes Instrument nicht viel Platz. Nach allem, was er bis ‚1913' an Persiflagen der deutschen Bourgeoisie oder gar des Deutschtums an und für sich veröffentlicht hat, muß er den Krieg mit verdrossener Skepsis betrachten. Das dringt auch hier ab und zu durch, weil ein Igel die Stacheln schließlich nicht völlig einziehen kann. Aber es ist doch erstaunlich und unerfreulich, bis zu welchem Grade das diesem diesmal gelungen ist. Wenn Sternheims Ausrufe über den Krieg eine Demonstration gegen den Krieg sind, dann bin ich wohl taub. Gefällige Anspielungen sollen den Bürger, den früher verhöhnten, vertraulich machen. Der Gesandte hat bis zuletzt zu vermitteln versucht und resigniert traurig; man denkt sich sein Teil und einen bekannten Namen. Alle bedeutenden Männer des Landes versichern in einem Aufruf der Welt auf ihre Ehre: der Deutsche, trotz gegenteiliger Behauptung, sei kein Barbar. Carl Sternheim aber — hier ist er einer, in jeder Hinsicht. Als Bearbeiter. Ein Klingerscher Menschenhasser, der seinem Naturell läge, wird ihm zu billig-biderber Rolle für Winterstein, zum Horatio, Tellheim und Kent. Als Rethoriker. „All Dein Zauberwerk, Dein Warm, Dein Himmel Haar unterm Hut . . .". Dein Warm! Dem Soldaten, der Das aus dem Munde kriegt, wünscht man statt der ehrlichen Kugel ein besonders gesägtes Dumdum-Geschoß. Als Techniker. In des Gesandten Park trifft sich bei Nacht alle Welt. Den Liebhaber überrascht aus dem Buschwerk immer gleich sein Rival. Menschenopfer fallen unerhört, weil der Ironiker, wenn er ernst wird, die Verpflichtung fühlt, mindestens bis zu den Knieen in Blut zu steigen. Mit jedem Schritt wächst unsre Heiterkeit auf seine Kosten, deren Harmlosigkeit leider vergiftet wird durch die Enttäuschung, den Spötter die Gunst der Konjunktur erwittern zu sehen. Keine Gattung der Kunst verlangt so viel Charakter wie die Satire. Der Satiriker, der sich vor uns entgöttert, der selbst zum Gegenstand der Satire wird, der, ein gewitzter Kriegslieferant, die Brillanten in die ‚Kassette' schließt und Gänseschmalz feilhält: der wird nicht nur das Gänseschmalz niemals los, sondern hat auch seine Brillanten für alle Zeiten entwertet.

Schade um Reinhardts ehrliche Arbeit, deren großer Aufwand für drei Aufführungen schmählich vertan ist. Sein Deutscher Zyklus kann garnicht schnell genug vom falschen Kleist aus dem Tiergarten zu dem richtigen des Teutoburger Waldes gelangen. Der Höflich wird bei des Cheruskers Thuschen sicherlich wohler sein als bei des papierensten Kriegers zuckrigem Malchen. „Sie fällt vom Fleisch", wird ihr nachgesagt. Daß die Höflich das trifft — na, das will ich meinen. Der gezierte Sprechtenor Delius wird uns in letzter Zeit ein bißchen zu oft gezeigt. Auch der neue Herr Riemann scheint nicht allzu viel Stahl in den Adern zu haben, ist aber geschmackvoll und zuverlässig. Mein Herz ist bei Denen, die mehr sind. Winterstein macht aus dem Freunde Blum wahrhaftig den Hohenzollern des Prinzen von Homburg. Decarli trägt sein Geschick, betrogen zu sein, mit einer Noblesse, die hier Verschwendung ist. Der Mittelpunkt: Hartmann. Am meisten um dieses prachtvoll kernhaften jungen Menschen willen wird man sehr ungeduldig, wenn der Weg von Lenz und Lessing und Goethe über so künstliche Seitenpfade zu Kleist geht. Wann wird Der die Fanfare blasen lassen?

Berliner Gerüchte von Theobald Tiger

Herr Meyer, Herr Meyer — und hörst Du es nicht,
Das wilde, das grause, das dumpfe Gerücht:
Ein Licht!
Ein Licht in der russischen Botschaft!

Und da, wo ein Licht, da ist auch ein Mann,
und der sitzt an einem Vertrage dran,
beim Licht in der russischen Botschaft!

Und das Licht geht manchem Politiker auf;
es strömet das Volk, es rennet zu Hauf
zum Licht in der russischen Botschaft.

Und einer zum andern geheimnisvoll spricht:
„Da ist was im Gange — ja, sehn Sie's denn nicht,
das Licht in der russischen Botschaft?"

Es erbrausen die Linden! „Berennet die Tür!"
Ein Schutzmann hält seinen Bauch dafür
vor das Licht,
das Licht in der russischen Botschaft.

Sogar ein Geheimer Studienrat
sagt die Information, die er bei sich hat,
vom Licht in der russischen Botschaft.

Und drin spricht der Klempner im öden Saal:
„Du hör mal, Maxe, Du kannst mir mal
die Oelkanne ribajehm!"

Dann gehen die Beiden geruhig nach Haus,
nach dem Stralauer Tor — und das Licht löscht aus,
das Licht in der russischen Botschaft.

Die Katze spielt mit der Maus von Peter Panter

Sie stehen alle im Kreis, die Soldaten, und blicken alle auf einen Punkt. Ich trete hinzu.

Die schwarz-weiße Katze hat eine Maus gefangen. Die schwarz-weiße Katze, unser Kompanie-Peter (eine Dame, allerdings), Peter der Erste; ein junges Tier, noch nicht völlig ausgewachsen, aber auch nicht mehr niedlich genug, um in die Hand genommen zu werden. Die Maus ist noch springlebendig — Peter muß sie eben erst gefangen haben. Peter ist tagelang auf dem Kriegsschauplatz herumgelaufen, Peter hat sich eigenmächtig von der Truppe entfernt, also hat sie Hunger, also wird sie die Maus gleich fressen.

Die Katze läßt die Maus laufen.. Die Maus flitzt, wie an einer Schnur gezogen, davon — die Katze mit einem genau abgeschätzten Sprung nach. Mit der letzten Spitze der ausgestreckten Pfote hält sie die Maus. Die Maus zappelt. Die Pfote schiebt sich langsam hin und her; die Pfote prüft die Maus. Die Katze liegt dahinter und dirigiert das Ganze. Aber das ist nicht mehr ihre Pfote — das ist ein neues Tier, das nur für den Zweck erschaffen ist, ein wenig, so grausam wenig schneller als die Maus zu sein. Die Pfote hebt sich, die Maus stürzt davon — sie darf stürzen, ja, das ist gradezu vorgesehen. Die Pfote waltet ihr zu Häupten und schlägt sie im letzten Augenblick nieder. Die Maus quiekt. Jetzt wird das Tempo lebhafter.

Hurr — die Maus läuft, ein weites Stück. Satz. Hat. Und wieder — und wieder. Manchmal sieht die Katze mit ihren grünen, regungslosen Augen erschreckt ins Weite, als habe sie ein böses Gewissen und befürchte, daß jemand kommt. Jemand — wer sollte kommen? Jetzt läuft die Maus langsamer. Wie eine „laufende Maus", die man kaufen kann; sie wackelt etwas, als ob das Uhrwerk da drinnen schon ein bißchen klapprig wäre. Und wieder hat sie die Katze. Diesmal läßt sie sie nicht los. Sie streichelt sie mit der steifen Pfote; die streckt sich wohlig aus und schnurrt. Du meine kleine Gefährtin! Es ist fast, als bedaure sie, daß die dumme Maus nicht auch mitspielt. Sie soll irgendetwas tun, die Maus. Die Katze dehnt sich . . . Ich habe sie! ich habe sie! Ach — das ist schön — die Macht, die süße, starke Macht! Ich habe die Oberhand — und sie wird ganz lang vor Behagen, so lang, daß vorn die Kralle abrutscht und Maus entwischt. Es ist nicht mehr viel mit ihr — sie humpelt, fällt auf die Seite, quietscht leise. Wieder hat sie die Katze, aber als sie jetzt losgelassen wird, regt sie sich nicht. Sie ist tot.

Das bringt die Katze außer sich. Wie? Die Maus will nicht mehr? Sie ist nicht mehr lebendig, nicht mehr bei der Sache, kein halb widerwilliges Spielzeug, bei dem der Hauptreiz darin be-

stand, daß es sich sträubte? Hopp — dann machen wir sie lebendig! Hopp — der Tod hat mir in mein Spiel nichts hereinzuspielen, das sage ich, die Katze! Und packt die Maus mit den Zähnen, schüttelt sie und wirft sie sich über den Kopf und springt hoch in die Luft und fängt sie wieder auf. Die Katze ist toll. Sie rast, sie tobt mit dem kleinen grauen Bündel herum, das sich nicht mehr bewegt, sie tanzt und wälzt sich über die Maus. Dann gibt es einen kleinen Knack; der Höhepunkt ist überschritten, die Katze beginnt erregt, doch schon gedämpft, zu knabbern. Knochen knistern — die Maus wird im Querschnitt dunkelrot — — —.

Aber das ist keine Allegorie. Eine Allegorie ist ein Sinnbild, eine rednerische Form des Vergleichs, ein, wie es heißt, veraltetes Hilfsmittel. Das aber ist Leben — ist nichts andres als unser menschliches Tun auch. Es ist kein Unterschied: das war eine Katze, und wir sind Menschen — aber es war doch dasselbe.

Die arme Maus! Vielleicht hätte sie fleißig turnen sollen und allerhand Sport treiben — dann wäre das wohl nicht so schlimm für sie abgelaufen. Oder vielleicht haben ihre Vorfahren gesündigt, die auch einmal Katzen waren und sich dann in Nachdenklichkeit und Milde so langsam zur Maus herunter degenerierten. Wer weiß —.

Die Katze ist eine Sadistin. Aber das ist ein dummes Wort; man denkt dann gleich an eine rothaarige Zirkusgräfin mit hohen Juchtenstiefeln und an verwelkte Mummelgreise im Frack, die ihr die Füße küssen und blödsinnige Komplimente lallen. Nein, so war das garnicht; das mit der Zirkusgräfin ist nur der letzte Grenzfall.

Natürlich ist die Katze ein Tier wie andre auch. Und sie ist stärker als die Maus, und das hat sie ausgenutzt weit über die Nahrungsfrage hinaus. Sie hatte die Kraft. Und die Maus litt.

Und dieser Schnitt klafft durch alles, dieser Riß spaltet alles — da gibt es keine Brücke. Immer werden sich die zwei gegenüberstehen: die Katze und die Maus.

Nachkriegswirtschaft von Vindex

Der Blick für die Erkenntnis des Wertes und der Wichtigkeit wirtschaftlicher Vorgänge ist während des Krieges auch bei jenem Teil des Publikums erfreulich geschärft worden, der vordem die Fragen der Volksoekonomie, der Güterbeschaffung und Güterverteilung im Ganzen als bloße Kathederangelegenheiten betrachtete, und dem der gewaltige Machtstreit um die Grundsätze der Gesamtwirtschaftsführung, der laute und erbitterte Gegensatz der Parteien in den Parlamenten, der Erwerbsstände im Volksganzen als das Theoretisieren aufgeregter Politiker erschien, ohne recht greifbaren Hintergrund und ohne Ziel. Diese abseitsstehenden Leute sahen bei all dem Streit rings um sie her, daß das Leben

getrost seinen Fortgang nahm, wie immer die Streiter auch an die Schilde schlugen, was immer sie forderten und drohten; und daß jedermann, soweit erkennbar, wenn er ernstlich wollte, zu essen, anzuziehen, zu wohnen hatte; ja daß der Glanz des Lebens und des äußern Anstrichs in Stadt und Land immer zunahm.

Inzwischen aber hat man überall eingesehen, daß es für keinen Einzigen von uns so ganz ohne Belang ist, ob man von Staats wegen Industrien fördert und stark werden läßt, indem man ihnen die ausländische Konkurrenz durch Zölle und sonstwie vom Leibe hält; daß es in der Tat nicht gleichgültig ist, wie weit die Produktivkraft der deutschen Landwirtschaft reicht, und welche Maßregeln ihrer Hebung dienen können — daß es also mit der Agrarpolitik ebenso wie mit der Zoll- und Handelspolitik eine eigene Bewandtnis hat. Man hat auch überall erkannt, wie nötig wir das Geld haben, das uns durch Schiffahrt und Weltverkehr aus fremden Ländern zufließt (sodaß wir nicht bloß auf die selbsterzeugten Werte angewiesen sind) — kurz: die bedeutsamsten Probleme aus den Lehrsälen unsrer Nationaloekonomen, die Sorgen um die vernünftigste Form der Volksernährung, der Rohstoffbeschaffung, um die Golddeckung der Banknoten und um die Valuta werden von weiten Kreisen, die früher fern standen, jetzt als Wirklichkeiten empfunden.

Aber, so viel wir auch gelernt haben, wir wissen nicht, wie der Verlauf der Dinge in Zukunft sein wird. Und auf die Zukunft richten sich doch unsre Erwartungen und Hoffnungen. Hier grade beginnen für uns die Zweifel und Bedenken, und es zeigt sich wieder einmal, daß alles Wissen nur an der Gegenwart und am Augenblick hängt: daß jede Minute, die kommt, ganze Lehrgebäude im Grunde erschüttern und stürzen kann. Der jetzt schon nicht mehr neue Streit über den mutmaßlichen Verlauf der Wirtschaftsereignisse nach dem Kriege nimmt seinen Fortgang. Nach der gewaltigen Kraftanspannung, die der Krieg auch in wirtschaftlicher Hinsicht nötig machte, nach der ungeheuren Verschwendung, die mit allen Werten getrieben wurde, kann es nicht wunder nehmen, wenn mit der Fortdauer der Schlachten in aller Welt die Stimme der Bedenklichen immer vernehmbarer wird, und wenn man an so manchen Stellen meint, daß die Schäden, die gewisse Industrieen, wie die Textilbranche und die Schiffahrt, gewisse Handelszweige, wie das Immobiliengewerbe, der Getreidehandel, der Exporthandel, erlitten haben, noch sehr lange nachwirken werden, und daß die Wiederaufrichtung zusammengebrochener oder außer Funktion gesetzter Wirtschaftsorganismen viele Jahre in Anspruch nehmen werde und nur sehr schwer geschehen könne. Diesen unfrohen Stimmen erwidern zwar andre, zuversichtlichere, die nichts von Zusammenbruch und Zerstörung wissen wollen, daß auf das Stichwort des Friedens die Zeit des Dornröschenschlafes auch für die am schwersten getroffenen Erwerbszweige vorüber sein wird, daß alle bald wieder jung und lebendig sein werden. Aber, und das ist der Schluß aus diesem und jenem: im Grunde handelt sichs, da jeder Anhalt für Voraussetzungen fehlt, um etwas im letzten Grunde Ungewisses, und Urteile über die Zukunft sind nichts als der Ausfluß von unkontrollierbaren, in persönlichen Eigenschaften, nicht in sachlichen Umständen wurzelnden Ueberzeugungen.

Sieht man sich die Ereignisse an, die sich gegenwärtig auf dem Wirtschaftsfelde abspielen, und lauscht man auf die Unterhaltungen, die in Fabrikkontoren, Kaufmannskabinetten, Bankbüros, in Laboratorien und Versuchsanstalten geführt werden, dann muß man, meinen wir, immerhin zu

einer tröstlichen Einsicht gelangen: nämlich zu dem klaren Wissen, daß bei manchem Niedergang im Einzelnen und bei aller Bedrohung dennoch das Ganze der deutschen Wirtschaft gewaltig, stark und voller Verheißung, lebendig und triebkräftig ist — das Ganze, das ist der Begriff, der Kern und Wesen ist, jene Kraft, die wir in der Ungebrochenheit des Willens erblicken. Der Wille im deutschen Wirtschaftskörper ist noch mächtig am Werke und arbeitet ungeschwächt in allen Gehirnen, die zu Lenkern in der Zukunft berufen sind. Und wer genau hinsieht, kann bemerken, daß bereits Stein auf Stein behauen und gefügt wird, daß der Grund bereitet und gefestet wird, ja daß bereits Säulen und Pfeiler stehen des Hauses, in dem wir künftig wohnen und arbeiten werden.

Antworten

J. L. Ach, ich hatte mich nicht minder als Sie auf Stettenheims fünfundachtzigsten Geburtstag gefreut. Der Greis war ein Jüngling und schien unverwüstlich. Als Frenzel, Pietsch, Haase und Rodenberg sich davongemacht hatten, besprach er das, wie man Vorgänge auf andern Planeten bespricht, denen man selber Milliarden Meilen weit entrückt ist. Wenn schon die Achtziger zu sterben anfingen . . . Er hielt sich an die drei, vier, fünf überlebenden und beteiligte sich pflichttreu an Symposien, die der Benjamin, der hohe Siebziger Lindau, ihnen gab. „Ja, der wird doch langsam alt“, behauptete er dann von dem Gastgeber oder einem der Gäste. Allenfalls mit Albert Niemann war er zufrieden. Sie beide würden hundertsiebzig werden. Warum auch nicht? Wehe, wen Stettenheim nach einem Konzert oder einer andern Abendunterhaltung auf der Straße, auf der Untergrundbahn traf! Er wurde rettungslos verschleppt und kam um die Nachtruhe. Der ewige Jüngling aber saß am nächsten Morgen um Neun am Schreibtisch und bosselte ein Gedicht, eine Plauderei, ein Gebinde Epigramme. Besuchte man ihn um Eins, so zeigte er die Produkte. Und von den neuen Produkten gings zu den alten. Er holte einen Band der ‚Wespen‘ hervor — die er eines Tages, eigentlich ohne Grund, von einem kleinen Journal hatte aufsaugen lassen — und dazu mit Vorliebe zierliche Huldigungsbriefchen, womit ihm Leute wie Wrangel und Moltke einen ungewöhnlich gelungenen Witz quittiert hatten. Absonderliches Gefühl für unsereinen, anno 1916 mit einem Manne zu reden, der Achtundvierzig als erwachsener Mensch mitgemacht hatte und davon erzählte, als seis gestern gewesen! Von Achtundvierzig schritt er zu Siebzig. Er beschrieb die Entwicklung der preußischen Residenz zur Reichshauptstadt, und dazu wieder holte er einen Band der ‚Gegenwart‘ hervor, worin er 1872 seine Eindrücke von dem „Kaiserdorf“ dem „neuen Oberbürgermeister hoffnungsvoll gewidmet“ hatte. Mit seinem dünnen, hohen Stimmchen las er die „Notizen eines Berliners“, der, um Berlin kennen zu lernen, in ein Hotel zieht und dazu eine Droschke zweiter Güte benutzt. Und die Schilderung dieser Droschkenfahrt ist so charakteristisch für Stettenheims beschaulich-unschuldigen Humor, der doch fast niemals unterläßt, sich durch einen satirischen Besserungstrieb vor sich selber zu legitimieren, oder wenigstens für eine bestimmte Unterabteilung dieses Humors, der schon auch stachlig werden und wespenhaft stechen konnte, daß ich ein paar Sätze . . . Also: „Vor der Tür meines Hauses hielt die Droschke, welche mich und mein Gepäck fortbringen sollte. Wenn in Romanen bei solchen Feierlichkeiten das Pferd das Straßenpflaster unwillig stampft, so ist augenscheinlich nicht von einem berliner Droschkenpferd die Rede. Noch nie hat ein berliner Droschkenpferd gestampft, so ungemein nützlich dies dem berliner Straßenpflaster auch wäre. Das ber-

liner Pferd, wenn es sich auf die Droschke zurückzieht, betrachtet sich als pensioniert und als berechtigt, in der Wagengabel von den Mühen seines als Kavallerie- oder Equipagenpferd absolvierten Dienstes auszuruhen. Es beschränkt alsdann sein Laufen auf den Pflichtteil und gibt das Stampfen gänzlich auf. Wüßte das Tier, daß es sich von dem Augenblick an, wo es der Droschke verfällt, nur auf einem großen, langweiligen und überflüssigen Umweg zur Roßschlächterei befindet, so würde es gänzlich streiken. Aber die Rosse und Reisige des Berliner Droschkenfahrvereins befinden sich in einem rührenden Verhältnis zu einander: diese lassen sich nicht merken, daß jene mit drei Füßen im Grabe stehen, indem sie von ihnen nicht mehr verlangen, als ein einbeiniges Pferd zu leisten imstande ist. Eine solche Spottgeburt von Haut und Knochen stand also vor meiner Tür, und hinter ihm im wesenlosen Scheine ein Fahrzeug, welches Droschke heißt. Ich sagte dem Wagenlenker, welcher ein gesundes Aussehen und allein im Gesicht mehr Fleisch hatte als sein Pferd am ganzen Körper, er solle mich nach dem Hotel Soundso fahren. Rasch! rief ich einsteigend. Mein Gefährt säumte behäbig der Straßenecke zu. Ich suchte mich zu beruhigen, indem ich in den Anklagen, mit denen ich mich überhäufte, weil ich eine Droschkenfahrt gegen mich ausgeübt hatte, den mildernden Umstand annahm, daß ich durch den Besitz eines Koffers verführt worden sei, die Tat zu begehen. Gewiß, gewiß, auf den Besitz von Paketen, die man nicht tragen kann, fällt die ganze Schuld, wenn man einen Berliner beim Droschkenfahren in flagantri ertappt. Ich wollte mir die Haare ausraufen, aber zum Glück mußte ich mit jeder meiner Hände eine der Türen festhalten, deren Schloß entweder fehlte oder nicht zum Schließen eingerichtet war. Die angedrückten Türen waren leider nicht imstande, den Schnee und die Kälte vom Mitfahren fern zu halten. Augenscheinlich waren sie von einer etwas kleinern Droschke ausgeliehen worden, um hier Türdienste zu verrichten, denen sie nicht gewachsen waren, und so war es mir denn nicht möglich, die Selbstanklage bei verschlossenen Türen zu erheben. Verzweifelt blickte ich durch die zerbrochene Fensterscheibe vor mir, welche der Kutschermantel von außen nur dürftig bedeckte — es war keine Hilfe in der Nähe. Die Berliner, denen der empörende Anblick einer Droschke leider nichts Neues ist, gingen teilnahmslos auch an der meinigen vorüber, wie Soldaten an einem Militärlazarett, ohne Ahnung, daß sie tagtäglich selbst hineingebracht werden und daselbst hoffnungslos darniederliegen könnten. Und die Fahrt nahm kein Ende. Die Peitsche schien nichts als eine jener Flaggenstangen zu sein, wie sie aus den Häusern unsrer Hoflieferanten hervorspringen, um bei passenden Gelegenheiten rasch mit dem Kattun der Loyalität versehen zu werden. Die Peitsche des berliner Droschkenkutschers ist wie das Zepter nur ein Attribut der Macht; sie wird aber nie angewandt, um die Macht zum Ausdruck zu bringen, vielmehr scheint der Kutscher zu fürchten, daß ihr von seinem Pferde etwas Arges zugefügt werden könnte. Endlich stand die Droschke ganz still. Der Portier des Hotels riß mir die Türe aus der Hand. Thalatta! rief ich. Der Portier glaubte, ich hätte ihm meinen Namen genannt, sagte: ‚Sehr angenehm, Herr Thalatta!‘ und bezahlte den Wagen, dessen Pferd weiterschlief. Ich war Fremder."
Nun, das ist recht hübsch; nur wäre Stettenheim damit allein nie berühmter geworden als Sigmund Haber. Da aber kam Wippchen! Die Figur dieses Schlachtenschilderers war ein Fund, ein Griff, eine Eingebung. Daß Wippchen nicht vom Kriegsschauplatz, sondern, mit Zipfelmütze und langer Pfeife bewehrt, aus dem märkischen Nest Bernau schrieb, war eine Satire auf die schwerfällige Presse der Vergangenheit, die aus Sparsamkeit im Lande blieb und sich unredlich nährte, ist, mutatis mutandis, noch immer eine Satire auf den Teil der Presse, der un-

brauchbare, aber kostenlose Berichte aus dritter Hand einem nützlichen Sonderbericht vorzieht. Wie Wippchen schrieb: das war nun zum Entzücken gar. Generationen von Zeitungsschreibern, die nicht den darzustellenden Vorgang, sondern das Zeilenhonorar vor Augen hatten, die nicht ihren Eindruck wiedergaben, sondern quatschten, die nicht auf einen anschaulichen, sondern auf einen blütenreichen Stil ausgingen — kurz: Schmocks so harmloser wie häufiger Bruder wurde damit ins Herz getroffen. Und wirds noch. Der Journalist, der vielleicht nicht die Gesinnung, aber in kleinern Sätzen dreimal, in größern fünfmal das Bild wechselt. Das klassische Beispiel: Der Zahn der Zeit, der schon manche Träne getrocknet, wird selbst über diese Wunde Gras wachsen lassen. Was Stettenheim hier versucht und vermocht hat, ist eine höchst ernsthafte Leistung, die der Sprachkritiker Mauthner nur nach Verdienst gerühmt hat. Zugleich ists eine unbändig lustige Leistung. Es gibt meines Wissens achtundzwanzig Bände dieser Kriegsberichte; aber an jeder beliebigen Stelle lacht man heute noch, wo der russisch-türkische Krieg und ähnliche Ereignisse wirklich kaum mehr aktuell zu nennen sind. Unsre Freude rührt daher, daß Wippchen niemals Witze von Stettenheim macht, die doch an sich auch keine schlechte Freude waren, daß er überhaupt keine Witze macht, sondern — nun eben, „verzeihen Sie das harte Wort", sich ausquatscht, blumig ist und weder sieht noch hört. Was er von diesem Kriege weder sah noch hörte, das schrieb er ins Acht-Uhr-Abendblatt und sammelte es zu einem Bande, welcher der endgültig letzte werden sollte. Ganz in der Ordnung, daß dies Stückchen Literatur leichter entbehrlich ist, als der Mensch Stettenheim seinen Freunden sein wird. Wenn man am Dienstag nachmittag Frau Marie Stettenheim besuchte und sich der Rüstigkeit, der lebendigen Teilnahme und der wienerischen Unterhaltung der fast achtzigjährigen Dame eine Weile gefreut hatte: dann tauchte in der Tür Julius, der Gatte, auf, blinzelte aus seinen höllisch klugen, pechschwarzen, bildschönen Aeuglein ins Licht der altberlinischen Hängelampe über dem runden Kaffeetisch, reichte mir von unten herauf — denn er war der einzige meiner Bekannten, auf den ich heruntersehen konnte, und ich liebte ihn deshalb besonders — eine winzige Hand und machte einen Witz, und gleich den zweiten, dritten und vierten dazu. In diesem Wohnzimmer war eine Atmosphäre, die das neue Berlin nicht mehr kennt. (Auch solchen Kaffee kennt Berlin nicht mehr.) Hier besänftigten sich die Nerven. Hier hatte man Zeit. Hier herrschten patriarchalische Sitten. Hier begrüßten die Jahrgänge 1830 bis 1850 den Hausherrn mit einem ausgiebigen Kuß. Ein gewöhnlicher Geburtstag: eine Parade der Berühmtheiten Berlins. Schon im Blumenladen des Nebenhauses stolperte man über sie. Es war so beängstigend, daß ich mich zu keinem zweiten Geburtstag hingetraut habe, trotzdem man sich wirklich gern so oft wie möglich den seltenen Anblick eines Ehepaares gegönnt hätte, das einundfünfzig Jahre mit einander verbracht hatte, und dem alle fünf Kinder leben geblieben, selbst in siebenundzwanzig Monaten Weltkrieg leben geblieben waren. Der Tod schien diese Behausung der Potsdamer Straße vergessen zu haben. Da plötzlich fällt dem ewigen Jüngling die Tasse aus der Hand, er kriegt Schüttelfrost, und ein Aederchen platzt im Gehirn, das unermüdlich tätig gewesen war und sonst schwerlich Ruhe gegeben hätte. Sein Abschiedswitz bei einem Besuch, von dem ich nicht ahnte, daß ihm keiner folgen würde, richtete sich gegen einen Schriftsteller, der eine Zeitschrift nach der andern gründet und begräbt, und von dem Stettenheim sagte: „Ixens Name auf einer Zeitschrift — das bedeutet stets die erste Oelung." Jetzt hat er selbst die letzte erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin, Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Verantwortung des Kanzlers

von Germanicus

Die Kreuzzeitung hat ein dankenswertes Bekenntnis von sich gegeben. Im Anschluß an eine Aeußerung der Frankfurterin, die dahin ging, das Interesse der militärischen Stelle an der Lösung der Polenfrage besonders zu unterstreichen, schreibt das Blatt, das eigentlich nicht berufsmäßig den Kanzler zu stützen pflegt: „Wir müssen den Versuch der Frankfurter Zeitung zurückweisen, mit Bezug auf militärische Erwägungen den Kanzler mehr oder minder von der moralischen Verantwortlichkeit zu entlasten. Diese hat er in vollem Umfange zu tragen, weil er allein imstande war, die gegeneinander streitenden Gesichtspunkte, das Für und Wider miteinander abzuwägen und danach die Entscheidung zu fällen." Man liest dergleichen mit einigem Erstaunen; es ist nämlich noch nicht gar so lange her, daß die Kreuzzeitung und die ihr verwandten Blätter in ganz ähnlich gearteten Fragen, bei denen es sich gleichfalls um eine Ueberschneidung von militärischen und politischen Interessen handelte, durchaus andrer Meinung gewesen sind und den Kanzler sehr entschieden dahin drängen wollten, nicht das Für und Wider der gegeneinander streitenden Gesichtspunkte miteinander abzuwägen, sich vielmehr einseitig nicht nur etwelchen militärischen Forderungen zu fügen. Da wir nicht annehmen wollen, daß ein politisch immerhin beachtenswertes Blatt, wie die Kreuzzeitung es sein möchte, im Winde des Opportunismus hin- und herschwankt, bald die Verantwortlichkeit des Kanzlers anerkennt und fordert, bald sie zu leugnen und zu verdrängen sucht, so dürfen wir wohl erwarten, daß künftighin, auch in Fällen, die bisher anders behandelt worden sind, die Kreuzzeitung für die Autorität des Kanzlers eintreten wird und damit zugleich für die Auffassung, daß die Politik auch im Kriege den Staat zu lenken hat. Oder, was dasselbe ist: daß der Krieg nur ein Mittel der Politik ist und von dieser begonnen und abgeschlossen werden muß, je nach dem, wie der verantwortliche Staatsmann bei der Abwägung des Für und Wider zu einem Entschluß kommt.

Leider scheint nun der Kreuzzeitung solche Einsicht erst in diesem Augenblick gekommen zu sein; noch gestern hat sie in derselben Polenfrage laut gemurrt darüber, daß ihre und ihrer Angehörigen Meinung nicht eingeholt worden sei, bevor die Proklamation des Königreichs erfolgt ist. Nun wollen wir gewiß nicht behaupten, daß der Kanzler nicht die Befugnis habe, die politischen Parteien zu befragen, bevor er einen entscheidenden Schritt unternimmt; es dürfte der Kreuzzeitung, wenn sie nicht grade gleichfalls ein wenig plötzlich dazu gekommen sein sollte, den Parlamen-

karismus zu fordern, aber schwer fallen, nachzuweisen, daß der Kanzler verpflichtet ist, das Parlament oder gar das Volk anzurufen, ehe er sich entschließt, gemäß dem § 11 der Verfassung zu handeln. Es ist danach kaum zu verstehen, warum die Herren der rechten Seite verärgert sind, weil sie, was Polen betrifft, vor die vollendete Tatsache gestellt worden sind. Auch die Furcht, daß etwa eines Tages der noch größere Entschluß über das Ende des Krieges und die Gestaltung des Friedens von der Regierung präsentiert werden könnte, bleibt einigermaßen unverständlich, wenn man das oben gekennzeichnete Bekenntnis der Kreuzzeitung zur Verantwortlichkeit des Kanzlers halbwegs ernst nehmen will. Unverständlich ist übrigens im besondern die plötzlich erwachte Leidenschaft dieser Herren, die Rechte des Volkes zu reklamieren. Das war doch sonst nicht so. Man möchte beinahe meinen, daß bei einer genauern Definition des demokratischen Begriffes etwas herauskommen dürfte, das nicht ganz dem entspricht, was wir von uns aus als Volk bezeichnen. Trifft dies aber zu, dann wollen wir nicht verschweigen, daß es uns wesentlich angenehmer wäre, die uneingeschränkte Regierung über den Abschluß des Krieges und die Ausgestaltung des Friedens beschließen zu sehen; weil wir dann nämlich mehr Sicherheit haben dafür, daß Fragen der äußern Politik nicht unter dem Druck einseitiger Auffassung innerpolitischer Doktrinen gelöst werden. Es ist nun einmal so: die Welt ist aus den Fugen, der politische Absolutismus markiert Demokratie, und das Volk entschließt sich, die Verantwortung über sein nächstes Schicksal rückhaltslos der Regierung zu überlassen. Es muß das tun, denn die noch geltenden Verhältnisse lassen nicht erwarten, daß in den Grenzen der durch den Kriegszustand bedingten Möglichkeiten die Wünsche der Demokratie wirklich zur Geltung kommen könnten. Wir müssen uns ein wenig fatalistisch auf das Verantwortlichkeitsgefühl der Regierung verlassen; wir stellen uns darum mit aller Entschiedenheit vor den verantwortlichen Kanzler. Es sollte uns freuen, wenn beim Friedensschluß die Kreuzzeitung sich ähnlich äußern wollte, wie sie das bei der Erledigung der Polenfrage getan hat: „Die vorbehaltloseste Zustimmung spricht der ‚Vorwärts‘ aus.“

Abgesehen von solchen grundsätzlichen Erwägungen scheint aber auch praktisch der Wunsch der Kreuzzeitung, nicht vor noch größere vollendete Tatsachen gestellt zu werden, schlechtweg unerfüllbar. Man überlege nur einmal, welch eine Fülle von Sprechgelegenheiten zu überwinden gewesen wären, wenn die Lösung der Polenfrage zur Diskussion gestanden hätte. Wie hätten sich da die Interessenten gedrängt und die Dogmen geregt, wie wären da tausend Einschränkungen und Aengste geäußert worden! Was aber bedeutet die Polenfrage, gemessen an dem Ausgleich des Welt-

krieges! Man braucht bloß darauf hinzuweisen, wie die wenigen Worte, die der Kanzler in seiner letzten Rede über Kriegsziele, besonders über die Behandlung Belgiens gesagt hat, sofort überkluge Hinweise und abwehrende Kritiken verursacht haben — darauf braucht man bloß hinzuweisen, um zu wissen, daß der „Weg der Demokratie" für die Liquidatoren des Krieges nicht gangbar ist. Es wäre eine Illusion, anzunehmen, daß unter ungewöhnlichen Umständen Kräfte ausschlaggebend sein könnten, die bis dahin in ihrer Selbständigkeit möglichst zurückgehalten worden sind. Das Volk hat nicht die Macht, diesen Krieg zu beenden; es kann keinerlei Interesse daran haben, an den Grundzügen des neuen Reiches die Faktoren, die bis zum Kriegsbeginn der Regierung den Marsch diktierten, auch nur im Geringsten mitwirken zu sehen. Aus den Händen des verantwortlichen Kanzlers wollen wir das neue Reich empfangen; dann allerdings wollen wir es ausbauen, daß es wirklich und endgültig neu sei. Bis es so weit ist aber — so lange soll die Regierung allein verantwortlich bleiben. Das mag ein wenig resigniert klingen, ist aber allein vernünftig und aussichtsreich. Wir glauben jedenfalls, daß der Kanzler schwerer an dem Opfer des Krieges trägt als die unentwegten Machtschwätzer; wir glauben, daß er sachlicher seine Entschließungen treffen kann als Leute, die unter Umständen, wie sie wahrscheinlich eintreten dürften, recht empfindlich enttäuscht werden könnten. Die Rede des Kanzlers im Hauptausschuß, kraftvoll und einsichtig, entschlossen, aber klug, fest und doch beweglich, gibt uns aufs neue das Recht, bei unsrer Auffassung zu beharren, selbst dann, wenn zwischen dem, was Bethmann Hollweg gesagt und gemeint hat, und dem, was Scheidemann für richtig hält, immerhin noch einige Unteschiede sein sollten. Dafür, daß wir recht tun, wenn wir die Verantwortlichkeit des Kanzlers gegenüber den Ansprüchen der Unverantwortlichen stützen, spricht allein schon die Tatsache, daß diese Ausschußrede bei keinem Deutschen Widerspruch fand, nur bei Denen, die kaum dafür bekannt sein dürften, der Demokratie Opfer zu bringen. Zum Enthusiasmus ist jetzt keine Zeit, wohl aber zur einsichtigen Selbstbescheidung und zur selbstbewußten Einsicht.

Die Rekordpresse von Robert Breuer

Mit keuscher Zurückhaltung hat die deutsche Presse sich über das voreilig ausgegebene Extrablatt des Berliner Lokal-Anzeigers ausgeschwiegen. Man kann das verstehen; denn die Fixigkeit ist nun einmal das Ideal der Großstadt-Presse, und es dürfte sich kaum irgendeins der berliner Blätter so frei von Sünden wissen, um das unverantwortliche Verfahren des Lokal-Anzeigers hinreichend zu kennzeichnen. Das Publikum aber, oder, wenn es

besser klingt: das deutsche Volk hat einiges Recht darauf, zu verhindern, daß dergleichen Vorgänge, durch die unabsehbare Folgen hervorgerufen werden können, sich wiederholen. Das Schnelligkeitsbedürfnis des konkurrierenden Zeitungskapitals muß dort seine Grenzen finden, wo das Wohl der Nation durch die Rekordnachricht gefährdet werden kann. Wir wollen nicht vergessen, daß das vorschnelle Extrablatt von unsern Feinden als ein Kriegsgrund reklamiert wird, und daß der Kanzler einen ganzen Absatz seiner Rede dazu verwenden mußte, um die deutsche Politik gegen den Unfug, den das Sensationsbedürfnis hier angerichtet hatte, zu verteidigen.

Leider ist schon wieder ein Beispiel zu nennen, nicht minder geeignet, das seltsame Ideal eines Teils der deutschen Presse aufzudecken: In der Fixigkeit bin ich dich über! Dieses Beispiel ist besonders darum lächerlich, weil es der Ertrag von Reuter-Meldungen ist, von Nachrichten also, an deren Verdächtigkeit die deutsche Presse sich nun langsam hätte gewöhnen können.

Halbwegs verständige Leute mußten wissen, daß eine zuverlässige Nachricht über das Ergebnis der amerikanischen Präsidentenwahl kaum vor Donnerstag früh erwartet werden konnte; grade darum war es sehr reizvoll, schon Mittwoch Mittag das Resultat für fünf Pfennige vertreiben zu können. Um 12 Uhr 30 war die zuständige amtliche Behörde erst in der Lage, mitzuteilen, daß sich gewisse Anzeichen bemerkbar machten, als ob Hughes gewählt werden würde; um Ein Uhr wurde die zugkräftige Sensation bereits ausgegeben. Ist es wirklich nötig, für solchen Mangel an Zurückhaltung nach Vokabeln zu suchen? Die Absicht, die Reuter mit seiner falschen Meldung gehabt hat, ist einigermaßen durchsichtig, und auch diesmal wieder, wie so oft, ist dem feindlichen Bureau sein Unternehmen einigermaßen gelungen. Die Leitartikler haben schleunigst ihre Federn laufen lassen, der abgetane Wilson bekam etliche Tritte, und Hughes wurde als das Wahlergebnis der Deutsch-Amerikaner gedeutet. Der Hamburgische Korrespondent schrieb: „Nicht ohne froh empfundenes Gefühl der Schadenfreude wird auch Der, dem die Wahl des neuen Mannes als eine für die deutsch-amerikanischen Beziehungen sehr zweifelhafte Sache erscheint, die Nachricht von Wilsons Niederlage aufnehmen.“ Die Tägliche Rundschau: „Wenn wir die in Deutschland bestgehaßten Namen nannten, war der Name Wilson vorneau. Und mit Recht. Das soll auf keine Weise je beschönigt werden. Wir haben diesen Mann gehaßt, der uns aufs schwerste geschädigt hat, der seinen Namen und seine Ehre für die Feistmachung des Krieges gegen uns hergegeben hat.“ Die Pommersche Tagespost: „Hughes gewählt: das ist die Antwort der Deutsch-Amerikaner, unsrer treuen, tatkräftigen Volksgenossen, fern von

der alten Heimat! . . . Ihr völkisches Gewissen . . . erwachte zu lohender Begeisterung, als sie die Not der Nibelungen sahen." Sogar der ‚Vorwärts' entgleiste: „Es ist sicher: nach dem siebenten November 1916 wird kein politischer Führer es mehr wagen, die deutsch-irischen Wünsche als gegenstandslos beiseite zu schieben." Die Nachricht, die solche Exaltationen hervorgerufen hat, ist unzutreffend gewesen. Reuter aber durfte zufrieden sein. Der, wenn kein Widerruf kommt, endgültig gewählte Präsident Wilson hat schwarz auf weiß bescheinigt bekommen, daß er von der deutschen Presse als ein Schädling bewertet wird, und daß die Deutsch-Amerikaner nicht zu seinen Leuten gehören. An der Dummheit dieses Vorgangs ändert es wenig, daß, wie einige Meldungen lauten, grade die Deutsch-Amerikaner für Wilson gestimmt haben sollen, und daß, wie die Kölnische Zeitung vermutet, „nur das elementare Friedensbedürfnis des amerikanischen Volkes Wilson zum Siege verholfen hat". Reuter hat erreicht, was er wollte: die Verärgerungssphähre zwischen Deutschland und dem amerikanischen Präsidenten zu versteifen. Nun mag es Leute geben, denen solche Verschärfung der Sachlage angenehm ist; aber selbst sie werden nicht behaupten wollen, daß sie mit Bewußtsein den ihnen von Reuter zugeworfenen Ball aufgenommen haben. Es waren, rund heraus gesagt, Dummheit und Sensationslust, was der deutschen Presse zu dieser Blamage verholfen hat. Man muß notgedrungen erwägen, ob ein so unzuverlässiges Instrument moralisch wie politisch berechtigt ist, den Bakel der Zensur abzuwehren. Die Tägliche Rundschau aber hätte besser daran getan, statt von Reuters amerikanischem Kasperltheater von der Rutschbahn der deutschen Presse zu sprechen.

Zwei Briefe von Gottfried Keller

Aus Stettenheims Briefsammlung

Zürich 16 VII. 1885

Hochverehrter Herr!

Das Circular des Hrn. Spemann, welches Sie mir als Einladung zuzuwenden die Güte haben, versetzt mich in einige Verlegenheit. Einerseits verspüre ich dermal so wenig Eingebungen, welche mich zu dem Gelöbnis berechtigten, in einen Verband einzutreten, der den Namen „Das humoristische Deutschland" führt, und anderseits habe ich auch ein so undeutliches Bild der Unternehmung, daß ich nicht mit fröhlichem Gewissen mich einreihen kann. Ich hege fast die Befürchtung, daß eine Zahl von sog. Humoristen, welche von dem allgemeineren Verkehr ausscheiden und in geschlossener Colonne unter dem Zeichen der bekannten lachen-

den Thräne einhermarschiren, leicht etwa den Eindruck einer Schaar betrübter Lohgerber hervorrufen könnte, weil das Professionelle resp. Zünftige allen Dingen ihre gute Natur raubt. Freilich steht dem wieder entgegen, daß Sie, verehrter Herr! selbst das Beste an der Sache thun und schon Licht und frischen Luftzug in dieselbe bringen werden. So bleibt mir immerhin, den Vorsatz zu fassen, meine geringe Mithilfe zu leisten, wenn ich je in die Lage kommen sollte, etwas entsprechendes hervorzubringen. Nur sehe ich nicht ab, daß ich noch etwa einen ganzen Band zu verüben in den Fall komme.

Ihr mit alter Bewunderung ergebener
Gottfr. Keller.

*

Zürich 15 Aug. 1885

Verehrter Herr!

Ich bin leider nicht in der Lage, mich am ersten Hefte betheiligen zu können. Etwas Befriedigendes ist mir nicht zur Hand, und zum Deponieren kleiner Zwangseinfälle am öffentlichen Orte vergeht mir immer mehr die Lust. Inzwischen kann ich auch besser sehen, was eigentlich gemeint ist.

Schönstens grüßend
Ihr ergebener
G. Keller.

Macbeth von Arnold Zweig

Diese Lady Macbeth ist so ganz unproblematisch, weil sie nichts ist als Weib, liebendes, unbedingtes, unhemmbares Weib, das den geliebten Mann so groß machen, so groß sehen will, als er selbst es gerne möchte, Frau, die ihn aus Liebe über alles Sittliche hinwegjagt, unerschrocken die Mittel will, die zum Zwecke führen, im Stutzen vor dem Ethischen nur das Stutzen auf der schon begonnenen Bahn erblickt, in dem befangen der Mann leidet und sich entmannt; ihn zur Größe treibt über sein Gewissen weg, und die in ihrer Einheitlichkeit und unbedingten Wahl die Würde und Heiligkeit der Skrupel Macbeths selbst dann nicht begreift, als sie, aus Liebe zu ihm weit über ihr Maß emporgerissen, die unerhörte Ausgerecktheit und Anspannung nicht mehr erträgt, all ihre Kraft an ihn fortgegeben hat, fertig ist und in Verwirrung ihres Seins hohl zusammenbricht, ihn mitnehmend: Weib, Heldin der Liebe, amoralisches Wesen Nietzsches. Ich ließe sie von einer sehr schlanken, biegsamen jungen Frau spielen, die eine blonde Mähne schütteln, leichtsinnig überreden und sehr süß lachen könnte, die auf der Oberfläche all der furchtbaren Geschehnisse, die sie veranlaßt, schaukelt, und die in der Szene: „Der Than von Fife hatte eine

Frau — wo ist sie nun?" einfach ein kleines rührendes, ruheloses Mädchen zu sein verstünde, eine Ophelia, die unter einer Vergangenheit erliegt, von der sie nicht weiß, wie sie zu ihr gekommen ist: oder ich ließe sie geistig, gütig, mütterlich überlegen sein, mit aller Logik eines prachtvollen Intellekts ausgestattet und mit dem Temperament der Liebenden, in der eben genannten Szene läge dann die Angst und der weise Gram über Vergänglichkeit und Vergeblichkeit aller irdischen Bemühung auf ihr. Am liebsten ließe ich sie von der Hohorst spielen, einer (vielleicht noch) in München lebenden Schauspielerin, die nur der großen Aufgabe bedürfte, um groß aufzuflammen.

Macbeth aber: nie hat die düstere Glorie der Sittlichkeit so über einem Manne geleuchtet, der mit vorschauendem Gehirn die ganze Folge der Untat sieht, noch ehe er sie tut, und der sie gleichwohl tut, weil er außer einer empfindlich wissenden Seele ehrgeiziges Blut hat und ein mannhaftes Herz gegenüber allem, was nicht Schemen seines Gewissens ist. Von den Männern Schottlands der tapferste und tiefste: sollte er nicht unten im Blute die Sucht nach dem Purpur tragen? Aber die Erde treibt Blasen, die zerplatzend raunen, was sein Blut längst weiß: „All Hail, Macbeth, that shall be King of Scotland." Und nun wird er König von Schottland. Und alles, was in der unvergleichlichen Rede vor dem Anfange des Tuns prophetisch aus ihm ausbricht: „Wärs abgetan, so wie's getan, so wärs am besten schnell getan" — das geschieht an ihm. Er ist ein Held, ja, aber ein menschlicher, gespalten, eine Hälfte des Seins gegen die andre wütend, der bleiche Phosphor des Untergangs liegt auf seinem Helm, Hamlet der Däne ist sein Vetter, der Prinz von Homburg und Kandaules der Lyder stammen von ihm ab, er aber bleibt der Schotte, gespenstersichtig, Sohn trauriger Heiden und des starren Hochlands, eine klagende keltische Musik der Tristan-Flöte schwebt vor den Mauern Dunsinans. Ein trüber Kampfkönig ist er, im Gebrauch von Mördern gelehrig und ein Mörder selbst — der alle seine Untaten tut als Untaten, gestoßen, wollend, nicht wollend, freier Sklave, dessen ethisches Wertfühlen unberückbar wacht und redet, und er stammt von den Söhnen der Schlange, die wissen, was gut und böse ist, wissen, und das Böse tun müssen. Als Macduff vor ihm droht, der herrlich Karge, an dem er unsagbar gefrevelt („die Henne samt den Küchlein? All die süßen Kleinen?"), der aus dem Leib der Mutter geschnitten vor der Zeit, hat er sich ganz wieder: an ihm erst ward er zum Unmenschen, an ihm gestaltet er sich wieder zum Manne, seine Weigerung zu kämpfen quillt ebenso tief aus seiner gequälten Seele wie die reckenhafte Verteidigung. Und dann stirbt er und empfängt aus der Hand des Macduff die große Gnade, die süße Lust und das Aufatmen des Todes.

Tschechisches Opernglück von Max Brod

Arm, arm waren die letzten zwei Jahre. Außer meinen lieben Schülerinnen in der Notschule für galizische Flüchtlinge — kaum eine zage Minute des Erwärmens, der Erhebung! Da glüht mir mit einem Male ein künstlerisches Ereignis von der größten Wichtigkeit herein, durchglüht mich . . . kann ich noch mitleuchten oder entsteht nur ein schwarzes Brandloch in mir? Ein Abend, an dem ich wieder einmal zittere und weine, an dem ich meinem Gott danke, daß er mich zur Welt kommen und solche Fülle Glücks, solche Fülle der äußersten Seelenausspannung kosten ließ . . . Ja, einst war es anders. Ein solcher Abend trieb mich hinauf, dann schwebte ich oben, hielt mich leuchtend in leichterer Luft. Heute kann ich es nicht mehr. „Ich bin der Mann, der Elend gesehen hat", diese Worte des Jeremias in meinen Ohren — und zu denen paßt kein Schweben und Leuchten. Verwirrt bin ich, betäubt. Vor fünf Wochen traf mich jenes glückliche Ereignis, und heute fühle ich mich noch immer nicht gesammelt genug, es bedachtsam zu sagen oder vielmehr in die Welt hinauszujubeln, wie es meine Pflicht wäre . . . In diese Welt kann man vielleicht überhaupt nichts mehr hinausjubeln. Wieder einmal lege ich das Papier weg . . .

*

Dieses Ereignis war die Aufführung der neuen Oper von Leosch Janacek: ‚Ihre Ziehtochter' (‚Jeje Pastorkyna').

Der neuen Oper? Hier beginnt schon das Seltsame des Ereignisses. Die Oper ist bereits fünfzehn Jahre alt, lag in unterschiedlichen tschechischen Theaterkanzleien, wurde vor vielen Jahren in Brünn ohne großen Erfolg aufgeführt. Nur einiges Aufsehen erregte ihre neue Faktur, die von den meisten abgelehnt wurde. Mittlerweile ist ihr Komponist, der in Brünn lebt und als eine sehr eigensinnige, jegliches Kompromiß verabscheuende Originalgestalt geschildert wird, zweiundsechzig Jahre alt geworden. In Ziffern: 62 Jahre. Und im zweiundsechzigsten Lebensjahr erst erfährt der rüstige Greis, gewiß einer der bedeutendsten Männer, die das tschechische Volk je hervorgebracht hat, im zweiundsechzigsten Lebensjahre erst erfährt er die Genugtuung, daß sein Meisterwerk über die Bühne des prager tschechischen Nationaltheaters geht, erlebt den durchschlagenden Erfolg des Werkes bei Publikum und ernster Fachkritik, erlebt ungezählte Wiederholungen bei ausverkauftem Hause. Ohne jede Reklame setzt sich das schwierige und tragische Werk durch, gewinnt einfach durch seine innere Kraft alle Herzen. Und warum erst heute? Unter den merkwürdigsten Tatsachen der Kunstgeschichte wird für alle Zeiten dieses Faktum von der um zwanzig Jahre verspäteten Entdeckung Jana-

ceks aufbewahrt bleiben. Es deutet immerhin darauf, daß auch ein so kleines, sich selbst übersehendes Volk wie die Tschechen noch nicht die innere Kraft aufgebracht hat, in sich selbst Ordnung zu schaffen, das verderbliche Cliquenwesen der Kunstkritik zu beseitigen und ihre eigenen schöpferischen Potenzen an die richtigen Stellen zu setzen, obwohl dies (meiner Ansicht nach) eine der wichtigsten nationalen und politischen Arbeiten wäre, sogar wichtiger als die welterschütternde Frage ein- oder doppelsprachiger Straßentafeln. Geschieht solch Versäumnis in einem großen Organismus, so ist man eher geneigt, es mit Komplikationen, allzu großer Mannigfaltigkeit und Ausbreitung des Volkslebens zu entschuldigen. Bei einem der Zahl nach geringen Volke, bei dem man so gern für jedes Mitglied eine nahe familienhafte Sorgfalt und namentlich für so unersetzliche Bauelemente wie große Künstler die liebevollste Aufzüchtung erträumt, fällt einem dann die fragwürdige Lebensgestaltung des Genies, diese allgemeine Blamage des Menschengeschlechts, das sein Bestes nicht zu verwalten weiß, um so schwerer aufs Herz. Wie konnte das nur geschehen? fragt man. Und legt es zu den übrigen Enttäuschungen und Rätseln.

Das Werk selbst aber, unabhängig von allen Trübungen seines terrestrischen Schicksals, unabhängig von der Zeit, in die es zufällig zum ersten Mal sein mystisches Licht ergießt — das Werk selbst erglänzt in ahnungsloser Sicherheit, kraftvoll wie die Tage, an denen die Himmlischen zu den Töchtern der Menschen herabstiegen, ja, eingehüllt in den Purpur seiner einfachen Makellosigkeit, in die unaussprechliche Gewalt seines vollkommenen Seins — eine Medusa, vor der die Irrungen des Alltags erstarren und zu Nichts vergehen.

*

Der Text ist schnell erzählt. Er stammt von Gabriele Preiß, einer guten Kennerin des mährischen Bauernlebens, und ist reich an Feinheiten der Charakterisierung, interessant auch in sprachlicher Hinsicht, in der Beherrschung des eigenartigen Volksdialekts.

Zwei Brüder (Stiefbrüder) bemühen sich um die schöne Jenufa. Doch der Leichtsinnige, Steva genannt, braucht sich nicht mehr zu bemühen. Wenn der Vorhang aufgeht, hat er schon längst seinen Willen durchgesetzt. Der andre, Laca, die einmaligste, zugleich aufrechteste Figur des Stückes, ist schroff und zärtlich, ernsthaft und gepeinigt. Die Burschen des Dorfes kehren von der Assentierung zurück. Steva ist nicht behalten worden, nun soll er heiraten. Es gibt zu denken (und Professor Freud hätte eine leichte Analyse dabei, wie überhaupt der Text mit seinen folkloristischen Elementen ein dankbarer Stoff für psycho-analytische Forschung wäre), daß der glückliche Liebhaber mit einem weinerlichen Volkslied auftritt: er sei genommen worden, der Unglückliche, und dürfe nicht heiraten — obwohl alle wissen, wie gut es

steht. Kurz: er ist betrunken, er hat überhaupt genug von der schönen Jenufa, er zerrt sie in den Tanz. Da tritt Jenufas Ziehmutter dazwischen. Sie ist die geheime Herrin des Dorfes, allen an Intelligenz und an Energie überlegen, eine Richterin und Prophetin. Ohne von der Schwangerschaft ihrer unglücklichen Ziehtochter (einer zweiten Rose Bernd) zu wissen, verbietet sie die Heirat. Die folgenden zwei Akte bringen den Zusammenbruch. Das Kind, ein kleiner Steva, ist zur Welt gekommen. Immer noch zeigt sich der treulose Mann nicht. Jenufa und ihre Stiefmutter stehen vor dem Ende, die beiden Stolzen, Hochangesehenen der Gegend. Da packt die Ziehmutter, während Jenufa im Fieberschlaf liegt, das Kind und stößt es unter das Eis des Mühlbaches. Jenufa ahnt nichts von dem Unheil, resigniert rüstet sie sich zur Ehe mit dem vordem verschmähten Laca. Am Hochzeitstag wird die Kindesleiche entdeckt. Die Ziehmutter überantwortet sich dem versammelten Volke — eine Szene, die an den Ausgang von Tolstois ‚Macht der Finsternis' denken läßt. Doch über Leichen weg haben Jenufa und Laca, der unbeirrt und still durch alle Wirrnisse neben der Inniggeliebten mitgegangen ist, ihre Liebe zu einander in ein himmlisches Reich der Menschlichkeit erhoben. Der Lärm des Gerichts ist verrauscht. Die beiden Menschen stehen frei und groß einander gegenüber, von Harfen und Wohlklang des Blasorchester umflutet. Diese Schlußszene allein, mit ihrer zarten und kraftvollen Melodik, ihrer natürlichen Steigerung, ihrem die Arme unendlich ausbreitenden Abgesang — sie allein schon reiht das Werk unter die unsterblichen Schöpfungen ein. Der Realismus der Bauernoper mündet in das klare, einfache Symbol zweier guter, wahrhaft guter Seelen. Und seltsam: die Musik, bis dahin von scharfer nationaler Ausprägung (ich nenne Janacek gern einen mährisch-slowakischen Smetana, nur von dunklerer, leidenschaftlicherer, gleichsam südlicherer Färbung), die Musik wird hier ganz allgemeine, nur musikalische Musik, die Zwischenstufe der Ethnographie hat sich in den großen Ozean der Humanität ergossen. Und zum ersten Mal nach all den schreckensvollen Szenen, im letzten Akte des Textes erklingt die Erhabenheit des großen Namens: „Gott". „O, Laca, meine Seele," singt Jenufa, „komm, o komme. Schon treibt mich Liebe zu dir, diese größere Liebe, mit welcher der Herrgott zufrieden ist." Und maestoso rauschen in einfachen Zerlegungen Geigen und Trompetenfanfaren empor.

*

Wie grade diese Schlußszene mehr als philosophische Essays uns in den Mittelpunkt jener liebeglühenden Idee versetzt, die aus dem wahrhaft und ohne Eigensucht gefühlten Volklichen reine Menschlichkeit hervorsprießen läßt, wie diese göttliche Musik mir mehr über das Wesen der Nation und des wahren Nationalis-

mus sagt als alle Theorie, so zeigt sich auch in einer ganz kleinen, nur episodenhaften Szene des Anfangs, die ich deshalb hervorheben will, daß der wahre Volksfreund und Volksmann (als solcher wird Janacek geschildert, auch in praktisch-politischer Hinsicht) aus seiner tiefern Kenntnis des Volkes oft zu einem von der Schablone recht weit abweichenden Begriff kommt, der dem abgefeimt selbstverständlichen Volksbegriff sogenannter ‚Realpolitiker', Leitartikler und Feuilletonisten, stracks zuwiderläuft.

Während Jenufa sehnsüchtig ihren Liebsten erwartet und die Sorge künftiger Mutterschaft schon ihren jungen Kopf verwirrt, läuft ein Schäferbursch auf die Bühne. Sie solle ihm ein neues Blatt aufschreiben, das vorige habe er schon zu Ende gelernt. „Wart', bis ich in die Stadt gehe, ich bringe dir ein Lesebuch mit, in dem wirst du lernen. Auch schreiben werde ich dich lehren, damit du ein besserer Mensch wirst." Und jodelnd läuft der Bursche weg. „Jenufa hat mich lesen gelehrt", ruft er jubelnd in die Wälder rings um die Bergmühle. Die ganze Szene baut Janacek auf eine sanfte, einfache Melodie auf. Wie intuitiv haben da Dichterin und Komponist das Richtige getroffen! Ja, das Volk ist nicht grob und dumm und vierschrötig, wie die oberflächlichen ‚Volksdichter' es malen. Etwas unendlich Feines, Vornehmes, scheint auf dem Grunde einfacher Bauernseelen zu blühen. Heute hat man sich gewöhnt, jedes Bildungsstreben als „klug" und „strebsam" und „rationalistisch" gering zu achten. Man hat sich grade in dem Bestreben, das Volk „unliterarisch" zu sehen, einen ganz literarischen Begriff von einem „dumpfen" Volksgeist gemacht. Man perhorresziert jede „Aufklärerei". Wie unsagbar anmutig und richtig stellt dagegen diese winzige Szene das ewige heilige Streben vom Tier weg hin zum Menschen auf die Bühne. Es ist eine Szene von höchster Tugend. „Jenufa hat mich lesen gelehrt." Dieser Hirt, so verschieden von allen über die Bretter ziehenden romantischen Schalmei-Hirtenknaben, tritt in aller Bescheidenheit, und ohne es zu wissen, für ewige Menschenrechte in Gestalt einer anständigen Volksschule ein. Flüchtig besehen möchte man ihn einen jüdischen Hirtenknaben nennen. Vielleicht gefällt er mir eben deshalb so gut. Doch im Ernst: ich fühle die Richtigkeit, die ewige Richtigkeit in dieser knappen Figur und ihrer Melodie, ich fühle ihr gegenüber das Phrasenhafte aller bloßen Instinktvergötterung. Grade das im ersten Augenblick Unwahrscheinliche der Szene ist ihr Wesenhaftes. Und es treibt mir Tränen der Zustimmung ins Auge, genau so wie jene unvergeßliche Stelle in der ‚Verkauften Braut', wenn im ersten Finale die Polka ertönt. Ein Volkstanz: da würde so ein liebloser Volksmusiker natürlich sofort mit ungeschlachten Akkorden dreintölpeln. Nicht so der liebevolle Smetana, der die Seele des Volkes verstand. Volk ist zart und nobel im Innersten, ist ehrbar und elfenhaft. Pianissimo und

legato, seidenweich setzt Smetanas Polka ein, dann mit zierlichem staccato. Im elegantesten Salon kann man nicht manierlicher tanzen als auf Smetanas Kirchweih.

Das, meine Freunde, ist das Genie! Der bücherfreudige Hirtenknabe. Das elfenhafte Dorf. Immer anders, als Eure Schulweisheit sichs träumen läßt!

*

Und dieses intime Volkhafte, niemals Vergröberte drückt sich in jeder Modulation, jedem Motiv Janaceks aus.

In einem Aufsatz — Janacek hat einige sehr merkwürdige theoretische Artikel veröffentlicht, die man mit unaufhörlichem Kopfschütteln lesen muß, so ehrlich und dennoch paradox sind sie — erzählt er, daß er sich gerne in den Klang gesprochener Worte „einsaugt". Heimlich lauscht er den Gesprächen der vorübergehenden Menschen, liest ihren Gesichtsausdruck, beobachtet jede Hebung und Senkung der Wortmelodie, notiert sie und findet in ihr und ihrem eigentümlichen Rhythmus die ganze Umgebung des Redenden wieder, die Tagesstunde, die Beleuchtung, Hitze, Wärme, Gesellschaft, Gemütsstimmung des Augenblicks. „Ich hatte eine stille Freude an der Schönheit dieser Wortmelodien, an ihrer Ausdrucksfähigkeit, an der Kraft der Expression."

Der Realismus dieser eigenartigen Methode könnte Verdacht erwecken. Hier aber setzt der Genius ein. Nicht die Wortmelodie, sondern Eingebung, Umformung tritt in das Kunstwerk. „Ein Wortmotiv", sagt Janacek, „atmet in eigener Wärme, glänzt im Eigenlicht. Ich schleife seine melodischen Kanten, seine rhythmischen Flächen — wie einen Edelstein." Aus diesem Element leitet er weiter die Harmonie ab. Auch das Orchester, das sehr eigenartig, aber einfach behandelt ist, nahezu ohne jede Polyphonie, dient ihm nur dazu, die Wortmelodien zu unterstreichen. In dieser Hinsicht ist er wohl der denkbar schärfste Gegensatz zu Wagner. Bei Janacek wird die Hauptmusik wieder aus dem Orchester auf die Bühne gehoben. Nicht selten führt er die Streicher unisono mit dem Gesang. Man lauscht Kantilenen, wie man sie seit Verdi nicht gehört hat.

Ich leugne nicht, daß ebendieselbe bizarre Theorie von den Wortmelodien, wenn sie zufällig einem Autor von niederer Begabung in den Sinn gefallen wäre, ein abscheuliches Potpourri im Musivstil hätte erzeugen können. Janacek aber ist so stark von musikalischer Substanz erfüllt, daß er jeder Satzwendung eine ausreichend kräftige melodische Linie gibt, niemals zerbröckelt, nie zittrig wird. Der Grund hierfür liegt tiefer als in seinem persönlichen Genie. Nie ist mir der Segen einer im Volkstum wurzelnden Kunst so klar geworden wie hier. Janaceks Wortmelodien klingen nämlich nicht anders als lauter abgekürzte, halb unterdrückte,

bald auch langausgesponnene mährisch-slovakische Volkslieder, echte Naturlaute. Das Genie des Volkes spricht aus jedem Takt. In jedem Rezitativ zuckt es wetterleuchtend von wahrhaftem Volkston. Daher entsteht niemals der Eindruck des Mosaiks, alles scheint aus derselben unerschöpflichen Quelle zu fließen, mit ungezwungenster Leichtigkeit, immer neu quillt Melodie auf Melodie auf, das Ohr kann sich gar nicht satthören. Immer noch könnte der Zweifler, der nur diesen Bericht kennt, nicht die Oper selbst, die Meinung hegen, daß mit diesem Prinzip einander ablösender Melodien, auch wenn sie auf einen noch so einheitlichen Ton gestimmt sind, niemals eine strenge klassische Form gewährleistet werden kann. Hier nun wendet Janacek ein Mittel an, das so einfach ist und das Problem so vollständig löst, daß man diesen genialen Ausweg verblüfft anstaunen muß. Bekanntlich pflegt die Landbevölkerung gern einzelne Worte und Sätze zu wiederholen, gleichsam mit verwundertem Kopfschütteln ihrem eigenen Echo nachzulauschen und es immer wieder noch einmal und noch einmal hervorzurufen. Von dieser realistischen Beobachtung macht Janacek einen außerordentlich reichen Gebrauch (grade diese Wiederholungen haben ihm — neben der einfachen, fast kontrapunktlosen Orchestrierung — die größten Angriffe eingetragen). Hierdurch trifft er einerseits die natürliche Ausdrucksform seines Milieus, andrerseits gewinnt er zugleich breite Flächen innerhalb seines Werkes, auf denen er seine Motive, ihren innern Bedürfnissen gemäß, weitläufig ausbreiten und stilisieren kann. Der Theoretiker entnehme hier aus einem wohl ganz seltenen Beispiel, daß Naturwahrheit und allerstraffste Stilisierung nicht immer und nicht unbedingt jene Gegensätze sind, als welche eine Atelierkunst sie hinzustellen pflegt. Von all den vielen Erkenntnissen, die ich dieser Oper verdanke (das wahrhaft Reale, Wesenhafte des Werkes bringt Weisheit für den Forscher der allerverschiedensten Gebiete), schätze ich eben diese am höchsten ein: daß hier eine ganz lebensnahe Kunst gegeben ist, die dennoch keinen andern als den in ihr liegenden Gesetzen unnaturalistisch freier Formgebung, also des Expressionismus gehorcht. Das oftmals wiederholte Wort oder Satzgebilde ist gute Deskription, befriedigt den Impressionisten; zugleich aber ist es eben in seiner Wiederholung gleichgiltig, nur noch Gefäß der überströmenden Musikinspiration, die sich auf ganz unprogrammatische Weise, nach Art absoluter Musik, in dem ihr eigenen Leben der Variation, Gradation, Vergrößerung, vor allem delikatester Umrhythmisierung, also im strengsten Stil etwa einer Bachschen Messe ergeht. Wie dort das oft wiederholte „Kyrie eleison“ nur noch Stoff einer Fuge wird, die auf rein musikalische Weise, nicht durch Tonmalerei, diese zwei Worte im Stil des neuen wortlosen Materials ausdrückt — so wiederholt Janacek seinen Text rücksichtslos, so lange eben die musikalische Phrase es verlangt, und eine Dialogstelle, wörtlich übersetzt, nimmt etwa folgende Ge-

stalt an (ich wähle die Szene, die der oben erwähnten Schäferjungen-Episode unmittelbar folgt):

Die Alte: Was du für Gelüste hast, Mädel. Auch die Barena hast du lesen-gelehrt. Einen Mannesverstand hast du, so wie deine Ziehmutter. Ein Lehrer, Lehrer hättest du werden sollen.
Jenufa (aufseufzend): Ba, ba, mein Verstand, liebe Frau, ist mir längst da irgendwo in den Mühlbach gefallen. Ba, mein Verstand Frau, ba, mein Verstand ist mir längst da irgendwo in den Mühlbach gefallen — da irgendwo in den Mühlbach gefallen — längst in den Mühlbach gefallen.

Innerhalb dieser sonderbaren Textgestaltung, weit über die bloßen Worte hinaus, entfaltet sich die autonome Melodie; nicht etwa durch signalartige Motive jedes wiederkehrende Wort illustrierend (wie bei Wagner in seinen schwächern Szenen), nicht durch Zitate in fremde Stimmungen eingreifend — nein, gleichsam frei hinträumend, sich über sich selbst hinausspinnend in ein ganz unirdisches, unmaterielles Medium, in reinste Musikform, sich ausschöpfend und voll auswirkend, sodaß jeder derartig wiederholte Satz ein in sich abgeschlossenes, einheitliches, gesteigertes Musikstück darstellt. Dieses Mittel findet sich natürlich nur an den formalen Höhepunkten so deutlich ausgeprägt, überall aber zeigen sich Spuren davon und setzen den energischen Stillwillen des Meisters ganz zwanglos (das eben ist das Geniale: zwanglose, dem Realismus nahe und doch musikalisch immanente Stilisierung) bis in die feinsten Bronchien seines Gebildes durch.

Wenn mich nicht alles trügt, hat Janacek das Stilprinzip gefunden, in dem künftighin jedes anhörbare Musikdrama sich zu bewegen haben wird. Vorbildlich ist es, wie er materiellstes Lokalkolorit (also Impressionistisches) mit der allerreinsten Formstrenge einer abstrakten „Musik an sich" vereinigt. Doch nicht so, daß Nationales und Allgemein-Künstlerisches erst verbunden wird, nein, beide Ströme rauschen gemeinsam in derselben Blutader, kommen schon als ein und derselbe Impuls aus dem Körper hervor. Die herrliche allmenschliche Schlußszene der Oper ist auf diese Art in jedem Takte des Werkes implicite vorgebildet, liegt in der ganzen Anlage. Dieselbe innere Transfusion der großen, allgemeinen, von Bach her strömenden Musikgewalt (wie Bach ist Janacek ein Meister der Orgel) mit der besondern nationalen Individualität ist auch ein Charakteristikum Smetanas, ebenso des viel zu wenig bekannten dänischen Genius Carl Nielsen.

*

Janacek hat, wie ich einem ausführlichen Essay von Jan Kunz (Hudebai Revue, Jahrgang 4, Heft 3 und 4) entnehme, noch viele unaufgeführte oder wenig bekannte Werke in seinem Pult. Vier (zum Teil unvollendete) Opern außer der ‚Ziehtochter'. Einige Oratorien, Klavierwerke, Kammermusik, Tänze, Chöre, Sammlungen mährischer Volkslieder, in denen jahrzehntelange Arbeit steckt, Vorlesungen über Harmonie- und Formenlehre. Kunz berichtet,

daß eine sechste Oper neulich von Janacek selbst verbrannt worden ist. Besonders gerühmt werden seine Männerchöre auf Texte des kraftvollsten tschechischen Dichters Peter Bezruc (dessen Verse in einer schönen Nachdichtung von Rudolf Fuchs nächstens im Verlag Kurt Wolff erscheinen sollen). Ich kenne diese Chöre nicht, aber ich gestehe, daß ich für sie voreingenommen bin und die überschwänglichsten Erwartungen auf die gemeinsame Arbeit der beiden mährischen Sonderlinge und Feuerseelen Bezruc und Janacek setze.

Ich kenne vorläufig nur „Ihre Ziehtochter". Und ich bin vollständig überzeugt davon, daß dieses hinreißende Musikdrama danach angetan ist, die deutsche Bühne zu erobern, in Tausenden und Abertausenden neuen Lebensmut zu wecken, indem es endlich, nach so vielen Leiden, die befreite Seele wieder vor ein Wunder, ein Unendliches, ein Grenzenloses stellt und seine lautzeugende Stimme für die (kaum mehr geglaubte) Göttlichkeit der freischaffenden Menschenseele erhebt.

Ein Tag von Alfred Polgar

„Ein Tag": Lustspiel in drei Akten von Sil=Vara. Held der Komödie ist: die Familie. Ein freundliches Gruseln vor ihr geht durch das ganze Spiel; vor ihren zärtlichen Schrecken, ihrer unentrinnbaren Wärme, ihrem dehnbaren und doch so festen Zusammenhalt. Und alle Ehen, von denen hier die Rede, tragen in Blumenlettern die Tür=Inschrift: „Laß, der Du eintrittst . . .". In die Spanne von Morgens bis Abends faßt das Stück ein volles Maß der kleinen, immer wirksamen Kräfte, die das familiengerechte Beieinandersein zu verwirren oder ganz zu sprengen drohen. Da es ein Lustspiel, gerät die Verwirrung komisch, und statt der Sprengung gibt es nur eine Reihe ungefährlicher Knällchen. Das nennt man ja Lustspiel: ein Theaterstück, in dem das Schicksal mit blinden Patronen schießt. Hier piff=pafft es ziemlich kräftig, aber wenn der blaue Dunst sich verzogen hat, zeigen sich alle und alles unversehrt. Die Familie, um die es in den drei Akten vorwiegend geht, ist ein wunderliches Quartett. Mutter, Sohn, zwei Töchter: durchaus begabte, moderne, bewegliche Menschen. Antibürgerlich und antiromantisch. Jeder ganz ohne Talent für den Beruf eines Familienmitgliedes, aber alle vier miteinander eine „Familie" in des Wortes kompaktester und gefährlichster Bedeutung. Dabei von großer geistiger Geschmeidigkeit, die sie zu verwegenen dialektischen Turnkünsten befähigt. Im zweiten Akt — nach dem Mittagessen — geben sie hiervon eine Probe; nehmen Jongleurstellung an und spielen mit Worten Ball. Die Szene ist von verblüffender Bizarrerie; zeigt aber, wie manches andre im Stück, des Autors Be-

mühen um einen neuern Komödienstil. Er ist ihm nicht ganz gelungen. Seine Originalität hat hier noch kein eigenes Heim; wohnt vorläufig auf Aftermiete in ältern Lustspielräumen. Daß er eine gute Komödie schreiben könnte, verrät ‚Ein Tag‘ insbesondere in der heiter-lebendigen Schilderung der besagten seltsamen Familie. Es gehört mehr als Geschicklichkeit dazu, in vier innerlich völlig identischen Menschen vier durchaus verschiedene Variationen desselben Charakterthemas zu spielen. Auf der Bühne kam diese witzig-kontrapunktische Durcharbeitung des gleichen Familienmotivs — die eigentliche artistische Absicht des Spiels — nicht recht zur Geltung. Um so stärker ein größtes Gemeinschaftliches jener vier neuzeitlichen Lebewesen — deren Verschwägerung mit einer Familie ältern Stils dem Lustspiel die motorischen Antriebe liefert — nämlich: ihre gescheite Redseligkeit. Ueber Mann und Frau, Ehe und Familie wird von ihnen viel Geschliffenes, Allzugeschliffenes ausgesagt. Das gibt einen nicht gradeaus, sondern in Kreislinien — immer erst einmal um denselben Fleck herum — fortschreitenden Dialog; und dem ganzen Stück das eigentümliche Tempo einer höchst behenden Langsamkeit. Andante presto. Geist und Trivialität sprudeln wie Warm und Kalt ins gleiche Bassin: es wird naturgemäß eine laue Mischung. Freilich gehört die Viel- und Klugrednerei zum Spaßig-Symptomatischen der geschilderten Familie. Aber es ist ein Kardinalfehler des Lustspiels, daß jener geschwätzige Esprit ein genug starkes Gefälle hat, um sich von allen ihm vorangesetzten ironischen Minuszeichen loszureißen und einherzugehen auf der eigenen Spur, die schreckliche Tochter der Kultur. Ein ähnliches Versehen bringt den Schluß des Spiels um seine boshafte Pointe. Wenn durch das Fenster gutdeutsches Mondlicht über den geräumten Schauplatz der ehelichen Kämpfe rieselt, der Gatte alkovenwärts verschwunden ist, und nun die Dame im Nachtgewand siegesbewußt vor den Spiegel tritt — so ist solcher Triumph des Schlafzimmers natürlich nicht süß, sondern bitter gemeint. Aber wer soll das schmecken? Die Idylle erdrückt die Satire. Hier (und überhaupt) wären Regie und Darstellung Helfer gewesen, wenn sie den richtigen lustig-pretiösen Stil für die Eigenart der Komödie gefunden hätten. Davon war aber im wiener Deutschen Volkstheater keine Rede. Man blieb in den alten Geleisen, in denen besonders der erfahrene Lustspiel-Schaffner Herr Kramer mit größter Sicherheit, kein Stationchen der Heiterkeit auslassend, vorwärtskam. Fräulein Poldi Müllers niedlich-freche Gewandtheit im Männerfang, Frau Ullerichs überlegene mütterliche Praxis und Fräulein Christophersens belanglos-liebenswürdiges Weibchentum klangen harmonisch zusammen. Herr Edthofer hat lauter gescheite Dinge zu sagen. Er trug — als wohlerzogener Schauspieler, der sich in jede Rolle zu schicken weiß — sein hartes Los mit Würde.

Das Jahr der Bühne

Dieser Tage erscheint der fünfte Band, der zweihundertundsechs Seiten umfaßt, broschiert drei Mark, gebunden vier Mark kostet und, wie die ersten vier Bände, bei Oesterheld & Co. in Berlin erscheint. Die fünf Bände zusammen kosten: broschiert zwölf Mark, gebunden sechzehn Mark. Auf der ersten Seite des fünften Bandes steht:

Das fünfte Vorwort sei von Goethe. Er schreibt im Jahre 1823: „Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude- und Spenerischen ‚Berliner Nachrichten' anhaltend gelesen und besonders auf die ‚Notizen und Urteile, das Theater betreffend' ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und, wie er von sich selbst sagt, ‚aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduzieren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können'.

Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher frischer und unbefangener Teilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vorteil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte, mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant, die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst, zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redakteur ausübt nach dem Interesse der Partei, der er zugetan ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im aesthetischen Sinne zu statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder teilweise vornehmen, die Konsequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studieren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Vorsatz durchführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse möchten mit frischen Lettern auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich, der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir garnicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Produktionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit, mit

dem allerliebsten Humor ausgesprochen, notwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmut zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madam Neumann; sie tun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Möchten diese und tausend andre fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden! Möge unser Theaterfreund und Sinnesgenosse doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt sein. Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand so viele Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden, und wenn gar niemand seiner Meinung wäre."

Wenn erst . . . . . von Theobald Tiger

„Mein Sohn, was hör ich nur für Sachen?
Was schreibt mir Mutter da ins Feld:
Du willst die Schularbeit nicht machen,
Du brauchst jetzt so viel Taschengeld?
Du sitzt jetzt manchmal schon beim Weine
(und warst doch sonst so brav und fromm!) —
Mein Sohn, ich sag Dir nur das eine:
Laß Vatern bloß nach Hause komm'!"

Nachdem ich Fritzchen dies geschrieben,
hab ich mir manches überdacht.
Bei Denen, die zu Hause blieben,
sind Furcht und Hoffnung aufgewacht.
Der Friede kommt auf Glücksgaloschen,
das Feuer sank, das Feuer glomm,
und einmal ist es ganz erloschen . . .
Laß Vatern bloß nach Hause komm'!

Zum Beispiel Minchen spürt ein lindes
Gefühl in ihrem zart Gemüt.
Sie steht jetzt im Jahrzehnt des Kindes
und ist auch häufig drum bemüht.
Mama hat die und jene Sorgen,
manch Fellchen ihr von dannen schwomm —
Der wuchert, und der will nicht borgen . . .
Laß Vatern bloß nach Hause komm'!

Und auch mit unsrer Politike —
da langt der Zensor nach dem Stift,
und aus ists mit der Versmusike.
Wir beten still: O Vater Swift!
Begrüßten doch nicht gar so späte
Die an der Düna und der Somme
den Reichstag, die Geheimbderäte . . .
Laß Vatern bloß nach Hause komm'!

Feldpostpostbrief

Meine letzten kurzen Nachrichten, daß ich „ein Ding" abgekriegt habe, wirst Du ja schon haben, und so wird es Dich nicht weiter wundern, daß ich in Deutschland bin. Um Dir gleich von vorneweg alle Besorgnisse zu nehmen, will ich Dir sagen, daß es nicht schlimm mit mir ist. Quetschung der rechten Schulter, Schlüsselbeinknick, Kontusion der rechten Lunge steht auf meinem Krankenblatt. Wie ich zu meiner Verwundung gekommen bin? Nun, ich will es Dir erzählen, obgleich mein Gedächtnis (wie auch mein Gehör) ganz bedeutend nachgelassen hat. Ich war in K., um Gräber gefallener Offiziere zu photographieren, während die Kompanie noch in Stellung lag. Am Sonntag kam das Bataillon aus der Stellung, wurde gebadet, entlaust und sollte einige Tage Ruhe haben. Montag nacht wurden wir alarmiert, Dienstag früh verladen, und es hieß, wir kommen nach D. Ich glaubte es aber gleich nicht, weil nur unser Bataillon verladen worden war. Ich hatte auch Recht gehabt. Nach wenigen Stunden wurden wir ausgeladen, bekamen dreifache eiserne Rationen, wurden in Last-Autos verpackt und sausten los, in die Berge hinein. Nun wußten wir Bescheid. Denn wenn es so eilig mit uns war, dann mußte es irgendwo wieder brenzlich sein. Sieben Stunden Autofahrt, auf ganz erbärmlicher Straße, zusammengepfercht wie Rindvieh, sind durchaus kein Vergnügen, zumal wenn man ahnt, daß es zum Sturme geht. Gerädert in jeder Bedeutung des Wortes kamen wir abends am Fuße des K. an, wo wir trotz der empfindlichen Kälte im Freien biwakierten. Mittwoch früh ging es den K. hinauf. Da oben schon Schnee lag und das Wetter wohl kalt, aber klar war, so hatte man einen märchenhaft schönen Rundblick. Auf diesem Berge steht ein Feldlazarett in Zelten, Divisionsstab und Trainkolonnen lagern oben, und man glaubt garnicht, mehr als zweitausend Meter über dem Meere zu sein. Ich hätte gern geknipst, jedoch blieb mir gar keine Zeit. Nach kurzer Rast ging es auf der andern Seite den Berg hinunter in ein tiefes Tal, wo ein kleines Dorf liegt, am Ufer eines breiten, reißenden Gebirgsflusses. Wir waren sehr müde, als wir am Spätnachmittag dort ankamen, und wir hofften, daß wir dort biwakieren würden. Nach ganz kurzer Rast mußten wir antreten, und der Brigade-Kommandeur hielt uns eine Rede, die bitterernste Aussichten für uns eröffnete. Der Russe war in siebzehnmaligem Sturmangriff auf etwa Bataillonsbreite durchgebrochen, einige Kompanien waren aufgerieben worden, aber zwei Kompanien hielten noch Stand, trotzdem die Russen in außerordentlicher Stärke andauernd angegriffen hatten. Unserm Bataillon lag die ehrenvolle Aufgabe ob, am kommenden Morgen die Russen zu überraschen und zu umgehen, um sie vollständig aufzuheben. Es durfte kein Gewehr geladen sein, nur Bajonettarbeit war befohlen. Na . . . So müde, wie wir waren, mußten wir noch im Tal eines Baches den schwierigen Aufstieg bis zur Stellung der beiden Pfeiler-Kompanien erklettern. Es war furchtbar anstrengend für unsere Leute. Wir kamen bis zum Umfallen erschöpft oben an. Feuer durfte nicht gemacht werden, und so wickelten wir uns in unsre Decken und lagen im Schnee, um wenigstens noch so lange zu schlafen, bis wir zum Sturm antreten mußten. Und wir schliefen trotz Kälte und Nässe des schmelzenden Schnees ungewiegt. Um halb Drei, nach knapp zweistündiger Ruhe, mußten wir antreten. Außer den eisernen Rationen und dem gerollten Mantel wurde alles Gepäck zurückgelassen, und wir krochen teilweise auf allen Vieren den Berghang hinauf. Strenger Befehl war, möglichst lautlos sich auf die Höhe zu arbeiten, auf welcher der Russe liegen sollte. Ich muß sagen, daß unsere alten (bis vierundvierzigjährigen) Leute ganz vorzüglich sich benahmen.

Wir kamen unbemerkt herauf, und nun ging es mit Hurra und gefälltem Bajonett dem Russen auf den Leib. Lieber Bruder, Du sagtest, ich sollte Dir mal schreiben, wie es einem bei derartiger Arbeit zumute ist. Ich will versuchen, aus den frischen Eindrücken Dir mitzuteilen, was ich empfand. Beim Aufspringen waren wir keine fünfzig Meter vom Feinde. Da der Russe auf der Höhe lag, sahen wir ganz deutlich die sich scharf vom helldunklen Himmel abzeichnenden Gestalten der völlig überraschten „Panjes". Vor mir ragte eine mächtige Gestalt auf, lebhaft mit den Armen gestikulierend und unartikuliertes Gebrüll ausstoßend. Ich kam heran, und mein Seitengewehr glitt in den massigen Leib des Kerls, wie etwa ein Ahle in weiches Leder. Etwas Warmes, Nasses spritzte mir entgegen, und der Kerl fiel in die Knie, mit seinem schweren Körper mich, der ich krampfhaft mein Gewehr hielt, umwerfend. Ich riß mit aller Gewalt, kniend, mein Gewehr zurück und kroch über den Kerl auf allen Vieren. Das alles vollzog sich in weniger Sekunden, als ich benötige, um es aufzuschreiben. Wie ich über den Kerl kroch, wälzte er sich herum und mit einem ganz komischen Geplärre, wie es etwa kleine Kinder von sich geben, wenn sie sich heftig geschlagen haben, kullerte der arme Kerl den Hang hinunter. Rechts und links von mir ein Chaos durcheinandergekommene Gestalten, ein Gebrüll von Hurra und in allen Tonarten erschallenden Lauten höchster Angst und wahnsinnigsten Schmerzes, das man nicht schildern kann. Noch einmal glitt mein Seitengewehr in einen Russenleib. Ich sah ganz deutlich, wie der Kerl, ein kleiner Mensch mit einem langen schwarzen Schnurrbart, den Mund aufriß, mich mit entsetzten Augen anstierte und mit beiden Händen nach mir griff. Da zog ich mein Eisen mit kurzem Ruck zurück, um noch einmal zuzustoßen. Der Kerl drehte sich aber mit rasender Geschwindigkeit um, hielt sich die Hände vor den Leib und rannte schrecklich brüllend zurück. Ich hinter ihm her. Grade, als ich noch einmal zustoßen wollte, fiel er um, und ich, durch die Wucht meines Stoßes vorwärtsgeschleudert, fiel über ihn und geriet in eine der flachen Schützenmulden, welche an Stelle von Gräben überall ausgehoben waren. Dicht neben meinem Ohre plärrte mein „Panje" fast in dem gleichen Ton wie der andre. Ich war wie betäubt und konnte mich sekundenlang nicht rühren. Erst der dicht neben mir herumtastende Arm des Verreckenden brachte mich zur Besinnung. Als ich mich aufgekrabbelt hatte, war kein Gegner mehr vorhanden. Erst hundert Meter von mir sah ich einen dichten Menschenknäuel von weinenden und lebhaft sprechenden Leuten. Es waren Gefangene, die aus Angst um ihr Leben sich wie Kinder benahmen. Ich mußte lachen, obgleich ich es nicht wollte. Meine Kameraden waren schon dabei, sie zu entwaffnen; meistens hatten sie schon alles von sich geworfen. Wir nahmen die Kerls in die Mitte und zogen mit ihnen ab. Ich ging aber nur wenige Meter mit, dann sah ich meinen Leutnant, dem ich als Gefechtsordonnanz zugeteilt war, und ich ging hin zu ihm und meldete mich. Da auch nicht Ein Schuß gefallen war, hatten wir fast gar keine Verwundeten. Wo man hinsah, kamen einige Leute von uns mit ganzen Kolonnen gefangener Russen. Es waren auch Offiziere dabei. Einer, der meinen Leutnant sah, kam auf uns zu und sagte in korrektem, aber hartem Deutsch: „Herr Leutnant, ich bin Ihr Gefangener. So etwas wie diesen Ueberfall macht Ihnen niemand nach. Wir waren wach und haben Ihre Leute erst gesehen, als sie schon bei uns waren." Mein Leutnant ging einige Schritte mit ihm, dann übergab er ihn einem Trupp. Unterdessen war es hell geworden, und wir mußten uns sammeln. Nun kam der Befehl, daß wir uns in die eroberte Stellung einbuddeln sollten. Mit den wenigen kurzen Spaten war das eine mühsälige Arbeit. Ich fand ein etwa anderthalb Meter tiefes Loch, wo anscheinend ein Offizier

gehaust hatte. Mein Leutnant und ich nisteten uns ein und buddelten bis in den hellen Morgen hinein. Immer kamen noch Gefangene an (es wurden ein Major, sieben Offiziere und an zweitausend Mann gefangen; im ganzen sollen es an achttausend Mann gewesen sein), es wollte garnicht alle werden. Als dann die Sonne heraufkam, beleuchtete sie ein grausiges Bild. Rings auf den Hängen der schöne weiße Schnee und um uns herum der Tod in tausendfach verzerrten Leichen. Die Verwundeten waren größtenteils schon fortgeschafft worden, und nur noch ganz wenige hörte man jammern. Umso entsetzlicher starrten uns die Fratzen der in allen Stellungen herumliegenden Toten an. Um nicht immerfort diesen Anblick zu haben, arbeitete ich wie blödsinnig an meinem Loche. Und das war gut. Bisher war alles ruhig gewesen. Man hörte außer dem Geplauder der Kameraden und dem Schurfen der Spaten nichts. Es war schon neun Uhr geworden, da kamen die ersten Schrapnells und Granaten. Sie gingen teils zu weit, teils zu kurz, und wir kümmerten uns nicht um sie. Allmählich kamen sie aber näher und auch häufiger. Nun hieß es Deckung nehmen. Gegen zwölf Uhr war es richtiges Trommelfeuer, und rechts und links schlugen die Granaten ein. Schon hörten wir das Jammern der Getroffenen, als von links durchgesagt wurde: Die Russen kommen! Da vor mir der Abhang einen scharfen Buckel machte, konnte ich nichts sehen. Erst als die ersten Köpfe der auf allen Vieren heraufkriechenden „Panjes" etwa hundert Meter vor mir über den Buckel vorkamen, hatte ich Ziel. Und nun knipste ich einen nach dem andern ab. Es ist ganz merkwürdig: Man glaubt auf dem Scheibenstand zu sein. Ich war ganz ruhig. Neben mir, der Leutnant, war viel aufgeregter. Das ging etwa eine halbe Stunde so. Wenn ich einen abgeknipst hatte, kamen gleich zwei andre heraufgekrochen. Schließlich fing ich schon zu schwitzen an, und da sagte ich zum Leutnant, das wären aber bald zuviel für Einen; da mußten wir beide lachen. Du mußt nämlich wissen, daß wir sehr weit auseinanderlagen. Der nächste Schütze lag etwa zwanzig Meter rechts von mir, und so hatte jeder genug zu tun. Gottlob kamen immer weniger herauf von den „Panjes", und gegen Ein Uhr wurde es ruhig. Erleichtert atmeten wir auf. Vor uns lagen ganze Wälle von Getroffenen. Eine zum Teil noch lebende Mauer aus Menschenleibern, deren Gestöhne und Gejammer ganz entsetzlich anzuhören war. Unsre Krankenträger hatten harte Arbeit, und die Leute schafften alles fort, was sie erreichen konnten. Freund wie Feind. Unterdessen wurde es zwei Uhr. Da fing die Artillerie wieder an. War es schon vorher schrecklich gewesen, wie sie uns beschickten, so wurde es jetzt noch schlimmer. Es waren entsetzliche Stunden. Auf einmal ein Krach, mir ging die Luft aus, und ich sah nichts mehr, nur fühlte ich ein Fallen von Steinen und Erde auf mich. Ich war vollkommen bei Besinnung und wußte gleich, was geschehen war. Ein ungeheurer Granattrichter war an Stelle meines Loches und des eines Feldwebels neben mir getreten. Nun fing ich an, mich zu schütteln, und bekam den linken Arm frei; als ich den rechten herauszuziehen versuchte, mußte ich laut aufschreien vor furchtbarem Schmerz. Nun grub ich mich mit der Linken aus, ein Kamerad kam herübergelaufen und half. Und bald war ich frei. Mit unsäglichen Qualen legte ich mich in das Granatloch und half den Leutnant ausgraben. Er wußte überhaupt nicht, was vorgefallen war. Auch der Feldwebel lebte noch, als wir ihn herausgebuddelt hatten, sein Jammern und Wimmern war scheußlich anzuhören. Als ich so im Granatloch lag, mich vor Schmerzen kaum rühren konnte und andauernd die Granaten sausen und krachen hörte und die Steine und die Erde auf uns niederfiel, da hatte ich nur das eine unbeschreibliche Angstgefühl, es könnte womöglich doch noch eine Granate uns treffen. In meinem Kopfe arbeitete der eine Gedanke, es könnte doch

noch eine kommen, und es war in mir ein Gefühl, das sagte mir: Ausgeschlossen, Du hast ja schon Dein Teil abbekommen. Meine Phantasie arbeitete fieberhaft: Jetzt muß das Feuer aufhören, du gehst herunter vom Berg, du kommst ins Lazarett, und du fährst nach Deutschland. Es griff ein Gedanke in den andern, und wohl hundert Mal erlebte ich alle diese Phasen. Dabei immer das Gefühl: Es könnte doch noch eine Granate einhauen. Ich weiß nicht, ob Du Dir das vorstellen kannst, jedenfalls waren es böse Stunden, die ich in dem Granatloch zubrachte. Erst mit der Dunkelheit ließ das Feuer nach, und ich kroch mühsam heraus aus dem Trichter, sowie es finster geworden war. Erlasse mir, Dir alle die Qualen und Leiden zu erzählen, die ich durchmachte, bis ich nach dreitägigem Marsch im Auto saß, das mich nach L. in den Lazarettzug brachte. Jetzt sitze ich in Dresden, in einem schönen hellen Raume, und bin glücklich, vorläufig allen Schrecken des Krieges entronnen zu sein.

Eisen von Vindex

Wenn von einem eisernen Zeitalter gesprochen werden kann, so muß das Wort für die Gegenwart gewiß gelten; nicht nur in übertragener und bildlicher Bedeutung, sondern auch im eigentlichen und unmittelbaren Sinne. Und von diesem soll hier die Rede sein. Das Eisen und die Erzeugnisse aus Eisen beherrschen die Welt, die in Waffen steht. Die Eisenproduktion und die Eisenverarbeitung hat fabelhafte Abmessungen angenommen, und schon vor Monaten war an dieser Stelle davon die Rede, mit welcher Anspannung die deutsche Schwerindustrie arbeiten muß, um den gewaltigen Forderungen, die der Krieg an sie stellt, gerecht zu werden; und wir sahen auch bereits, wie im Gefolge dieser Kräfte-Entfaltung die Einnahmen und die Gewinne der großen Unternehmungen dieser Industrie anwuchsen. Ein besseres Geschäftsjahr als das letzte Kriegsjahr haben die führenden Eisen- und Stahlwerke seit langem nicht gehabt, und diese Erscheinung steht in enger Wechselbeziehung zu den blutigen und todbergenden Vorgängen auf den Schlachtfeldern in aller Welt — wenn auch die Begriffe der männermordenden Schlacht und der dividendensteigernden Hochkonjunktur seltsam zu kontrastieren scheinen. Zur Milderung des Widerspruchs mag aufs neue daran erinnert werden, daß es sich bei den Kriegsgeschäftsabschlüssen der Schwerindustrie mehr als je um bloße Zahlen und Rechenposten handelt, und daß die Riesensummen auf der Habenseite der Gewinn- und Verlustrechnungen nicht eigentlich, ja nicht entfernt das bedeuten, was sie in Friedenszeiten sind. Heut ist, wie jeder weiß, der Geldwert stark gesunken, sind die Vorräte über die Maßen in Anspruch genommen, die Maschinen hart an der Grenze ihrer Kraft angelangt. Heut stehen den großen in den Büchern errechneten Vermögen der Aktiengesellschaften, den Guthaben und Reserven Kriegseinbußen an arbeitendem und werbendem Kapital gegenüber, deren Heilung erst vollendet sein muß, bevor wirklich zu ersehen ist, wie es um die deutsche Schwerindustrie bestellt ist.

Auch der Gang des Friedensgeschäfts, die Gestaltung des inländischen und des ausländischen Absatzgebietes muß bei dieser künftigen Betrachtung zunächst abgewartet werden. Man muß bedenken, daß der Staat eines Tages, nämlich wenn Frieden sein wird, sein großes Portemonnaie zuklappt, und daß dann die schwere Industrie für ihre Beschäfti-

gung im wesentlichen auf den Friedensbedarf und auf den Export angewiesen sein wird. Wie dann die Entwicklung des Geschäfts sein wird, liegt noch im Dunkeln, und das Urteil über die Zukunft hängt nicht nur von der bis zum Friedensschluß noch eintretenden Abnutzung, von dem Verbrauch an Werten und von dem Schaden, also von den Wiederherstellungsnotwendigkeiten und deren Umfang ab, sondern namentlich und in der Hauptsache auch von der künftigen Zahlungsfähigkeit des deutschen Volkes und der öffentlichen Wirtschaft. Darüber läßt sich aber heut durchaus noch nichts Endgiltiges sagen.

Immerhin ist es beachtenswert und kennzeichnend, daß aus dem Lager der Eisenindustrie selber dieser Tage über die Aussichten für die Zukunft eine recht optimistische und in jedem Falle beruhigende Stimme laut geworden ist. Der Generaldirektor der Laurahütte, Geheimrat Hilger, hat sich in der letzten Generalversammlung des Unternehmens über die künftigen Möglichkeiten seiner Industrie in interessanter Weise ausgesprochen. Der Ausbau und die Erneuerung der Eisenbahnen, der neu aufblühende Schiffsbau, der lange zurückgehaltene Bedarf der Landwirtschaft — alles wird, so meint Herr Hilger, dazu beitragen, die deutsche Eisenindustrie nach dem Kriege in gutem Gang zu erhalten. Auch der Export werde bald wieder in Fluß kommen: wir werden gute Waren billig anbieten, und der Käufer, wer und wo er auch sei, werde durch keine Beschlüsse noch so feierlicher Wirtschaftskriegs-Konferenzen davon abgebracht werden, die Ware da zu erwerben, wo sie ihm am vorteilhaftesten zu stehen kommt. Neben den preiswerten Angeboten entscheiden, sagte Herr Hilger weiter, Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit im geschäftlichen Wettbewerb. Beides wird die deutsche Schwerindustrie gegenüber der des Auslandes in die Wagschale werfen. Der Weltmarkt wird ihr wieder offen stehen, ebenso wie er sich der deutschen Farben- und der Kali-Industrie wieder erschließen muß, deren Standort Natur und Begabung ein für alle Mal in Deutschland festgelegt haben.

Einige Herzstärkung im Kriege ist gut und so manchem von nöten. Zuversicht ist eine der schönsten menschlichen Gaben. Worte wie Wirtschaftskrieg, Abschnürung und Bestrafung Deutschlands durch oekonomische Maßregeln, sollten den Einsichtigen und Kühlen in der Tat nicht schrecken. Das Eisen, als Symbol deutscher Kraft, wird im Frieden seinen Weg finden, so wie es ihn im Kriege sich gebahnt hat.

Antworten

Mehrere Leser. Aeußere Umstände verhindern mich leider, nach Mitteilungen der Direktion Reinhardt über die Gagen-Verhältnisse an ihren Bühnen schon heute in Ruhe abzuwägen, wieviel von den Vorwürfen eines Teils ihrer Mitglieder begründet ist, wieviel nicht. Ich habe vor vierzehn Tagen gesagt, daß wohl die Hälfte übertrieben sein dürfte. Es scheint, als seien es sechs Zehntel, vielleicht gar sieben Zehntel. Aber das mag jeder selbst ermessen, wenn beide Parteien zu Worte gekommen sind.

Erwin R. Ich werde Carl Sternheim, der mich nach Ihrer Meinung „angegriffen" hat, „doch wohl gebührend abkrageln"? Ich habs da nicht so leicht. Ich träume als Kind mich zurücke und trotte, zur Rechten Carl Sternheim, zur Linken Karl Liebknecht, Morgen um Morgen in das alte Friedrichs-Werdersche Gymnasium. Wir bombardieren den Pauker Ajep mit Papierkugeln. Wir beschmieren das Katheder mit

Tinte, auf daß Orpheus hineinfasse und mit puterrotem Gesicht seinen Abscheu herauskrähe. Wir kopieren um die Wette den riesenhaften Gichtknochen von Professor, den zwanzig Jahre später unser Mitschüler Georg Hermann in seinem ‚Heinrich Schön junior' zu unsrer dankbaren Freude abmalen wird. Es ist eine köstliche Zeit ohne Sorgen und mit einem tagtäglichen Apfelkuchen des Hofbäckermeisters Schmidt, zu dem wir in der größten Pause auf die andre Seite der Dorotheen-Straße hinüberstürmen. Wir wachsen auf — halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen. Wie Karl Liebknechts Gott schon immer hieß, das weiß die Welt. Von meinem weiß man auch den Namen. Von Sternheims glaubt' ich ihn zu wissen. Da kommt das ‚Leidende Weib', und ein Schulkamerad erlaubt sich zu sagen, daß ihm das ein bißchen als Verrat, als Abtrünnigkeit, als Lästerung des Gottes erscheint. Er begründet seine Meinung nach Kräften. Er unterstreicht die Bewunderung für den Satiriker der deutschen Bourgeoisie. Gekränkte Liebe ist sein ganzer Zorn. Carl Sternheim aber hört von allem nur das Nein. Und da er in Sachen Klinger ein schlechtes Gewissen hat, brüllt er getroffen auf. Freilich: sein Gebrüll klingt sehr gesittet. Ein beschlagener Polemiker nicht bloß in seinen Dramen, äußert er seine Zeitungswut keineswegs pathetisch, sondern ironisch. Zwischendurch gibt es Töne von garnicht ironischer Selbstbeweihräucherung. Er erklärt mit beneidenswerter Zuversicht, daß die Nachwelt Muße haben wird, sich auf ein mausetotes Mammut-Tier wie seinen ‚Don Juan' einzulassen, ja, daß sie sogar an einer Mumie wie dem ‚Leidenden Weib' die Spuren unsrer grausamen Mißhandlungen feststellen wird. Wäre Sternheims Hochmut echt: er pfiffe auf Ablehnung und Zustimmung. Er dächte: Viel Feind, viel Ehr. Wahrhaftig: er hielte es für unter seiner Würde, zu unsrer Kenntnis Lobstriche zu bringen, die das Deutsche Theater ihm in Privatbriefen erteilt. Sein schlechtes Beispiel soll mich nicht verführen. Ich werde nicht verraten, wie er sich bei mir bedankt hat, wenn ich ihn herausgehauen hatte. Wohl aber will ich aufbewahren, was er geschrieben hat als die Haue einmal nicht auf seine Verkleinerer, sondern auf ihn selber niedergehen mußte. Sein Artikel in der Nummer 578 des Berliner Tageblatts schließt mit dem folgenden Absatz: „Wohlverstanden: das Recht auf die Gesten seines Abscheus räume ich dem Publikum, der Presse das ihre auf den gepfefferten Hohn unbedingt ein. Nur wenn der besonders illuminierte Kritiker der ‚Schaubühne' das im Winter 1913/14 entstandene Werk eine prompte Kriegslieferung nennt und sagt, mit der Arbeit habe ich Schmalz feilgehalten, finde ich diesen Vergleich in seinem Aufsatz im Hinblick auf unsre heutigen Ernährungsverhältnisse ungleich konjunktur- und instinktsicherer, als meiner Arbeit Absicht war." Mut zeiget auch der Mameluck. Selbst angenommen, daß das Buch im Winter 1913/14 entstanden wäre: was es zu einer prompten Kriegslieferung macht, sind die „Anspielungen", die nach dem ersten August 1914 entstanden sind — garnicht früher entstanden sein können! Denn wiederum: selbst angenommen, daß des Dichters Sternheim Aug' wider alle Veranlagung plötzlich in holdem Wahnsinn gerollt und im Winter 1913/14 Dinge vorausgesehen hat, die erst im Winter 1914/15 eingetreten sind — die Formulierung dieser Anspielungen, die zum Teil wörtlich aus Aufrufen dieses Krieges geholt ist, zeugt gegen ihn. Aber wozu umständliche philologische Erhebungen! Carl Sternheim hat Pech. Er ist allzu vergeßlich. Er erinnert sich zwar noch, daß sein ‚Leidendes Weib' im Winter 1913/14 entstanden ist — nur leider nicht mehr, daß das Manuskript als Ort, Tag und Stunde der Beendigung verzeichnet: „Bad Harzburg, 23. Oktober 1914, Donnerstag fünf Uhr nachmittags." Ich aber freue mich, daß ich nicht alle meine Spielgesellen namens Karl in meinem Herzen zu begraben brauche.

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne
Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin**

Zivildienstpflicht

von Germanicus

Die apokalyptischen Träume unsrer Jugend erwachen zur harten Wirklichkeit des Tages. Wohl haben wir das, was da kommen sollte, uns ganz anders vorgestellt, als das ist, was nun kommen wird. Wir hofften auf das tausendjährige Reich des Menschenglückes, auf eine irdische Verwirklichung der Gesichte des Johannes, auf den Tag der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit. Wir waren Sozialisten, nicht so sehr eingeschworen auf ein Parteiprogramm, wohl aber eingetaucht in das schwärmende Gefühl vom Staate der Zukunft. Mit heißen Köpfen, durch die leeren, nächtlichen Straßen des nördlichen Berlins wandernd, nach tausendköpfigen Versammlungen, nach engen, heilig gewahrten Konventikeln, Monologe predigend, in wildspringender Diskussion, erst von dem dämmernden Morgen nach Hause gescheucht, bauten wir den Tempel des Völkerfriedens und der sozialen Brüderschaft. Tage gingen; die Wirklichkeit lehrte uns, der Utopie entsagen. Wir begriffen, daß die Politik nicht aus der Vorstellung kommt, sondern aus der Wirklichkeit. Und, daß das Tempo, wonach die Gesellschaft sich entwickelt, langsamer ist als die dichtende Phantasie. Wir hatten es längst aufgegeben, auf die Offenbarung des sozialen Paradieses zu warten. Da kam der Krieg; da kommt ein Ereignis, dessen Eingriff den gesellschaftlichen Organismus bis in die Wurzeln erschüttern muß: die zivile Dienstpflicht. Von der Not der Stunde getrieben, fordert der Staat die Selbstbescheidung aller seiner Bürger, das Aufgeben der Persönlichkeit, das Opfer jedes Einzelnen unter dem Willen der Gemeinschaft. Selbst, wenn das neue Gesetz, einerlei, ob es durch Verfügung oder durch Abstimmung kommt, mit aller Milde verfahren sollte: es bedeutet den Umsturz dessen, was gestern noch für unantastbar galt. Man muß sich die notwendigen Folgen dieser Dienstpflicht für alle nur einmal gründlich klar machen. Es mag schon sein, daß die Vollstreckung des Gesetzes nicht ganz so geschieht, wie seine Worte es unerbittlich fordern; die Worte sind jedenfalls gesprochen worden. Worte, denen noch vor wenigen Jahrzehnten des biedern Eugen Richter Entrüstung geantwortet hätte: wer wohl im Zukunftsstaat die Stiefeln putzen würde! Solcher fragende Aufschrei dürfte nunmehr erledigt sein. Man muß sich die Möglichkeiten, die in solcher Wandlung begründet liegen, nur recht genau ansehen. Unwillkürlich greift man zu dem vielgeschmähten Buch des alten Bebel, das wie ein vorweggeschriebener Kommentar zu dem Gesetz von der zivilen Dienstpflicht aller Deutschen erscheinen möchte. Sie haben es ausgepfiffen, haben es unsinnig

und verstiegen gescholten, dieses glühende Bekenntnis zum Sozialismus, diese Pest der Gleichmacherei. Man liest den Bebel, lächelt und liest: „Sobald die Gesellschaft im Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen, ohne Unterschied des Geschlechts, Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft .... Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Aber die Arbeit soll auch nützliche produktive Tätigkeit sein. Die neue Gesellschaft wird also verlangen, daß jeder eine bestimmte, industrielle, gewerbliche, ackerbauliche oder sonstige nützliche Tätigkeit ergreift, durch die er eine bestimmte Arbeitsleistung für die Befriedigung vorhandener Bedürfnisse vollzieht ... Es ergibt sich so die Kenntnis, ob weiter Produktionsanstalten für bestimmte Artikel notwendig sind, oder ob solche als überflüssig eingezogen oder für andre Zwecke eingerichtet werden können ..... Die Produktion zu organisieren und den verschiedenen Kräften die Möglichkeit zu bieten, an dem richtigen Platze verwendet zu werden, wird die Hauptaufgabe der gewählten Funktionäre sein ...... Die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art in ungezählter Menge besitzen, aber jeder derselben wird einen Teil des Tages physisch arbeiten .... Der bestehende Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, ein Gegensatz, den die herrschenden Klassen nach Möglichkeit verschärfen, um sich auch die geistigen Mittel zur Herrschaft zu sichern, wird also aufgehoben werden müssen .... Können unangenehme, widerliche Arbeiten nicht auf mechanischem oder chemischem Wege verrichtet werden, und sollten wir freiwillig die nötigen Kräfte nicht finden, so tritt für jeden die Verpflichtung ein, sobald die Reihe an ihn kommt, sein Maß Arbeit zu leisten." So spricht das Buch des alten Bebel. Das Schreckgespenst des Sozailsmus ist Wirklichkeit geworden. Freilich, es scheint nur so. Dieser Kriegssozialismus kann bestenfalls indirekt das leisten, was der Traum träumte. Der ‚Vorwärts' weist den Weg: „Für die Friedenszeit wollen wir uns den Grundsatz bewahren, daß das Gemeinwohl oberstes Gesetz ist, und daß die Vorrechte Einzelner nichts dagegen zu gelten haben. Dann wird der Sozialismus die Arbeit organisieren, nicht für den großen Völkertod, sondern für ein freieres, besseres Völkerleben." Daß es dahin komme, solche Zuversicht ist allein die Kraft, durch deren Einsatz das neue, revolutionierende Gesetz nach den Absichten Derer wirken kann, die es für das Gedeihen des deutschen Volkes nötig achten. Nach dem Opfer, das der Staat jetzt fordert, wird es heißen müssen: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde!" Die Verzückung des Apokalyptikers gebührt als Inschrift über das Tor zum neuen Reich. Die Gemeinde aber spricht: Komme bald!

Der Kriminalroman als Kunstwerk

von **Martin Roehl**

Verwunderlich muß es scheinen, daß selbst unter den Dichtern fremdartiger und böser Geschehnisse nur wenige bisher sich versucht fühlten, das Gebiet des Kriminellen künstlerisch zu durchdringen und den viel verrufenen Kriminalroman durch die Läuterung eigengewachsenen Formens zum Range eines Kunstwerks zu erheben. In der Tat: läßt man die künstlerische Prosa des vergangenen Jahrhunderts am geistigen Auge vorübergleiten, so begegnet einem manche ausgezeichnete Novelle, die man als Kriminalnovelle ansprechen kann, von Kleist und Hoffmann bis Heyse und Fontane, aber der Kriminalroman scheint ein für alle Mal in die Reihe der unredlichen Sensation und populären Schauerromantik verwiesen. Wenn man unter Kriminalroman die Beschreibung eines Verbrechens und eine Ahndung durch die Organe der Gesellschaft versteht, so gab es außer Hoffmanns ‚Elixieren des Teufels' (die, streng genommen, eben nicht mehr hierher gehören, weil sie ihre Motive und Spannungen in demselben Grade aus mystischen Vorstellungen schöpfen wie aus dem Kausalablauf menschlicher Handlungen) — außerdem gab es bisher eigentlich nur Einen Kriminalroman großen Stils: Dostojewskijs ‚Raskolnikow'.

Von diesem ganz einsamen Fall wird noch die Rede sein. Vorerst sei kurz versucht, die Gründe aufzuzeigen, die vom Kriminalroman als Kunstwerk abschrecken, und die besondern Vorbedingungen, die durch die eigenartige Struktur dieser Materie für eine künstlerische Behandlung gegeben sind.

Was den Kriminalroman minderer Gattung für einen gewissen Leserkreis unwiderstehlich macht, ist zweifellos einzig und allein die Handlung. Spannung, Bewegtheit, rein stoffliches Interesse sind mit ihm für jeden Leser von vorn herein gegeben, und so scheint eine verwickelte, atemlos vorwärts stürmende Handlung mit seinem Wesen unzertrennlich verbunden. Alles andre, Psychologie, langwierige Analyse, Stimmung, Lyrik und Reflexion tritt dagegen in den Hintergrund, muß sich zum mindesten ein- und unterordnen. Diese Gattung hat am meisten von den primitiven Ursprüngen der Dichtung bewahrt. Starke dramatische Phantasie und eine unermüdliche großzügige Erzählergabe sind die Erfordernisse des Kriminalschriftstellers. Bei der Novelle ältern Stils, die ihr Motiv in einer merkwürdigen Begebenheit findet, mußte daher das Kriminelle ein bevorzugter Stoff sein. In ihr waren Stoff und Form noch inniger verschmolzen als in der neuern Kunstprosa; es kam in der Hauptsache darauf an, eine merkwürdige, bedeutsame Fabel gut zu erzählen. Anders beim Roman.

Der Entwicklungsroman, der die größten Künstler deutscher Prosa vorwiegend beschäftigte, stellte ganz andre Forderungen, und

als die Zeit seiner Herrschaft vorüber war, hatten eingehende realistische Beschreibung, psychologische Analyse oder stimmungsschwelgender Lyrismus das eigentliche Erzählertum so überwuchert, daß die Frage nach einer interessanten Fabel müßig und rückständig erschien.

Aber grade am Kriminalroman könnte der echte Erzähler sich bewähren. Denn hier liegen die Reize und Anforderungen der Form tiefer in die Handlung eingebettet als irgend sonst; darin gleicht er der alten Novelle. Was immer der Autor an psychologischen Erkenntnissen, bildhaft gerundeten Charakteren, bezwingenden Stimmungsmomenten zu bieten hat: er muß es fest an die Strebungen und Widerstrebungen kämpfender Mächte knüpfen, muß es im Lauf des schnellen epischen Stromes handelnd entwickeln und vermag nicht durch Häufung lyrischer Reize oder Feinheiten malerischen Schauens über den Mangel an echtem Erzählertalent hinwegzutäuschen.

Wie vortrefflich ein wirklicher Künstler dabei doch den ganzen Geist seiner Zeit, ja die Tiefe seiner sittlichen Weltanschauung zu entwickeln vermag, läßt sich an zwei, freilich sehr ungleichartigen Beispielen nachweisen: eben an Dostojewskij und an Otto Soyka.

Nirgends sonst in den großen Romanen ist Dostojewskij so logisch, nirgends komponiert er mehr, bändigt die Fülle seiner Gesichte und macht aus seelischen Prozessen einen atemlos drängenden Ablauf folgerichtiger fesselnder Handlungen. Und höchst merkwürdig fällt es auf, wie diese beiden Künstler (wobei man den Namen Otto Soyka natürlich in gewaltigem Abstand nennen muß) in Kriminalromanen die beiden vollendetsten und extremsten geistigen Typen schildern, die unsre Zeit sich denken kann.

Und doch ist auch das tief innerlich begründet.

Denn beide erfassen das eine Moment, das geeignet ist, dem Kriminalroman Bedeutung und Tiefe zu geben: den Kampf des Einzelnen mit der Gesellschaft.

Bei Dostojewskij, dem unheimlichen Psychologen, entwickelt sich der Verbrecher, der ethische Nihilist, zum Büßer und Heiligen, sein trotziges Ungenügen findet die mystische Quelle, deren tiefe Wasser nur dem Russen, dem Asiaten so eindringlich rauschen können. Otto Soykas Helden hingegen, übersättigt, verfeinert und doch von stählernem Wuchs, finden und schaffen neue Möglichkeiten, ihre Seele mit unerhörten Genüssen zu speisen, ihrem Machtwillen Genüge zu tun und in das allzu bürgerlich gewordene Leben eine erlesene Phantastik hineinzudichten. Romantisch sind beide, wenn man für diesen allzu vieldeutig gewordenen Begriff die Scheidung gelten läßt, die Julius Bab in seinem ‚Fortinbras' durchführt — wie sollte ein Kriminalroman nicht aus romantischem Grunde erwachsen? Aber Dostojewskij, der Gigant der alten Zeit, droht dunkel und mächtig aus einer unbetretbaren Welt, keine Brücken führen von ihm zu uns, sein Sieg wäre unsre Zerstörung. Soyka dagegen

ist ganz westlich, mathematisch, logisch, rational, ein Schachspieler; seine Gestalten, etwas blaß und schemenhaft noch, haben nicht entfernt die Rundung, Wahrheit und unergründliche Tiefe der russischen Heiligen und Sünder. Dafür sind seine Träume, so verwegen und eisig hoch ihre schimmernden Gipfel ragen, doch ganz und gar bedingt durch alle Ergebnisse europäischer Zivilisation, im Technischen wie im Geistigen. Seine Helden, „den kriminalistischen Schlingen entwachsen", sind letzte Produkte eines Zivilisationsbetriebes, den sie gleichzeitig benutzen und in seinen Konventionen verachten und verneinen. Polar sind diese Gegensätze — die Typen des Heiligen, des Asiaten und ekstatischen Christen und des hohen, ganz Wille und Energie gewordenen Europäers, der das Wissen seiner Zeit beherrscht und jedes Dogma und jede Moral hinter sich ließ, sie stehen sich in äußerster Reinheit gegenüber. Und doch spürt man bisweilen, an Wendepunkten, eine tiefste Verwandtschaft.

Denn die gesteigerten, unnahbaren Machtträumer Soykas zerbrechen schließlich an einem Menschlichen. Etwas ganz Simples, wie Liebe, Güte, erweist sich als unvorhergesehene Irrationale in ihrer kühlen, unfehlbaren Rechnung. Oder der Traum, den sie ins Leben dichteten, war selbst nur eine letzte Maske ihrer müden, vornehmen, spöttischen Seele. Wenn sie sich demaskiert sehen, treten sie aus dem Ring, „spielen das Spiel nicht mehr mit, das man Leben nennt". Etwas tief Menschliches stöhnt unter tausend Verkleidungen auf. So sind die Beiden in irgend einer tiefen Schicht dennoch Brüder vom Geist der Romantik, Raskolnikow und Andreas Harffeld; sie fingen damit an, Egoisten zu sein aus Ekel an der Gesellschaft, der Gewöhnlichkeit, und sie begegnen sich am Schluß im Opfer. Es liegt aber, scheint mir, daran, daß alles was Größe hat, irgendwie verwandt ist. Im Reiche der Kunst wie des Lebens schafft die unüberbrückbaren Gegensätze nicht Weg und Ziel, sondern der innere Rang.

Ich habe an zwei Beispielen gezeigt, wie aus der naturgesetzlichen Struktur des Kriminalromans, dem Angriff des Einzelnen gegen die Gesellschaft seiner Zeit (denn nichts andres bedeutet ja das Verbrechen), die beiden tiefsten Möglichkeiten einer Gesamtanschauung der Dinge erwachsen konnten. Dabei scheint mir Dostojewskij ein Vollender, Soyka jedoch ein Wegebahner zu sein, der unabsehbare Möglichkeiten eröffnet. Wenn nicht auch hier der Krieg die Entwicklung abschneidet oder umbiegt. Natürlich sind zwischen diesen Polen die mannigfachsten Abwandlungen möglich. Aber es wäre zu begrüßen, wenn ein Geschlecht, das die Kunst der guten Erzählung wieder zu würdigen beginnt, auch dem Kriminalroman einen angesehenen Platz eroberte, an dem er seine tiefen Möglichkeiten ausschöpft, sie mit dem Reiz bunter und spannender Bewegtheit umkleidet und so die üble Gattung minderwertiger Sensationsprodukte vom Büchermarkt verdrängt.

Das Café Größenwahn von Robert Breuer

Im roten ‚Tag‘ veröffentlicht Caliban unter der Ueberschrift: ‚Wider die Zivildienstpflicht‘ eine satirische Reimung, deren erste Strophe also lautet:

„Was Franzos und Brit' und Russe
Micheln tückisch angetan,
Jetzt erst wurmts die Geniusse
Im Caféhaus Größenwahn!
Welch ein schauriges Erwecken!
Denn für sie ists unbedingt
Dieses Weltkriegs ärgster Schrecken,
Daß man sie zur Arbeit zwingt.“

Die beiden folgenden Strophen sind Abwandlungen des gleichen Themas: Verhöhnung der sogenannten Aestheten und Absinthdichter. Caliban schließt sich dem Chorus der Philister an und denunziert die elenden modernen Lyriker als weibische Nichtstuer, als zeitvertrödelnde Schwätzer, als kriegsuntüchtig. Auf dieser letzten Kennzeichnung liegt der Ton in Calibans Poem; denn die Dichter könnten nicht unter den Arbeitszwang geraten, wenn sie im Felde stünden. Man sieht: es handelt sich hier nicht um eine künstlerische Angelegenheit, sondern um eine moralische, hygienische, soziale. Wenn ich jetzt dem grausen Vögleinfresser widerspreche, so will ich mich damit nicht im geringsten als Herold für die künstlerische Auffassung und die Fähigkeiten der von Caliban gerüffelten Poeten (oder meinetwegen: Wortwüstlinge) herausstellen; ich will nur eine Ehrenpflicht erfüllen. Es ist nämlich nicht wahr, es ist sogar völlig erfunden, daß die jungen deutschen Dichter und Künstler dieser Herrn Caliban unsympathischen Gattung alle mehr oder weniger invalide oder gar besonders gerissen sind und bisher als zynische Erotiker oder mystische Gotteslästerer, unbekümmert um die Vorgänge des Tages, auf den zerschlissenen Sammetpolstern des Café Größenwahn gesessen haben. Diese boshafte Legende muß einmal zerstört werden, und sei es auch nur, um den Spießbürgern und allen Fettleibigen der Konvention eine Gelegenheit zum Witzemachen zu zerstören. Ich will ganz sachlich verfahren; ich gebe eine Kriegs-Statistik Derer, die der haarlockigen Caféhausrunde zuzuzählen sind. Vielmehr waren. Denn es sind von diesen jungen Menschen (wobei dies platte Wort eine besondere Musik umströmt) gefallen: Alfred Lichtenstein, Werner Lotz, Ernst Lotz, Hans Ehrenbaum, Walter Heymann, Karl F. Heitmann, Erich Baron, Ernst Stadler, Kurt Adler, Hugo Hinz, Peter Baum, Georg Hecht, Rudolf Borsch, Albert Michel, August Stramm, Walter Ferl, Richard Hirschfeld, Hans Leibold, Felix Schloemp; dazu die Maler

Benno Berneis, Wilhelm Homchen Jacobsohn und Franz Marc. Vermißt werden Kurt Kersten und der Bildhauer Sieburg; Konrad Holm hat ein Bein verloren und Otto Steinicke, der zweimal schwer verwundet worden ist, liegt im Lazarett. Außerdem stehen im Felde oder doch im Heeresdienst und zwar zum größten Teil seit Beginn des Krieges: Ludwig Bäumer, Uriel Birnbaum, Paul Boldt, Walter Hasenclever, Carl Einstein, Franz Blei, Alfred Richard Meyer (der krank zurückgekehrt ist), Hans Reimann, Heinrich Schäfer, Anton Schnack, Arthur Silbergleit, Wilhelm Stoltzenburg, Franz Werfel, Friedrich W. Wagner, Alfred Vagts; ebenso die Maler Pechstein, Meidner, Schmidt-Rottluff, Richter.

Dies sind die — keineswegs erschöpfenden — Ziffern. Von der Fülle der Erlebnisse, die dahinter stehen, sei nur an das Beispiel von Pechstein erinnert: er war bei Ausbruch des Krieges auf einer Südsee-Insel, geriet in japanische Gefangenschaft, entwich nach Nordamerika und eilte, unbekümmert um die englische Gefahr, als neutraler Kohlenschipper verkleidet, nach Deutschland.

Es bleibt zu hoffen, daß Caliban künftig seinen Grimm ein wenig zügelt, wenn er wieder einmal Aestheten wittert. Mögen ihm auch die Verse des Jungen nicht behagen: er darf nicht verleumden, daß sie, die zu bluten wußten, nur Kaffee in den Adern haben. Im übrigen aber sollte der Schriftsteller Caliban doch wissen, daß einen neuen Gedanken zu denken, ja, nur einen guten Vers zu schreiben, mehr Arbeit bedeutet, als der schärfste Arbeitszwang je fordern könnte.

Stunden in S. von Ludwig Strauß

Ihr, den warmen, kurzen Nächten des Juni gleich,
Drum der Schein des Tages immer am Horizont
Ende kündend rötlich wandert — süße, so läuft
Immer Donner der nahen Schlacht auf euren Hügeln,
Die ihr wie die Lippen einer Träumenden
Wehende Luft halboffen atmet und Lächeln tragt.

Stunden, da die Feuer im Abend mahlbereitend
Glänzend stehen an leichten Höhn und Sänge fliegen
Ueber diesen herzeinfriedenden Grund — uns hebt
Wie die Hand den Becher das flüchtige Schicksal auf,
Eh wir sinken; so klein am Rande des sichern Tals
Zechen wir und der leeren Himmel.

Stunden hallender Freude, aus dichten grünen Tagen
Reichlich quellend, wir halten euch im Golde des Weins
Selig an den steigenden Mond, der euch durchglüht,
Aber wissend: nur wie der zitternde Wiesenschimmer
Dieses Tals in den schwarzen Fiebern des Verlornen
(Eh ihn der bohrend fauchende Tod sich aus der erschütterten Höhle
Kratzt und aufschreiend mit Krallen brennender Splitter zerreißt)
Schwebt ihr zarten auf im klirrenden Sturz unsrer Tage.

Caesar, Shakespeare und Shaw von Julius Bab

Caesar, Shakespeare und Shaw — oder über das Wesen des Heldentums. Ich denke, jetzt oder nie ist der Augenblick, um diesen alten Prozeß zu revidieren. Eine Zeit, in der das Wort Held beinahe die am meisten benutzte Vokabel geworden ist, wird hoffentlich das Bedürfnis empfinden, bei diesem Worte auch einen richtigen Begriff zu haben. Und man wende, bitte, nicht ein, daß es angesichts dieser überreichlichen Wirklichkeit unangemessen sei oder von dramaturgischer Manie zeuge, die Erörterung an zwei dramatische Figuren zu heften. Das Gedichtete ist die Summe von tausend Erfahrungen und wirkt länger als Millionen Erfahrungen. Mehr als alle wirklichen Helden von Hellas hat der Achilles des Homer den Heldenbegriff der Menschheit gebildet und neues wirkliches Heldentum geschaffen. Wie in zwei bekannten dramatischen Figuren der Begriff des Helden verstanden und empfunden wird, ist deshalb eine Frage von durchaus überaesthetischer, kultureller und deshalb letzten Endes auch politischer Bedeutung.

Es handelt sich um die Gestalt des Julius Caesar, der unzählige Male dramatisch dargestellt worden ist, zweimal aber in bedeutsamer, dauernd wirksamer Weise: von William Shakespeare und Bernard Shaw. Die sogenannte geschichtliche Wahrheit wollen wir ausschalten. Es wäre naiv, zu behaupten, daß Caesars Leistung in der Geschichte eindeutig den Beweis erbringt, daß hier jene Größe der Persönlichkeit vorliegt, die man im tiefen und vollen Sinne des Wortes Heldentum nennen muß. Heute noch können die Gelehrten streiten, ob Caesar eigentlich den Untergang der antiken Welt herbeigeführt oder um ein halbes Jahrtausend aufgehalten hat. Wahrscheinlich gibt es sogar einen tiefern Sinn, in dem beides wahr ist. Es kommt also darauf an, was der Betrachter betont. Und selbst wo die große Leistung angenommen wird, ist immer noch die Weltanschauung möglich, die sich das Größte als groteskes Produkt kleinster Ursachen erklärt. Die „geschichtliche Wahrheit" ist vom Subjekt des betrachtenden Geschichtsschreibers nie zu lösen. Der Caesar Mommsens und der Caesar Ferreros sind letzten Endes auch zwei „Dichtungen". Ich lasse sie also außer acht und spreche nur von den Dichtungen Shakespeares und Shaws.

*

Hier ist die übliche Meinung, daß Shakespeare in seinem Drama den Caesar als einen großen Helden und Herrscher dargestellt habe, dessen Mord sich furchtbar rächt; Shaw dagegen habe in seiner puritanischen Historie den berühmten Caesar ironisch mit seinem Allzumenschlichen verspottet. Ich möchte dartun, daß beide Auffassungen nur bei einer hoffnungslos korrupten, wirklichkeitsbaren sentimental romanhaften Auffassung des Begriffes Heldentum bestehen können, und daß es deshalb als ein Symptom allge-

mein bedeutsamer kultureller Gesundung anzusehen wäre, wenn dies Urteil revidiert und in beiden Teilen so ziemlich in sein Gegenteil verkehrt würde.

Der Beweis für die Bedeutung irgend eines künstlerischen Details (und auch die Gestalt des „Helden" ist im dramatischen Ganzen ein Detail) darf aus keiner andern Quelle geholt werden, als aus dem Einheitsanspruch der künstlerischen Form, die nur bei rechter Betrachtung all ihrer Teile sich als eine geschlossene völlig sinnvolle Eigenwelt offenbaren wird. Shakespeares ‚Julius Caesar' ist von jeher ein viel diskutiertes Formproblem. Der Titelheld stirbt nach zweieinhalb Akten, in denen er keineswegs dominiert hat, und erscheint in der zweiten, etwas größern Hälfte des Stückes nur als eine Vision des Brutus noch einmal. Es ist somit klar, daß er nicht der dramatische Held, der Mittelpunkt dieses künstlerischen Kreises ist; dies ist vielmehr offenbar Brutus, der alle Teile der Handlung gleichmäßig beherrscht, der seiner Rechtsleidenschaft den verehrten Freund zum Opfer und zwar zum vergeblichen Opfer bringt, und der damit unsre tragische Anteilnahme erzwingt. Die Frage ist nun: Besteht des Brutus Schuld darin, daß er einen Mann tötet, der unersetzlich groß und deshalb über den Rechtsbegriff hinaus war — oder etwa darin, daß er als einen dämonischen Volksverführer einen gleichgültigen Charlatan opfert?! Opfert für ein Volk, das einer selbständigen Haltung garnicht mehr fähig ist, sich heute aus diesem Gaukler seinen Götzen gemacht hat, wie es aus jedem andern, der grade zur Hand sein wird, sich ihn morgen machen wird!? Wenn wir sehen, daß dem Caesar weder Raum, seine positive Wirkung zu zeigen, gegeben ist, noch die Lücke, die er läßt, deutlich gemacht wird, wenn wir vielmehr sehen, wie der Pöbel dem Brutus, der Caesar erschlagen hat, um des Rechtes willen, mit den Worten ehrt: „Er werde Caesar!", und wie gleich darauf der völlig gewissenlose Demagog Antonius, dem es bei Durchsetzung seiner Leidenschaft gleichgültig ist, wohin das Unheil seinen Lauf nehmen will, die Macht über das Volk gewinnt — wenn wir das alles sehen, so liegt die Vermutung sehr nahe, daß die zweite Auffassung die richtige ist, und daß dieser Brutus als ein rechter Don Quixote die vom Zufallswind getriebene Mühle für einen Riesen gehalten und angerannt hat. Was die Gesamtform des Dramas so nahe legt, bestätigt dann die Betrachtung der Teilform entschieden. Was bekommen wir von dieser Caesar-Gestalt eigentlich zu sehen und zu hören? Er ist sehr abergläubisch und wünscht, daß Antonius beim Wettlauf die unfruchtbare Calpurnia berühre; er fürchtet sich vor dem finster ausschauenden Cassius und drückt dies aus, indem er ununterbrochen versichert, daß Furcht seinem Namen fremd sei; er läßt sich die Krone anbieten, möchte sie sehr gern nehmen, wagt es nicht, weil er „wie der Ko-

mödiant im Theater" vom Applaus der Menge abhängt, und fällt, als diese der Ablehnung der Krone Beifall klatscht, vor zorniger Enttäuschung in Ohnmacht; er will in den Senat gehen und läßt sich, während er versichert, jeden Aberglauben zu verachten, von den abergläubischen Bedenken seiner Frau schließlich bestimmen, zu Hause zu bleiben; gleich darauf läßt er sich von den Schmeicheleien des Decius bestimmen, doch in den Senat zu gehen, während er dauernd seine Unerschütterlichkeit versichert; und während er noch weiter über dieses Thema spricht — wird er im Senat erstochen.

Dies ist nach Ausschaltung jeder von außen kommenden Erinnerung alles, was innerhalb dieses Kunstwerks beigebracht wird, um ein Bild des Mannes Caesar zu geben. Ich glaube, es ist das Bild eines eitlen und schwachen, unfreien und großmäuligen Menschen, einer Zufallsgröße. Dieser Eindruck wird nun entscheidend bestätigt dadurch, daß diese Figur spricht — so wie bei Shakespeare, bei dem wirklichen Dichter überhaupt, niemals ein ernst zu nehmender, ein belangvoll gemeinter Mensch, ein „Held" spricht: er redet nämlich unausgesetzt von seiner Größe, seinem Heldentum, seiner Unerschütterlichkeit, seiner geistigen Freiheit, seiner Göttlichkeit; kurz: er redet, als ob er von Sudermann wäre, und nicht von Shakespeare! Shakespeare aber, dessen echt gemeinte Helden ihre riesigen Worte stets nur gebrauchen, um aus ihrer Kraft Taten zu schütteln, nie, um diese Kraft anzupreisen — Shakespeare dementiert diesen Schwätzer, indem er ihn schließlich vor unsern Augen nur höchst bestimmbar, höchst unfrei, höchst abhängig, höchst menschlich behandeln läßt. Jede Dichtung ist nur zu verstehen, wenn man als Maßstab die stilistische Gepflogenheit des Autors benutzt. Man ziehe etwa zum Vergleich heran, wie Shakespeare in seinem großen Spiel vom Königsmenschen, neben das völlig saloppe Genie Heinz und das grob polternde Talent Percy den großartig renommierende Charlatan Glendower gesetzt hat; der sagt ganz ähnliche herrliche Dinge von sich wie dieser Caesar und soll doch ganz offenbar (in fast grotesker Art!) das Pseudogenie zeigen! So gewiß also Shakespeare nirgends die Sudermannsche Meinung bezeigt, daß eines Helden Wesen in redseligem Selbstbewußtsein und großartigem Gehabe bestehe, so gewiß er seine größten Wirkungen stets dadurch erreicht, daß seine Menschen ihr Tiefstes in der allerschlichtesten schönsten Form äußern: so gewiß hat er diesen Caesar nicht für einen Helden, sondern für einen Charlatan gehalten — den für einen erhabenen Gegner zu halten des Brutus tragische Narrheit war! Wer den Begriff des Heldentums nicht zu eitler leerer Großartigkeit herabziehen will, muß aufhören, in Shakespeares Caesar einen Helden zu sehen.

*

Als Shaws Caesar erschien, waren die Philister einig im Mißverständnis bei entgegengesetztem Werturteil: die altmodischen

und groben zeterten über einen Bierulk, der das Erhabenste entweihe — die neumodischen und feinen freuten sich über den Spott, der das Alltägliche auch im „sogenannten" Helden zu zeigen wage. Nun ist es richtig, daß hier, wie überall bei Shaw, die irische Clownerie zuweilen über die künstlerischen Stränge schlägt, und daß mit etwas mehr Behagen, als unbedingt erforderlich wäre, wiederholt konstatiert wird, daß Caesar eine Glatze hat, daß ers nicht liebt, wenn man von seinem Alter spricht, und daß er sich gern reden hört. Das ändert aber nichts daran, daß solche menschlichen Züge an sich, weit entfernt, die Vorstellung eines Helden unmöglich zu machen, ein Fundament vertrauter Menschlichkeit abgeben, auf dem wahrhaft bedeutendes Wesen sich um so glaubwürdiger erhebt. Und so bedeutendes Wesen atmet dann tatsächlich diese ganze große Erziehungskomödie, in der ein weiser Held sich (ohne Erfolg) bemüht, aus einem anmutigen Tigerkätzchen eine Königin zu machen. Dieser Caesar, der jeder Situation mit ruhigster Sachlichkeit begegnet; der gegen jedermann so höflich wie möglich, nie hochfahrend und kaum je heftig ist; der Grausamkeit und Habgier verachtet, einfach, weil er sie als grenzenlos unpraktisch erkannt hat; der die Vergeltungssucht mit ergreifend großen Worten als Mutter alles Uebels anklagt und die Gewalt so lange wie irgend möglich verschmäht; der aber, wo Notwehr es erfordert, ruhig jedes Mittel anwendet, jedes, und der aus den umgestürzten Weinkrügen den roten Stoff nimmt, um auf die weiße Tafel des Gastmahls den rettenden Schlachtplan zu zeichnen — dieser Caesar ist allerdings ein Held. So gewiß Shaw weder ein banaler noch ein sensitiver Philister ist, sondern ein leidenschaftlicher Lehrer hingebenden Menschentums, so gewiß Shaw an einen Helden glaubt, der freilich nicht mit der großartigen Selbstgefälligkeit Sudermannscher Theaterstücke einherschreitet, sondern mit klarer Sachlichkeit alles Wirkliche ergreift — so gewiß ist Shaws Caesar ein Held.

Als Beweis kommen, wie gesagt, nur die vorurteilslos betrachteten Gegebenheiten des Kunstwerks in Frage. Immerhin darf man diesen Beweis stützen mit allem, was man über die Absicht des Künstlers noch außerhalb des vorliegenden Werkes beibringen kann. Das Leben Shakespeares (sehr gleichgiltig, ob er standesamtlich der Theaterdirektor aus Stratford oder der Kanzler oder ein Graf war) liegt seinem innern Gehalt nach vor uns in der Folge der sechsunddreißig Dramen. Da sehen wir denn auf eine Zeit wild um sich greifender Jugend, die sich in ‚Romeo und Julia' tragisch klärt, eine Glanzzeit triumphierenden Lebensgefühls folgen: es ist das große Königsspiel vom Prinzen Heinz, dem reinen Genie, und der Zug der Lustspiele. Dann aber beginnt die Epoche der Verfinsterung, der dumpfe Laut der Tragödie schwillt zu den grellen Schreien des Timon und des Troilus an, bis der milde, müde Ausklang der Märchendramen den Schluß macht. Inmitten dieser Bahn

steht nun „Julius Caesar" an sehr bezeichnender Stelle. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Platz dieses Gedichtes zwischen „Maß für Maß", in dem sich Shakespeares Lustspielstil plötzlich durch eine sittliche Empörung vergiftet zeigt, und zwischen „Hamlet", der, als die Tragödie des weltzerstörenden Bewußtseins, sehr charakteristischer Weise den Reigen der tragischen Verfinsterungen eröffnet. Diese Stelle spricht dafür, daß der Held, dem Shakespeare noch einige Jahre vorher in seinem Heinrich-Gedicht so gläubig zugewandt war, dem Dichter eben verdächtig geworden ist. Der große Mann erscheint als ein alltäglicher Gaukler, dem die blöde Masse zufällig folgt, der Edle, der um seinetwillen sich mit einem Mord belädt, als ein tragischer Narr. Brutus steht in dieser Welt eitler Demagogen mit seiner erschütternden Sachlichkeit bereits so verzweifelt deplaciert da, wie später Troilus mit seiner tumben Leidenschaft unter den närrischen Fratzen der weiland homerischen Helden. Das Zerrbild, mit dem Shakespeares finstere Zeit endet, ist nur noch um Grade wüster gesteigert, als jenes, womit es beginnt; aber der Schrei der Menschenverachtung klingt schon durch die Gestalt des Caesar, dieses Pseudohelden.

Was jedoch Shaw betrifft, so spricht er im Nachwort seines Gedichts sehr unzweideutig aus, daß er im Caesar den Menschen darstellen wollte, der von Natur aus groß ist: „Da er Tüchtigkeit hat, braucht er keine Güte. Er ist weder zum Vergeben geneigt, noch freimütig oder edelmütig; denn ein Mensch, der zu groß ist, um zu grollen, hat auch nichts zu vergeben." Er wollte darstellen, wie wahre Größe darin besteht, daß einer „nicht seine Natur durch Pflichterfüllung abtötet, sondern einfach das tut, was er von Natur tun möchte". Diese sehr unchristliche und überaus goethische Theorie geht davon aus, daß Fruchtbares im Bereich der Natur nur durch Entfaltung, nie durch Verstümmelung von Naturkräften erreicht werden kann. Daß für den wahrhaft Leistungsfähigen, den „Helden", also Entfaltung jeder Naturanlage (auch gewisser Eitelkeiten und Schwächen!) Voraussetzung ist; daß ihn nichts verdächtiger macht als ein sentimentales, selbstbewußtes Sich-abseitsstellen aus dem Natürlichen heraus; und daß jede große heldische Leistung nichts ist, als das Sichtbarwerden einer zwischen dem großen Lebendigen und allen noch so komplizierten Gegebenheiten des Lebens vorhandenen natürlichen Harmonie. Kurz: daß der Held nicht sowohl der ist, der das „Außerordentliche" redet und tut, wie der, der aus dem Wust herkömmlich moralischen Geredes das Ordentliche, das Naturgegebene, das Selbstverständliche mit unverwirrtem Instinkt herauszugeben vermag!

*

Ich hoffe, man wird mir nun wenigstens zugeben, daß die Beantwortung der hier gestellten dramaturgischen Frage von ziemlich allgemeinem Belang grade in unsrer Zeit ist.

Kabale und Liebe

Der Jubel war ungeheuer. Es wäre falsch, ihn einzig aus der Hysterie der halbwüchsigen Reinhardt-Garde zu erklären, die ja wohl ziemlich wahllos ist. Kein geringerer Teil des Erfolgs kam auf Schiller, der den Deutschen von jeher nahe gewesen ist, wenn sie Deutschland bedroht sahen. Was sie stärkt, ist, ganz einfach und allgemein: sein Idealismus. Sein Glaube. Seine Glut. Seine Jugend. Sein furor germanicus nicht: teutonicus. Selbst wer unangesteckt bleibt, wünscht sich, angesteckt zu werden, beneidet insgeheim die naivern Gemüter, wird also auf Umwegen doch angesteckt. Und nirgends leichter und öfter als hier, als in opus Drei. Dies Bürgerliche Trauerspiel zieht aus dem Milieu, das sein Untertitel bezeichnet, eine Kraft wie keins der heroischen Trauerspiele. Vom Hausvater Miller, der manchmal ein Held ist, zum Helden Wallenstein, der meistens ein Hausvater ist, kann man den Blick kaum wenden, ohne daß er umflort wird. Nicht einmal Schillers Technik nimmt zu. Der Aufbau des zweiten Akts von „Kabale und Liebe' sucht seinesgleichen im deutschen Drama, der Schluß dieses Akts in der Weltdramatik. Dann beginnt das Intrigenstück, durch das freilich immer wieder die reine Flamme hindurchschlägt. Vom Theater hängts ab, was man lebhafter spürt.

Dem Deutschen Theater hätt' ich für einen Deutschen Zyklus dramaturgischen Ehrgeiz gewünscht. Dies war die Gelegenheit, von der Wald- und -Wiesen-Zurichtung auf den Urtext zurückzugreifen. Was Lenzen recht ist, müßte Schillern billig sein. Die Vorstellung dauert nur dreieineviertel Stunde; dreiviertel Stunden mehr dieses Atems und Tempos würden schwerlich jemand verjagen. Reinhardt wird ja wohl wissen, wie sicher Kalbs Duell-Szene „wirkt" — warum hackt er die erste Hälfte des vierten Aktes weg? Warum kürzt er im fünften das Religionsgespräch zwischen Vater und Tochter? Warum raubt er dem alten Miller die Freude an Ferdinands Geld? Grade dieser wahrheitsliebende Zug vollendet das Bild des stachelschaligen Musikanten, entfernt ihn erfreulich weit vom starren Römertum eines Odoardo Galotti. Wenn ich den Rat gebe, von des reifen Schiller tönenden Zierversen möglichst viele zu opfern, dann erhebt sich ein Wehgeschrei. Hier aber rührt man unbekümmert ans Mark. Freilich wird Reinhardt sagen, daß seine Beseelung des Dramas die Teile mitfaßt, die er beseitigt. Tatsächlich erblickt unsres Geistes Aug' auch, was nicht gezeigt wird. Was gezeigt wird und wie, das ist seit zwölf Jahren bekannt und von mir mehrfach geschildert worden. Beschränken wir uns auf die neue Besetzung.

Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes wird! Als alles gut war, fehlte der Ferdinand. Jetzt endlich hat Reinhardt einen — da haperts ringsum. Das Frauenterzett Wangel, Durieux und Höflich ist nicht ersetzt. Frau Eberty mit ihrem ulkigen Quarrton war die echteste Tochter der Diebes-Wolffen und des Kaschemmenwirts Wermelskirch. Auf dieses Niveau drückt sie ohne Absicht die grundbrave Bürgerfamilie Miller.

Frau Körner versucht sich an der verflossenen Johanna Norfolk. Gott strafe England! Wer solche Attacke auf Schiller und uns zu verantworten Manns genug ist, der schelte nicht kritische Roheit, was Notwehr gebietet. Wenn diese Bassistin bei ihren Bühnenumseglungen von der Rampe weg in den Hintergrund fegt, dann fällt mir ein, was das vierte ‚Jahr der Bühne' auf Zeile 22 bis 24 der Seite 173 verzeichnet, und was hier wiederzugeben selbst mein fester Entschluß zur Roheit mich nicht vermag. Der Milford Zofe, selten bemerkt, ist diesmal allzu bemerkbar. Das vierte und wichtigste weibliche Wesen stört wenigstens nirgends. Nach der alten Facheinteilung ist Frau Eibenschütz eine unverfälschte Schauspiel-Soubrette, keine Millerin. Es ist alles Lobes wert, wie anständig sie gleichwohl das gröbste Bedürfnis der Rolle deckt. Der Ueberschuß ist bei den Männern. Den armen Diegelmann hat man gezaust. Einer verübelt ihm bitter „allerlei Possenscherze". „Er drohte mit dem Rohrstock, mit einem Sessel und mit der Baßgeige, er stieß seine Frau von hinten mit dem Knie, er zupfte sie heimlich am Aermel. Vielleicht hat dieser Musikus zu oft vom Orchester auf die Bühne geschaut?" Nein, lieber Stefan Großmann; sondern, was Sie verabsäumt haben: in seinen Schiller. Dort steht: „stößt sie mit dem Ellbogen; kneipt sie ins Ohr; voll Zorn seine Frau vor den Hintern stoßend; aufgebracht, springt nach der Geige; springt nach seinem Rohr" — und so weiter. Aber Diegelmann trifft auch den deutschen Mann mit dem Dickschädel und dem heißen Herzen. Man bebt mit ihm, man empört sich mit Josef Klein, dem Kammerdiener des Fürsten, wider die Fürsten. Ihr Geschmeiß: ein allerliebstes Trifolium. Bei Waßmann besonders verzichtet man ungern auf eine einzige Szene des Kalb. Seine Komik beruht auf dem Phlegma, der Unbewegtheit, der litaneienden Trockenheit, womit er Beschwerde darüber führt, daß er rasend gemacht, daß ihm ein Messer in seinen bebänderten Busen gejagt wird. Das andre Tier scheint bei Werner Krauß zunächst wirklich eins: ein Ohrwurm, ein Kellergewächs, eine Assel. Mit der spitzen Schnüffelnase von Bassermanns Marinelli schmatzend, schnobernd und schnaufend. Wäre sein roter Schopf züngelnd gesträubt, man dächte an Loge, so ruhelos flackert er, teils hin und her, teils auf einem Fleck. Ein krankes Geschöpf, dessen Gemeinheit sich aus moral insanity herleitet? Oder ein Elementargeist niederster Sorte, der Begriffen wie krank und gesund entrückt ist? Ich habe den Eindruck, daß Krauß selbst nicht recht gewußt hat, zu welcher von beiden reizvollen Auffassungen er sich bekennen soll. Wegener, sein Spießgeselle, hat keine Wahl: so primitiv schurkisch, so unerklärbar verworfen ist dieser Herr Präsident. Er setzt seiner bibbernden Kreatur eine eisige Ruhe entgegen und bezwingt uns mit der Macht des Kontrasts. Aber wie kommt der Brunnenvergifter zu seinem Sohn Ferdinand? Hartmann ist Ferdinand ganz und gar. Ein Amoroso von deutschem Geblüt, nicht von slawischem, jüdischem oder italischem: der immer ersehnte Glücksfall der deutschen Bühne. Hartmann, Reinhardt, Schiller, der Krieg: die vier ungefähr gleichen Faktoren des ungeheuern Erfolgs von ‚Kabale und Liebe'.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Münchhausen', fünf Aufzüge von Herbert Eulenberg. Dieses „deutsche Schauspiel" steckt voll poetischer Dinge. Aber man wird ihrer nicht froh. Sie sind wie Blumen auf Draht: lebendtot. Der Draht, das ist die dramatische Fassung, die sich kalt und künstlich um die lyrischen und balladesken Schönheiten des Dramas windet. Es ist ein reichlich deutsches Schauspiel, durchwärmt von heftigen Heimatsgefühlen. Liebe und Freundschaft, Ritterlichkeit und Mannestreue, Todes- und Lebensverachtung sind in sattfarbigen Ornamenten durcheinandergewirkt; der Humor gab leider nur ein paar blasse Fädchen zum Gewebe. Eulenbergs Münchhausen ist ein schwermütiger Held. Wie er zur Lüge kam — die nicht Kern, sondern Schale seines Wesens —, das ist keineswegs zwingend. Auch was ihm eigentlich die Lüge bedeutet, wird nicht recht klar. Auf allen Wegen, die zu ihr führen, scheint dieser ruhelose Baron gewandert zu sein. Nur nicht auf dem der Gemeinheit. Er lügt aus Abscheu vor der Realität des Daseins; aus Scham; aus Sehnsucht; aus dichterischer Passion; aus Verlangen nach einem Phantasie-Ersatz für das, was das Leben ihm verweigerte; und nicht zumindest, um sein empfindliches Ich einzukapseln. Er redet unwahr und lebt wahr, er lacht ein falsches Lachen und weint echte Tränen, er tut rauh und ist sentimental. Daß er grade dort aus der Lüge tritt, wo der gemeine Mensch in sie flüchten würde, ist die natürliche Pointe des Charakters. Leben, Lieben und Sterben dieses Ritters von der traurigen Seele sind von blühender Meditation umwuchert. Es ist manchmal schön, oft schwer, sich durchzuhören. Alles in allem: ein bitterer Lügner. Und ein tiefes Verlangen regt sich nach dem süßen Original; nach dem psychologisch unvergifteten Münchhausen, dem Aufschneider und Phantasten, der log, einfach, weil es ihm und uns so unendlichen Spaß machte, und weil er so genial lügen konnte, daß er seines Wesens besten Teil verleugnet hätte, hätte er nicht gelogen. Die Schönheiten des Schauspiels, in dessen trockener romantischer Hitze die Sprache Kostbarkeiten transpiriert, kamen in den Wiener Kammerspielen nur zaghaft ans Tageslicht. Alle Anerkennung immerhin für den Direktor-Regisseur Herrn Bernau, der, im Opferdienst fürs höhere Literarische fanatisch ausharrend, mit den bescheidenen Mitteln seiner Bühne eine so noble Aufführung wie diese zustande brachte. Herrn Feldhammers intensive Begabung tastet sich recht nahe an die Figur des edlen lügenden Dulders heran. Herr Klein-Rhoden ist wirklich ein getreuer Diener ein rührend bissiger Edelknecht. Köter mit Heiligenschein.

*

‚Der Querulant', Komödie in vier Akten, ist eines der lebensfähigsten Stücke Hermann Bahrs. Sein Humor und sein Mitleid

haben hier sympathische natürliche Wärme, seine Welt- und Menschenbetrachtung enthält sich des Zwinkerns abgeklärter Weisheit, die unbescheidenen (gemalten) Perspektiven ins Ewige fehlen. Die ersten zwei Akte sind menschlich und doch gutes Theater. Nachher wird das Stück leider vom Gewicht tieferer Absichten zu Boden gedrückt und verliert seinen leichten, elastischen Komödien-Schritt. Das Deutsche Volkstheater hat sich wohl Herrn Thaller zuliebe den ‚Querulanten' ausgeliehen. In der Tat ist der brave, grauhaarige Querkopf, der, ein „brennendes Recht im Herzen", ins Unrecht-Tun hineintappt, eine der saftigsten, von innerer Wahrheit kräftigst durchstrahlten Figuren des ausgezeichneten Volksschauspielers. Sehr fein bringt er das rührend Ur-Kindliche im kindischen Wesen des alten Mannes und das Biblische seiner „Armut im Geiste" heraus. Herr Edthofer hatte als Richter einen netten Ton gutartiger Schärfe; seine burschikose Art war sichtbarlich nur Schutzhülle für Weicheres. Auch Fräulein Woiwode ließ, als resolute Marie, das empfindsame Unterfutter dieser Resolutheit durchschimmern. Die Herren Kutschera und Huber trugen nach ihren schätzbaren Kräften zum Erfolg des ‚Querulanten' bei, dessen Wirkung die gleiche war wie bei allen bisherigen Aufführungen. Die Dorfgeschichte fand lebhaften Anklang, der herum- und hineingezwängte Roman langweilte, und in Thaller war alles verliebt.

Die letzte Seite von Peter Panter

Mein Beruf — ich bin Zweiter Leuchtturmwächter auf der kleinen Ostsee-Insel Achnoe, und die Nächte sind lang — mein Beruf zwingt mich, viel und ausgiebig zu lesen. Um neue Bücher ist mir nicht bange — die bekomme ich von meinem Freund, Herrn Andreas Portrykus, dem Nachtredakteur des Strahlförder Generalanzeigers (mit Unfallversicherung). Er schenkt mir alle Rezensionsexemplare (ich weiß nicht, wie das auf deutsch heißt) — und so lese ich Nacht für Nacht alles durcheinander: Romäne und Reisebeschreibungen und zarte, sinnige Geschichten aus edler Frauenhand, und was man eben so liest.

Und wenn der Wind an die dicken Scheiben stößt, wenn mein Burgunderpunsch auf dem Tisch dampft, der bräunliche Tabak knastert und ich alter Mann wieder einmal froh bin, diesen Posten ergattert zu haben — dann kommt es wohl manchmal, daß ich aus Zerstreutheit und guter Laune die Bücher von hinten zu lesen beginne, so wie man aus einem Kuchen sich die Rosinen herausknabbert. Und da bin ich zu der Entdeckung gekommen, daß die Schlüsse all der vielen Bücher sich deutlich nach verschiedenen Arten gruppieren lassen — es gibt Normalschlüsse, die immer wiederkehren: der Autor mag vom Mond heruntergefallen sein — am

Schlusse besinnt er sich doch auf sein edles Menschentum und redet deutsch.

Heute nacht habe ich wieder vier Pfund Bücher gelesen — mir ist noch manches im Gedächtnis. Ich will es mal versuchen.

Der Unterhaltungsroman, der Erfolg hat

„— — Gefühlt habe ich es schon lange", flüsterte Helene. „Aber du hast es mir erst ins Bewußtsein gebracht. Jetzt beginne ich erst wirklich zu leben." — Edgar zog sie an sich . . .

So verrannen ihnen die Stunden, ohne daß sie es merkten. Dann schritten sie miteinander über das abendlich dämmernde Feld, auf dem sich der würzige Geruch der jungen Kartoffeln mit dem süßen Duft der Rosen mischte.

Edgar Helmenberg führte seine junge Braut in das Haus auf dem Hügel. Der Mond ging auf. Er ergriff ihre Hand. „Siehst Du den Mond?" sagte er stark. „Ich aber will dir die Sonne geben!" — Und gebannt flüsterte sie: „Die Sonne!" —

Der Unterhaltungsroman, der keinen Erfolg hat

Es war alles aus. Kuno stand an den Scherben seines bescheidenen Glücks. Warum ihm das Unglück? Warum grade ihm? Und die andern . . . ? Ingrimmig ballte er die Fäuste — und ließ dann doch die Hände wieder sinken.

Da zogen sie hin — wie sie gelacht hatte, seine — ja seine! — Gertrud. Herr Doktor Holtzenheimer aber hatte Geld und war ein flotter Kerl.

Die lange Liebe, die Werbungen so vieler Jahre — alles vergebens. Da brach er weinend zusammen und zerknickte die Rose in seiner Tasche.

Professorale Reisebeschreibung

So endete diese meine schöne und lehrreiche Reise in das Sonnenland Aegypten. Sie hatte mir viel Neues gezeigt und meinen Wissenskreis erweitert. Sie hatte mir aber auch bewiesen, wie heutzutage der Deutsche überall wohlgelitten ist, wenn er sich nur bescheiden im Hintergrunde hält. Möge das Büchlein seinen Lesern Unterhaltung und anregende Belehrung gewähren — damit auch sie dereinst hinausziehen in das altehrwürdige Land des Nils und der Könige Ramses und Ramsenit! —

Bemerkt mag noch werden, daß der auf Seite 154 erwähnte mittlere Fliegenpilz auch in Deutschland beobachtet worden ist. So hat nach einer Mitteilung Schaedlers im Geographischen Wochenblatt ein Lehrer in Meißen einen solchen gefunden und auch bestimmt.

Die Moderne um 1898

„Seele", flüsterte er. Dann knallte ein Schuß. Die aufgeschreckten Hausbewohner liefen durcheinander — Schutzleute

bahnten sich einen Weg durch die Menge. Der Mann im Hausflur war tot. Sein Blut sickerte durch den linken Aermel auf den hellblau und gründlich karrierten Steinfliesboden und verrann in Rinseln in den staubigen Fugen . . .

Altes Buch

„Möge euch", so schloß der Geistliche seine alle Anwesenden aufs tiefste ergreifende Rede, „der liebe Gott den Bund segnen, den zwei so mächtige Familien miteinander durch ihre Kinder geschlossen haben!" —

Was soll ich noch viel erzählen? — Eduard und Kunigunde wurden ein glückliches, aber kinderreiches Paar; der alte Hader war begraben und vergessen. Draußen aber pfeift der Wächter schon die zwölfte Stunde, laß mich das Licht löschen, geneigter Leser! Gute Nacht! —

Das richtige Jungensbuch
(‚Die Lagerfeuer in Californien')

„Schurke!" knirschte der Mestize. Ein Messer blitzte in seiner Hand — aber mit einem gewaltigen Schlage streckte ihn der alte Trapper nieder. Ein kurzes Röcheln — dann war es vorbei. —

Der alte Trapper geleitete die Karawane noch in die nächste große Stadt S., dann begab er sich wieder in seine Einöde zurück. „Einen Dank brauche ich nicht", sagte er. „Ich habe nur getan, was rechtens war." —

Franz und Fräulein Armstrong, die Erbin des Goldfundes, wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.

Der Kellner Fritz bekam eine zuträgliche Stellung in San Francisco, die er heute noch innehat.

Von dem hinterhältigen Don Pedro hat kein Mensch mehr etwas gehört. Er blieb verschollen.

Der alte Indianer Hefrakorn erhielt das Gnadenbrot bei Krafts. Franz Kraft ist ein alter Mann geworden, und Kinder und Enkel umspielen seine Knie. Wenn er aber mit seiner immer noch schönen Frau, seinen Kindern und dem alten Indianer um den runden Tisch zusammensitzt, dann gedenken sie wohl noch oft der

‚Lagerfeuer in Californien'.

*

Ja, wird der stets geneigte Leser nun sagen: Das ist ja alles ganz hübsch und nett — aber wie soll denn ein Buchschluß nun sein? Diese gefallen doch dem Herrn Leuchtturmwächter alle nicht . . .

Ich muß sagen, daß ich in meiner jetzt zwanzigjährigen Dienstzeit nur einmal einen wirklich guten, ehrlichen und motivierten Buchschluß gefunden habe. Er fand sich in einem Gedichtbüchlein ‚Frühlingsstimmen' von Herrn Hugo Taubensee. Der Mann

war — wie man aus dem beigehefteten Portrait sehen konnte — Postschaffner, aber auch Dichter, eine der so häufigen Verbindungen von Geschäftsmann und Romantiker. Der Verleger war nur Geschäftsmann.

Diese ‚Frühlingsstimmen‘ hörten folgendermaßen auf:

Mitteilung an den Leser!

Die gesammelten Gedichte des Verfassers gehen in Wirklichkeit noch weiter. Weil ich aber nicht in der bemittelten Lage bin, weiteres Papier und auch die Druckkosten anzuschaffen, so sehe ich mich gezwungen, die Gedichte hier abzubrechen. Ich will aber, wenn der Absatz dieses Büchleins ein entsprechender ist, die ‚Frühlingsstimmen‘ gern fortsetzen. Die Leser handeln also im eigenen Interesse, wenn sie das Buch fleißig kaufen und weiterempfehlen!

Das heiß' ich einen Schluß! Von jetzt an werde ich mich aber mehr den Anfängen zuwenden.

A. E. G. von Vindex

Der Jahresabschluß der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, die Gewinne und die Dividenden dieses Unternehmens konnten in Friedenszeiten als Exponenten und Gradmesser der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung gelten. Wie der Betrieb der Kohlenzechen und der Eisenhütten, ist die Nutzbarmachung der elektrischen Kraft zu einer elementaren Voraussetzung für den Neuaufbau und für die Erhaltung der Zellen des Wirtschaftskörpers geworden, und je mehr Energie bei dieser Entfaltung und bei diesem Aufbau verwendet, je mehr Arbeit also von diesen Industrien geleistet wird, und je mehr von ihnen, als Kapitalsgesellschaften, demgemäß verdient wird, um so besser steht es um die Allgemeinheit in wirtschaftlicher Hinsicht. So las man früher aus den Abschlußzahlen der großen Firma, die unter der einprägsamen Buchstabendreiheit A. E. G. die Elektrizitätsindustrie auf dem alten Kontinent im eigentlichen Sinne geschaffen und sogar volkstümlich gemacht hat, den Wohlstand und das wirtschaftliche Ergehen fast ganz Europas ab, und außer den Aktionären, die ja ein greifbares Interesse an den Erträgnissen ihrer Gesellschaft hatten, warteten auch sonst nicht Wenige auf die Abschlußzahlen des Unternehmens, aus denen der Stand des Wirtschaftsbarometers so gut hervorging.

Im Kriege ist es in dieser Beziehung, wie ja auch sonst so vielfach, anders geworden, und es wäre ein grundlegender Irrtum, wollte man die jüngst bekannt gegebenen Gewinnzahlen der A. E. G. aus dem zweiten Kriegsgeschäftsjahr ebenso bewerten wie die Friedensabschlüsse der Gesellschaft. Die eindrucksvollen Zahlen, die wir diesmal vorgeführt bekommen, sind nicht als Inderzahlen irgendeiner Wirtschaftstabelle anzusehen; die Aufwärtsentwicklung der Einnahmen und die Steigerung der Dividende ist nicht ein Glied in der nach oben führenden Kette einer normalen und verheißungsvollen Entwicklung; sondern ein künstlicher und starker Druck hat Gewinnziffern zu ihrer jetzigen Höhe emporgetrieben, ein Druck, den unsre Feinde gegen uns auszuüben trachten. Es weht Kriegsluft durch den diesjährigen Abschluß des

großen Elektrizitätswerkes, wir spüren, daß die Inanspruchnahme der starken Kräfte des Unternehmens nicht so sehr für den unmittelbaren Nutzen der Gesamtwirtschaft als für einen mittelbaren Vorteil, für die Bewältigung eines Umweges geschah. Denn die Kriegsarbeit der A. E. G. kann als wirtschaftlich nur insofern gelten, als sie der siegreichen Beendigung des Krieges zu dienen bestimmt ist, und dergestalt der Wiederkehr besserer Zeiten und den kommenden Entwicklungsmöglichkeiten die Tür offen hält und die Bahn ebnet.

Darum darf man sich nicht blenden lassen, wenn man liest, daß der Kriegsgewinn der Gesellschaft von einundzwanzig auf siebenundzwanzig Millionen Mark gestiegen ist, und daß dabei noch siebeneinhalb Millionen Mark in Abzug gebracht worden sind, die als Unterstützung für die Familien der zur Fahne einberufenen Werksangehörigen gezahlt wurden. Auch die Steigerung der Dividende von elf auf zwölf Prozent, so angenehm sie der Mehrzahl der Aktionäre für den Augenblick sein mag, darf uns nicht beirren und darf uns nicht darüber täuschen, daß alle diese Früchte in Treibhausluft gereift sind.

Die Erhöhung des Reingewinns der A. E. G. ist diesmal bereits mit Hilfe der neuen Mittel erzielt worden, die dem Unternehmen in Höhe von neunundzwanzig Millionen Mark durch Vermehrung des Aktienkapitals zugeflossen sind; die Gesellschaft hat ihr Eigenkapital damit auf hundertvierundachtzig Millionen Mark gebracht. Die neuen Mittel sollten dem Erwerbe der Berliner Elektrizitäts-Werke dienen, ein Geschäft, das aber bisher in den Gewinnziffern noch nicht mit zum Ausdruck gelangt ist. Heut hat in der Hauptsache die Arbeit für die Landesverteidigung aus den Konten der Gewinn- und Verlustrechnung jene hohen Erträge erwachsen lassen, die wir vor uns sehen; die Erwägung liegt dabei nicht so fern, daß die Aktionäre der A. E. G. hier an einem Gewinne teilnehmen, der für das Unternehmen selber außer der kapitalistischen auch eine ethische und eine soziale Rechtfertigung haben mag, für die Aktionäre selber aber einer solchen Rechtfertigung entbehrt.

Das empfindet man weithin, und bezeichnend sind die Bemühungen des Reiches, das Moment des Ungerechtfertigten, das in Profiten von dieser Art liegt, nach Möglichkeit außer Wirkung zu setzen. Die Einführung der Kriegsgewinnsteuer ist eine dieser Bemühungen. Eine andre ist jetzt in die Wege geleitet worden. Die allgemeine Zivildienstpflicht, vor deren Einführung wir stehen, soll, soweit bisher erkennbar, unter anderm grade auch jene Leute treffen, denen der Krieg, ohne daß sie dabei eigene Arbeit für die gemeinsame Sache geleistet haben, in dieser oder jener Form von Nutzen gewesen ist. Die Rentner und Kapitalisten, die am Wohle der Gesamtheit bislang nicht mitgewirkt haben, sollen der neuen Dienstpflicht unterstellt werden.

Der Kriegssozialismus, den die große europäische Krisis somit in Deutschland geschaffen hat, und der auch wirtschaftlich als ein Ereignis ersten Ranges gelten muß, weist vielleicht den Weg, auf dem sich der Kapitalismus auch in künftigen Friedenszeiten fortentwickeln muß, wenn der Gegensatz zwischen dem Interesse der Allgemeinheit und den Sonderinteressen der Einzelnen, zwischen dem wirtschaftlichen Ergehen der großen Mehrheit und dem Wohlstand Einzelner nicht zu einer übermächtigen Bedrohung werden soll.

Antworten

Mitglied des Deutschen Theaters. Sie wollen mich „stark machen“ gegen „Versuche des Deutschen Theaters, die Vorwürfe seiner Mitglieder zu entkräften“. Ich gebe zu, daß es schwierig ist, sich herauszufinden: die Behauptungen beider Parteien zu prüfen und gegen einander abzuwägen, ohne wider die eine oder die andre ungerecht zu sein. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten, namens Sigmund Lautenburg. Der saß einmal auf einer seiner eigenen Generalproben. Alles verläuft nach Wunsch. Aber plötzlich, mitten in einer Szene, ruft der Direktor seinem Nebenmann, dem Oberregisseur, aufgeregt zu: „Gehn Sie sofort auf die Bühne und sagen Sie dem Gosebier, er spiele wie ein Schwein.“ Pflaumenwein eilt beflissen hinauf und richtet seinen Auftrag aus. Gosebier stürzt hinunter: „Herr Direktor, Sie lassen mir vor versammelten Kollegen bestellen, ich spiele wie ein Schwein. Das ist unerhört. Das mir, der ich . . .“. „Was soll ich gesagt haben, lieber Gosebier? Halten Sie wirklich für möglich, daß solch ein Wort über meine Lippen kommt?“ „Aber Herr Direktor, Sie haben mich doch diesen Augenblick beauftragt, dem Gosebier das zu bestellen . . .“ „Gosebier, ich erkläre Ihnen, daß ich das nie getan habe.“ „Gosebier, ich versichere Ihnen, daß ich nur die Bestellung des Direktors überbracht habe.“ „Gosebier, ich schwöre Ihnen, daß ich . . .“ „Und ich schwöre Ihnen, Gosebier, daß der Direktor . . .“ Da holte der Direktor zu einer schön gerundeten Bewegung des rechten Armes aus, warf emphatisch die Hand von sich und sprach langsam, bedeutungsvoll und im tiefsten Baß die folgendermaßen geflügelten Worte: „Also stehen sich zwei Meineide gegenüber!“ An diese Geschichte muß ich denken, so oft in einer strittigen Theaterfrage Direktion und Mitgliedschaft auf mich eindringen. Wem darf man glauben? Der Sprecher ist im Recht. Der Gegensprecher aber auch. Wer deutet mir die buntverworrne Welt? Warum, so fragt man sich, wenn die Vorwürfe nicht stimmen — warum werden sie dann niemals gegen andre Direktionen erhoben? Warum saust es immer auf Reinhardt nieder? Zugleich mit Ihrem Brief nämlich kam eine Nummer der Allgemeinen Chorsänger-Zeitung, worin unter der Ueberschrift ‚Der Reinhardtbühne unwürdig‘ dieses zu lesen war: „Im Berliner Lokal-Anzeiger erschien nachfolgendes Inserat: ‚Herrenchor. Stimmbegabte Herren, die dem Theaterchor einer ersten hiesigen Bühne beitreten wollen, werden gebeten, ihre Adresse unter Chiffre Z. I. 522 an die Hauptstelle d. Bl. einzusenden. Keine Berufssänger.‘ Einer unsrer berliner Vertrauensmänner veranlaßte einen Bekannten, sich auf dieses Inserat hin zu melden, worauf er folgendes vervielfältigte Schreiben erhielt: ‚Chorverein, Chor des Deutschen Theaters. Berlin-Wilmersdorf., Binger Straße 84. Herren . . . Der Chor des Deutschen Theaters hat neben der Pflege des Chorgesanges die Aufgabe, die bei den Aufführungen des Deutschen Theaters erforderlichen Gesänge auszuführen. Eine Bezahlung dieser Tätigkeit findet nicht statt, jedoch werden die entstehenden Fahrkosten undsoweiter mit je Einer Mark für jede Vorstellung vergütet. Außerdem steht den Mitgliedern eine Anzahl Freikarten zum Besuch der Reinhardtschen Bühnen zu. Sollten Sie unter diesen Bedingungen geneigt sein, unserm Chor beizutreten, so bitte ich Sie ergebenst, kommenden Montag, abends acht Uhr, in unserm Uebungssaal (Probebühne der Kammerspiele, Schumannstraße), zwecks Stimmprüfung und Empfang näherer Mitteilungen, zu erscheinen. Hochachtungsvoll Franz Möhn, Vorsitzender . . .‘ Die Reinhardt-Bühnen standen hinsichtlich der Chorverhältnisse stets auf niedrigster Stufe, denn einen eigenen Chor stellte man dort nicht ein, sondern man ‚borgte‘ sich von irgendeinem Unternehmer für Stücke, die einen Chor bedingten, einen Extra-Chor aus. Nun scheint Herrn Professor Reinhardt auch dieses

Spar- und Knauser-System noch nicht billig genug gewesen zu sein. ‚Man' gründete einen Chorverein ‚Chor des Deutschen Theaters', um völlig gratis einen Chor zu beschaffen; das heißt: nicht ‚völlig gratis', denn man ersetzt gnädigst die Fahrkosten und bezahlt mit ‚Freikarten'. Wir überlassen es unsern verehrten Lesern, sich über diese Einrichtung ein Urteil zu bilden. An Herrn Professor Reinhardt jedoch richten wir hiermit die öffentliche Anfrage, ob er dieses System seiner Institute nicht für unwürdig hält?" Eins kam zum andern, und ich beschloß, weil mich wurmte, daß derart über Reinhardt geraunt, geredet, geschrieben und gedruckt wird, so oder so eine Klärung herbeizuführen: entweder diese Gerüchte und Anklagen bestätigt zu erhalten und durch eine öffentliche Behandlung zur Besserung beitragen zu helfen, oder mich von der Unrichtigkeit zu überzeugen, um mit gutem Gewissen dagegen auftreten zu können. So war mir nichts willkommener als die Aufforderung Ihrer Direktion, im Bureau die Verträge der Mitglieder und die Geschäftsbücher einzusehen. Ich habe das im Schweiße meines Angesichts besorgt, und wenngleich ich kein geübter Bilanzen-Leser bin, so weiß ich jetzt wenigstens doch, daß beide Teile nicht frei von Tadel sind; die Mitglieder insofern, als sie mir eine Anzahl Entlastungsmomente verschwiegen haben. Auf den Artikel der Allgemeinen Chorsänger-Zeitung erwiderte mir die Direktion, daß sie kein Opernhaus leite, und daß es bei der Seltenheit der Fälle, wo ein Gesangschor gebraucht wird, selbst ihren drei Theatern unmöglich sei, vierzig oder fünfzig Berufssänger und Sängerinnen fest zu besolden. Herren und Damen der Gesellschaft seien glücklich, hinter die Kulissen zu gucken, und zögen Freibillets jeder baren Bezahlung vor. Schön. Aber darauf ist dreierlei zu entgegnen: erstens, daß Herren und Damen der Gesellschaft sich an den paar Abenden des Monats, um die sichs, der Direktion zufolge, handelt, nicht das Fahrgeld ersetzen lassen werden; zweitens, daß Herren und Damen der Gesellschaft nicht die Inserate des Berliner Lokal-Anzeigers zu studieren pflegen; drittens, daß an andern Bühnen dieser Teil des Betriebs offenbar anders gehandhabt wird, da der Allgemeine Chorsänger-Verband sich kaum die Direktion Reinhardt ohne Grund herausgreifen und die übrigen laufen lassen wird. Also stehen sich zwei Meineide gegenüber. Bei der Schauspielmitgliederschaft sind es mehr als zwei. Hier nun wird man mancherlei auf Treu und Glauben von mir hinnehmen müssen, weil beide Parteien, der Konkurrenz wegen und überhaupt, ein begreifliches Interesse daran haben, daß ich die Summe meiner Erhebungen mitteile, ohne alle Summanden — Zahlen, Daten und Namen — preiszugeben. Dann ist zunächst zu sagen, daß die Direktion des Deutschen Theaters im ersten Monat des ersten Kriegs-Spieljahrs ohne Ausnahme hundert Mark Gage gezahlt hat. Das ließ sich selbstverständlich nirgends fortsetzen. Und da mit Kriegsausbruch die Verträge eo ipso hinfällig geworden waren, da weder die Länge des Krieges noch der Geschäftsgang während des Krieges zu berechnen war, da sogar zeitweise zweifelhaft wurde, ob bei so vermindertem Männer-Personal die Bude offengehalten werden könnte — kurz: aus vielen Gründen wurde abgemacht, daß die Friedensverträge nur bis zum einunddreißigsten Dezember 1914 laufen, und daß zum ersten Januar 1915 neue Verträge geschlossen werden sollten, deren Wert von der Geschicklichkeit jedes Mitglieds, seine Geltung in Geld umzusetzen, bestimmt wurde. Manche erzielten eine höhere Gage als im Frieden, manche eine geringere, manche in diesem Hause gar keine mehr. Für die Leistung, diese neuen Verträge so lange zu erfüllen, wie überhaupt gespielt wurde — wenn bis zum Ende des Krieges gespielt wurde, bis dahin; gleichgültig, ob das Ende 1916 oder 1921 eintreten würde — für diese Leistung verlangte die Direktion, daß die Mitglieder auf dreißig Prozent der Gage aus den neuen Verträgen verzichteten. Das wurde vereinbart und

befolgt. Im November 1915 erschien bei der Direktion ein Fähnlein der Mitglieder, dem wichtige Genossenschafter wie die Herren Wallauer, Rameau und Held angehörten, und bat, künftig die Gagen bis zu sechshundert, womöglich bis zu achthundert Mark voll auszuzahlen. Die Direktion ging über diesen Antrag hinaus: sie erklärte sich bereit, vom ersten November 1915 an sämtliche Gagen voll auszuzahlen. Und so führt sie noch eine Menge Punkte zu ihren Gunsten an. Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen. Arglose Seelen werden sogar entrüstet ausrufen, daß es ein Skandal sei, solcher Direktion Habgier und Knauserei vorzuwerfen. Sachte nur, sachte nur! Die Geschichte hat eine Anzahl Haken. Neun Zehntel der Gagen betragen unter sechshundert Mark. Leute, die freilich dankbar zu sein hatten, weil sie, unbekannte Provinzschauspieler, Gelegenheit zu entscheidenden Erfolgen bekamen, die dann aber, mit demselben Recht, als Beiträger zu einer runden und zwingenden Aufführung Dankbarkeit verlangen durften — solche Leute erhielten zweihundert und dreihundert Mark. Der Jurist wie der Kaufmann wird einwerfen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, jedem Schauspieler, den man aus Buxtehude geholt und auf fünf Jahre festgelegt habe, nach jedem Erfolg die Gage zu steigern. Es gäbe ja Fälle, wo ein Theater Lokalgrößen mit üppigen Hoffnungen und einer Star-Gage miete, bitterböse enttäuscht werde, nach ein, zwei Durchfällen notgedrungen die Beschäftigung dieser Herrschaften einstelle — mit einem Wort: sich bekauft habe. Ists schon dagewesen, daß ein Mitglied dieser Sorte für den Rest der Vertragsdauer freiwillig auf die Hälfte seines Einkommens verzichtet hat? Man wird immer unter- oder überschätzt. Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt. Die Befugnis eines Unternehmens, die unvermeidliche Unter- und Ueberschätzung seiner Angestellten nationaloekonomisch auszugleichen, ist doch wohl unbestreitbar. Und es wird Sache der Voraussicht und des Spekulantenmutes einer Theaterdirektion sein, Risiko-Geschäfte einzugehen: einem Komiker oder einem Liebhaber, den man für zweitausend Mark auf fünf Jahre angeworben hat, ohne Druck von außen bereits nach ein oder zwei Jahren zehntausend Mark zu geben — wenn zu befürchten ist, daß die Konkurrenz ihn nach Ablauf der ersten fünf Jahre zwanzigtausend Mark bieten wird. Ein Beispiel. Einer, der Anfang September 1914 für sechzehnhundert Mark engagiert worden ist, spielt Anfang Oktober eine tragende Rolle und wird am nächsten Morgen gefeiert. Das Deutsche Theater macht mit ihm am übernächsten Tage einen neuen fünfjährigen Vertrag, zahlt ihm nicht mehr sechzehnhundert, sondern sechstausend Mark, aber nicht etwa gleich, sondern erst vom Herbst 1915 an, und dünkt sich wer weiß wie schlau. Es müßte so schlau sein, zu ermessen, daß die neue Berühmtheit im Laufe eines ausgiebigen Winters, wo sie lumpige sechzehnhundert Mark hat, mit Anträgen überhäuft werden wird, und müßte ihr gleich ganz andre Bedingungen bieten. Soweit denkt die schlaue Direktion, zu ihrem Schaden, nicht. Sie freut sich des spottbilligen Mitglieds. Das wartet den Winter über auf einen Akt der Noblesse, der ein Akt der Klugheit wäre, wartet vergeblich und nimmt im Frühjahr 1915 einen fremden Antrag für 1920 bis 1925 über vierundzwanzigtausend Mark an. Es kümmert die Oeffentlichkeit nicht, wenn das Deutsche Theater versäumt, solche erlaubten Geschäfte zu machen (oder höchstens insoweit, als sie ein künstlerisches Interesse hat, bedeutende Schauspieler an der Stelle festgehalten zu sehen, wo sie sicher sind, zur vollen Entfaltung zu kommen). Sua res, sua culpa. Reinhardts pochen darauf, daß jeder kärglich bezahlte Schauspieler, der sich als nützlich und erfolgreich erwiesen, eine freiwillige Zulage von ein- bis zweihundert Mark gekriegt habe. Wer von 1915 bis 1920 engagiert worden sei und für die ersten zwei Jahre nur dreihundert Mark zu beanspruchen gehabt habe, der hätte zwar im ersten Jahr die drei-

hundert Mark, aber bereits im zweiten Jahr zweihundert Mark mehr bekommen. Die Mitglieder bestreiten, daß diese Zulage freiwillig erfolgt sei; es hätte keiner geringen Anstrengungen bedurft, um sie zu erreichen. Das ist glaubhaft. Sie beschweren sich ferner darüber, daß die Direktion sich vorbehalte, diese Zulage „jederzeit ohne Angabe von Gründen wieder zurückzuziehen", daß sie also eine Prämie für Fleiß und Wohlverhalten sei, mit der man keine Wohnung auf drei Jahre mieten könne. Das würde einleuchten, wenn nicht das Deutsche Theater versicherte, daß diese Klausel seit fünfzehn Jahren bestehe, aber noch niemals in Kraft getreten sei. Es soll bis zum Beweis des Gegenteils nicht angezweifelt werden. Und nun kommt endlich der Hauptpunkt, über den man mit keinem Mitglied reden kann, ohne daß es vor Wut einen roten Kopf und Schaum vor den Mund bekommt: alle Verträge des Deutschen Theaters lauten auf acht Monate! Die Direktion hat das Recht, jedes Mitglied vier Monate im Jahr ohne Bezüge zu beurlauben. Wem sie nachsagt, daß er dreihundert Mark im Monat, also selbst bei dieser Teuerung ein Existenz-Minimum habe, der verfügt in Wahrheit nur über zweihundert Mark. Die Direktion schwächt auch diesen Vorwurf ab: sie habe im Jahre 1914/15 neun Monate gespielt und neuneinhalb Monate bezahlt; und sie habe im Jahre 1915/16 neun Monate gespielt und bezahlt. Aber das stellt sich immer erst hinterher heraus. Damit kann das Mitglied nicht von vorn herein rechnen. Während die mehr oder minder literaturentsprungenen Direktoren L'Arronge, Brahm und Lindau Zehn- und Elfmonats-Verträge geschlossen haben, ist es dem Schauspieler Reinhardt vorbehalten geblieben, Achtmonats-Verträge einzuführen — die freilich geeignet sind, die Lage der Arbeitnehmer am Theater unsicher zu gestalten und dieses leicht erregbare Geschlecht noch nervöser zu machen. Ueber hundert Einzelheiten des Verhältnisses zwischen Direktion und Mitgliedern läßt sich streiten. Der Streit wird jeweils, von den Streitern selbst und von uns Zuschauern, danach geschlichtet werden, wie das Mitglied künstlerisch und menschlich mit der Direktion steht. Wir haben uns letzten Endes nicht einzumischen. Aber es ist eine soziale Frage von erheblicher Bedeutung, daß ein Arbeiter, der sich auf fünf Jahre mit seiner ganzen Persönlichkeit an ein Unternehmen gebunden hat, im Februar jedes Jahres nicht wissen soll, ob er im Juni beschäftigt und besoldet wird oder nicht. Bei einem Riesenunternehmen, wie das Haus Reinhardt heute ist, dürfte das nicht von dem Zufall eines Frühjahrszugstücks abhängen. Die Darsteller müssen im Anfang des Jahres wissen, für welche Zeit zwischen Mai und September sie über sich zu bestimmen haben. Im April ist ein Sommer-Engagement kaum mehr zu finden. Es wäre ein schlimmes Armutszeugnis für die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, es wäre eigentlich die Ueberflüssigkeits-Erklärung für diese Organisation, wenn sie nicht die Aufhebung der Achtmonats-Verträge durchsetzte. Aber ich wünschte, daß Reinhardt sich nicht erst dazu drängen ließe. Kein Zweifel, und seine Leute sagens ja selbst: sie profitieren von seiner Regie mehr als die Kollegen von der Konkurrenz. Aber sie bringen auch Opfer; und Opfer, die Schauspielern besonders schwer fallen. Sein Theater ist Er. Seine Mitglieder sind sein Werkzeug, sein Material, sein Instrument — sie sind, mit ein, zwei Ausnahmen, nichts für sich. Wer anderswo eine Vordergrundfigur sein könnte oder schon einmal war, ist bei ihm ein Farbfleck, nicht mehr. Anderswo streicht der Schauspieler den Beifall ein, hier der Regisseur. In den Kritiken nimmt seine Arbeit den Hauptraum und die enthusiastischen Adjektiva weg. Fühlt da Reinhardt nicht selbst, daß er Schauspieler, die zu solcher künstlerischen Entsagung fähig und bereit sind wie seine, wenigstens die materiellen Sorgen vom Halse zu schaffen hat? Weg also mit den Achtmonats-Verträgen!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Symptome
von Germanicus

Es war den Mehrheitsparteien des Preußischen Abgeordnetenhauses nicht unbekannt, daß die Reichsregierung eine öffentliche Besprechung der Polenfrage für unzweckmäßig hielt; das hinderte aber diese Politiker des unbekümmerten Selbstbewußtseins keineswegs, im Preußenparlament wegen des neuen Königreichs und der möglichen Rückwirkungen dieser Gründung auf die in den preußischen Ostprovinzen lebenden Polen eine Interpellation einzubringen. Die Begründung, die die Kreuzzeitung für solches Abseitstanzen gegeben hat, ist einigermaßen seltsam, und man weiß nicht recht, ob naiv oder boshaft. Die Kreuzzeitung meinte nämlich, daß der Reichstag auf eine öffentliche Behandlung der Polenfrage wohl verzichten durfte, weil die Wirkung, die solch eine Debatte auf das Ausland üben konnte, zu berücksichtigen war. Sie fährt dann fort: „In Preußen will man sich nur mit den Wirkungen des Schrittes auf die preußische Polenpolitik beschäftigen." Dabei vergaß dieses gewitzigte Blatt, daß die Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses in aller Oeffentlichkeit zu geschehen pflegen und auch geschehen sind, und daß es dem Ausland gleichgültig sein kann, ob es durch den Reichstag oder durch das Parlament eines Einzelstaates von deutschen Unstimmigkeiten Nachricht bekommt. Die Polendebatte hat stattgefunden; ihr führender Regisseur, der Abgeordnete von Heydebrand, hat ein Gespräch von fünf Minuten gehalten und darin ein Dutzend Selbstverständlichkeiten gesagt. Dann kam das Erwartete, das, was hätte vermieden werden müssen. Der Vertreter der Polen knurrte, und ein Sozialdemokrat der Minderheit nutzte die Gelegenheit, das preiszugeben, was hermetisch verschlossen gehalten werden sollte. Die unglückselige Preußen-Demonstration war genau so ausgegangen, wie das vorausgesehen werden konnte, und die Klagen, die hernach in der hakatistisch angekränkelten Presse mit nationalem Pathos laut wurden, waren ein wenig deplaciert. „Ein Tag der Peinlichkeiten", resümierte die Tägliche Rundschau. Ohne Zweifel: ein peinlicher Tag; daß er heraufbeschworen worden ist, dem klaren Willen der Reichsregierung entgegen, das ist das durchsichtige Rätsel dieser Angelegenheit, ist zugleich ein Symptom für die chaotische Gesamtlage, in die gewisse, sich besonders national gebärdende Druckkräfte uns immer mehr und mehr hineinzutreiben versuchen. Es ist kein glückliches Zeichen, daß ein Staat, der um seine weltpolitische Entwicklung ringt, durch die Unduldsamkeit und das kurze Gesicht einer für solche Weltpolitik immer gleichgültiger werdenden Schicht, sich den

Weg verbauen lassen muß. Der ‚Vorwärts' hat durchaus recht, wenn er schreibt: „Es ist merkwürdig, daß diejenigen, die das Wort ‚Weltpolitik' am häufigsten im Munde führen, die Voraussetzungen für sie am allerwenigsten beachten. Weltpolitik kann man nicht leisten, wenn man sich nicht einmal mit seinem anders sprechenden Nachbar vertragen kann. Wenn die von der Rechten des Abgeordnetenhauses vertretenen Anschauungen im Ausland als die in Deutschland maßgebenden beachtet würden, so müßte das der deutschen Sache unergründlichen Schaden zufügen."

*

Mit bewußter Systematik hat Scheidemann Betrachtungen über die Möglichkeit eines Friedensschlusses angestellt; er ist dabei auf den lebhaftesten Widerstand des zu neuer Schreibtätigkeit erwachten Grafen Reventlow gestoßen. Mit dem bekannten monomanen Ingrimm wandte sich der kriegsfröhliche Graf besonders gegen zwei Sätze des Sozialdemokraten. Er will nicht wahr wissen, daß es, wie Scheidemann behauptet, „keinen einsichtigen Menschen mehr gibt, der noch in der Einbildung lebt, der einen Mächtegruppe werde es doch noch gelingen, die andre so vernichtend zu schlagen, daß ihr der Frieden diktiert und dadurch die Sicherheit gegen eine Wiederholung des Krieges geschaffen werde." Reventlow will zu den Narren gehören, denen allein Scheidemann solch eine Auffassung vom absoluten Sieg der einen oder der andern Partei heute noch zutraut; er will sich auch keineswegs mit dem andern Satze Scheidemanns begnügen: „Für Deutschland ist die Abwehr einer ungeheuren Uebermacht Sieg genug." Es ist nicht schwer zu entscheiden, welcher von diesen beiden Extremen der Auffassung vom Verteidigungskriege näher kommt; wobei allerdings anzumerken ist, daß (was wohl auch Scheidemann zugeben dürfte) eine etwa notwendige Veränderung der Reichsgrenzen dem Charakter des Erhaltungskampfes nicht zu widersprechen braucht. Wenn nun bei diesem Dialog Scheidemann-Reventlow der Kanzler eine zwar stumme, aber doch sehr entscheidende Rolle gespielt hat, wenn besonders der hitzige Plänemacher es garnicht laut genug beklagen konnte, daß Bethmann den sozialdemokratischen Führer nicht schärfer abgewiesen hat, als es tatsächlich durch die Kölnische Zeitung geschehen ist, so muß die politische Einsicht doch zugeben, daß grade die gegenwärtige Zeit wenig geeignet ist, von dem Kanzler eine Aufdeckung seiner eigentlichen Absichten zu verlangen. Viktor Adler hat hierzu richtig gesagt: „daß man nicht seinen letzten Gedanken ausspricht, bevor man sich an den Verhandlungstisch setzt." Es ist von vorn herein klar, daß dieser letzte Gedanke sich gleich weit entfernt von Scheidemann wie von Reventlow halten wird.

Ein merkwürdiges Schicksal hat der Brief Hindenburgs gehabt, der am siebenundzwanzigsten September an den Kanzler gegangen ist, von diesem an die zuständigen Amtsstellen weiter gegeben wurde und dann plötzlich, viele Wochen später, zur Veröffentlichung kam. Der Abgeordnete Bacmeister, ein turbulenter Großsprecher, ein Mann, dessen politische Laufbahn nach seinen letzten mehr als peinlichen Erlebnissen eigentlich beendet sein müßte, hat diese Veröffentlichung besorgt, die von den alldeutschen Kieler Neusten Nachrichten „ein Verdienst" genannt worden ist. Es ist bisher undurchsichtig geblieben, warum er das eigentlich getan hat. Die für diesen Herrn wahrscheinlichste Absicht, eine Unstimmigkeit zwischen Hindenburg und Bethmann aufzudecken, ist beinahe zu kindisch, als daß man in ihr allein die Ursache dieser Indiskretion sehen könnte. Dennoch wird es wohl so sein. Das Ergebnis dieser abermals symptomatischen Beunruhigung war ein zweiter Brief des Feldherrn und eine Erklärung in der Norddeutschen Allgemeinen, die mit besonderm Nachdruck die Einheit des Handelns für alle entscheidenden Stellen sowohl der Heeresverwaltung wie der zivilen Regierung unterstreichen zu müssen glaubte. Ueber die Notwendigkeit dieser letzten Kundgebung läßt sich streiten; daß sie überhaupt möglich war, kennzeichnet die immerhin nicht ganz unverwirrte Politik des Reichs.

*

Einigermaßen merkwürdig ist auch die Einführung des Zivildienst-Gesetzes gewesen. Der ‚Vorwärts' konnte die scheinbar plötzliche Einbringung dieser Vorlage so kennzeichnen: „Regieren heißt voraussehen, sagt ein altes Wort. Weniger Voraussicht kann man kaum beweisen, als die Regierung in diesem Fall. Sie hat am vierten November noch nicht gewußt, was sie am dreizehnten tun würde, sonst hätte sie ja den Reichstag nicht für drei Monate vertagt. Sie hat aber auch, als sie sich schließlich entschloß, den Reichstag schleunigst wieder zusammenzuholen, noch nicht einmal gewußt, was sie ihm eigentlich vorschlagen würde, denn der Entwurf war ja noch nicht durch den Bundesrat." Auch hier wiederum hat eine Frühveröffentlichung, die sich der Lokal-Anzeiger leistete, anscheinend die logische Entwicklung der Ereignisse durchkreuzt. Man fragt sich (fragt sich immer wieder), wie dergleichen möglich ist. Inzwischen sind nun die Einzelheiten des Gesetzes bekannt geworden und zur Diskussion gekommen. Die Gewalt der Ereignisse und die aus ihnen sich ergebenden Notwendigkeiten sind so zwingend, daß die vaterländische Dienstpflicht von allen Parteien als eine Selbstverständlichkeit dem Volke auferlegt werden wird. Vorher muß allerdings, und dies so rücksichtslos wie irgend möglich, klargestellt sein, daß das Opfer, das

hier von Millionen verlangt wird, nicht etwa Einzelnen einen besondern, über den Rahmen des Bisherigen noch hinausgehenden Gewinn bringt. Die Tägliche Rundschau, ihrer sozialpolitischen Vergangenheit eingedenk, hat deutlich genug gefragt: „Soll aus der Arbeit Derer, die ihre Zivildienstpflicht leisten, neuer Unternehmergewinn möglich werden dürfen?" Und das Blatt fährt fort: „Das wäre unerhört, zumal die ganze gewaltsame Entwicklung der Dinge diesen Gewinn in immer weniger Hände anhäufen würde." Es wird nicht geduldet werden können, daß durch das Mehr an Arbeit, das die Zivildienstpflicht erzwingt, und durch die so gesicherte Zunahme der Produktion der Unternehmergewinn sich steigert. Es müssen Hemmungen gefunden werden, um das Kapital genau so in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, wie dies mit der Arbeitskraft des ganzen Volkes geschehen soll. Daß damit der erste Schritt zur Verstaatlichung der Rüstungsindustrie gemacht wird, ist nur zu begrüßen. Der beispiellose Vorgang aber, daß das Volk in seiner Ganzheit vom Staate in Anspruch genommen werden muß, wird es unmöglich machen, daß die neue Kampf-Ansage des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, die soeben veröffentlicht worden ist, zu einem Symptom der künftigen innern Verhältnisse des Reichs werden kann.

*

Die Alldeutschen Blätter, deren Konsequenz bedeutender ist als ihre Vernunft, haben entdeckt, daß die Rede, die der Kanzler im Hauptausschuß gehalten hat, ihren wesentlichen Inhalt einem Artikel von Dernburg verdankte. Welch ein Grad von Verbohrtheit! Der genannte Artikel Dernburgs, aus dem der Kanzler seine Weisheit geschöpft haben soll, ist nämlich an demselben Morgen (im Berliner Tageblatt) erschienen, an dem Bethmann schon gegen Elf seine Rede hielt. Selbst die alldeutschen Dilettanten werden nicht glauben können, daß der Kanzler entscheidende Worte, wie er sie in seiner gegen Grey gerichteten Rede sprach, zwischen Schlafrock und Frühstückstisch aus einem Zeitungsartikel sich soufflieren lassen wird. So komisch der Irrtum der Alldeutschen Blätter nun auch sein mag: er ist immerhin ein Merkmal für die Geistesverfassung von Leuten, die Politik zu machen behaupten, und die leider nicht ohne politischen Einfluß sind.

*

Man darf es nicht unbeobachtet lassen, daß die Verlustlisten herangezogen werden müssen, um die immer kecker auftretenden antisemitischen Vorwürfe und Absichten zurückzudämmen.

*

Und wiederum ein Rätsel, das uns der Lokal-Anzeiger aufgegeben hat: eine Serie von Eselstritten gegen den ausgeschiedenen Staatssekretär Jagow. Das Blatt, von dem die öffentliche Meinung immer noch sagt, daß es der offiziösen Publizistik nahestehe, von dem aber Eingeweihte längst wissen, wie sehr es der Schwer-Industrie verschwägert ist, konnte sich gar nicht genug tun darin, die Unzulänglichkeiten des abgegangenen Staatssekretärs zu brandmarken; auffälliger aber noch ist, daß es die großen Schäden, die der Mann in seiner Unbeholfenheit angerichtet haben soll, dadurch behoben und unwirksam gemacht glaubt, daß „ja der Reichskanzler die Führung der Auswärtigen Politik in ihren großen Zügen selber in der Hand behielt." Man müßte schon sehr begriffsstutzig sein, wenn man nicht witterte, daß die Adresse dieses bösartigen Artikels nicht nur die des Herrn von Jagow sein sollte. Solche Erkenntnis wird deutlich, wenn man in der Unabhängigen National-Korrespondenz, unter der Ueberschrift: ‚Die Schuld des Herrn von Jagow', von dem sturmbedrohten Reichsschiff liest, und davon, wie der Kapitän, der durchaus den richtigen Kurs nicht zu finden weiß, zwar einen Mann nach dem andern ausbootet, schließlich aber doch zugrunde geht, weil er eben ein schlechter Kapitän ist. Der Giftmischer Fritz Stephan Neumann hat sich den Abgang Jagows folgendermaßen ausgemalt: „Da fuhr aus der nationalen Wetterecke der preußischen Kammer das Unwetter der polnischen Herausforderung daher. Das Boot der preußisch-polnischen Intimität trieb kieloben. Währenddes weilte der erste Kapitän beim Rheder. Man meint, es habe böse Szenen gegeben, und der Kapitän habe sich nur noch dadurch die Gunst seines Brotherrn erhalten können, daß er die eigene Schuld bestritt und von sich abwälzte und einen Sündenbock in die Wüste schickte." Der Bilderreichtum und die Kulissenkenntnis dieses Skribenten sind bedeutsam; seine Absicht aber ist noch deutlicher. Wie müssen die Leute geartet sein, die die Herausgabe und Verbreitung derartiger Pamphlete fördern! Die Korrespondenz des Herrn Neumann wird an ungezählte Provinzzeitungen versandt; die wenig orientierten Redakteure dieser Blätter drucken sie mechanisch ab. Wer kann es verantworten, daß solch ein Unfug geduldet wird? Der Artikel der Unabhängigen National-Korrespondenz schließt so: „Man prüfe die Leistungen und mache auch vor der obersten, verantwortlichsten Stelle nicht Halt. Dann würden Unzulänglichkeiten wie Herr von Jagow nicht erst Ereignis werden — und andre Unzulänglichkeiten würden nicht Ereignis bleiben!" Plumper kann man seine Absichten nicht zum Ausdruck bringen. Wie aber soll die Einheit der innern Front gewahrt werden, wie soll das ungeheure Opfer, das die Zivil-

dienstpflicht dem Volke auferlegt, die erwarteten Früchte tragen, wenn dunklen Existenzen wie diesem unverantwortlichen Artikelschreiber nicht Einhalt geboten wird! Die Freiheit des öffentlichen Schrifttums ist eine Groteske, wenn die Organisation alles Lebendige, das Volk vom ersten bis zum letzten Mann, alle Rohstoffe, alle Arbeitskraft ergreift. Wenn alles sich der Disziplin unterwerfen muß, dann braucht man wirklich nicht viel Aufhebens zu machen von der Unterbindung der sogenannten politischen Meinung der Unbelehrbaren. Die Symptome dessen, was uns vielleicht nach dem Kriege erwartet, dürfen nicht deutlich werden, solange das Gegeneinander der Klassen und Schichten, der Instinkte und Weltanschauungen den Bestand des Staates gefährden kann. Wenn wir, die wir immer noch der trostreichen Ueberzeugung sind, daß Reiche vergehen, daß ein guter Vers aber bleibt, uns zu solcher Auffassung durchgerungen haben, so sollten alle Die, die vor dem Recht des Staates den Anspruch der Persönlichkeit völlig zurücktreten lassen, erst recht Gehorsam zeigen. Es ist immer noch anzunehmen, daß die Unzulänglichkeit der politischen Schreihälse größer ist als die kluge und tapfere Selbstbeschränkung der Verantwortlichen, denen der Ernst der Lage bekannt ist, und die darum wissen müssen, was sie erwarten und erreichen können.

Der Friede kommt von Max Epstein

Vor einigen Jahren erschien ein anscheinend den bessern Ständen angehöriger junger Mann bei mir, der mit solchem Selbstbewußtsein auftrat, daß ich ihn noch, bevor er gesprochen hatte, fragte, wo das Theater stehen solle. Als er mich hierüber aufgeklärt hatte, erkundigte ich mich, woher er die Mittel zur Gründung habe. Er erwiderte, daß er keine Mittel brauche, vielmehr die Ausgaben aus den Einnahmen des Theaterzettels bestreiten könne. In diesem Falle war ich über die Kühnheit der Berechnung doch erstaunt und wollte hören, wie er sich das alles denke. Er erzählte mir von einem Trick, den er ersonnen habe. Er wollte die Geschäfte, die im Programm annoncierten, vereinigen, damit sie dem Publikum eine Art Preisaufgabe stellten. An einer Stelle des Programms sollte nämlich ein kleiner Druckfehler gesetzt werden. Wer den Druckfehler ermittelte, bekam von den inserierenden Firmen ein Geschenk. Unter einer Anzahl sollte das Los entscheiden. Dadurch mußte erreicht werden, daß sehr viele Menschen diesen Theaterzettel kauften, und ebenso, daß sehr viele Firmen inserierten, die sonst davon abgesehen hätten. Denn

warum unterlassen denn so viele Firmen, zu inserieren? Weil sie wissen, daß ihre Annoncen doch nicht gelesen werden. Wer aber versteht, die Käufer zum aufmerksamen Lesen zu veranlassen, der erreicht seinen Zweck.

Auch die Leser dieses Artikels werden am Ende einsehen, warum ich die Geschichte von dem Theaterdirektor erzählt habe. Am Ende werden sie mir vielleicht dankbar sein, daß sie die Bekanntschaft des Herrn gemacht haben. Darf man allerdings auf Dankbarkeit rechnen in einer Zeit, da diese menschliche Kardinaltugend einfach ausgestorben ist? Ein den jüngern Juristen bekannter Herr pflegte eine neue Entwicklungsreihe der Lebewesen aufzustellen. An die Spitze setzte er den Pudel, an die vorletzte Stelle die Blattlaus und an die letzte den Menschen. Er ging nämlich davon aus, daß man die atmenden Geschöpfe nur danach werten könne, in welchem Maße sie dankbar seien. In Wahrheit ist ja Dankbarkeit nicht nur eine angenehme Gemütserregung, sondern auch eine intellektuelle Funktion und damit teilweise auch eine Frage der Bildung und Erziehung. Dankbarkeit ist nichts weiter als Erinnerung an verflossene Wohltaten, sie ist eine Sache des Gedächtnisses, des Vorstellungsvermögens. Der Kranke, der sich in Schmerzen windet, ist dem Arzt unmittelbar, nachdem ihm dieser Erleichterung verschafft hat, dankbar, denn die Schmerzen haften noch mit größter Stärke in seinem Gedächtnis, in seiner Vorstellung. Der Angeklagte, dem ein tüchtiger Verteidiger zum Freispruch verholfen, ist aus demselben Grunde dankbar. Verblassen dann die Erinnerungsbilder, dann verliert der Durchschnittsmensch seine Dankbarkeit. Der Kranke und der Angeklagte lassen sich auf Kosten und Gebühren verklagen. Wer aber die Fähigkeit hat, verflossene Leiden, erwiesene Wohltaten sich möglichst deutlich in ihrer Wirkung zu reproduzieren, der wird dankbar sein. Darum werden dankbare Menschen stets ebenso nachtragend sein: wer ein gutes Gedächtnis für erwiesene Wohltaten hat, der vergißt auch angetanen Schimpf nicht so leicht.

Das Problem der Dankbarkeit gibt uns über alle grundsätzlichen ethischen und politischen Fragen dieses Krieges Aufschluß. Denn da die Völker aus Menschen bestehen, kennen sie ebenso die Undankbarkeit wie die einzelnen Menschen. Die Geschichte ist ein dauerndes Dokument menschlicher Undankbarkeit. Und doch belohnt sich auch im Leben der Völker die Dankbarkeit ebenso wie bei den Einzelnen. Wahrhaft große Menschen sind stets dankbar. Uns alle beschäftigt der Gedanke, ob die höchsten Stellen dankbar sein werden, ob sie sich nach dem Kriege des Augenblicks werden erinnern können, wo man keine Parteien mehr, sondern nur Deutsche kannte, wo man sich zu Gemüte führte, daß dieser Krieg ein Volkskrieg sei. Kein

Zweifel, daß Undankbarkeit in diesem Falle zu schweren innern Konflikten führen würde, und daß Dankbarkeit Deutschland an die Spitze der Nationen stellen könnte. Möge Wilhelm der Erste einen dankbaren Nachfolger finden. Wohl ihm, daß er ein Enkel ist.

Wer jene ersten Augusttage in seinem Erinnerungsvermögen wieder stark werden läßt, wer also dankbar sein kann, der wird auch seinen konservativen Gegnern gerecht werden. Mit der durch bestimmte Vereine bezeichneten alldeutschen Bewegung habe ich nichts zu tun. Aber den alldeutschen Gedanken halte ich für kerngesund, ja, für eine Notwendigkeit. Große Völker oder Völker, die groß werden wollen, können ohne eine imperialistische Bewegung garnicht auskommen. Der Wunsch nach dem Greater Britain ist ebenso berechtigt wie die spezifisch russische panslavistische Bewegung und wie die durch die Monroe-Doktrin vorbereitende und zweifellos noch recht beträchtlich werdende panamerikanische Bewegung. Die Bulgaren kommen auch vorwärts, weil sie die Lehre verbreiten, daß alle Bulgaren vereinigt werden müssen. Bei solcher Gelegenheit muß man davon ausgehen, daß die Volkskreise sich sonderbar vermehren und immer neue Gebiete anstreben. Einen derartigen Vorgang kann man, zum Beispiel, durch Jahrhunderte in der polnischen Politik verfolgen. Es gibt keine panfränkischen Ideen, denn Frankreich ist ein sterbendes Land, das in diesem Kriege seine letzten Energien noch einmal mit unerhörter Wucht zusammenfaßt. Deutschlands Unglück war grade, daß es die letzten Jahrhunderte keine alldeutsche Bewegung kannte. Die großdeutsche Ideenwelt hatte nichts mit Alldeutschtum zu tun. Der moderne Pangermanismus ist politisch wertlos, weil er völlig in öden Rassenfragen und überhaupt im Kulturellen stecken blieb. Die moderne alldeutsche Gefühlswelt ist ein kräftiges Erziehungsmittel für unser Volk. Ohne sie wird niemals etwas erreicht werden, selbst wenn sie über die Stränge schlägt. Man braucht die einzelnen Anhänger der Bewegung nicht zu lieben, aber im Ganzen haben wir sie nötig. Ohne sie werden wir diesen Krieg nicht siegreich zu Ende führen, ohne sie werden wir vielleicht einen ehrenvollen, aber keinen wertvollen Frieden bekommen. In den ersten Monaten des Krieges, als die westlichen Heere nach Paris strebten, war unser ganzes Volk alldeutsch gesinnt. Man erzählte sich von Mund zu Mund, daß man den Männern dieser Bewegung doch unrecht getan hätte, daß Wehrverein und Flottenverein doch recht behalten hätten, als sie uns Mißtrauen gegen das Ausland lehrten und Stärkung unsrer Kraft und das berechtigte Gefühl des Selbstbewußtseins zur Pflicht machten. Als der Krieg länger dauerte und die ersten Siegesträume sich nicht er-

füllten, wurde man undankbar, wird man es täglich mehr. Seien wir dankbar und seien wir gerecht auch gegen die konservativen Elemente, denen wir in den ersten Monaten so manches Unrecht abgebeten haben. Seien wir auch gerecht gegen die Landwirtschaft. Haben wir nicht alle in der ersten Zeit des Krieges uns manchmal gefragt, was aus Deutschland geworden wäre, wenn die Regierung und der Bund der Landwirte nicht zusammengehalten hätten, um den teilweis agrarischen Charakter unsres Vaterlandes zu wahren und zu stärken? Was wäre mit uns geschehen, wenn Deutschland ein reiner Industriestaat geworden wäre, der keine Rohstoffe bekommen konnte und auf der andern Seite eine darniederliegende Bodenbearbeitung aufgewiesen hätte?

Aber auch die rechte Seite müßte wissen, was die linke getan hat. Sind nicht auch aus den Kreisen des Bürgertums und der Arbeiterschaft alle freudig zu den Fahnen geeilt? Dieser Krieg würde niemals gewonnen werden, wenn nicht die Leistungen der Arbeiterschaft und der Industrie mitgewirkt hätten. Schon beginnt sich aber eine starke Undankbarkeit auf jener rechten Seite zu regen. Wenn sie nicht von den obersten Stellen recht energisch bekämpft wird, dann wird es in Deutschland beim Friedensschluß nicht gut aussehen. Die sozialdemokratische Partei hat ein Recht, in Zukunft anders gehört zu werden als in der Vergangenheit. Auch gegen die Juden scheint die Undankbarkeit sich zu regen. Tausende von ihnen sind an die Front geeilt, viele von ihnen sind im Heldenkampf gefallen oder schwer verwundet. Auch der übrige Teil hat aufs rühmlichste mitgearbeitet, und die Zahl der Elemente, die sich bereichert oder schlecht bewährt haben, wird bei ihnen gewiß nicht größer sein als bei den Angehörigen andrer Gemeinschaften. Aber schon sucht sich mancher einen Sündenbock für alle Fälle bereitzustellen. Man spricht sogar die Meinung aus, daß nach dem Kriege eine starke religiöse Bewegung einsetzen wird, die dem Antisemitismus Vorschub leisten könnte. Naive Gemüter verstehen allerdings nicht, wie dieser Krieg, der so namenloses Unglück über unzählige Menschen gebracht hat, das religiöse Gefühl stärken sollte. Wer aber die Menschen der Geschichte und die Geschichte der Menschen gut kennt, der weiß, daß die Zahl der Unglücklichen nicht gehört wird in der großen Masse Derer, die da jubeln, wenn das Unglück zu Ende ist und sie heil geblieben sind. Mancher gelobt im Schlachtgebraus dem lieben Gott ein wohlgefälliges Leben, wenn er die Gefahr gesund überstehe. Da die Masse der gesund Gebliebenen um vieles größer ist als die Schar der Gefallenen, die dazu doch nicht mehr reden können, so werden wir eben wirklich eine starke religiöse Bewegung bekommen.

Seien wir dankbar, und denken wir der Juden, die der Staat gebraucht hat, und die ihre Hilfe gern geleistet haben. Nicht die Schlechtesten sind es gewesen, die für das deutsche Reich geblutet haben.

Auch die Frage der Friedensziele wird sich leicht und mit dauerndem Nutzen für alle Völker erledigen lassen, wenn wir dankbar bleiben. Niemals dürfen wir vergessen, was unsre Bundesgenossen für uns geleistet haben, und wir werden uns ganz besonders der unschätzbaren Dienste Bulgariens erinnern. Wir werden aber auch im Gedächtnis behalten, daß wir die Befreiung der Polen versprochen, daß wir ihnen in der Zeit der Gefahr ein selbständiges staatliches Leben zugesichert haben. Wenn diese Nation Schulter an Schulter mit uns gekämpft hat, so werden wir dankbar halten, was wir ihr in schwerer Zeit in Aussicht gestellt haben. Hoffentlich ist aber auch die andre Seite dankbar. Wir müssen erwarten, daß Polen nie vergißt, was es dem Vierbund zu danken hat. In dieser Beziehung haben manche von uns schwere Bedenken, die wir nur gern um des großen Zieles willen beiseite setzen wollen. Seien wir aber auch nachtragend gegen diejenigen Länder, die uns Kummer bereitet und im Stich gelassen haben.

Das möge uns nicht hindern, der großen Leistungen gegnerischer Nationen zu gedenken. Sie sind ja der ganzen Menschheit zugute gekommen. England, Frankreich und Italien haben ewig wirkende Kulturtaten in vielen Jahrhunderten vollbracht. Wenn Franzosen und Engländer die größern Geistestaten des deutschen Volkes mißachten und aus ihrem Gedächtnis tilgen wollen, so zeigen wir, daß wir das höherstehende Volk sind und barbarische Gesinnung, die sich auch für die Zeit nach dem Kriege einnisten will, andern Nationen gönnen. Daß wir den Verkehr mit andern Völkern wieder aufzunehmen wünschen, hat nichts mit Dankbarkeit zu tun, sondern einzig mit Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit. Die Menschen sind auf einander angewiesen und dürfen sich das Leben nicht unnütz erschweren. Ich überlasse es denen, die hiernach einmal über die Probleme der Dankbarkeit nachsinnen, an die Lösung einer Reihe andrer Fragen heranzugehen. Mir genügt, dem künftigen Konzert präludiert zu haben. Ich hätte diese Predigt über Dankbarkeit auch anders überschreiben können. Aber dann hätte sie niemand gelesen. Darum mußte ich den Trick jenes Theaterdirektors anwenden und meine Leser durch einen gangbaren und dankbaren Titel anlocken. Davon will jeder etwas zu hören kriegen, daß der Friede kommt. Ich aber weiß trotz allen guten Verbindungen nur zu sagen, daß er kommt, und daß wir dem Frieden jetzt näher sind, als wir ihm zu Anfang des Krieges waren.

Der junge Sauer

Am fünften Dezember wird Oscar Sauer sechzig Jahre alt. Zu diesem Tage veranstalten seine berliner Kollegen von Schauspiel, Oper und Operette eine Ehren-Vorstellung. Ueber den Tag hinaus aber soll ein Gedenkbuch wirken. Es wird zu der Aufführung ausgegeben und erst hinterher im Buchhandel käuflich sein. Der Gesamt-Ertrag dieses Buches, das im Verlag der ‚Schaubühne' erscheint, wird einem bestimmten Fonds der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger zugeführt. Es enthält: eine Zeichnung des sechzigjährien Sauer von Slevogt, graphische Beiträge von Max Liebermann, Emil Orlik und Lesser Ury, siebzehn Bilder des Schauspielers und des „Menschen" Sauer aus den Jahren 1874 bis 1916 und Aeußerungen über ihn von Peter Altenberg, Georg Altman, Julius Bab, Hermann Bahr, Victor Barnowsky, Albert Bassermann, Rudolf Bernauer, Rosa Bertens, Oscar Bie, Paul Block, Oscar Blumenthal, Friedrich Düsel, Julius Elias, Arthur Eloesser, Fritz Engel, Emil Faktor, Hanns Fischer, Ludwig Fulda, Stefan Großmann, Willi Handl, Maximilian Harden, Gerhart Hauptmann, Moritz Heimann, Friedrich Kayßler, Paul Knüpfer, Hans Land, Else Lehmann, Max Lesser, Heinrich Mann, Fritz Mauthner, Carl Meinhard, Alfred Polgar, Arthur Schnitzler, Franz Servaes, Otto Sommerstorff, Karl Strecker, Guido Thielscher, Hugo Thimig und Arnold Zweig. Hier folgt meine Einleitung.

Der Stillste der Stillen soll Ein Mal gefeiert werden. Der immer abgewehrt hat, mit beiden Händen, sich über die Rampe ins Publikum ziehen zu lassen: Ein Mal wollen wir diese Hände fassen. Der immer im Dunkel verschwand, wenn das Licht erlosch, das er selbst entzündet: Ein Mal soll es „nach Neune" hell um ihn bleiben. Wer bist Du? Von wannen kommst Du der Fahrt? Welcher Art ist Deine Entwicklung gewesen? Wem schuldest Du Dank oder glaubst ihn zu schulden? Wie war die Jugend zu dieser Mannheit? — das wollen wir Ein Mal fragen dürfen. Erlaubs uns. Ich frage für Viele, die herzlicher Anteil, nicht: Neugier erfüllt. Ich sitze bei Dir, während Slevogt Dich zeichnet. Daß Du sprichst, ist ihm wichtig. Was Du sprichst, das hilft seinen Eindruck bestimmen. In dem Maße, wie Dich die Erinnerung belebt, belebt ihm Malerlust Auge und Griffel. Der Einklang ist da. Du erzählst Deine Laufbahn — er kehrt Dir indessen die Seele nach außen. Ich aber schaue und lausche.

*

Berliner: das hört man aus jeder Silbe. Geboren am Hafenplatz. Vater: Kaufmann. Realschule bis zum Einjährigen-Zeugnis. Was wird aus dem Jungen? In der Hirschel- (heut: Königgrätzer-) Straße haust Hermann Hendrichs, der Heldenspieler am Hoftheater des ältern Hülsen. So schreiten keine ird'schen Männer. Ein paar Häuser weiter: Helene von Dönniges, strahlende Schönheit, umraunt von der blutigsten Legende. So schreiten keine ird'schen Weiber; unsichtbar daneben der tote Lassalle. Ihr Gatte: der Schauspieler Siegwart Friedmann, jung, ragend, voll Zukunft und dekorativ. Um die Ecke, in der Großbeeren-Straße, wohnt ein Dichter: Gregor Samarow, Pseudo-Russe, majestätisch im Barte, ver-

wöhnt durch breite Erfolge seiner breiten Geschichtsromane. Diese bunten Bücher und unalltäglichen Menschen sind für den fünfzehnjährigen Sauer das rechte Fressen. In gemessener Entfernung schleicht hinter den Bretter-Beherrschern, der Gräfin, dem Leihbibliotheken-König ein sehnsuchtgeplagter Adept bei Tage. Am Abend treibt es ihm zum Gendarmenmarkt. Da sieht er Döring, Berndal, Liedtcke, die Frieb. Die Funkelromantik vom Halleschen Viertel beschwichtigt ein nahrhafter Realismus. Aber unwiderstehlich locken beide. Was wird aus dem Jungen? „Ein Komödiant." Das würde der Vater sagen, wenn man wagen dürfte, sich ihm zu enthüllen. Die Mutter geht zu Luise Mühlbach, dem weiblichen Samarow jener Jahre. Die Tochter der Mühlbach schreibt eine Empfehlung an den Direktor Gumtau vom National-Theater. Die Cerberusse lassen den sechzehnjährigen Knaben gar nicht erst ein; sie wollen selber den Brief übergeben. Das ist Sauer keineswegs sicher genug. Er kommt wieder und kommt zum dritten Mal. Dann zerreißt er in zornigem Stolz den Brief und sucht Trost als Aushilfs-Statist des Schauspielhauses. Diese Vorbildung macht ihn kühn, in seinem Turnverein eine Frauenrolle des ‚Gebildeten Hausknechts' zu übernehmen, nachdem er sich den bei Wallner besehen. Vor seinem Auftritt sitzt er verschleiert im Hintergrund einer Loge und wird von Herren, die sich hinzugesellen, mit vollendeter Höflichkeit als Dame behandelt. Ihm wird zur Gewißheit: die Bühne ist deine Heimat. Die nächste Station: ein Bums gegenüber von Borsig in Moabit. Der kleine Sauer beginnt als Habitué und Mäzen des Bellevue-Theaters, traktiert die Schmieren-Jünglinge fleißig mit Bier und Zigarren und wird schließlich nach Monaten an eine Dienerrolle gelassen. Ein „Kollege" erklärt noch selbigen Abends: „Für zwei Taler verschaffe ich Ihnen ein Engagement." Die zwei Taler werden zusammengespart. Der Kollege geht mit dem siebzehnjährigen, schmal in die Höhe geschossenen Jungen zu einem Winkelagenten der Mittel-Straße, lügt dem ganze Räubergeschichten vor, zieht ein gefälschtes „Repertoire" aus der Tasche und erreicht, daß sein Schützling sofort ans Sommertheater von Osnabrück engagiert wird, mit einer Monatsgage von immerhin vierundzwanzig Talern. Antrittstermin: der sechste April 1874.

Aber was wird der Vater sagen? „Mißratener Bengel!" „Ich muß, ich muß!" „Niemals werde ich das erlauben." „Dann warte ich, bis ich majorenn bin!" „Mein Haus ist künftig für Dich verschlossen!" „Das hilft nichts: ich muß, ich muß!" „Nun gut, so lauf in Dein Unglück. Hier hast Du ein bißchen Geld. In acht Tagen bist Du ja doch wieder bei uns." Das Muttersöhnchen fährt ungeleitet. In einem Vorstadt-Gasthaus von Osnabrück beginnen bei Schnee und Eis die Proben des Sommertheaters. Eröffnungsvorstellung: ‚Die Maschinenbauer'. Der Engländer: Oscar Sauer. Seine Schüchternheit ist so arg, daß der Direktor vorn im Parkett kein Sterbenswörtchen versteht. Ermahnungen fruchten nichts. „Innerhalb von acht Tagen ist unsre Beziehung gelöst — wegen gänzlichen schauspielerischen Unvermögens." Verzweiflung. Nach Haus zu-

rück: nicht um die Welt! Vielleicht nimmt in Hamburg ein Uebersee-Dampfer Schiffsjungen auf. Wenn nur die Kollegenschaft nicht dem Benjamin seine paar Groschen und selbst seine Stiefel abgeknöpft hätte! Einem Gerechten unter den Sündern wird endlich das schwere Leid geklagt. „Ich hab' ja nie Unterricht und nie ein Engagement gehabt.“ Der Beichtvater bietet Vermittlung an. Für achtzehn Thaler wills der Direktor noch einmal versuchen. Da die Pension ohne Abendbrot vierzehn kostet, wird für das Glück, im Possenchor singen zu dürfen, gehörig gehungert. Aber die Sicherheit wächst. Der Chorist wird langsam zum Schauspieler. Zum Ersten Schauspieler, als aus Hannover Friedrich Holthaus herüberkommt, um, mit Einer Probe, den Hamlet zu spielen. Nach fünf Versen von Sauer unterbricht Holthaus ihn: „Junger Mensch, wie lange sind Sie schon beim Theater?“ „Dies ist mein erstes Engagement. Und eientlich ist dies meine erste Rolle.“ „Schämen Sie sich, junger Mensch, mich so zu belügen!“ Sauer braust auf und bietet Beweis an. Holthaus beruhigt sich und ihn: „Junger Mensch, wenn das wahr ist, was Sie mir sagen, dann prophezeie ich Ihnen, daß Sie ein Schauspieler ersten Ranges werden.“ Das macht auch auf den Direktor Eindruck. Sauers nächste Rolle ist: Gottschalk, Stadtsyndikus von Nürnberg, in ‚Hinko, dem Freiknecht‘ von der Birch-Pfeiffer. Osnabrück rast Begeisterung. Jetzt entdeckt der Direktor sogar, daß sein jüngstes Mitglied in vier Monaten zum Skelett geworden ist, und gibt ihm freiwillig wieder die vierundzwanzig Thaler vom Anfang. Da aber ist die Saison beinah schon zu Ende.

Der werdende Schauspieler ersten Ranges wandert von Stadt-, zu Hof-, von Thalia- zu Sommer-Theater. Oldenburg, Chemnitz, Cöln, Elberfeld, Neustrelitz, Magdeburg, Krefeld und Braunschweig; in vier Jahren acht Engagements. Cöln entdeckt Sauers Stimme. Er wird sogenannter Singender Liebhaber und hauptsächlich in Operetten verwendet. Ein Konservatoriums-Professor will unentgeltlich die Stimme ausbilden. Weigerung. Der Musiker steckt sich hinter den Thespis. Erneute Weigerung. Krach. An der nächsten Bühne Rückkehr zur Schauspielkunst. Von jetzt an einundeinhalb Jahrzehnte erst Jugendlicher, dann Erster Held mit obligatem Bombenorgan. Für den Winter 78 zu 79 schickt plötzlich Agenten-Willkür den zweiundzwanzigjährigen Fachspieler an das Victoria-Theater der Vaterstadt. Hier gilt der Prophet blutwenig; und eine neue Provinz-Odyssee hebt an. Liegnitz, Bromberg, Görlitz, Colberg, Hildesheim, Danzig. Aber in Görlitz bleibt man immerhin schon zwei Winter hintereinander; und in Danzig wird ein Interesse erregt, das wiederum bis in die Vaterstadt schwingt. Ein Agent fragt an, ob Herr Sauer bei Botho von Hülsen sich zwischen Eugen Müller und Maximilian Ludwig einreihen lassen wolle. Warum nicht? Drei Gastrollen. Zwei bestimme der Gastgeber, eine der Gast. Der bittet zunächst, aus Verehrung für Arthur Vollmer sich in dessen Garderobe anziehen zu dürfen. Erste Rolle (am vierundzwanzigsten Mai 83): Fürst Alfred im ‚Leibarzt‘ von Leopold Günther. Die Intendanz rät, die Kritiker zu besuchen; zum

mindesten die Gewaltigen der Voß, der National-Zeitung und des Berliner Tageblatts. Frenzel ist unzugänglich knurrig. Blumenthal öffnet im Hausjakett selber und ist garnicht der blutige Oscar, sondern überaus liebenswürdig. Aber der ‚Leibarzt'? „Nee, da jeh ick nicht rin." Fontane jeht rin. Und schreibt: „Herrn Sauers Kunst steht noch nicht hoch am Pegel und ist jedenfalls noch weit entfernt von jener Stromhöhe, die Dämme durchbricht und alles fortreißt. Sein Strom ist einer jener Stillstandsströme, die überhaupt keinen Strom, keinen Zug, keine Freiheit haben. Sein Spiel ließ vor allem die so nötige degagierte Haltung vermissen, er hat noch so wenig Kunst, daß von Natur keine Rede sein kann und verwechselt Steifheit mit Fürstlichkeit. Am schlimmsten steht es mit seiner Sprache; seiner Vortragsweise nach gehört er in die Klasse der Hochstreber, die die Vertikallinie statt der Horizontallinie halten. Es arbeitet alles, sogar mit Anstrengung, aber aller dieser Bewegungen ungeachtet ist keine Bewegung da. Herr Sauer steht offenbar noch in den ersten Semestern und hätte sich nicht zum Examen melden oder doch wenigstens, wie manche tun, zurücktreten sollen. Der Gedanke mag ihm auch wohl gekommen sein, denn er spielte befangen und wie mit Skrupeln und Gewissensbissen." Nach dieser Kritik bittet Sauer, bereits die zweite Rolle, nicht erst die dritte bestimmen zu dürfen. Mit dem Prinzen von Guastalla gedenkt er sich glanzvoll herauszupauken. Hülsen besteht auf seinem Schein. Lessings Prinz? Seinetwegen am dritten Abend — am zweiten nicht. Sauer nimmt es an Dickköpfigkeit mit dem Intendanten auf. Er läßt dreihundert Mark Honorar — so viel wie die Gage eines Monats — unbedenklich im Stich und geht an das Bade-Theater von Kreuznach.

Winter 83 zu 84: abermals Danzig. Friedrich Mitterwurzer gastiert. In der ‚Hundehalle', der Schauspielerkneipe, packt er nachts den Partner am Arm: „Sauer, Sie werden von mir hören." „Wieso?" „Na, es genügt ja, wenn ich Ihnen sage, daß Sie von mir hören werden." Nach ein paar Monaten kommt ein Antrag von Mitterwurzer ans wiener Carl-Theater, dessen Direktor er zum Herbst 84 werden soll. Sauer ist leider nach Mainz verpflichtet. Er versucht zu lösen, wird aber unmutig abgewiesen. Der werdende Schauspieler ersten Ranges, mittlerweile bereits Neunundzwanzig geworden, beginnt eine neue Provinz-Odyssee. Von Mainz nach Zoppot und zum dritten Male nach Danzig. Stettin, Gera, Straßburg, Bad Ems und Königsberg. Die Preußen neigen dem Preußen Sauer besonders zu. Wie in Danzig, ist er in Königsberg „Liebling". Wenn er irgendwo Liebling ist, besinnt sich die Vaterstadt auf den Sohn. Als das Lessing-Theater einen Bonvivant braucht, fragt der Agent Ludwig Crelinger in der Krönungsstadt an. Wieder werden drei Gastspiele abgemacht. Im Mai 90 ist Oscar Blumenthal, der sieben Jahre zuvor Oscar Sauer nicht kritisieren wollte, ihm Autor und Direktor zugleich. Erste Rolle: der Bildhauer in der ‚Großen Glocke'. Nach dem zweiten Akt ruft Blumenthal in die Garderobe des Gastes: „Sie sind engagiert." „Wie . . . was . . . weswegen, Ich habe doch noch zweimal

zu spielen . . ." „Ist nicht nötig. Ich weiß Bescheid. Sie sind engagiert." Die Kritiken vom nächsten Morgen hat Oscar Sauer noch heut als Fanfaren in der Erinnerung.

*

Hier schließt die Erzählung des Jubilars. „Was weiter mit mir geschah, ist bekannt." Keine Abhandlung über Quelle und Art seiner Kunst, wie bei solchem Anlaß der fürchterlich denkende Schauspieler feilzuhalten beliebt. Trockene Namen, Zahlen und Daten, aus denen jeder sich einen Vers machen mag. Nach sechzehn Jahren mühsamen Wanderdaseins wird Oscar Sauer auch in den Augen der Welt ein Schauspieler ersten Ranges. Wär' er nichts geworden als das: wir brächten schwerlich den Mut auf, im Krieg ihm eine Feier zu rüsten. Aber dieses Mannes, dieses preußischen, dieses deutschen Mannes — seiner wollen und müssen wir grade im Krieg gedenken. Warum; das wird sich in Anfang, Mitte und Ende des Buches erweisen. Slevogt ist fertig und signiert. Ich tue desgleichen.

Liebe von Alfred Polgar

Liebe' ist eine Tragödie in drei Akten von Anton Wildgans (und wird vom wiener Deutschen Volkstheater aufgeführt). Im ersten Akt — oder „actus primus in prologi modum", wie der Autor es will, sein Stück mit einer Linie feierlicher Latinität umrahmend (eine Art spiritueller Goldschnitt) — im ersten Akt also sitzt Martin am Schreibtisch und Anna am Klavier. Wir erkennen, daß sie verheiratet sind. Sie mag nicht spielen, er mag nicht lesen; sie ist gelangweilt, er mißgelaunt. In der Tat sind sie schon neun Jahre verheiratet. Sie haben einander gern, sie schätzen einander, sie lieben ihr Kind, sie sind imstande, ruhig, ernst und sachlich über alles, sogar über ihre seelische und körperliche Beziehung Konversation zu führen, kurz: es ist eine glückliche, eine ideale Ehe. Ich sah noch niemals eine schönere, nach neun Jahren. Warum sind die beiden aber bedrückt und traurig? Weil die Götter vor die Tugend den Schweiß und hinter die Ehe die Gleichgültigkeit gesetzt haben. Weil Martin und Anna sich wohl lieben, aber nicht mehr verliebt sind ineinander. Weil der Mensch nicht nur eine Seele hat, sondern auch Nerven. Und weil die Bedürfnisse dieser Nerven nicht parallel mit denen der Seele laufen. Martin insbesondere wird von erotischem Hunger geplagt, den das eigene Weib nicht mehr sättigen kann. Toujours Gemahlin . . . das ist, spürt er, Zucht wider die Natur. Und wie müßte „die Frau" beschaffen sein, die „die Frauen" ersetzen könnte, den pluralis mysticus, an dem keines Mannes Sehnsucht vorbeikommt?

Martin also wird geplagt von Lust-Verlangen, Rausch-Träumen, ungestillter Neugier seines Blutes. Des Blutes — so steht der Fall also eigentlich einfach. Wäre Martin kein Ethiker, kein Mann der lügelosen, reinlichen Beziehungen, der ungeschwindelten seelischen Bilanzen . . ., er fände Mittel und Wege, sein Blut zu beruhigen und, entlastet, mit neuer Zärtlichkeit zu Weib und Kind heimzufinden. Schwieriger läge die Sache, steckte ihm das Verlangen, der Traum, die Neugier nicht (oder nicht nur) im Blut, sondern im Gemüt. Wie, wenn ihm bei der eigenen ernsten, klugen Frau unendlich bangte nach einer, die des Uebermutes voll wäre, und in deren sonnigem Kinderlachen das Herz Verjüngungsbäder nehmen könnte? Oder wenn ihm bei der blonden Seele Heimweh ankäme nach einer dunkelfarbenen . . . oder so? Bei Martin, wie gesagt, liegt das Ehe-Störende nur im Blut. Sein Problem ist ein rein sexuelles Nahrungs-Problem. Er schmachtet nach andrer, nach schärferer, nach abwechslungsreicherer Kost. Und weil er dieses Schmachten als etwas Häßliches empfindet, als ein Gemeines, als ein Unrecht wider die Lebensgefährtin, es aber auch in seiner unentrinnbaren, nicht weg zu spintisierenden Mächtigkeit erkennt, ist er zerrissen und gequält. Weil aber Frau Anna diese Gequältheit und Zerrissenheit spürt, weil sie ahnt, daß da nichts mehr zu flicken ist, daß die Magie ihres Schoßes dem Gatten gegenüber ausgewirkt hat, fröstelt sie, und Betrübnis schattet über ihre Seele.

In solcher Stimmung begeht also das Ehepaar den actum primum in prologi modum. Ihr Gespräch („sehr gehalten", „sehr verhalten", „sehr gehemmt", „nachdenklich") führt sie nah an den Streit, aber als takt- und schonungsvolle Menschen spielen sie sich von ihm wieder weg, zu ihren heimlichen Melancholien hin. Wer weiß, ob es nicht doch zum bittern Zank käme, träte nicht plötzlich, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, Martins Jugendfreund ins Zimmer. Er heißt Vitus Werdegast und ist auch so. Ein bittrer Sentimentaler, ein Wehmut-hinter-Ironien-Verstecker. Der Geruch von Abenteuern hängt an ihm und seiner feinen Gauklerlaune, und in seiner ondulierten, salzigen Rede rauscht die Welt. Man kann sich denken, wie dieser Herr auf Martin wirkt und wie auf Anna, zumal er „mittelgroß ist, eine sportgeübte Gestalt hat, scharfes, glattrasiertes, meerluftgebräuntes Antlitz, volles Haar, dunklen Sakkoanzug, Stehumlegkragen und Lackhalbschuhe". Zudem ist er ein Geigenvirtuose, obzwar Cello eigentlich besser zu ihm paßte. Aber in diesem Stück der sichern lyrischen Assoziationen spielt ein Lockender natürlich Geige. Kurz: Werdegast bringt Sauerstoff ins Haus, und wie er Abschied nimmt, legt es sich gleich wieder schwer auf die Lungen von Martin und Anna.

Sie geht („weh und weich, aber sehr verhalten") schlafen. Er versinkt über seinem Buch in trübes Nachdenken. Was rieselt ins Zimmer? Mondlicht.

Actus secundus. Frau Anna trifft kleine festliche Vorbereitungen. Blumen und Schaumwein. Denn heute ist ihr Hochzeitstag. Martin aber denkt dessen nicht. Er hat seinen schlimmen Tag, der Frühling rumort in ihm, die aufgeregten Sinne jagen seinen Puls, und das trauliche Heim engt wie ein Käfig. „Schau, daß du die schwüle Zeit gut übersteht'", sagt die kluge Mutter, die von seiner Saisonkrankheit zu wissen scheint, und daß er sozusagen ein Quartal-Erotiker. (Obzwar der Zuhörer gern glauben möchte, daß diesen Martin etwa zwei Glas Wein im strengsten Winter ähnlich stimmen könnten wie der Lenz.) Martin, „seltsam aufgepeitscht", verläßt, nach redlichen Versuchen, seiner Unrast Herr zu werden, das Haus. Die Frau bleibt allein, in schmerzlicher Erstarrung. „Soll ich den Champagner wieder aus dem Eis nehmen?" fragt das Stubenmädchen. „Nein", ruft Anna mit dem Aufblitzen eines Entschlusses. Und bestellt sich telephonisch Herrn Werdegast mit der Geige. Ihr letztes Wort zum Aktschluß: „Der Champagner bleibt eingekühlt." Es klingt wie: „Schicksal, nimm deinen Lauf!"

Und das Schicksal läuft. Soweit es Martin angeht, einem Fräulein nach, das in einer „sogenannten Pension der Madame Charlotte" landet. Auch ohne das einleitende Gespräch der Hausfrau mit dem Greis, der eine Klientin sucht und sich gleichsam als Gespenst des unbarmherzigen Eros vorstellt, wäre der Schauplatz dieses actus tertius (symbolicus) nicht zu verkennen. Hier nun ficht Martin den Kampf mit der Versuchung, personifiziert durch ein zierliches Mädchen ohne Familiennamen, nicht mehr im Geiste, sondern im Fleische aus. Wahrlich, er benimmt sich nicht gut! Er peinigt das Fräulein mit Redensarten voll süßlich-pathetischer Geringschätzung. Es macht ihn wild, daß er, der den Taumel suchte, auf Eine stieß, der nach Güte lüstet. Als sie ihm, aufrichtig, sagt: „Ich habe Sie ja — so lieb", redet er salbungsvolle Schmockereien von der „Pfütze des Lasters" und dergleichen, und schon zuckt es auch rhythmisch in ihm: gleich wird ihn das Metrum packen. Aber was gehen die Dirne ihres Besuchers Seelenkrämpfe an? Hat sie's nötig, sich hin- und herschupfen zu lassen, je nachdem ihn das Moralische oder das Geile reißt? Kein Wunder, daß sie ihrerseits nun „mit leiser, weher Weibesstimme" anfängt: „War ein Kind wie andre Kinder. (Schon schenkt sie sich das Subjekt.) Nur die Eltern, die hab' ich kaum gekannt. Und die Kostfrau war bös. Immer nur schlug sie mich." Auf solche Sentimentalitäten fällt er aber nicht hinein, nennt sie eine

Latrine, die Unflat speit, und erörtert, in Versen wohl, jedoch mit schonungsloser Roheit, die Tatsache, daß ihre Liebe nach Brot geht. Noch einmal stürzt er auf ihren Mund („mit dem Urlaut der Brunst"), dann ringt er sich los. „Du bist nicht mehr, was du warst!" ruft er und jagt davon. Es ist ein poetischer Zug, daß der Mann sich wohl dazu hatte, mit der Dirne zu gehen, vor der Liebenden aber davonläuft. Mit der, fühlt er, beginge er an dem eigenen Weibe tiefern Betrug als den, zu dem sein ausgehungertes Nervensystem entschlossen war.

Actus quartus bringt Frau Annas Versuchung. Der ozonhältige Werdegast ist bei ihr erschienen; und sie haben miteinander gespeist, getrunken und musiziert. Was ein bescheidener, von Originalitätshascherei freier Dichter zur Verführung braucht, ist vorhanden. Eine komplette Garnitur. Geigenkantilene, Champagner, rote Beleuchtung, Mai und, selbstverständlich, Vollmondnacht. Die geruhige Zweisamkeit und Werdegasts sprühende Konversation tun das Ihrige. Es kommt der Augenblick, da Frau Anna das Haupt zurücklehnt und nichts sagt, als: „Nun?" Aber sie hat es mit einem Ehrenmann zu tun; in ihm findet der schwüle Moment kein schwüles Geschlecht. Aus der Puppe des Zynikers flattert ein jäher Idealist aetherwärts, der beten will, und dem des Freundes Frau heilig ist. (Warum spricht er keine Verse?) Die Szene und die ihr folgende der beiden Männer entbehrt nicht der adeligen Züge . . . Nun hebt sich der Vorhang noch einmal: zu einem „actus quintus, quasi epilogus sub specie aeternitatis. Im Schlafzimmer des Ehepaares. Bedarf es der Mitteilung, daß ein breiter Strom Mondlicht hereinflutet? Am Bett der traumbefangenen Anna sitzt Martin. Sie beichten einander, wie ihnen geschah; und spulen das wirr verknüpfte Gespinst von Angst und Leiden, Trieb, Widerstand, Ahnung, Trug, Liebe und Unliebe, darein sie verstrickt, logisch auf: zu einem hauchdünnen Faden, nicht fest genug, das winzigste Quentchen Erkenntnis zu tragen. Da es aber schön- und breitfittige, rhythmisch-edel schwingende Sätze sind, die in diesem Epilog die Luft bewegen (und überdies Mondlicht flutet), fühlen wir uns von Dichters Hauch umwittert. Und glauben gerne, daß hier ein redliches Herz seine Wahrheit bekennen und mit den Wundmalen, die es von ihr trägt, bekräftigen wollte.

Das Thema dieser unerschrockenen, aber weichen fünf Akte, die sozusagen aus vollen Lungen säuseln, liegt im Schnittpunkt eines physiologischen und eines seelischen Problems. Draus ergeben sich Verwirrungen. Das Herz fragt, und der Körper stöhnt Antwort; die Nerven rufen um Hilfe, und die Seele schickt den Rettungswagen. Daß die Menschen des Spiels sich in ihren tiefern Augenblicken zu Allegorien verklären, die

Sprache dann, in des Wortes zwiefachem Sinn, aufgeblasen wird und, den Boden der Tatsachen verlassend, mit entfalteten Rhythmen luftwärts steigt, macht den Bezirk des Schauspiels nicht leichter erforschlich. Warum es der Dichter „Tragödie“ nannte, weiß ich nicht. Noch weniger, warum „Liebe“. Und so Erwartung weckt, man würde in den mystischen Krater hinabgeführt werden, der die Welt mit Rauch und Schwefel und Flammen überschüttet. Aber das Häuschen dieser Tragödie liegt von ihm weitab: grade daß noch ein fernes Grollen des Feuerspeienden herübermurmelt und das Ehebett leise schwanken macht.

An den Rand ihres ungeheuren Themas setzt die Tragödie ein kleines, wehmütiges Marginale. Das ist alles. Sie gestaltet kein Schicksal, sondern gibt eine Episode in getriebener Arbeit. Sie verkörpert nicht Ideen, sondern entmaterialisiert Menschen. Sie baut aus ihren Elementen kein Drama, sondern verwebt sie zu einer Art lyrischem Gobelin. Aber sie hat auch ihre Schönheiten. Sie hat den Mut, an ein Heikelstes menschlicher Beziehungen zu rühren; und legt in diese Gebärde bei aller Entschlossenheit eine fast priesterliche Delikatesse. Sie nennt die Dinge beim Namen; gibt ihnen aber auch einen leichten phantastischen Glanz, so die gemeine Sachlichkeit zart überdeckend. Man spürt einen redlichen Mann und Poeten hinter diesem Drama, das keines ist.

Der Kritiker von Theodor Fontane

Wenn Briefe töten könnten, wär' ich tot. Keine Aeußerung, die nicht vom einfachen Vorwurf bis zur fluchenden Prophezeiung — „Sie werden keines natürlichen Todes sterben“ — jede Woche sämtliche Grade der Erbitterung gegen mich aufriefe. Manche naiven Leser fragen rhetorisch, warum nicht auch sie mir die Wahrheit sagen sollten, wo ich sie doch rücksichtslos Allen sagte — als ob ich mir jemals beikommen lassen würde, auf ihre Wahrheit zu abonnieren. Ich wollte längst schon summarisch antworten: da blättere ich zufällig in den ‚Causerien über Theater‘ und sehe mich der Arbeit enthoben.

Wenn man mir doch glauben wollte, daß ich lieber lobe als tadle, daß ich ohne Voreingenommenheit, ohne jegliche Sympathie oder Antipathie, was die Personenfrage betrifft, an diese Dinge herantrete, daß ich keine Freunde und keine Feinde habe und daß mir lediglich die Sache am Herzen liegt! Man gebe mir Gutes, und ich werde nicht kritteln und mäkeln; wenn man aber die Dinge, Kleines und Großes, völlig schief anfaßt, wenn man ins Jahr Fünfhundert ein Schweizerhaus und ins Jahr Tausend ein Stück Gotik legt und wenn man den ‚Sommernachtstraum‘ glaubt von Ballet wegen poetisch machen zu können, so verlange man nicht von mir, daß ich das

alles schön finden soll. Ich bin nicht dazu da, öffentliche Billets-doux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen oder doch das, was mir als Wahrheit erscheint. Denn die Anmaßung liegt mir fern, mich als eine letzte, unfehlbare Instanz anzusehn, von der aus kein Appell an Höheres denkbar ist.

*

Das offenbar Mißlungene wird nicht nur leicht mit Sinnen wahrgenommen, es ist auch leicht und rasch zu begründen. Darstellungsmomente aber, deren ganzer Fehler nur darin besteht, daß ein voraufgegangener Moment dem Ideale noch näher stand, bedürfen zu ihrer Charakterisierung einer mußevollen Prüfung, die uns das fortschreitende, immer neue Ansprüche an uns erhebende Spiel nicht gestattet und nicht gestatten kann. Der dabei Verlierende ist freilich immer nur der Kritiker selbst, da erfahrungsmäßig weder seine Wahrnehmungen noch seine Begründungen irgend etwas zu ändern pflegen.

*

Eines Tages erscheint beim Kritiker ein Herr mit wundervoll großer Karte, dem man sich nach der Begrüßung in einem etwas blaßgewordenen Plüschfauteuil gegenübersetzt. Er will auftreten (in der Regel als Don Carlos) und wünscht sich vorher zu präsentieren. Keine zwei Minuten, und aus dem anfänglich geschäftlichen Gespräch ist eine freundschaftliche Konversation geworden, in der sich der junge Künstler als eine durchaus liebenswürdige Natur entpuppt, gebildet, ohne Dünkel, mitunter sogar von einem glücklichen Humor; und nachdem man eine Weile zwischen Petersburg und Moskau Parallelen gezogen und nebenher auch Völkerpsychologie getrieben hat, trennt man sich in vollem Behagen. „Ein allerliebster Herr", sagt der Kritiker und ist voll aufrichtigsten Willens, dem jungen Künstler so viel Nettes wie möglich zu sagen. Und nun endlich bricht der Abend seines ersten Auftretens an, und der Zauber ist hin, und alle guten Vorsätze fallen zu Boden. Ein verkleideter Mensch tritt aus der Kulisse, schlenkert hin und her und behauptet, der oder jener zu sein. Aber er ist nicht der und nicht jener, ja nicht einmal er selbst.

*

Auch das Neuigkeitsbedürfnis des Publikums soll befriedigt werden, und unter denen, die sich am meisten nach gelegentlich leichter Kost, nach Unterbrechung von „Kabale und Liebe", von „Lear", von Gretchen im Kerker sehnen, steht der Kritiker obenan. Er ist (wenigstens für mich persönlich kann ich einstehn) kein Griesgram, kein „geschwollener Leber-Mann", der die Tage bis Karlsbad zählt; am wenigsten ein Oger, der umgeht, daß er dramatische Kinder verschlinge. Im Gegen-

teil, er wird sich hüten. **Aber grade weil er das Bewußtsein** hat, mit einem Minimum von Spaß und guter Laune zufrieden zu sein, weil er weiß, daß er in Anwendung aesthetischer Grundsätze bis zur Larheit geht, nur um sich und andern nicht das Leben sauer zu machen, grade deshalb wird er nach einem Natursatz doppelt verdrießlich, wenn auch dies Minimum nicht innegehalten oder, falls es da ist, unter einem Wust von Häßlichem und Verwerflichem erstickt wird.

*

Man soll artig, verbindlich, galant sein, keiner schönen Dame den Erfolg, die Gage, das Engagement oder, wenn sie gar Stücke schreibt, den „Ruhm" verderben, aber was unsereinem alles verdorben wird, darum kümmert sich niemand; und wenn man auch halbtot geödet würde, dazu ist man da.

*

Ich weiß wohl, man soll im Leben und Gesellschaft niemandem seine physischen Unzulänglichkeiten vorwerfen; ist doch ohnehin jeder, auch der Bevorzugteste der Nachsicht bedürftig. Aber wenn dieses für Leben und Gesellschaft unzweifelhaft geltende Gesetz auch den Erscheinungen auf der Bühne zugute kommen soll, so sehen wir schließlich einen kleinen Kobold „das Land der Griechen mit der Seele suchen" und müssen es hinnehmen, wenn irgend ein Orlogschiff, das unter dem Namen Gretchen oder Margarete segelt, uns die bekannte Versicherung, das sie ungeleitet nach Hause gehen wolle, mit Stimmitteln gibt, als ob alle Breitseiten gelöst würden. Es ist furchtbar billig und bequem, immer von den Anstandsverpflichtungen der Kritik zu sprechen; zum Himmelwetter, erfüllt selber erst durch eure Leistungen diese Verpflichtungen! Das andre wird sich finden. Wie's in den Wald hineinschallt, so schallt's wieder heraus.

Nebenan von Peter Panter

Nebenan sitzen die Leutnants hinter der dünnen weißlackierten Tür. 's geht ja hoch her, dideldumdei! Aber unsereiner ist nicht dabei. Wir — die so Gemeinen — stehen im Nebenzimmer um einen Tisch und vervielfältigen irgend etwas auf einer rätselhaften komplizierten Druckmaschine.

Der kleine Leutnant hat den Deckel des Flügels zurückgeklappt. Jetzt —. Er spielt doch sehr hübsch. Er versteht es, so die Töne im Sopran perlen zu lassen, ein bißchen zu zögern und dann unten im Baß loszulegen. Was der Junge alles mit dem einfachen Walzerrhythmus anstellt! Wie wenn jemand auf eine Trampoline aus Gummi springt, so schnellt und federt das. Wie dumpf die Resonanz **klingt!**

Alle rufen den Namen eines Liedes, das jedes Grammophon auswendig weiß. Er klingelt es ihnen vor. Nach den ersten belanglosen Passagen, in denen der merkwürdige Ton b in A-Dur dem Tondichter das Gefühl höher schwellen ließ, es mit den polyphonsten Modernen aufnehmen zu können, kommen jene berühmten sechzehn Takte, die eigentlich nur ein großes Atemholen sind, die Pause vor dem Schlag. Schlag zu —!

Flieg, du kleine Rumplertaube . . .

Der ganze Laden singt mit! Wenn man den ganzen Tag über geflogen ist, dann hat man schließlich das gute Recht, abends davon zu singen. Und sie singen! Einer hat eine Stimme wie ein Hahnenimitator, ein andrer mutiert grade, dazu ein oller, ehrlicher Baß — Symposion.

Meine Mitgemeinen sind schon lange fort. Der Leutnant spielt noch immer. Er spielt mir — der Teufel hole die Assoziationen, und Gott segne sie! — alle Erinnerungen des „Voraugust" wach. Das war eine sündhafte Zeit: die ganze Nacht tanzten wir Tango, verjubelten unser Geld durch den Besuch der (Karl, zieh den Atem ein) Lichtspielhäuser und schwelgten in Kunstgenüssen, die uns im wesentlichen das Ausland vermittelte. So war es doch, nicht wahr? Denn so steht es auch in meiner Zeitung, und da muß es wohl richtig sein. Der Leutnant spielt. Er spielt alles hintereinander, was ihm grade einfällt: da — nun macht er im Walzer eine kleine niederträchtige Pause, unter der man sich allerlei vorstellen kann . . .

Die Lampe ist fort. Auf dem Tisch schimmert matt die geheimnisvolle Maschine. Es ist ganz dunkel. Und in dem Dunkel ist nur ein helles Ding; es blinzelt mich an, leuchtend, glänzend, unverschämt blitzend: das Schlüsselloch.

Zivildienstpflicht von Vindex

Durch die Einführung der allgemeinen Zivildienstpflicht, die nichts andres bedeutet als die Mobilisierung des gesamten Volkes für die Zwecke der Kriegsführung, wird der Gedanke, der unsrer nationalen Wirtschaft in diesen Kriegszeiten ohnehin zu Grunde lag, ausgesprochen und feierlich verkündet: nämlich daß alle Arbeit in den Werkstätten, den Fabriksälen, den Laboratorien, Schreibstuben und Amtszimmern, daß alles Wirken und Schaffen in Stadt und Land dem einzigen und einheitlichen Zwecke dient, Krieg zu führen und Sieg zu gewinnen. Da es sich gegenwärtig draußen und drinnen um die Zukunft des Volkes und daher aller Einzelnen handelt, hat es sich ganz natürlich so gefügt, daß die Nation insgesamt mit jedem Tage mehr vor unmittelbare Kriegsnotwendigkeiten gestellt wurde; und das Aufgebot der Masse, das jetzt ausdrücklich erfolgt, bringt nur System in einen Zustand, der, hier mehr und dort weniger ausgebildet, in Wirklichkeit bereits in der vollendeten Kriegsbereitschaft Aller besteht.

Darum werden auch die Erschütterungen des Wirtschaftsbaues, die von manchen Seiten als Folgen des zwangsweise wirkenden Kriegshilfedienstes befürchtet werden, kaum eintreten. Schon jetzt schöpfen Gewerbe, Handel, Geldverkehr und jede Art der Produktion aus den besondern Verhältnissen und Antrieben des Krieges den Hauptteil ihrer Kraft, der Staat ist — mittelbar oder unmittelbar — der Hauptarbeitgeber, der Hauptkäufer, der Hauptkonsument. Und da dieser Zustand sich nicht ändern wird, so lange der Krieg dauert, deshalb kann nicht mit Grund besorgt werden, daß durch die bestimmtere Erfassung, durch die amtliche Abstempelung dieser Tatsache die Gütererzeugung abgeschwächt, die Geschäfte oder der Umsatz gestört, der Geldlauf gehemmt werden könne. Auch an Kräften, die das Getriebe in Gang erhalten, wird es nicht plötzlich mangeln; wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß an Zahl noch mehr Personen als früher für die schaffende Arbeit in der Heimat zur Hand sein werden, so muß man doch zum mindesten darauf rechnen, daß nicht weniger Kräfte zur Verfügung stehen: denn was geplant wird, ist ja nur eine Umgruppierung, eine zweckmäßigere Verteilung, eine innere Auswechslung des Menschenmaterials, und bezweckt wird nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der wirtschaftlichen Stoß- und Schlagkraft.

Daß diese Stärkung gelingen wird, daran glauben wir. Glauben es deshalb, weil die feste Ueberzeugung von der Notwendigkeit alles dessen, was zum guten Ende des Krieges beitragen kann, überall tief eingesenkt ist und wurzelt; durch keinen Widerstand im Herzen der mobilisierten Nation wird der große Gedanke bedroht. Höchstens könnten äußere Mängel sich zeigen, die manches, was beabsichtigt wird, nicht voll zur Auswirkung gelangen ließen. Solche äußern Mängel, die etwa in den zur Leitung berufenen Personen, in der Methode, dem Schematismus und in der bureaukratischen Exekutive liegen könnten, mit aller Macht zu bekämpfen, ist Recht und Pflicht Derer, die die Maßregel selber vorbehaltlos als erforderlich anerkannt haben. Industrie und Handel, Handwerker und Arbeiterschaft wird man in umfangreichstem Maße nicht nur hören, sondern zum Mitwirken berufen müssen, wenn man dazu schreitet, die Organisation zu schaffen, innerhalb deren künftig das kriegführende Gesamtvolk leben soll. Und es wird nicht nur eine Tat der Einsicht, sondern auch eine Tat politischer Klugheit der Männer an der Spitze sein, wenn sie für die große Arbeit jene weiten Kreise mit heranziehen: denn neben der dadurch sicher erzielten Erweiterung der eigenen Vorstellungen und Begriffe wird für sie eine Erleichterung der Last und der Verantwortung eintreten, die sie sonst allein gegenüber dem gesamten Volk an der Front und daheim tragen müßten.

Zu diesem Krieg

Alexander von Villers

Das gepriesene große Vaterland ist ein abstrakter Begriff, für den man sich begeistern, aber nicht erwärmen kann. Viel kleine Patriotismen könnten Einen großen erzeugen, wenn die kleinen Patrioten sich nicht zuerst unter einander auffräßen.

Antworten

Münchner. Wozu? Wem ich Herrn Joachim Friedenthal erst verulken muß, der dürfte als Leser genau so talentlos sein wie er als Schreiber. Mir und Andern genügen seine Berichte. „Er ist ein Mann," hat neulich im ‚März' Ludwig Thoma verkündet, „über den in München ähnlich viele und gleich pointierte Anekdoten erzählt werden, wie in Wien über die Witwe Pollak. Man weiß wohl, daß ihm die Literatur-Branche nicht alle Möglichkeiten bietet, die ihm die Textil-Branche geboten hätte, und so läßt man ihn lächelnd gewähren, wenn er seine kritische Meinung drucken läßt." Aber das füllt eines Posa Herz nicht aus. Er polemisiert auch; als wär' er ganz uns ebenbürtig. Er verübelt mir, daß sein Urteil über Wedekind, das ich vor fünfzehn Jahren gehabt habe, heutigen Tags leider nicht mehr zutrifft, und spricht in dieser Stimmung wie folgt: „Frank Wedekind wird immer noch, von Zeit zu Zeit, in deutschen Landen verfolgt. Sogar ein Zeitschriftenherausgeber, der nicht ohne ergötzliche Komik unfreiwilligen Charakters sich päpstlich gebärdet und so sich schmarotzerhaft an die Jugend heranmacht, nannte ihn erst kürzlich eine ‚Modegröße'. Und dieses anmaßende Theaterpäpstlein erkennt nicht, als echter Nachkomme Nicolais, den echten und ebenbürtigen Nachfahren Lenzens und Büchners. Tun so die Schreier, die der deutschen Schaubühne die Gesetzestafeln Moses' aufstellen möchten, ohne daß sie die persönliche Lauterkeit des Propheten hätten . . " Ich gestehe — wie Friedenthal sagen würde: frank und frei, daß ich das, da mein Name verschwiegen ist, entweder nicht auf mich bezogen oder am Ende garnicht gelesen hätte, wenn nicht der ‚Europäische Zeitung' angeklingelt und mir versichert hätte, daß weder der Chefredakteur noch der Verantwortliche verstünden, wie der Passus sich in ihr Blatt verirrt habe, daß mir dieses aber für eine Entgegnung . . . und so weiter. Ich danke für gütige Gastfreundschaft, auf die ich bekanntlich nicht angewiesen bin. Der Doktor Friedenthal soll sich wenigstens einmal an die Wahrheit gehalten haben, als er mich einen Zeitschriftenherausgeber hieß. Er hat es erprobt. Nämlich bevor er Mitarbeiter der ‚Europäischen Zeitung' wird, schickt er der ‚Schaubühne' einen Artikel und ihrem Herausgeber diese Zeilen: „Bei der großen Schätzung, die ich für Ihr kritisches Wirken habe, selbst dann, wenn ich nicht mit Ihren Aeußerungen übereinstimme, würde ich bedauern . . . ". Er hat zu bedauern. Und er erklärt noch einmal, wie tief er bedaure: „Für mich bedeutete der Artikel, meines Erachtens recht erkennbar, ganz allein eine politische Angelegenheit, mit der Wirkung einer sittlichen Tendenz, wie sie in dem von mir geprägten Satze gipfelt: ‚. . . Die Menschheit sitzt in der Bastille! . . .' Um die Forderung dieses Satzes propagieren zu können, wandte ich mich an die ‚Schaubühne'. Denn ich weiß kein Organ, wo man jetzt in Deutschland (abgesehen vom neutralen Ausland) die Idee jenes Satzes frei aussprechen könnte." Ich weiß erst recht keins. Wohl aber weiß ich, wer frei aussprechen und wer jammervoll stammeln kann, wer von mir mit Handschlag und wer mit dem Stiefelabsatz begrüßt zu werden verdient. Das Berliner Tageblatt ist einstmals in der Verlegenheit einer Vakanz an den Witwer Pollak geraten. Es ermißt nicht die Größe des „Unfugs", den Ludwig Thoma nebst sämtlichen Lesern verspürt: „daß die Meinung eines Mannes, den niemals Jemand um seine Meinung fragen wird, etwas gelten soll, bloß weil sie gedruckt ist." Es hält mehr eigensinnig als einsichtsvoll zu dem bajuvarischen Galopin. Muß es deshalb sein Feuilleton von ihm verunreinigen lassen? Im Haus Rudolf Mosse sind viele Wohnungen. Schriftstellern hat der Textil-Commis nicht gelernt. Wohl aber beherrscht er prima die Doppelte Buchführung. Wäre nicht die Annoncen-Expedition das Feld für eine Erscheinung von Friedenthals Graden?

**Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.**

Die Ernte reift von Germanicus

Gelingen aber kann das Werk nur, wenn es sich darstellt als das Ergebnis nicht des Zwanges, sondern der freien Ueberzeugung des ganzen Volkes, wenn Industrie und Landwirtschaft, Arbeiter und Unternehmer, und wenn vor allem ihre bewährten Organisationen sich ihm freiwillig hingeben und widmen." Mit diesen selbstverständlichen und doch eine bedeutsame Wandlung bestätigenden Worten hat der Kanzler die parlamentarische Besprechung des Hilfsdienstgesetzes eingeleitet. Zwei Merkmale kennzeichnen die kurze, aber unvergeßliche Geschichte dieses Gesetzes: eine Erweiterung der Volksrechte und eine Annäherung der Rechte des Arbeitnehmers an die eingesessenen Rechte des Arbeitgebers. Der Parlamentarismus marschiert, und die soziale Versöhnung, eine der schönsten Ideologien aus dem Beginn des wilhelminischen Zeitalters, wird praktische Notwendigkeit, durch deren Wirken allein der Bestand des Reiches gesichert werden kann. Die Leistung, die der Staat vom Volke verlangt, ist so gewaltig, daß das bisherige Objekt der Gesetzgebung zwangsläufig zum mitwirkenden, ja zum ausschlaggebenden Subjekt wird. Der parlamentarische Kampf, durch den das Gesetz aus einem mehr als keimhaften Vorschlag der Regierung zu einem wesentlichen Bestandteil aller zukünftigen Gesetzgebung geworden ist, brandete am heftigsten um die Frage der Arbeiter-Ausschüsse und die des fünfzehngliedrigen Ausschusses, dessen Zustimmung zu allgemeinen Verordnungen über die Gesetzes-Ausführung notwendig sein soll, und der auch, während der Reichstag pausiert, zusammentreten kann. In beiden Fragen ist nicht das erreicht worden, was vielleicht hätte erreicht werden müssen; immerhin: die Anerkennung der Arbeiter-Ausschüsse war grade in dichtester Zeitfolge auf einen rückfälligen Uebergriff des Eisenbahnministers, von dem der Abgeordnete David sagen mußte, daß er anscheinend Knechte, aber nicht freie Männer wolle, ein beachtenswerter Fortschritt der sozialen Entwicklung. Die Einsetzung des fünfzehngliedrigen Ausschusses, diesen Ausbau und diese Erweiterung der Parlamentsrechte, kennzeichnet am besten, was Payer gesagt hat: „Allerdings ist das staatsrechtlich ganz neu, nicht ohne Bedenken für den Bundesrat und für den Reichstag, aber der einzig mögliche Weg. Der Krieg, der so vieles ändert, kann auch staatsrechtlich etwas schaffen, was die Vertreter der grauen Theorie mit Entsetzen erfüllen muß." Bemerkenswert für die Wertung dieser Machtverschiebung ist auch die Heftigkeit, womit die Konservativen unter der Führung des Grafen Westarp den Kontroll-Ausschuß befehdeten, und die Heftigkeit, womit selbst der nationalliberale Schiffer einen verspäteten, einigermaßen unverständ-

lichen Vorstoß des Staatssekretärs Helfferich zurückwies, der noch in letzter Stunde für richtig hielt, zu betonen, daß dieser Ausschuß in der Reichsverfassung keine Grundlage habe und sozusagen einen neuen gesetzgebenden Körper darstellen wird. Wir sind weit entfernt davon, uns Illusionen hinzugeben; wir werden uns nicht wundern, wenn die ungeheure Umwandlung, die der Volkskörper unter der Herrschaft dieses neuen Gesetzes erfahren wird, trotz aller von Groener in Aussicht gestellten Sachlichkeit und Milde mannigfache Härten und Beschwerden mit sich bringt; das Eine aber wird jeder Tag, der unter der Geltung dieses Gesetzes Opfer fordern und Früchte tragen wird, uns lehren: daß die Zukunft des Reichs davon abhängt, wie Staat und Volk aus einem Dualismus der Gegnerschaft zu einer Einheit zusammenwachsen, und wie die Ansprüche des Kapitals an den Forderungen der Zinsenschaffer ihre Grenzen finden. In solchem Sinne wird das Hilfsdienstgesetz mit dazu helfen, das Wort zu verwirklichen, das zu Beginn des Krieges gesprochen worden ist: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche."

*

Man würde sich nun irren, wollte man annehmen, daß solches Reifen der Saat keine Hemmungen fände. Schon heute sind die Unbelehrbaren eifrig. Die Arbeitgeber-Zeitung, dieses sympathische Blatt des Egoismus, übt sich literarisch, beschwört Bellamys „berühmten Rückblick aus dem Jahre 2000" und predigt einseitiges Fasten: „Wir wollen nicht, durch manche äußere Aehnlichkeit verführt, den falschen und den wahren Sozialismus mit einander verwechseln. Nicht der Gleichheit-Sozialismus, der Herden-Sozialismus, der Zwangs-Sozialismus, der dem Einzelnen zwar ein gewisses Maß von Sicherheit und Bequemlichkeit in Aussicht stellt, ihn aber zum willenlosen Werkzeug eines riesigen Massenbetriebes macht, sondern der auf die freiwillige Freigabe an den Staatsgedanken, auf Selbstbewußtsein, Selbstverantwortung und Selbstverständlichkeit, auf die freie Entfaltung persönlicher Eigenschaften gegründete Sozialismus kann das wahre Wohl der Individuen, des Staates und der Menschheit verbürgen." Es ist einigermaßen gleichgültig, wie die Herren sich mit der elementaren Revolution, der sie sich notgedrungen fügen müssen, abzufinden suchen; es genügt vollständig, festzustellen, daß die Macht der Arbeitnehmer im Steigen begriffen ist, einfach darum, weil ihr Wert unentbehrlich geworden ist. Es genügt festzustellen, daß das Hilfsdienstgesetz vom Jahre 1916 seinen Vorläufer in den Bestimmungen des Konvents vom blutigen Jahre 1793 aufzuweisen hat. Damals wurden zum ersten Mal die Massen zu einem politischen Faktor und zu einem militärischen Instrument. Die Revolution hat das Volksheer geboren; jetzt zwingen die Bedürfnisse des Volksheeres zu einer Revolutionierung der Wirtschaft, der Gesellschaft und des Staates.

*

Solche Auffassung hat Stresemann, von dem man nicht sagen kann, daß er seine demagogischen Uebungen im Dienste des Volkes betreibe, bestätigt: „Wir stehen ja vor einer vollkommenen Sozialisierung unserer Wirtschaft. Die Beherrschung der Rohstoffe gibt der Regierung jede Macht gegenüber der Industrie." Ein Geständnis, das umsomehr Aufmerksamkeit verdient, als dieser nationalliberale Vertreter der Industrie-Interessen noch am zwanzigsten Dezember 1915 im Reichstag einigermaßen lebhaft die Verteilung hoher Dividenden verteidigt hat, auch mit moralischen Gründen: „Ueberall dort, wo große Gewinne erzielt worden sind, steht dem auch eine große Arbeit gegenüber." Man wird sich dieses Wortes zu erinnern haben, wenn einmal die Bilanz der gewiß nicht geringen Arbeit, die das deutsche Volk unter dem Hilfsdienstgesetz verrichten soll, gezogen werden wird. Zunächst aber können wir uns damit begnügen, anzuzweifeln, daß stets hohen Gewinnen besonders hohe Arbeitsleistung vorangegangen ist. Es wäre merkwürdig, wenn, zum Beispiel, die Zuckerfabriken, deren Dividenden während des Krieges mehr als erheblich gewesen sind, von ihren Aktionären eine besondere Abrackerei verlangt hätten. Noch größerer Ueberlegung aber wird es bedürfen, um eine Gesinnung zu rechtfertigen, die kürzlich in dem Geschäftsbericht solch einer Zuckerfabrik zum Ausdruck gekommen ist: „Unbegreiflich ist uns die Preispolitik, die nur dahin strebt, den Zuckerfabriken den Verdienst zu schmälern, aber nicht daran zu denken scheint, daß die wichtigste Aufgabe sein muß, Zucker zu schaffen. Zucker bleibt das billigste Nahrungsmittel, die Rüben sind aber für den Landwirt das schlechtest bezahlte Produkt, sodaß zu befürchten ist, daß, wenn nicht bald eine Aenderung in der Preispolitik für Zucker eintritt, der Rübenbau immer mehr eingeschränkt wird." Die Naivität solches Eingeständnisses ist sehr reizvoll; die Fabrikanten oder die Rübenbauer drohen mit dem Streik, wenn nicht die Preispolitik kapitalistische Vernunft annimmt. Man sollte meinen, daß die Frage der Zuckerfabrikation wesentlich einfacher gelöst werden könnte: durch den Produktionszwang. Das Problem des Produktionszwanges ist im Zeichen der Zwangsarbeit (oder der freiwilligen Arbeit des ganzen Volkes) mit sophistischen Reden und Einwendungen der sogenannten Erfahrung nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Wenn der Staat die Macht hat, die Arbeitskräfte, die er braucht, im vollen Ausmaße zu berufen, so wird er wohl auch mächtig genug sein, die Leistungen, ohne die er in seinem Bestand gefährdet werden könnte, den Inhabern der Produktionsmittel zu diktieren. Die Verstaatlichung der Produktionen, deren Produkte den Bestand des Staates sicherstellen, wird mehr und mehr ein Erfordernis.

*

Es ist seltsam, daß, während die größten Anstrengungen gemacht werden, den Krieg weiterzuführen, deutlicher und lauter als

bisher die Diskussion der Friedensziele einsetzt. Welchen Zweck solche Unterhaltung haben soll, ist nicht ohne weiteres einzusehen. Es sei denn, daß man erwartet, durch die überwältigende Mehrheit der Stimmen, durch die wahre Stimme des Volkes zu hören und die Welt unsrer Gegner hören zu lassen: mit welcher politischen Einsicht, mit welcher kraftvollen Mäßigung, mit welchem weltpolitischen Verständnis Deutschland an eine Erörterung der Friedensmöglichkeiten herantreten will. Fürs erste freilich haben die Lauten und Lautesten das Wort. Für den Grafen Reventlow sind glückliche Tage angebrochen; soeben ist er dabei, die Wiederherstellung Belgiens endgültig zu verhindern. Was die flandrische Küste betrifft, so hat er eine gradezu überwältigende Lösung gefunden. Er hat nämlich entdeckt, daß eine strategische Linie mehr wert sei als ein strategischer Punkt. Es ist gar nicht auszudenken, welcher Erweiterung eine solche Weisheit zugänglich sein kann: ein strategischer Kubus ist gewiß noch mehr wert als eine strategische Fläche. Das Problem ist nun leider dieses: eine Küste ist nur dann wertvoll, wenn das Hinterland fester und sicherer Besitz des Küsteninhabers ist. Solange die strategische Linie der flandrischen Küste durch die belgisch bevölkerten Provinzen des dahinterliegenden Landes, das sich nun leider einmal zwischen Deutschland und die Küste einfügt, bedroht ist, bleibt der Wert dieser strategischen Linie recht illusorisch. Nichts darum kann es sich handeln, den Wert der flandrischen Küste als Flottenbasis nachzuweisen, sondern allein darum, einen Weg zu zeigen, um die Millionenbevölkerung des belgischen Königreichs dem Deutschen Reiche so anzugliedern, daß uns nicht ein zweites Böhmen, ein feindlicher Fremdkörper, an einer exponierten Grenze eingefügt werde. Ob diese schwierige Aufgabe gelöst werden kann, ist mehr als fraglich, ist sogar in höchstem Maße unwahrscheinlich, und jetzt, nach der Evakuierung eines großen Teils dieser Bevölkerung wohl kaum noch zu erörtern. Graf Reventlow macht sich seine Rat-Erteilung ein wenig zu leicht; mit dem Spiel, ob Punkt, ob Linie, ist es nicht getan. Aber auch der alldeutsche Professor Dietrich Schäfer sollte ein wenig gründlicher verfahren; es ist nicht angängig, so aus dem Stegreif heraus zu behaupten, daß das deutsche Volk zu einem großen Teil nach Nordfrankreich lüstern sei, und danach, „mit dem Franzosen jetzt völlig abzurechnen und ihn so zu schwächen, daß er uns nie mehr gefährlich werden könne". Dies läßt sich gewiß hören: nie mehr gefährlich. Nur: die Methode des Herrn Professor dürfte ungefähr das Gegenteil herbeinötigen.

*

Man sieht jedenfalls: allzuviel Vernünftiges wird durch eine Besprechung der Friedensziele nicht herauskommen; es sei denn, daß die wahre Stimme des Volks so, wie wir das oben angedeutet haben, sich erhebt, sich erheben kann. Wozu allerdings die

Freiheit, die der Erörterung der Kriegsziele gewährt wird, einigermaßen uneingeschränkt sein müßte. Bis zur Erprobung solches ohne Zweifel wünschenswerten Zustandes sollte man sich damit begnügen, statt erregt über Einzelfragen zu streiten, die politischen Grundsätze (auch die ethischen, die weltethischen), nach denen diesem furchtbaren Kriege ein Ende bereitet werden muß, festzulegen. Absichten dieser Art wollen, wie es scheint, gleichzeitig ein Aufsatz in den ‚Preußischen Jahrbüchern' und ein Leitartikel des ‚Vorwärts' behilflich sein. Nicht nur die Duplizität dieser Veröffentlichung ist interessant, wichtiger ist die Uebereinstimmung der beiden Meinungen. In den ‚Preußischen Jahrbüchern' sagt ein, maßgebenden Stellen anscheinend nicht ganz fernstehender, Anonymus: „Man kann aus einem Staat nicht einen reuigen Sünder machen, nicht einmal durch Waffenerfolge. Das müssen auch wir in Deutschland uns gesagt sein lassen ... Auch die Beschuldigung des Wahnsinns ist nicht glücklicher; denn der Gegner kommt nicht dadurch zur Besinnung, daß man ihm sagt, er sei verrückt. Je heftiger die Sprache dem Feinde gegenüber ist, desto mehr erschwert sie ihm die Einkehr zur Selbsterkenntnis und die Einsicht in die wahre Lage der Dinge ... Daher ist auch, zum Unterschied von der Kriegführung, welche auf Vernichtung der militärischen Widerstandskraft des Gegners ausgeht, nicht Vernichtung das politische Ziel des Staatsmannes, sondern Zurückführung des Gegners zu einer Politik, welche jedem das seine läßt ... Denn nur ein solcher Zustand verspricht jenes dauerhafte Gleichgewicht, welches vor neuen Erschütterungen bewahren kann ... Und das zwingt zu dem Schluß: für den Staatsmann ist nicht die völlige Niederkämpfung aller Feinde die conditio sine qua non eines dauerhaften Friedens, sondern die befriedigende Lösung der Frage, welcher von diesen Gegnern sich am ersten zu jener vernünftigen Politik zurückführen lasse, die das Berechtigte in den Lebensinteressen des Andern anerkennt und sich damit abfindet ... Zwar sehen die Deutschen mit Fug und Recht die große Sünde Englands an der Menschheit darin, daß es den Krieg — nicht angezettelt, denn das geht über die geschichtliche Wahrheit hinaus, wohl aber durch den Anschluß an die franko-russische Gruppe ermöglicht hat ... Staatsmännisches Denken aber wird den Engländern den guten Glauben zubilligen, daß ihre Politik zunächst einen prophylaktischen Zweck verfolgte, nämlich die Erhaltung ihres Besitzstandes, welchen sie von Deutschland bedroht glaubten ... Ohne mit solchen Gedankengängen der Feinde zu rechnen, ohne sich von solcher heuchlerischen Zeitungsstimmung loszumachen, welche beim eigenen Volk nur Tugenden und Recht, beim Feind nur Unrecht und Verbrechen sieht, wird kein Staatsmann sich an jenen Tisch setzen können, an welchem die Unterhändler die Grundlagen eines sichern Friedens finden sollen." So das Organ der wissenschaftlichen Politiker altpreußischer Gesinnung (wobei man sich daran erinnern mag, daß

der siebenjährige Krieg mit einer Bestätigung des status quo geendigt hat). Was der ‚Vorwärts‘ zu sagen hat, gehört dem gleichen Geiste der Realpolitik an: „Die Gegner sind weit entfernt von der Bereitschaft, durch Landabtretungen den Frieden zu erkaufen — so ist es auch nicht an der Zeit, zu kluger Mäßigung und Voraussicht zu raten. Weder durch den Willen der deutschen Regierung noch durch die Macht der deutschen Waffen ist irgendein Volk Europas in seinem dauernden Selbstbestimmungsrecht bedroht. Was also können wir tun? Wir müssen so lange weiter kämpfen, wie wir keinen Frieden bekommen können. Den Frieden bekommen wir aber desto eher, je enger sich die Kraft der Kriegsführung mit der Klugheit der Kriegspolitik verbindet, je klarer den Gegnern zu Bewußtsein gebracht wird, daß sie zwar nie den Frieden bekommen werden, den sie ursprünglich wollten, daß sie aber auch ohne Demütigung den Frieden wollen können, den das deutsche Volk will. Dieser Frieden muß kein Frieden des ‚Standes vorher‘ sein. Aber es muß ein Frieden sein, der auf Grund der Anerkennung beiderseitiger Ebenbürtigkeit geschlossen wird, ein Frieden, der keinem etwas nimmt, ohne ihm etwas Gleichwertiges dafür zu geben, ein Zug-um-Zug-Geschäft, das in Verhandlungen zwischen Gleichen geschlossen wird.“

Wenn die Erörterungen der Friedensziele Stimmen, wie die aus den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ und dem ‚Vorwärts‘ hier vorgeführten, immer lauter und dringlicher werden lassen, sodaß schließlich solche Auffassung und Absicht als die entscheidende Meinung des deutschen Volks deutlich werden, dann ist die Zeit gekommen, daß die Völker, von dem Alb des Hasses und des Mißtrauens befreit, zusammentreten, den Frieden zu machen.

Zeitlose Welt von Eduard Saenger

Es ist schon spät — es ist schon früh.
Eisblume blitzt und Lenzgesprüh.
Verschlafne Zeit glotzt aus dem Raum
Und huscht zurück als wie ein Traum.

Und du, am Weg vergessnes Kind,
Blickst schauernd nach — die Stunde rinnt
Mit neuer Flut von altem Weh,
Und rinnt und blutet fort wie eh.

Du siehst kein Werk der Zeit geschehn:
Sie ließ den Kreis vorüberdrehn,
Entschwand mit wandellosem Schritt
Und nahm die letzte Hoffnung mit.

Leonhard Frank von Hanns Johst

Es ist wieder einmal — hinter einem Schrifttum, das in schönen Worten und formalen Reizen macht, hinter einer schöngeistigen Welt, die sich tätig manifestiert — die Sehnsucht aufgestanden nach einer einfachen und einfältigen Kunst. Einer Kunst, die in ihrem Wesen sozial und in ihrer verhaltenen und innerlichen Tendenz sittlich ist. Wobei das Sittliche nicht erdichtetes Programm, sondern verdichtetes Erleben bedeutet. Kurz: es ist die Sehnsucht nach einer Persönlichkeit, die alle die natürlichen Wege unsres eignen Lebens gegangen ist — nicht literarisch voreingenommen, sondern unbefangen selbstverständlich und doch auch romantisch verzückt — wie wir selbst, die wir uns einfache Bürger, farbloses Volk nennen.

Vor Jahren, als der Markt überschrieen war von naturalistischen Reproduktionen der Wirklichkeit, erschien ‚Marie Wegrainer‘, der Lebensroman einer Arbeiterfrau. Diese Memoiren eines grauen, bittern und gewöhnlichen Alltags sind nicht mehr als das unscheinbare Dienstbuch einer Magd, einer duldsamen und verhärmten Frau und einer stillen Mutter, wenn wir die Darstellung, die Gestaltung dieser in den Druck geschütteten Tage prüfen. Und dennoch: Es ist von jener rührenden Hilflosigkeit in diesem Buch und von jener gestammelten Notwendigkeit, der wir bei ungeschickten Kruzifixen begegnen, die uns überwältigen, weil wir in ihnen den schwieligen Fleiß, die dankbare Lebensfreude einer ländlichen Andacht erfühlen.

Am Ende dieses seltsamen, herben und volksliedverweinten Buches küßt der Sohn dieser verhärmten und dennoch feierabendlichen Frau voll kindlicher Hingabe die Hände.

Eben dieser Sohn aber ist die Vollendung dieser mütterlichen Verheißung, dieser Sohn ist: Leonhard Frank.

Ist der junge Dichter, der sich aus dieser zufallsblinden und demutgeduckten Werktagswelt herauswirkt und den Zufall seiner Geburt zur Bestimmung seiner innern Arbeit erhöht. Seine Umwelt wird ihm Welt; und seine Welt, ihre Wirklichkeit und ihr Gedicht: Religion!

Seine erste confessio nannte er: ‚Die Räuberbande‘ (bei Georg Müller). Hier gestaltete er aus Rückerinnerungen und einer zähen und strengen Phantasie heraus seine Jugend und eine Jugend seiner Welt überhaupt.

Würzburg lebt auf und Karl May. Die Sonntagsnachmittagssonne blendet über den Kegelplan, und der weiße Mond hängt in der grünen Nacht, durch die erregte Lausbuben ihre altklugen Indianerdialoge spinnen. Der Rohrstock pfeift seine pädagogische Melodie, und die rote Lampe eines sächsischen Bordellwirts erlöst schließlich die dunkle Mythe der reifenden Räuberbande zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Aber ich mag im Einzelnen die Fabel nicht

geben, weil sie nicht die Seele der Arbeit ist. Es ließe sich darüber viel Schönes und Echtes sagen, und wir hätten vom Wesen des Gestalters noch nichts. Er steht tief hinter dem dichten Gewebe seiner Schilderung, und wie es der kluge Künstler halten soll, bekommen wir seine Not nicht direkt zu Gesichte.

Da ist aber ein Lehrer Mager! Dessen Sadismus und dessen komprimierte Gemeinheit ist mehr als Tatsache und objektive Gestalt. Dieser Mager ist ein philosophischer Extrakt, dessen Wesenswurzel ist Weltanschauung seines Schöpfers. Dessen Haß ist eine umgekehrte Liebe.

Und wer an solcher Liebe litt, daß sie sich zu solchem unerbittlichen Haß verhärten mußte, ist mehr als bloß gestaltender Künstler, solch ein Mensch ist einer derer, denen es mehr um das Leben und seine innern Reformen und Entwicklungen geht als um repräsentative Druckerschwärze und wirksame Bucherfolge. Hier lebt ein Seelsorger um seiner lebendigen Sache willen; und seine Sprache ist ihm Waffe und Rüstzeug! Hier trägt einer ehrlich mit an jenem Kreuz, das schon Jahrtausende lastet und — wie es scheint — ewig lasten wird trotz Katechismus und Kirche.

Und wieder — wie im Buche der Mutter — ist das Erschütternde die Hilflosigkeit dieses seelischen Ergriffenseins. Leonhard Frank sieht und rafft alles Gesicht seiner Seele in seine Welt; aber Weg zur Erlösung, ganz selige Wirklichkeit einer Erfüllung ist ihm nicht.

Aller Kampf um Himmel bleibt Sehnsucht. Seine Welt ist von dieser Erde, und aller Glaube vermag diese Tatsache nicht aufzuheben, vermag die Berge und die Lasten seelischer Verantwortung nicht zu versetzen. Umso ernster, umso sachlicher stürzt er sich in das Wesen der Erde. Er will sie als Ganzes fassen, die Wahrheit der Wirklichkeit formen und diese Erkenntnis vor dem romantischen Forum seines unendlichen Gefühls auflösen lassen von der harmonischen Kraft der Liebe. So nimmt er den Kreuzweg einer allgültigen und allgütigen Gerechtigkeitssehnsucht unter die Füße.

Als zweites Buch erschien: ‚Die Ursache‘. Mit wissenschaftlicher Methodik fast wird eine Todesvollstreckung geschildert. Ein Leben — die religiöse Idee des Dichters! — vernichtet. Freilich ist die hier dargestellte Idee bereits zu eng formal gebunden, sodaß ihr Blutkreislauf unter dem balladesken Stil und der Klugheit der Ueberzeugungsabsichten leidet. Die Russen haben uns das Allgemein-Menschliche dieser Fabel schon größer, unmittelbarer und einfacher gegeben. Es bleibt aber auch in diesem Buch lebendig der sittliche Wille einer unbeirrten Persönlichkeit, die es ernst nimmt mit sich und aller Welt. Die Welt aber über sich stellt und so an jenem tragischen Martyrium mitträgt, das den Menschen zum religiösen Künstler adelt.

Sauer

Für das Gedenkbuch, das bei der Ehrenvorstellung zu Sauers sechzigstem Geburtstag ausgegeben wird, sind nach Redaktionsschluß noch zwei Beiträge eingetroffen, die nun also nur hier erscheinen können.

Emil Ludwig

Naturalistisch Dich zu schelten,
läßt keiner deiner Freunde gelten.
Encheiresin naturae nennts die Regie,
spottet ihrer selbst, und weiß nicht, wie.

Berthold Viertel

Die ihn oft sehen durften, ich habe sie beneidet und beneide sie. Aber auch wer ihn selten, wer ihn nur ein einziges Mal wirklich sah, war für immer unermeßlich beschenkt. Man muß sagen: unermeßlich; denn was in Sauer sichtbar und hörbar wurde, ließ sich mit nichts vergleichen und an nichts messen, was es sonst gab. Ein einziges Mal diesen Einzigen erleben, und die Welt war verändert: nie wieder entschwand diese Steigerung aus Auge, Ton, Haltung, Atmosphäre des Menschen. Unwiderruflich war es! Vieles kam und ging, gab und ward genommen, leuchtete auf und erlosch, von der Zeit verschluckt. Sauer blieb. Sauer bleibt. Nie fühlte ich ihn deutlicher als heute, im bodenlosen Jammer. Sein bohrendes Auge läßt nicht von unserm Treiben; es blickt Abgründe in unsre Oberfläche. Seine Stimme, dieser Diamant, dieser zehnte Härtegrad, hat sich eingegraben, und dort gewirkt, wo Herzen nackt sind. Sein Ton grub unerbittlich; es tat weh. Es tat weh wie alles Wirkliche, das wirklicher ist als wir. Es quälte von Grund aus — (wie der Ernst des Todes) — und gab dann Reinigung, Rettung, Sicherheit. Das grausam angespannte Gefühl schlug um in die Gewißheit: daß der Mensch auch Gottes ist, nicht nur des Teufels. Diese bangste Frage stand irgendwie in Sauer fürchterlich auf der Schneide; und er entschied sie zugleich. Was alle Not überwindet, allen Zwang befreit, was über den zerfallenden Leib triumphiert; was wir Geist, was wir Seele nennnen: in Sauer lebte es, einfach, stark, unerbittlich; aus Sauer brach es hervor. Es hat neben und nach ihm bezaubernde Künstler gegeben, mit reicheren Mitteln, üppigerer Sinnlichkeit, mannigfaltigerer Form. Sauer war ernst, streng, karg: Er war nur Sauer. Aber aus seinen unscheinbarsten Rollen durchleuchtete, von innen her, das weiß strahlende Höhenlicht die schlichte Schale, wie eine silberne Rüstung durch eine fadenscheinige Mönchskutte schimmert. Ein Naturalist? Die Natur hat solche Reinheit nicht. Ein Naturalist mit der Glorie. Ein Schauspieler? Nur ein Schauspieler? Eine höhere Gnade als die des Spiels hatte ihn erwählt. Er war ein Prophet. Der sprödeste, bescheidenste Prophet, wahr wie das tägliche Brot, und sein Licht leuchtete in der Finsternis.

Julius Caesar

Vor vierzehn Tagen hat Julius Bab hier die „übliche Meinung" bekämpft, daß Shakespeare den Julius Caesar „als einen großen Helden und Herrscher dargestellt" habe, und entdeckt, daß „das Bild eines eitlen und schwachen, unfreien und großmäuligen Menschen" herausgekommen sei. Aber weder ist jene Meinung so üblich noch diese Entdeckung neu. Vor neunzig Jahren schreibt Grabbe: „Caesar, in der Geschichte der einfachste, scharfsinnigste, liebenswürdigste aller Menschen, ist bei Shakespeare zu einem phrasenmachenden Renommisten geworden." Siebzig Jahre später empfindet ihn Brandes als einen „Großprahler", einen „Inbegriff von wenig ansprechenden Eigenschaften", einen Kerl, der wie ein „Invalide" anmute. Zu drei Vierteln nach Dichters Absicht, wohlverstanden. Denn da der „sein Drama so anlegte, daß Brutus dessen tragischer Held sein sollte, so mußte er seine Kunst anwenden, ihn in den Vordergrund zu stellen. Es kam darauf an, zu verhüten, daß sein Mangel an politischem Scharfblick (Antonius gegenüber) oder an praktischem Sinn (im Streite mit Cassius) den Eindruck seiner Ueberlegenheit beeinträchtige. Alles mußte sich um ihn drehen, und deshalb wurde Caesar verringert, verkleinert, leider so sehr, daß dieser Caesar, dieser Staatsmanns- und Eroberer-Genius, zu einer armen Karikatur wurde." Wieder zehn Jahre später vergleiche ich einen britischen Dramatiker mit einem irischen. Shakespeares Caesar verkünde unablässig seine Größe und handle in jeder Lebenslage ungroß. Shaws Caesar habe eine Atmosphäre von selbstverständlicher Ueberlegenheit um sich, die ihm die Selbstanzeige seines Werts und seiner Würde erspart. Shakespeare hat den Plutarch nur für Einzelheiten der Vorgänge benutzt. Shaw sieht nicht ein, warum er von einer Geschichtsschreibung abweichen soll, die Caesarn nachsagt, daß er „leutselig und großherzig, unempfänglich gegen Zorn und Vergnügen und Gewinnsucht war und fest und unabänderlich seine Ueberzeugung über das Anständige und Gerechte bewahrte". Wozu mit diesen paar Worten der Historiker den Dramatiker „angeregt" hat, eine wie herrliche Gestalt daraus geworden ist, wirklich eine Gestalt, nicht ein Bündel von bezeichnenden Details: das zu bestaunen, bieten uns leider die Bühnen keine Gelegenheit. Desto hartnäckiger will ich bei jeder Gelegenheit davon schwärmen. Der „travestierende" Shaw! Gewiß: sein Caesar trinkt Gerstenschleim, verbirgt beinah ängstlich seine Kahlheit und ist über seine Runzeln auch nicht glücklich. Aber er läßt seine Leute so vertraulich wie möglich reden, um von ihnen zu lernen, was für Menschen sie sind. Er kennt keine Rache. An den Fall Vercingetorix, an die Zeit, wo er die grausame Bestrafung dieses Mannes zum Schutz des allgemeinen Wohles für nötig hielt, denkt er mit Scham und Reue und schauderndem Hohn als an eine überwundene Stufe staatsmännischer Einsichtslosigkeit und kriegerischer Roheit. Jetzt haßt er keinen Menschen mehr. Er schließt mit jedermann Freundschaft wie mit Hunden und Kindern. Seine Güte zu Cleopatra ist ihr ein Wunder. Weder Vater noch Mutter noch Amme haben

jemals so auf sie geachtet oder sich ihr so freimütig mitgeteilt wie er. Aber diese seine Güte gilt nicht ihrem Wesen, sondern ist seine Natur. Seine Soldaten liebt er nur anders, nicht schwächer, und im Ernstfall würde ihm doch der Arm eines einzigen von ihnen heiliger sein als Cleopatras Kopf. Der Gedanke, eine Kohorte geopfert zu haben, erregt ihm Jammer. Dabei ist er Feldherr wie Keiner. Ein aesthetisches Vergnügen, ihn Listen aushecken und zur offenen Gewalt schreiten zu sehen. Mit welchem Humor gibt er die Aegypter frei, weil jeder Gefangene die Gefangenschaft zweier römischen Soldaten verlangt, die ihn bewachen müßten! Dieser Humor ist schon Das, was nicht mehr im Plutarch steht. Es ist dem „travestierenden" Shaw nicht bloß gelungen, mich an Caesars weltgeschichtliche Sendung glauben zu lassen: seinen unpathetischen Heros umspielt auch eine bezaubernde Grazie. Er braucht garnicht erst so klug, so gütig, so witzig zu sprechen, wie er fast immer tut. Wenn er schweigt, fühlt man ein Kinderherz pochen, welches das unveränderlich kindhafte Herz des Genies ist. Wenn er zuhört, meint man, ihn sagen zu hören: Du hast gut reden. Oder man merkt, wie sich zwischen der Mittelmäßigkeit und der Genialität ein Abgrund öffnet, der nicht zu überbrücken ist, und der die Genialität seeleneinsam macht. Einmal kommt die Unterhaltung auf den Tod: alle, alle, alle wollen leben — Caesar meldet sich müde. Es ist ein Augenblick von ergreifender Großheit. Solche Augenblicke hat nicht Shakespeares Caesar, sondern Shakespeares Brutus.

Der ist die problematische Natur, die uns heute fesselt. Man verzichte freilich darauf, in ihm alle Schultradition von Römertugend und Römersinn verwirklicht und erhöht zu finden. Das ist Sache des Prinzen von Homburg, für den sein Vetter Friedrich „den Brutus" spielt, dieweil er ihm wie die Antike starr entgegenkommt. Für uns kämpft dazu Shakespeares Brutus erfreulicherweise zu heftig mit sich. Auf dem Forum sagt er ja selbst, wie er zu Caesar stand, bevor er sich entschloß, ihn umzubringen. Gegen diesen Brutus Friedrich den Großen, Napoleon und Bismarck aufzuwiegeln, die als Realpolitiker gewußt haben, daß mit solchen Mitteln keine Staatsumwälzung herbeigeführt wird: das ist Weisheit nach der Ratsversammlung, zu billig für Einen, der in der Ratsversammlung nicht bloß zum Spruch, sondern zur Tat gelangen muß. Daß Brutus mit seiner Tat vor der Historie Unrecht behält — soll Das seinen Wert mindern? Darf man ihn deshalb ein Rindvieh nennen? Es ist Tragik genug, daß er innerhalb der Tragödie, daß er für sich und sein Leben Unrecht behält; daß er eine Tat auf sich nimmt, der er nicht gewachsen ist; daß er überhaupt handelt, statt zu betrachten, zu philosophieren; daß er haßt oder sich wenigstens zu der blutigen Geste des Hasses aufstacheln läßt, statt grenzenlos zu lieben. Nun, eben weil er Rom grenzenlos liebt, verträgt er nicht, daß Einer es regiert. Er kann nicht Fürstendiener sein (wie ein andrer Idealist, dem er sonst so unverwandt ist wie Shakespeare dem Schiller). Es ist die Blindheit des tragischen Ideologen, dem keine gesunde Pöbelverachtung zu der Einsicht verhilft, wessen Diener er wird, wenn es keinen Fürsten mehr

gibt. Im vierten Akt dämmerts ihm. Hier beginnt das Drama, das nicht Julius Caesar und nicht Marc Anton, sondern Brutus heißt. Allenfalls zu begreifen, daß für die Masse des Publikums dieses Römerstück von jeher mit dem Tode des Caesar und der Leichenrede des Freundes geendet hat. Aber schwer zu begreifen, daß es auch für manchen Aesthetiker vom Schluß des dritten Aktes ab „einfach langweilig" wird. Der gewöhnliche Zuschauer hat die Entschuldigung, daß zwischen dem dritten und vierten Akt Dinge passieren, deren Kenntnis aus der Geschichtsstunde nachher gefordert wird — als ob es nicht Pflicht des Dramatikers wäre, seinem Kunden alle Wissenschaft selbst zu verschaffen und obendrein in Anschauung umzusetzen. Aber auch ohne Beherrschung des Kleinen Plötz ist nachzufühlen, was in Brutus vorgeht. Portia ist tot; Caesar, der väterliche Freund, sogar durch seine Schuld. Die Mitverschwörer zehren an der klaren Tat, die von dem Schmutz des Alltags ihre Spritzer wegbekommt. Der eines Tages den Dolch im Gewande gehabt hat, aus dem er bis dahin Bücher gezogen hatte, muß folgerichtig das Schwert meistern lernen. Der das nicht lernt, der es erfolglos führt, muß es eines andern Tages gegen sich selber kehren. Diese Abendröte, ehe die Nacht anbricht — gönnen wir die Vorliebe für den grellen Tag der Volksszenen und Volksreden dem Geschlecht der Meininger, das 1916 nicht ausgestorben zu sein braucht, und bringen wir die geschmähten letzten zwei Fünftel zu Ehren. Wo im gesamten Shakespeare, und das will was heißen, wird das Abschiedsgespräch zwischen Brutus und Cassius überboten? „Ob wir uns wieder treffen, weiß ich nicht: Drum laßt ein ewiges Lebewohl uns nehmen! Gehab Dich wohl, mein Cassius, für und für! Sehn wir uns wieder, nun so lächeln wir; Wo nicht, so war dies Scheiden wohlgetan." „Gehab Dich wohl, mein Brutus, für und für! Sehn wir uns wieder, lächeln wir gewiß; Wo nicht, ist wahrlich wohlgetan dies Scheiden." Ein Ton ist darin wie in den Quartetten von Beethoven um Opus Hundertundzehn herum, ein Ton von letzter Weltenschwermut, wo sie schon wieder zum sublimsten Leichtmut wird. Brutus schlägt ihn an, diesen Ton, und es spricht für seine adlig federnde Kraft, daß Cassius, das gröbere Tuch, ihn auffängt und zurückgibt. Das sind „Kulissenschlachten", deren Teilnehmer für solche Dialoge Zeit behalten? Kulissenschlachten, aus denen das südlichste Landschaftsbild und das tapferste Statistenheer nichts machen kann? Das ist eine Reihe schulgerechter römischer Selbstmorde, die auch die geschickteste Regie nicht von dem Fluch der Komik befreien wird? Der Kritiker Schiller hat mehr verstanden als seine Kollegen von gestern und heute. „Es ist keine Frage, daß der ‚Julius Caesar' alle Eigenschaften hat, um ein odentlicher Pfeiler des Theaters zu werden: Interesse der Handlung, Abwechslung und Reichtum, Gewalt der Leidenschaft und sinnliches Leben vis à vis des Publikums — und der Kunst gegenüber hat er alles, was man wünscht und braucht. Alle Mühe, die man also noch daran wendet, ist ein reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei der Vorstellung dieses Stückes muß zugleich die Fortschritte unsres Theaters zu bezeichnen dienen."

Wüchsen unsre Vorstellungen nach der Premiere, statt zu verfallen: man wäre in vierzehn Tagen darüber weg, daß dem „Julius Caesar" des Lessing-Theaters sechs bis zehn Proben gefehlt haben. Wenn in dieser Zeit noch der Regisseur Barnowsky einen Schuß Champagner ins Geblüt bekäme, so hätten wir weiter nichts zu bedauern, als daß für eine Anzahl Rollen die geeigneten Schauspieler durchaus nicht zu haben gewesen sind. Dafür würde in dieser Zeit sicherlich der Mangel ausgebessert werden, daß ziemlich wichtige Szenen wegfallen, weil an weniger wichtigen mit tiefster Andacht herumgekaut wird, und der andre Mangel, daß der Uebersetzung August Wilhelms von Schlegel eine allzu philologische Treue gewahrt wird, Schlegeln „geliebts", zum Beispiel, für „beliebt" „geliebt" zu sagen. Es möge den Herren gelieben, diesen Schnörkel zu beseitigen. Wer Brahms guten alten Inspizienten aus der Bad-Straße mit seinem Weißbierschnurrbart als Solostatisten in der Toga herauskommen läßt, soll sich gefälligst nicht „stilvoll" haben. Aber es ist sicherlich schwer, heute hinreichend glaubhaftes römisches Volk zusammenzukriegen und gelernte Kulissenschieber, die peinliche technische Widernisse verhindern. Ueberhaupt möchte ein fauler Zuschauer nicht unempfindlich sein für die Unmenge Fleiß, die in solcher Aufführung von viereinhalb Stunden steckt. Es ist ja nicht so schlimm, daß Caesars Geist im Zelt des Brutus nur der rechten Seite des Hauses sichtbar wird, da er bei Caesars Lebzeiten beiden Seiten unsichtbar geblieben ist. Dieses Zelt, an das wir wirklich keine Ansprüche stellen, ist mit Krimskrams „naturalistisch" vollgestopft, so daß Brutus stolpert. Auch der Ausstattungskünstler Klossowski nämlich ist nicht fertig geworden. Wenn ein Römer fest auftritt, wackeln die steinernsten Häuser und Säulengänge. Aber Senatssaal und Forum sind architektonisch groß und sicher gefügt und plastisch museumsecht und geschmackvoll belebt. Eine nächtliche Straße mit steiler Treppe verliert an Wirkung, weil das Gewitter sich ablenkend laut gebärdet. Caesars Wohnung ist bunter, als sie vielleicht gewesen ist; was nichts schadet. Vom Atrium seines Mörders Brutus gibts einen erfreulichen stumpfen Winkel, reich übersternt. Aus der Lage von Portias Balkon ist nicht klug zu werden; wohin führt er eigentlich? Dann sehen wir uns bei Philippi wieder, wo der Berühmtheit des Schlachtfelds nicht weniger als drei Partieen gerecht zu werden versuchen. Die Beweglichkeit der Drehbühne ist hier ein Hinweis, wie das Tempo der ersten drei Akte werden müßte. Vom Verschwörer-Geplänkel des zweiten Auftritts bis zum Unheil, das Marc Anton demagogisch in Zug bringt, geht es Schlag auf Schlag. Den einzelnen Schlag hat Barnowsky besser bewältigt als den Rhythmus der Aufeinanderfolge. Gruppierungen helfen Szenen färben und runden. Wie im Senat die Verschwörer vor Caesar sitzen und die Nichtverschwörer bei dem Alarm eine Tür in ihrem Rücken benutzen; wie in der vorletzten Szene das sinkende Alter auf einem Felsen und die steigende Jugend zu dessen Füßen steht; wie zum Schluß der sterbende Brutus sich hinten förmlich in die Natur, aus der er gekommen, zurückverliert: das und dieses und jenes ist jetzt schon so, wie alles zu wünschen wäre.

Das Verdienst der Aufführung ist ein Besetzungsentschluß, durch den zum ersten Mal seit Jahrzehnten die letzten zwei Fünftel zur Geltung gekommen sind. Bassermann war für Caesar, Cassius, Antonius und Brutus zu haben und ungefähr gleich geeignet. Wen er spielte, der stand im Mittelpunkt. Also empfahl sichs, ihn den Mann spielen zu lassen, der im Mittelpunkt steht, weil sonst Gleichgewichtsstörungen unvermeidlich waren. Sie sind trotzdem eingetreten, bei der Fipsigkeit seiner meisten Mitspieler. Calpurnia — wenn sich schon alles im Stück und in der Kritik von Grabbe bis Bab wider Caesarn verschwört: solche Frau hat er nicht verdient. So unscharf und blaß und schmuddlig gerieten leider auch viele Männergestalten. Es fehlte begreiflicherweise das Material, und es fehlt wohl Barnowsky die Fähigkeit, ein halb ungeeignetes, halb geeignet zu walzen. Daß Caesar so ausfiel, wie Brandes ihn sieht, war eine Tugend von Götz, die er aus seiner Not unabsichtlich machte. Stieler schien uns auf einmal zeigen zu wollen, wie gut ihm Leipzig bekommen. Sein Cassius war ein Römerdrama für sich, mit Mimik für ein ganzes Ensemble und jeder Sorte von Tönen. Im Affekt gehorchte ihm weder Stimme noch Körper. Er muß ruhig dastehn und entweder einen Zusammenhang auseinanderfalten oder Schmerz einer feinen Seele empfinden dürfen. Loos als Antonius ist zweifellos über sich hinausgewachsen. So frei war er nie. Das schmeichelnde Pathos des Marktes hat er. Noch eine Stufe höher, und er wird den Komödianten, den Schlaukopf, den Rechner im Redner entdecken, der sich selber kaum mehr als halb mitreißen läßt. Man sieht: sogar die besten Leistungen des Ensembles sind nicht vollkommen; ausgenommen die Portia der Lossen. Aber Bassermann braucht keine Einäugigen, um sein Königtum durchzusetzen. Was ist Brutus? Schwerer germanischer Grübler. Wofern man Bassermann Schuld an der Tempoverschleppung der ersten Hälfte gegeben hat: er stellt einen Mann dar, der jeden Schritt gewissenhaft abmißt, bevor er ihn tut. Was ist Brutus weiter? Ein Römer, der zwar seinem Gehirn nicht traut, aber dessen Charakter an Festigkeit einer Bronze-Statue gleicht. Diese statuarische Unverrückbarkeit glaubt man Bassermann. Sowie er nur dasteht, zwingt er. Der viereckige Schädel, das massige Kinn, die breiten Schultern, von denen herabfallend das Gewand den schlanken Körper als wuchtig vortäuscht, der garnicht mehr schaukelnde, sondern nachdrucksvolle, aber keineswegs unbescheidene Gang: dies ist ein Mann, solange Antonius ihm noch nicht nachsagen kann, daß er einer war. Unnötig, zu beschreiben, wie dieses Kaliber sich von Caesarn losringen wird. Aber dann ists geschehn und um Caesarn geschehn, und Brutus fällt in eine männliche Melancholie, die Bassermann träumend ausstöhnt und wachend unmerklich um sich verbreitet. Unmerklich! Seine Mittel sind echt und schlicht. Die ihn bereits ans Virtuosentum ausgeliefert sahen, werden zurücklernen müssen. Keine glanzvolle Aufführung mit dem strahlendsten Marc Anton und dem allerexaktesten Rhabarber hat von „Julius Caesar" und seiner wahren Beschaffenheit soviel verraten wie dank Bassermann diese sechst- oder acht- oder zehntletzte Probe.

Sliwinski von Max Epstein

In der vorigen Woche ist Adolf Sliwinski gestorben. Er hat es gewiß nicht gern getan, denn er hing an diesem Leben mit der Zähigkeit und Behaglichkeit eines Menschen, der sich sein Geschick selbst gestaltet hat. Er hat von unten angefangen, und wenn er sich so erfolgreich nach oben emporgearbeitet hat, so hat er das einer überragenden Klugheit und seiner geschäftlichen Solidität zu verdanken. Als er die Witwe des Bühnenverlegers Felix Bloch heiratete und Inhaber der Firma wurde, hatte das Geschäft nicht entfernt die Bedeutung, die er ihm durch viele Jahre hindurch geben sollte. Er war der Typus des geborenen Geschäftsmannes, weitblickend, großzügig, unbedingt optimistisch und überaus zuverlässig. In den letzten Jahren, wo er nicht mehr auf der Höhe war, haben sich allerhand Leute unfreundlich mit ihm beschäftigt. In einem häßlichen und belanglosen Pamphlet hat sich der Doktor Artur Dinter, einst als Leiter der Vertriebsstelle ein Konkurrent Sliwinskis, mit dessen Persönlichkeit beschäftigt und im Anschluß an allerhand Ausführungen von mir, die er mißverstand, das Wesen und Wirken des gefürchteten Verlegers bloßzustellen gesucht. Von allen Vorwürfen, die man Sliwinski gemacht hat, kann nur der eine bestehen: daß für ihn das Kunsterzeugnis eine Ware gewesen ist. Es fragt sich jedoch, ob das wirklich ein Fehler war. Es ist für die Autoren in den meisten Fällen gewiß besser, daß der Verleger nicht nach eigenen künstlerischen Anschauungen und Liebhabereien geht. Das Geschäft wird dadurch stetiger und tragfähiger. Es hat wohl schon den einen oder andern Verleger gegeben, den mit seinen Autoren eine persönliche Fühlung und Einfühlung verband. Dafür zahlte er aber die Tantiemen nicht aus, sondern verbrauchte sie für sich. Bei Sliwinski war die Korrektheit, die sich im ganzen kaufmännischen Verkehr und besonders in seinen Abrechnungen zeigte, eine Grundlage des Geschäfts. Dafür liebte er keine Experimente. Auf Helfer und Ratgeber gab er, wie viele autokratische Naturen, nichts; er traute nur sich selbst. In der Kunst, von der er sich nicht einbildete etwas zu verstehen, verließ er sich auf das Urteil der Presse und des Publikums und neigte dazu, einzig Werke bekannter Autoren zu vertreiben. Für diese — und es waren keine geringern darunter als Ibsen und Hauptmann — tat er aber dann mehr, als irgend ein andrer für sie hätte tun können. So kam es auch, daß eigentlich alle wichtigeren Autoren Kunden seines Geschäftes geworden sind und zum größten Teil noch sind. In seinem Geschäft ist er unersetzlich, weil er den kaufmännischen Sinn für die Konjunktur hatte. Wie alle erfolgreichen Finanzmänner, verdiente er sein Geld in der Hausse. Er kaufte lieber teuer ein, wenn er den Glauben hatte, daß der Kunstartikel in der nächsten Zeit sich gewinnbringend verwerten lassen würde. Mit abwärts gehenden

Existenzen suchte er sich schnell abzufinden. Den größten Umfang nahm sein Geschäft an, als die Operette zu einer neuen Blütezeit kam. Lehár, Oscar Straus und Leo Fall waren seine Autoren, mit denen er ungeheure Summen verdient hat. In der Zeit, wo die Operette den Bühnenmarkt beherrschte, waren sehr viele Theater völlig von seinem Verlage abhängig. Er verkoppelte die Aufführungsverträge und schuf dadurch seinem Unternehmen Gewinne, die den Interessen der Kunst nicht immer förderlich waren. Er gründete das Carl-Schultze-Theater in Hamburg und brachte das Theater des Westens in Berlin auf die Höhe. Hier war er in seinen ersten Jahren überaus erfolgreich. Schließlich verlor er die Freude daran, da es mit der Operette abwärts ging. Die Empfindung hierfür hat ihm gewiß, trotz seiner finanziellen Stärke, manche Sorge bereitet. Als sich im Kriege eine unerwartete Empfänglichkeit des Publikums für leichte Unterhaltung im Theater und damit wieder für den musikalischen Schwank einstellte und auch sein Theater wieder neuen Schwung erhielt, stimmte ihn das froher und zuversichtlicher. Da war seine Kraft bereits gebrochen. Wäre er eine zur Ruhe und Bequemlichkeit neigende Natur gewesen, so hätte er gewiß noch manches Jahr leben können. Aber er war ein unruhiger Geist, eine Spielernatur, die großer Pläne und Aufregungen bedurfte, um frisch und lebendig zu sein. Unter seinen Mitbewerbern gibt es nicht einen, der ihm das Wasser reichen könnte, und darum darf man sein Hinscheiden aufrichtig bedauern.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Liebe', die Tragödie von Anton Wildgans, von der voriges Mal hier die Rede war, machte im Deutschen Volkstheater auf die Zuhörer durch den Ernst und die Behutsamkeit, mit der hier ein Schnitt in empfindlichste lebende Materie geführt wird, starken Eindruck. Herr Klitsch ist zwar kein moderner Nervenmensch, aber im Ringkampf mit sich selbst stellt er seinen Mann, und die Wildganschen Verse spricht er mit schöner, redlicher Empfindung. Herr Onno ist ein moderner Nervenmensch; er hätte den Martin spielen sollen. Aber auch für den Vitus Werdegast, den Knaben aus der Fremde, paßte das elektrisch Geladene seines Wesens nicht schlecht. Er kam, gab Funken, flog wie von der Schleuder geschnellt durch den Raum, ricochettierte im heftigen Zickzack und sauste scharf ab, eine leuchtende Spur hinterlassend. In Fräulein Schilling fand die Frauenrolle eine noble, gescheite Darstellerin, die zum Text dessen Harmonisierung mitklingen zu lassen weiß. Nur der Augenblick, da Frau Anna, in höchster Gewitterlaune, den Blitz der Verführung auf sich ziehen will, geriet schwach. Da fehlte es schlechtweg an fraulichem Temperament. Als Edel-Dirne, deren hitzige Bereit-

willigkeit auch die höhere Sehnsucht kennt, stand Fräulein Hochwald, zierlich und geschmackvoll, in der Tiefe der Situation. Frau Schweighofer spielte mütterlichst Martins gute Mutter, Fräulein Föry so kühl wie vertrauenerweckend eine Bordellwirtin wundermild, Herr Götz einen alten Herrn bei ihr zu Gaste in seinem feinsten Unwirklichkeits-Stil. Er hat da etwas von einem schlimmen Zauberer und viel von einem guten Onkel. Diesem argen Greis, so glaubt man, muß die Bosheit selbst aus der Hand fressen und die Bestialität Pfötchen geben.

*

Drei Einakter von Ludwig Thoma bescherten einen vergnüglichen Abend. Sie sind voll spezifisch Thomaschen Humors, durch dessen Urbehaglichkeit ein Tropfen Galle schmeckt und der — das ist sein Eigentümliches — nicht in der Zeichnung, sondern in der Farbe übertreibt. Die Figuren, die er breit und fest hinstellt, sind durchaus lebenswahr, nur gleichsam lackiert. Aber in ihrer derbglänzenden Oberfläche spiegelt sich aufs lustigste die ganze Klein-Welt, in der sie zu Hause. Das erste Stückchen ist das billigste. Es heißt: ‚Dichters Ehrentag‘ und trägt aus der Feier eines fünfzigsten Dichter-Geburtstages ein Häufchen Verlogenheiten und Lächerlichkeiten des theatralisch-journalistisch-literarischen Betriebes zusammen, hinter dem der gefeierte Dichter ganz verschwindet. In der Weitläufigkeit des Textes versickert wohl das Quantum Witz, das für ihn zur Verfügung stand, und das aufgestellte Gerüst für die Heiterkeit bleibt streckenweise kahl; aber durch die Biegung von Sprache und Geste des Einakters überm traulichen Feuer des Jargons wurde der Spaß etwas elastischer. Eine muntere Darstellung erspielte ihm beträchtlichen Lacherfolg. Müheloser stellte sich der bei der zweiten Komödie, den ‚Kleinen Verwandten‘, ein, die auf lustige Art eine kleinbürgerliche Verlobung unter Hemmungen seitens unwillkommener Verwandter zum Besten gibt. Der drollige Akt wird glänzend gespielt. Herr Morgan, der possierliche Herr Pointner, Herr Stahl-Nachbaur als Provinziale mit ebenso zähflüssiger wie unerbittlicher Denk- und Redetätigkeit, sind sehenswert. Insbesondere aber Fräulein Athan, die nicht nur wahrhaft komische Kraft besitzt, sondern auch Courage, sie zu brauchen. Das Beste kam zum Schluß: ‚Brautschau‘, ein Bauernschwank voll urwüchsiger Laune und Spaßigkeit; und von einer herzerquickenden Brutalität, deren Selbstverständlichkeit ihr alle Schärfe nimmt und alle Komik läßt. Herr Stahl-Nachbaur als phlegmatischer bäurischer Schlaukopf, Fräulein Athan als seine ebenbürtige Gattin, Herr Hendrichs, der Sohn, Fräulein Viera, die ganz à la Kalbl offerierte Braut, die beiden Heiratsvermittler Stärk und Morgan: ein Sextett von zwingender Ulkigkeit. Durch das Bayrisch des Heiratsvermittlers weht wohl ein Hauch vom Libanon; aber der macht es nur noch um eine Nuance saftiger.

Die Sage der Chadrachallas

von Fritz Reck-Malleczewen

Ich hatte mir Chadrachallas von einer der winzigen Felsinseln am Cap Finisterre geholt, die in Europa kein Mensch kennt, und die auch der spanischen Regierung so gut wie unbekannt sind. Als ich ein Jahr bei den Fischern dort unten lebte und von Europa nichts sah wie die großen Dampfer, die in Weltenferne mit Stückgütern und Menschenfracht vorüberzogen nach Südamerika, damals hatte ich sie mir geholt. Sie war dann bei mir geblieben in glücklichen Jahren, die ich mit ihr später am gascogner Golf lebte, in den Sanddünen, die die einsamsten und höchsten Europas sind. In glücklichen Jahren und gesegneten, die sich in meinem Gedächtnis aneinanderreihen wie eine Kette schimmernder Perlen.

In jenem Meer, das dort schon die Bläue und göttliche Klarheit seiner Südbreiten hat, habe ich sie später verloren, meine fremde Geliebte. Es ist eben damals so gekommen, wie es wohl immer kommen muß, wenn man den Abgrund anfüllen will, der zwischen der vollkommenen Exotik und uns Getrübten klafft: es ruft jeden zurück in seine Welt, früher oder später, unwiderstehlich. Und klammert sich dann eines ans andre, dann kann wohl leicht kommen, daß beide in jene Kluft stürzen. Denn ich glaube nicht mehr, daß er zu überbrücken ist, jener Abgrund zwischen Vollkommenheit und Streben. Ich glaube es nun nicht mehr.

Aber sie ist nachdenklich und düster, die Geschichte, wie ich sie verloren habe. Und ich kann wohl erst von diesen Dingen berichten, wenn ich den Abstand gewonnen habe zu ihnen.

Nur eine der Sagen will ich erzählen, die ich aus ihrem Munde weiß, die sie selbst gehört hatte von den alten Frauen ihres unbekannten Volkes. Dieses Volkes, in dem seltsam sich, wie überall, auf Europas unbekanntester Halbinsel, heiße maurische Blutströme mischen mit den kühlern der gotischen Stämme, die aus dem Norden kamen.

Sie hat sie mir nicht gar so lange vor ihrem Tode erzählt, diese Sage von der Gottgeliebten. An einem Abend, der aus dem Meer die ersten Herbstnebel aufsteigen ließ zu dem einsamen Dünengipfel, auf dem wir ruhten.

Sie lag vor mir, als sie erzählte, und meine Hand strich über ihr Haar, das über meine Kniee floß. Der Nebel, der aus dem Meer aufstieg, war so dicht, daß meine Hand in ihrem Haar schon die kalten Tauperlen fühlte, die sich dort niederließen.

Was sie erzählte, die Sage ihres fremden Volkes, hing seltsam zusammen mit dem Schicksal, das bald darauf über sie gekommen ist und über mich. So mag es wohl zu erklären sein, daß ich sie noch alle weiß, die Dinge jener Nacht auf den Dünen.

Sie hat mir das so unbefangen erzählt, wie sie vordem mir

manch lustiges Märchen erzählt hat, das sie von den alten Frauen ihres Volkes wußte. Und ich glaube bis auf den heutigen Tag nicht, daß sie selbst damals die Zusammenhänge ahnte, die zwischen dieser Sage hier und ihrem eigenen Schicksal waren. Ihrem Schicksal, das sie mir genommen hat. Dem Schicksal, das uns damals schon, damals schon umwitterte, als wir in jener Nebelnacht auf den Dünen saßen, die die einsamsten und höchsten dieses getrübten Erdteiles sind.

*

Es ist lange her, tausend Jahre wohl schon oder noch mehr, und unser Volk lebte noch nicht auf den Inseln, sondern weit, weit im Osten, in fruchtbarem Land, wo die großen Ströme ins Meer fließen. Zu jener Zeit herrschte ein König über unser Volk und hatte eine Tochter. Wie der König hieß, weiß nun niemand mehr zu sagen. Die Tochter aber hieß Rahel, und ihren Namen weiß man, und heute noch tragen wohl unsre Weiber ihren Namen. Denn sie war ausgewählt unter den Weibern, und keine war, die ihr glich. Kein Fehl war an ihr, und da sie erblühte, fiel reicher Segen auf die Aecker unsres Volkes, daß das Gold in ihren Furchen strömte. Sieh, es war eitel Segen in jener Zeit und geschah kein Unrecht und floß kein Blut. Um Rahels Schönheit erklangen frohe Lieder, in den Himmel wuchsen die Säulen der Tempel, und fruchtbar waren der Weiber Schöße und empfingen in heißerer Liebe und gebaren eitel Schönheit, daß kein Volk war, das dem unsern glich. Sieh, es erfüllte sich der Spruch: Ihr sollt wachsen ob der Reinheit unter Euch, segnen will ich Euch durch das Weib, das Eures Stammes Blüte ist. So war die Zeit, als Rahel in meinem Volke lebte.

Nun war eines Tages der König, ihr Vater, zur Jagd geritten mit den Männern und irrte lange in den Wäldern. Als er aber zurückkehrte und von fern die Stadt sah, da stand eine schwarze Wolke über ihr und ließ Feuer herabfallen auf ihre Häuser, und der Donner schrie wie des Löwen Stimme, und aus den Dächern brachen die Flammen. Als der König das sah, sprach er: „Was ist das doch für ein Leid, das über uns kommt?“ Da liefen ihm entgegen die Weiber der Stadt und schrieen: „Herr, es ist um Deiner Tochter willen. Sieh, Fremde kamen zu uns, da Du fort warst auf Schiffen übers Meer und haben uns betört mit ihren Reden; und da wir schliefen, haben sie Rahel mit sich geführt und sind von dannen!“

Da eilte der König in die Stadt. Und als er seiner Tochter Gemach leer fand und ihre Stimme ihm nicht antwortete, siehe, da fielen seine Augen zu und waren blind von Stund an.

Von jener Stunde an war Leid gekommen über unser Volk. Die Dächer waren verzehrt von den Flammen und stand nur des Königs Haus. Eine Dürre war gekommen und fiel kein Regen Tag

um Tag, daß die Spalten der Erde klafften und Gewürm ausspieen und Stank und Pest hauchten. Da kam ein großes Sterben über uns, daß die Lieder verstummten und die Jugend dahinstarb und vorzeitig der Weiber Frucht welkte.

Die Männer fuhren wohl aus über das Meer, Rahel zu suchen. Aber ob sie weit fuhren, so konnten sie sie doch nicht finden. Und nur die Kunde brachten sie heim, daß Rahel bei eines andern Volkes Mann sei und in seinen Armen läge bei den Hyacinthenfeldern am Ufer.

Das Elend aber wuchs in der Stadt, da Rahel ihr fehlte, und das Volk rottete sich zusammen vor des Königs Haus und murrte: „Um Rahels willen geschieht es. Weshalb hat er seine Tochter nicht bewacht, daß Fremde sie fortgeführt haben?“

Da ließ der König sich auf das Dach seines Hauses führen und breitete die Arme aus und schrie zu Gott: „Sage mir, wo sie ist, meine Tochter, und das Glück meines Volkes, und führe sie zurück und erneuere den Segen, der von Rahel kam!“

Gott aber sprach: „Weshalb hast Du es nicht bewahrt, Dein Glück? Sieh: Rahel liegt in den Armen Dessen, bei dem ihr Herz ist. Soll ich den Menschen vom Menschen trennen?“

Da stieg der König herab vom Dach, und da der Jammer des Volkes zu ihm drang und von den Felskammern das Geschrei, in denen sie die Jugend begruben, ließ er sich abermals führen und ging weit fort in die Berge, wo der Engel des Todes wohnt. Und er stand vor der Felspforte und sprach: „So gib Du sie mir denn wieder, Rahel, meine Tochter!“

Aber es blieb alles still, und die Pforte öffnete sich nicht. Da sprach Der, der den König geführt hatte: „Herr, er hört nicht. Laß Deine Verwandten kommen und ihn rufen, daß er es vernimmt!“

Und es kam des Königs ganze Familie, und alle riefen. Aber es blieb still wie zuvor, und die Pforte öffnete sich nicht.

Da sprach abermals Der, der den König geleitet hatte an seiner Hand: „Herr, er hört noch nicht, und Eure Stimme ist zu schwach. Laß denn das ganze Volk kommen und ihn rufen, daß er es vernimmt!“

Da kam das ganze Volk, Greise und Jünglinge, soviel ihrer verschont geblieben waren, und Weiber und Mägdlein. Und alle standen vor des Todesengels Pforte und schrieen: „Rahel! Wir vergehn ohne Rahel! So führe Du sie wieder zu uns!“

Als nun das ganze Volk so schrie, da spalteten sich die Felsen, und heraus trat des Todes Engel, daß Niemand war, der ihn anschauen konnte, und Alle sich zu Boden warfen in den Staub. Des Todes Stimme aber sprach: „Ich will gehn und den Menschen trennen vom Menschen. Ich will sie lösen aus den Armen ihres Buhlen und sie wieder zu Euch führen. Ihr aber wartet am Meer!“

Und sie folgten ihm alle in großem Zagen und sahen, wie er über das Meer schritt, Rahel zu holen. Das Meer war schwarz, und die Wolken hingen herab auf die Wasser. Und des Todesengels Fittiche verschwanden in den Wolken.

So standen sie eine Weile und harrten. Und als sie so stumm geharrt hatten, teilten sich auf dem Wasser die Wolken, und aus den Wolken lösten sich die Fittiche des Todes. Er schritt grade seines Weges langsam über die Wasser und hatte seine Arme weit von sich gebreitet, daß, die vor ihm schritt, weder rechts entweichen konnte noch links. Und die vor ihm schritt, stumm über die schwarzen Wasser des Meeres, war Rahel, und ihres Buhlen Küsse brannten noch auf ihren Wangen.

Als das Volk sie so stumm schreiten sah, sprachen sie unter einander: „Seht, wie hat sie ihn doch so lieb gehabt!" Als aber Rahel in ihre Nähe gekommen war, schrieen sie: „Rahel, Rahel! Daß wir sie wieder haben!"

Da sprach des Todes Stimme: „Weshalb habt Ihr nicht besser acht gegeben auf Eures Stammes Blüte? Seht, ich habe den Menschen getrennt vom Menschen und sie aus den Armen Dessen gerissen, bei dem ihr Herz war. Ihr aber seid Narren, daß ihr Euer Glück zurück empfangen wollt aus des Todes Hand!"

Als er so gesprochen hatte, erreichte Rahel das Ufer. Da ihr Fuß aber das Land ihres Volkes berührte, siehe, da blichen die Farben, die ihres Buhlen Küsse gelassen hatten, und ihre Glieder lösten sich, und sie fiel ohne Leben nieder zu den Füßen ihres Volkes. Der Todesengel aber war gegangen, und da sie sich umschauten, verschwand das Schimmern seiner Fittiche in den Felsbergen, die seine Wohnung sind.

*

Sie hat mir das ganz ahnungslos erzählt, wie sie mir zuvor manche Sage ihres seltsamen Volkes erzählte. Sie lag noch immer vor mir im Sand und ließ ihr Haupt auf meinen Knieen ruhn und war ganz mein Eigentum.

Die Nacht war kühl geworden und machte, daß wir uns enger an einander schmiegen mußten, als zuvor.

Wasservögel flogen aus der dunklen Tiefe zu unsern Füßen und umflatterten uns kreischend.

Als ich ihr Haar strich, blieb ein leichtes, ein weiches Ding in meiner Hand. Es war von den Rosen eine, mit denen sie sich am Tag die Stirn gekränzt hatte.

Sie war nun schon ganz müde und welk, die Blüte.

Zu diesem Krieg

E. T. A. Hoffmann

Was soll aus der Kunst werden, in dieser rauhen, stürmischen Kriegszeit? Wird sie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr welkes Haupt nach den finsteren Wolken wendet, hinter denen die Sonne verschwand, dahinsterben?

Verkehrseinschränkung von Vindex

Im Verlauf des dritten Kriegswinters wird sich das äußere Bild des öffentlichen Lebens grundlegend verändern. Dann wird — erstaunlich spät — die Uebereinstimmung hergestellt sein zwischen den Tatsachen, die bei der Arbeit im Lande schon längst die Herrschaft angetreten haben, und dem Mantel, mit dem diese Tatsachen bisher für das fernerstehende Publikum bekleidet waren. Fest steht, daß seit Beginn des Krieges so gut wie jegliche Gütererzeugung, daß der Umsatz und die Vermittlung aller erdenklichen Werte nicht mehr den Privatbedürfnissen Einzelner, sondern dem Wohle und den Zielen der Gesamtheit zu dienen hatten und tatsächlich auch gedient haben. Die Kriegswirtschaft ist kein leeres Wort, sondern eine Bezeichnung, die bedeutsam auf den Zweck aller Produktions- und Erwerbstätigkeit in gegenwärtiger Zeit hinweist; eine Bezeichnung freilich, die von einer nicht belanglosen Menge lange Zeit hindurch keineswegs in ganzer Tragweite erkannt und oft als etwas für den Einzelnen und sein Ergehen weit hinten Liegendes angesehen wurde. Man braucht, so meinten nicht wenige, für die eigene Person weiter keine Aenderung des Lebenszuschnitts und der Gepflogenheit vorzunehmen, es geht alles den gewohnten Gang, man fährt mit Dampf, wohin es beliebt, spaziert des Abends über hell beleuchtete Straßen in strahlende Geschäfte, behagliche Gasthäuser, glänzende Theater; und wer dem Kriege nicht grade in den Schützengräben diente, konnte sich hinten schnell in den tiefsten Frieden zurückversetzt wähnen.

Dabei war doch längst sicher, daß alle Arbeit in Fabriken, Kraftwerken, Kohlenbergen und Eisenhütten, auf Aeckern und Höfen, unter dem Druck und im Zeichen des Krieges stand und nur um seinetwillen geschah. Inzwischen mochten im Lande die Bahnen weiterrollen, die Lichter in den Läden und auf den Reklameschildern in alter Weise erglänzen, der Verbrauch an leuchtender, wärmender und arbeitender Energie nirgends in der Oeffentlichkeit des städtischen Lebens eine Einschränkung erkennen lassen, sondern durch alle harten Kriegsjahre unbekümmert weitergehen; alles das war eigentlich ein Wunder, wenn es auch den Meisten natürlich schien, und wenn auch einige, die etwas tiefer gingen, sich des Kraftzeichens freuten, nämlich daß zwischen den Fronten bei uns vom Kriege nichts zu spüren sei.

Aber diese Tieferen gingen noch nicht tief genug. Das wird man sie jetzt lehren. Der Schein, der vielleicht nicht einmal ein schöner Schein gewesen ist, wird jetzt zerstört werden, und man wird uns bald die Wirkungen des Krieges auf die Wirtschaft so zeigen, wie sie in Wirklichkeit aussehen.

Kohle, Eisen, Elektrizität sind die kürzlich an dieser Stelle als Exponenten des Wirtschaftsbarometers bezeichneten Gegenstände; an dem stärkern oder geringern Verbrauch der in ihnen gebundenen Kräfte wird in normalen Zeiten das Aufsteigen oder das Sinken von Handel und Gewerbe, und damit der öffentliche Wohlstand selber, gemessen. Aber im Kriege ist das anders, der Verbrauch der mechanischen Kräfte dient keinen unmittelbar produktiven und wirtschaftlichen Zwecken; er wird vielmehr zu einem Teil jener großen Anstrengung, die von der organisierten Gesamtheit, dem kriegführenden Staat zu machen ist. Was dieser Anstrengung nicht dient, ist Beiwerk. Die Mobilisation aller lebendigen

Kräfte, die durch den Kriegshilfedienst erfolgt, macht es notwendig, daß sich auch die mechanischen Kräfte sammeln und verdichten, daß man die bloßen Gesten unterläßt und den Kern nur zum Wirken beruft. Eins greift ins andre; je bewußter alle Arbeit und jeder Verkehr dem Kriege dienstbar gemacht wird, desto größer wird die Kraft, mit der wir an den Fronten und im Innern dem siegreichen Ende zustreben können.

Antworten

Horatio von Massarena. Das wird Richard Strauß freuen, daß Sie, der ‚Held' von Aubers ‚Schwarzem Domino', den er so gern und so schön dirigiert hat, sich durch besondern Anteil an seiner erheblich anders gearteten Musik bedanken und mit Joachim Beck über seine Kritik der neuen ‚Ariadne auf Naxos' raufen wollen. „Herrn Beck hat wohl kein Auszug der neuen Bearbeitung vorgelegen, sonst hätte er nicht schreiben können, daß die Musik kein Leitmotiv verwendet. Für die eigentliche Oper trifft das im Wesentlichen zu, das Vorspiel aber besteht eigentlich nur aus Motiven der spätern Oper. Besonders häufig sind das Ariadne-Motiv, das Lied der vier Liebhaber und die beiden Bacchus-Motive, denen sich als neu das Motiv des jungen Komponisten, eine Verwässerung des Oktavian-Themas, anschließt. Die Erfindung fließt überhaupt sehr spärlich, man kann kaum von neuen Eingebungen sprechen und muß trauernd zugestehen, daß das Werk jetzt wohl ganz erledigt ist. Und das muß Die besonders schmerzen, die grade in der alten ‚Ariadne' trotz allem Stilgemisch und allen Snobismen eine fabelhafte Befreiung Straußens von frühern Scheußlichkeiten, Bizarrerien und faulen Musikwitzen (ich erinnere an die Uhr im ‚Rosenkavalier', die Dreizehn schlägt) erblickten. Daß Herrn Beck dieses unglückselige Wirtschaften mit Motiven, deren Sinn dem Zuhörer erst nach der Pause klar werden kann, nicht bemerkt hat, ist kein Wunder, denn selbst einem guten Kenner des Vorspiels wurde es bei Blechs Interpretation nicht leicht, zu folgen und alles wieder zu erkennen. Ueber das Meiste wurde hinweggehuscht, wichtige Stimmen nicht genügend betont und eigentlich nur auf Klang gearbeitet. Am Tage darauf, in ‚Margarethe', erfreute Jadlowker mit seinem prachtvollen Gesang. Trotz einer leichten Trübung in der Höhe: so hat man die Partie noch nie gehört. Herr Michael Bohnen aber benahm sich, als wenn er Bonn hieße, brüllte entweder, namentlich im Kerker — ich beneidete Margarethe um ihren festen Schlaf — oder säuselte klanglos, riet stellenweise zwischen den Tönen herum und wußte nicht, welchen er singen sollte, protzte mit geschmacklos eingelegten hohen Tönen, verzerrte und verschleppte alle melodischen Phrasen, machte aus dem Goldlied eine ausgewachsene Varieté-Nummer und war gut nur in der Szene mit Marthe. Und das ist um so bedauerlicher, als Herr Bohnen in jeder Beziehung sehr begabt ist. Er hat eine, wenn auch etwas harte, so doch immer als schön zu bezeichnende große Stimme, einen Baßbariton, der ihn für Wagners Baß-Partien und die tiefen Bariton-Rollen durchaus befähigt. Er hat ausgesprochenes Bühnentalent und ungewöhnliche äußere Mittel, aber gar keinen Geschmack und kein Stilgefühl. Wird er nun weiter so kritiklos verhimmelt und beklatscht, dann ist natürlich eine Entwicklung, die ihn wirklich auf die Höhe führen könnte, fast unmöglich gemacht, und das wäre grade bei ihm schade. Denn es wächst immerhin in ihm ein Stellvertreter für Knüpfers hohe Partien und ein Verwalter des seit Bertrams Tode verwaisten Götterfaches heran."

Student B. J. Sie fragen — und sind der Tausendste mit dieser Frage —, wie Sie sich zu verhalten haben, um ein Stück auf die Bretter

zu bringen, an welche Männer Sie sich zu wenden haben, „welche Bedingungen erfordert sind, damit man es annimmt", wie diese Arbeiten bezahlt werden, und ob das Manuscript schon vor der Aufführung gedruckt sein muß. Wer all das beantworten könnte, mein Freund, der wäre in kurzer Zeit Millionär. Soll ich Ihnen sagen, daß das Stück gut zu sein hat? Das wäre nicht wahr, weil unzählige schlechte gespielt werden. Daß es schlecht zu sein hat? Das wäre nicht wahr, weil unzählige schlechte unaufgeführt bleiben. Soll ich Ihnen sagen, daß Sie sich klüglich an eine Bühnenvertriebs-Anstalt wenden? Das wäre nicht wahr, weil vielfach beliebte Schauspielerinnen einem Stück die Annahme verschaffen. Daß Sie es mit den beliebten Schauspielerinnen zu halten haben? Mancher von ihnen ist Zeit ihres Lebens kein Stück zu Gefallen aufgeführt worden. Wie Sie es machen, ists falsch. Es gibt reife und angesehene Schriftsteller, für deren Dramatik sich seit Jahrzehnten ganze Zeitschriften, Bünde, Gemeinden zerfranzen, ohne daß es gelingt, sie durchzusetzen. Und dann kommt ein unbekannter Anfänger, wird eins, zwei, drei gelesen, einstudiert, dargestellt und wacht als Berühmtheit auf. Ratschläge — wer hätte sie nicht! Rezepte — Spielzeug für Kinder! Hier hat jeder sein eigener Columbus zu sein. Ob das Manuscript besser vor oder nach der Aufführung gedruckt wird, das werden Sie zeitig genug erfahren, wenn eine in Aussicht steht. Und schließlich: wie diese Arbeiten bezahlt werden — da wären wir wieder am Anfang. Kadelburg verdient hunderttausend Mark im Jahr, Schmidtbonn mit seinen Dramen, vermute ich, keine tausend. Aber Hauptmann verdient wahrscheinlich auch hunderttausend Mark und irgendein unermüdlicher Unterhaltungsschreiber kaum so viel, wie Schmidtbonn. Deshalb: Fragen Sie nicht! Tun Sie, wie Sie der Geist heißt, dichten Sie, daß Ihnen der Schädel raucht, saugen Sie Honig aus Ihren Fehlschlägen und melden Sie sich nach fünf Jahren wieder bei mir. Aber haben Sie dazu keine Geduld, so melden Sie sich schon morgen bei ‚Bühne und Welt'. Schreien Sie, daß Sie ein Deutscher, Deutscher über alles sind, lallen Sie: Wotan, Asgart, Wölund und Chamberlain, reimen Sie stab, daß die ganze deutsche Bühne „ideell und materiell in den Händen des Judentums liegt", nennen Sie Reinhardt nie anders als Goldmann — und Sie prangen schon übermorgen in der Liste der hehren Dramatiker, die nicht aufzuführen eine brennende völkische Schmach und Schande ist.

Kreuzzeitung. Ja, Du hast Zeit und ein gutes Gedächtnis. Beides benutzt Du aber nicht, um, wie profanere Blätter, in kleinen und großen Garnisonen nach anrüchigen Bataillonsschreibern zu stöbern. Du hast literarische Bildung; und nicht umsonst. Du brauchst bloß im Berliner Tageblatt zu lesen, daß die Inhaberin eines cölner Schuhgeschäfts „Witwe Paula v. Geldern" wegen übermäßiger Preisforderungen vom Schöffengericht zu achttausend Mark Geldstrafe und Tragung der Kosten verurteilt worden ist — da erklärst Du sofort geharnischt: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchten wir doch feststellen, daß die Verurteilte ‚van Geldern' heißt, also denselben Namen führt wie Heinrich Heines Mutter." Wir für unser Teil möchten, um Mißverständnissen über Dein Niveau vorzubeugen, doch feststellen, daß das der Dichter ist, der die Verse . . . Nein, es ist unter der Würde des wehrlosen Dichters und seiner Mutter, daß wir Dir . . . Und auch dieser halbe Satz ist schon um einen halben Satz zuviel.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Kriegsergebnisse von Germanicus

Die Ueberrennung des westlichen Rumäniens und die Einnahme von Bukarest haben auf die Welt einen starken Eindruck gemacht. Es ist jedenfalls bezeichnend, daß selbst ein norwegisches Blatt, das in Christiania erscheinende ‚Dagblad' rund heraus sagt, es sei offenbar, daß Deutschland nicht unterjocht und zertrümmert werden könne; daß andrerseits England, das allerdings auch nicht völlig zu überwinden sei, als absolut weltbeherrschende Macht nicht mehr Geltung habe. Das norwegische Blatt, dessen Meinung selbstverständlich relativ gewertet werden muß, und das zweifellos nicht die Stimmung des ganzen Landes wiedergibt, das aber immerhin in dem überwiegend und nicht einmal ganz unbegründet ententefreundlichen Norwegen erscheint, sagt wörtlich: „England ist von seinem Thron herabgestürzt, nicht nur an Ansehen, sondern auch von seiner Stellung als Herrscher der Welt. Ueber diese Frage ist der Krieg geführt worden. Die Lösung der Frage ist gegeben; denn die Entscheidung ist bereits gefallen." Wir können mit solchem neutralen Urteil zufrieden sein; wenngleich wir nicht vergessen dürfen, daß England, auf das es hier am meisten ankommt, zu solcher Einsicht noch nicht gelangt zu sein scheint, und daß wir so noch mancherlei zu tun haben werden, um die Erkenntnis von dem gegenwärtigen Status Europas und dem zukünftigen Kräfteverhältnis der Zentralmächte zu ihren jetzigen, unnatürlich verbundenen, Gegnern in das politische Gehirn der Engländer einzuhämmern.

Der Augenblick ist jedenfalls nicht ungeeignet, um einmal zu überblicken, welche Ergebnisse die Entente zu verzeichnen hat. Sie bestehen im wesentlichen aus den Ziffern für militärische Verluste, für Kriegskosten, die denen der Zentralmächte bedeutend überlegen sind — Deutschland zahlt täglich 80 Millionen, England 130 — und für Landesteile, die durch die Zentralmächte in Besitz genommen wurden. Eine ungefähre, der Wahrheit aber ziemlich nahekommende Schätzung ergibt, daß England, die Verluste der Somme-Schlacht mit eingerechnet, etwa 1 600 000 Menschen hat opfern müssen; davon dürften mehr als 200 000 tot sein. Die Gesamtverluste Frankreichs, an Toten, Verwundeten, dauernd Invaliden und Gefangenen darf man mit 3 900 000 ansetzen; davon 870 000 als gefallen. Die russischen Gesamtverluste betragen 8 700 000 Mann, davon 1 750 000 tot. Nimmt man Belgien, Italien, Serbien und Rumänien hinzu, so hat die Entente, was die keineswegs deutschfreundliche kopenhagener ‚Gesellschaft für Studien der sozialen Folgen des Krieges' annähernd so be-

rechnet hat, mehr als 15 Millionen Menschen ausstreichen müssen. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß ein erheblicher Teil der Verwundeten, genau wie bei uns, wieder in die Front eingestellt werden konnte, und wenn wir auch zugeben müssen, daß die Verluste der Zentralmächte nicht unerheblich sind, so darf man doch angesichts der Kriegslage ohne Uebertreibung behaupten, daß die Verlustziffern der Entente im absoluten Sinne als negativ zu buchen sind, während den Verlustziffern der Mittelmächte die gewaltigen Werte der durch sie besetzten feindlichen Landesteile gegenüber stehen. Wir haben 508 000 Geviertkilometer feindlichen Landes in unserm Besitz, davon allein 50 000 rumänischen Bodens. Die Ziffern, an denen gemessen die der verlorenen Kolonien ganz bedeutungslos sind, entscheiden. Die Entente hat von den Ländern der Mittelmächte nicht mehr als 9000 Geviertkilometer besetzt; die 500 000 Geviertkilometer, die so zu Gunsten Deutschlands und seiner Verbündeten übrig bleiben, sind durch nichts fortzudeuten, sind es umso weniger, als die gigantische Schlacht an der Somme, die vielleicht durch die nächste feindliche Offensive noch überboten werden kann, die aber immerhin schon ein Aeußerstes von dem ist, was wir schlimmstenfalls im nächsten Frühjahr zu erwarten haben dürften, deutlich bewiesen hat, daß unsre Fronten halten, hier und da vielleicht ein wenig ausbiegen, daß sie aber nirgends zu durchbrechen sind. Da nun mit Sicherheit angenommen werden darf, daß Deutschland durch die Wirkung des Hilfsdienstgesetzes schon in der allernächsten Zukunft eine bedeutend vermehrte Artillerie und ein Vielfaches von der bisher schon vorhandenen Munition einzusetzen haben wird, daß auch sein Mannschaftsersatz in keiner Weise hinter der erhabenen Vollkommenheit der bisher kämpfenden Truppen zurückstehen, und daß schließlich alles, was sonst zur Organisation des Krieges gehört, mit erprobter Wucht einsetzen dürfte: so ist wirklich schwer zu verstehen, woher die Entente eigentlich ihre Hoffnungen bezieht. Der Weltkrieg ist entschieden: es handelt sich tatsächlich nur noch darum, England und seinen Vasallen die Unverletzbarkeit dieser Friedensplattform, von der aus allein die Verhandlungen über die Gestaltung eines haltbaren Europas geführt werden können, gehörig einzuprägen. Womit keineswegs gesagt sein soll, daß die Kriegslage, so wie sie heute ist, und wie sie zu werden verspricht, erlaubt oder jemals erlauben wird, eindeutig von Siegern und Besiegten zu sprechen. Das norwegische Blatt hat recht: Deutschland hat gesiegt, aber England ist nicht besiegt worden. Für solche Auffassung spricht auch eine sehr bemerkenswerte Aeußerung, die Paul Leutwein in einer der letzten Nummern des ‚Neuen Deutschland' veröffentlicht hat: „Entgegen so vielen Voraussetzungen ist der gewaltige Bau des englischen Weltreiches weder in Indien noch in Aegypten durch Aufstände während des Weltkrieges merkbar erschüttert worden. Wenn die Welthandelsverhältnisse durch den Krieg auch für England zunächst wesentliche Verschiebungen zu

Gunsten Japans und der Vereinigten Staaten erfahren, so ist doch das Imperium stark genug, seine überragende Stellung wieder zu erringen. Bringen doch England und seine Kolonien sämtliche wirtschaftlichen Rohprodukte, ausgenommen Kali und Baumwolle, im Uebermaße hervor. In der Baumwollversorgung wird England sich in absehbarer Zeit von den Vereinigten Staaten unabhängig machen können. Zweifellos wird der Besitz so vieler industrieller Rohprodukte wie die Möglichkeit, sich selbst zu ernähren, dem englischen Weltreich stets gestatten, handelspolitisch in der Offensive zu bleiben."

Es wäre weltpolitische Torheit, über den ungeheuren militärischen Erfolgen Deutschlands und seiner Verbündeten die unangreifbare und selbst durch einen entscheidenden Seesieg, selbst durch die radikale U-Boot-Blockade, selbst durch eine laut eingestandene Niederlage in diesem Krieg nicht zu erschütternde wirtschaftliche Weltmachtstellung Englands zu vergessen. Der Grundgedanke unsrer Kriegführung, der, daß wir keinen Angriffskrieg, sondern einen Verteidigungskrieg führen, muß darin vor allem zum Ausdruck kommen: wir wollen England als Weltmacht nicht verdrängen, wir beanspruchen aber Recht und Raum, neben ihm als Weltmacht zu wachsen und zu reifen.

* *

*

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Entente nervös wird. Die Ministerkrisen in Rußland und in England sind die unmittelbaren Folgen der Niederwerfung Rumäniens, der Aufrichtung Polens, der kühnen Operationen unserer U-Boote. Das Bild der englischen Ministerkrise ist ganz deutlich. Die Oberhaus-Sitzung vom fünfzehnten November ist ihr vorangegangen. In dieser Sitzung haben die Lords unumwunden und unter heftigen Angriffen gegen die Admiralität die bedrohenden Erfolge der deutschen Marine zugegeben und mit scharfen Worten die Untätigkeit der englischen Flotte, deren Verzicht auf den traditionellen Nelson-Geist der Offensive getadelt. Lord Sidenham sagte: „Es mangelt nicht an Merkmalen, die geeignet sind, uns zu ängstigen, daß wir die Kontrolle über die See verlieren." Lord Beresford setzte hinzu: „Unsre Seeherrschaft ist im Begriff, durch das Unterseeboot gestürzt zu werden." Das erste Ergebnis der Oberhaus-Debatte war der Wechsel im Oberkommando der englischen Flotte; der Sturz des Ministerpräsidenten ist nur die noch fester zugreifende Folge. Was aber besonders bemerkenswert ist: die Schwierigkeit der Kabinettsbildung, die dem uneingeschränkten Kriegsfreund Lloyd George übertragen wurde, und das damit verbundene Hinübergleiten der Regierungsgewalt von den Liberalen zu den Konservativen — diese beiden Symptome charakterisieren nicht nur die Nervosität, charakterisieren bereits einen Verfallszu-

stand (wenigstens einen augenblicklichen) der englischen Politik. Ein Zustand, der doppelt bemerkenswert ist, wenn man ihn mit den Ergebnissen der Parlamentsverhandlung über das deutsche Hilfspflichtgesetz vergleicht, die ohne Zweifel eine Steigerung des Parlamentarismus, einen Ausbau der Demokratie und eine Festigung der Sozialpolitik bedeuten. Diese politische Verwirrung Englands gegenüber der politischen Konsolidierung Deutschlands wird vielleicht in absehbarer Zeit sich als das bisher für uns glücklichste Ergebnis des Krieges ausweisen.

*   *

*

Traurig steht es um Italien. Dort hat Herr Boselli kürzlich das Parlament beschwichtigt: Italiens Stellung als bevorzugte Mittelmeermacht entfalte sich immer deutlicher. Man weiß nicht recht, ob solche Hoffnung des italienischen Ministerpräsidenten nur eine tröstende Lüge oder eine ernsthafte Meinung gewesen ist. Tatsachen entscheiden, und die zeigen, daß das Mittelmeer heute mehr als jemals im Besitz der Engländer ist. Man muß es gradezu zu Englands Kriegsgewinn rechnen, daß es sich den Weg durch das Mittelmeer und nicht zum wenigsten die Ueberwachung der Dardanellen zunächst einmal gesichert hat. Damit hat es sich zugleich einen weltpolitischen Entschluß sehr leicht gemacht; es konnte billig den Russen Konstantinopel und die Durchfuhr durch die Dardanellen zusprechen, wenn es damit rechnen durfte, auf Imbros, Lemnos und Mytilene Kanonen aufstellen zu können. Die großen Worte, mit denen Trepow sich die Eingangspforte vergoldet hat, sind eine Chimäre; wenn England die Inseln behält, die die Straße der Dardanellen beherrschen, ist Rußland wenig geholfen. Das ganze Problem ist freilich nicht mehr akut. Die Beseitigung Rumäniens hat den russischen Traum von Konstantinopel getötet. Und Griechenlands Verhalten — selbst wenn es (worüber sich heute noch nichts sagen läßt) nicht tatkräftig den Mittelmächten zur Seite tritt — darf heute schon beanspruchen, daß zu den Kriegsforderungen der Mittelmächte die Einschiffung der Engländer von den griechischen Inseln nach heimatlicheren Gefilden zu gehören hat. Interessant ist jedenfalls, wie reizvoll sich in dem Widerspruch zwischen dem Wunsch des Herrn Boselli und der Mittelmeer-Eroberung durch England, der Sehnsucht der Russen und der Vorsorge der Engländer die Spannung, die das sogenannte Bündnis — man würde wohl besser sagen: die Raubverschwörung der Entente — kennzeichnet, bereits offenbart. Heute noch Haarisse, können es morgen vielleicht schon Sprünge sein, die den Topf in Scherben gehen lassen.

Vom Geiste Europas von Hans Natonek

Der Erdteil Europa ist in Frage gestellt. Er versinkt in Blut und Haß, und die Kultur der Menschheit ist unter die entfesselte Maschine des Krieges geraten. Wäre diese so furchtbar einfache Erkenntnis brennend, quälend, unablässig im europäischen Menschen lebendig — welcher Trieb könnte stärker sein als der, die ineinander verkrampften Waffen zu lösen, sich zu besinnen und zu beraten, wie dem unendlichen Jammer Einhalt zu gebieten sei!

Glühte dieser erlösende Wille schmerzhaft im europäischen Gewissen, er würde sich wahrlich durch das Wirrsal des Politischen einen Weg bahnen. Aber dies ist Europas Verhängnis, daß dieses Wirrsal des Politischen alles Menschliche überwuchert und es in rohem Hochmut niederhält; daß in unserm Erdteil der europäische Mensch, das europäische Gewissen — kurzum: Europa nicht wirksam werden kann. Die Alleinherrschaft des politisch-wirtschaftlichen Geistes hat Europa dahin gebracht, wo es heute ist; und dieser tyrannische Geist soll auch weiterhin das sakrosankte Vertrauen der Menschheit besitzen, daß er und er allein aus der tragischen Verirrung Europas, deren Ursache er ist, herauszuführen vermag?

Eine politische Kaste, in deren Fachgeist und strenge Zirkel nie eine Stimme der Seele, der Religion, der Philosophie, des Menschheitsglaubens dringen durfte, hat Europas Geschick verwaltet. Die letzte Ursache des Weltkrieges ist die Entmenschlichung, ist die Versachlichung der Politik. Diese absolute Sachlichkeit und Fachlichkeit der Politik, in deren Hoheitsgebiet dem Fremden der Eintritt streng verboten ist, diese hochmütige Abschließung, die jede Einmischung eines anders gearteten Geistes ablehnt, hat den Weltkrieg erst möglich gemacht, verhindert seine rechtzeitige Beendigung, noch ehe er zu einem nie wieder gut zu machenden Verderben gigantisch anwächst, und wird den Frieden zu einem bloßen Waffenstillstand machen, an dem sich in Kürze ein neuer Krieg entzündet.

Welches Einspruchsrecht hat das ethische Denken in die Politik? Keines; kaum jemals in zwei Jahrtausenden europäischer Geschichte hat sich Politik von Moral mit so zynischem Bewußtsein losgemacht wie in diesen Weltkriegsjahren. Was bedeutet „Christentum" der Politik? Ein Schall; das Europa des Weltkriegs könnte ebensogut heidnisch sein, wie den leeren Namen irgendeiner Konfession führen. Was bedeutet „Menschlichkeit" der Politik? Weniger als ein Schall. Ein Achselzucken, ein diskreditiertes Wort, das man beiseite schiebt, ein Hohngelächter. Und was ist Politik? Ein absolutes, ein unfaßbares, hochmütiges Ding an sich, ein Selbstzweck, von allen übrigen menschlichen Einstellungen und Denkbarkeiten losgelöst, ein Wirtschafts-Bauch mit einer nationalen Schärpe ringsum, dem alles dient, und der dafür die Welt verzehrt — ein Moloch.

Wenn man den geistigen Zustand Europas so betrachtet, ist

die Frage nach dem in einem Staate personifizierten Schuldigen des Weltkrieges fast nebensächlich und wertlos. Denn letzten Endes ist der Geist Europas für alle Untaten verantwortlich, die geschehen sind und noch geschehen werden: die Luftgreuel von Karlsruhe, die Gefangenenmißhandlung in Transbaikalien und Dahomey; Italien, Rumänien. . . . Das beliebte, endlos abgeleierte Schema: Rußlands Expansionsdrang, Englands Konkurrenzneid, Frankreichs . . . und so fort ist ja nichts weiter als der in Erscheinung getretene Geist Europas, der der Durchführung seiner politischen Ziele rücksichtslos und blindlings alles andre unterwirft. Daß Deutschland diesen Krieg nicht gewollt hat, daß es reiner dasteht als seine angreifenden Feinde, erhöht umso mehr seine Verpflichtung, dereinst die geistige Verantwortlichkeit und Führung in Europa zu übernehmen. Wer aber mit äußerster schonungsloser Strenge (die nichts als Liebe ist) die Frage stellt, warum dieser Krieg entbrannte, obwohl Deutschland ihn doch nicht gewollt hat, der wird sich nicht die bequeme Antwort geben: Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben . . . — nein, die Sache liegt doch tiefer, als daß ein billiges Zitat sie zu Tage fördern könnte. Die Antwort auf eine so bis in das innerste Mark prüfende strenge Frage kann doch nicht anders als streng also lauten: Deutschland hat den Krieg wohl nicht genug nicht gewollt, oder besser: hat doch den Frieden nicht stark genug gewollt. Das will nicht etwa den Verzicht auf Macht und Größe heißen, um den Frieden zu retten, sondern das will nur heißen, daß Deutschland nicht stark genug, nicht begeistert, begeisternd, feurig, beispielgebend, führend und hinreißend genug war, einen föderativen Geist, einen Willen zur Versöhnlichkeit in Europa herrschend zu machen. Diese geistige Führerrolle in Europa an sich zu reißen, ist die versäumte Aufgabe einer jahrzehntelangen nichts als politischen und wirtschaftlichen Aera. Als die Feinde von allen Seiten über uns herfielen, da war es schon zu spät; da mußte Deutschland natürlich um seinen Bestand kämpfen; und muß jetzt weiter kämpfen, weil es die versäumte große Aufgabe noch zu erfüllen hat, weil es die Bürgschaft ist für die Rettung und Wiederherstellung Europas.

Deutschlands Mitschuld am Krieg ist ein Versäumnis, ist seine passive Haltung gegenüber dem Ungeist Europas. Man kann auch als Angegriffener schuldig sein. Nicht etwa, als ob Deutschland gradezu zum Angriff herausgefordert hätte; aber sein geistiges Verhalten bot kein Gegengewicht gegen die allgemeine europäische Macht- und Wirtschaftsgier. Vielleicht war es Deutschlands höchste Bestimmung (beileibe nicht unter Verzicht auf materielle Daseinsrechte), Europas geistiger Widerpart zu sein; aber diese Bestimmung hat es nicht erfüllt. Politik, Wirtschaft und Industrie waren auch bei uns das Führende, und Geist und Gott gingen nebenher, als Kulturschnörkel, denen man alle Hochachtung zollte, die aber nicht dreinzureden hatten. Das Wort vom deutschen

Wesen, an dem die Welt genesen wird, ist noch einzulösen. Mit echtem deutschen Bekennermut, dessen vergeistigtes Christentum unantastbar ist, spricht es der münchner Professor Förster aus, daß an deutscher Technik und Industrie allein, wie wunderbar sie auch seien, die Welt nicht „genesen“ könne. Auch bei uns war die Politik ein selbstherrliches Ding an sich; sie allein war das Aktive und Treibende, und dem Geiste traute man nicht die geringste Wirkung zu. Dieses Mißtrauen, das ihn verfolgt, und mit dem er sich selbst quält und schwächt, hat ihn (in jahrhundertlanger Enthaltung von jeglicher Macht und Ausübung) passiver gemacht, als er es im Grunde seines Wesens ist, sodaß man seine Natur (fälschlich) für völlig unaktiv und unfähig hält, etwas zu vollbringen.

Der übermächtigen Mechanik des Politischen, das die Völker in starrkrampfartigem Banne hält, muß sich der Geist mit beschwörend erhobenen Händen entgegenstellen. Geist: das ist Seele, die etwas will. Diese Periode der politisch-wirtschaftlichen Monomanie muß abgelöst werden — und sei es durch eine neue Monomanie. Ein halbes Dutzend europäischer Königreiche für einen religiösen Menschen von ganz großem Ausmaß, der die Kraft hat, die gegeneinander entbrannten Fronten einem neuen Feind, einem neuen Ziel entgegenzuführen! Warum wird uns kein Christus? Europa braucht eine große Gemeinsamkeit, eine heiße, gemeinsame, vom Grunde auf neu orientierende Idee, die seine Fronten zusammenschmilzt, die seine gegenwärtigen Ziele winzig erscheinen läßt. Niederschmetternder Gedanke, daß ein Streifen Landes, daß ein wirtschaftlicher Ehrgeiz die Kräfte der Völker gegen einander entfesselt . . . aber daß sie nicht fähig sind, einen guten, reinigenden Geist aus sich emporzuschleudern, dem sie die gleiche Gefolgschaft leisten. Wehe, wenn am Ende dieses Krieges nicht eine großmächtige Idee erlösend aufsteht: dann ist alles umsonst gewesen, und Europa ist für ewig seinem unersättlichen, blutigen Ungeist verfallen.

Wo ist die Hoffnung, daß es künftig anders werde? Daß der kommende Friede nicht ein bloßes Atemholen ist, ein Luftzug, der die giftigen Flammen von neuem anfacht, in denen Europa langsam zu Grunde geht? Diese Hoffnung ist: Deutschland. Hier regt sich das Flügelschlagen eines neuen Geistes. Alles hängt davon ab, ob er stark genug, geschlossen und durchdringend sein wird.

Warum ist grade Deutschland diese Hoffnung für den kommenden Geist Europas?

Deutschland hat einen geistigen Vorsprung, ein seelisches Plus vor seinen angreifenden Gegnern, weil es einen Notwehrkrieg führt. Jene höhere Gerechtigkeit, die von der Politik hochmütig nicht in Rechnung gestellt wird, jene Moral, die ihr weniger als eine Bagatelle bedeutet, steht auf Deutschlands Seite und kämpft mit. Der brutalen Macht des Vernichtungswillens unsrer Gegner steht das um sein Dasein kämpfende Deutschland gegenüber. Gerät Europa

unter diese brutale Macht des siegreichen Angreifers, dann ist dieser Erdteil, dann ist die Welt ein Spielball der Macht- und Wirtschaftsgier, ein Chaos, schlimmer als am Tage vor der Schöpfung (denn da waltete im Nichts Gottes Odem, aber nicht die entfesselte Politik und Wirtschaft, die die menschliche Seele verwüstet). Gibt es einen Weltplan, so kann in ihm der Sieg jenes Geistes, der diesen Krieg entzündet hat, unmöglich vorgesehen sein. (Vielleicht ahnen dies unsre Feinde dunkel in ihrem untersten Bewußtsein, und deshalb ihr krampfhaftes Lügen und Bemühen, die Schuld des Weltkriegs uns zuzuschieben. Sehr bezeichnend übrigens, wie die jenseits aller Moral stehende Politik, wenn sie es mit dem schlechten Gewissen zu tun bekommt, mit dem Begriff „Schuld" zu arbeiten beginnt!) Der Sinn der Welt steht bei Deutschlands Sache, und somit ist nur Deutschlands Sieg (in einer höchsten, geistigen Bedeutung) „vernünftig". Alles kommt darauf an, daß Deutschland die Aufgabe, die ihm der Weltgeist zugedacht, in ihrer ganzen ungeheuren Schicksalsschwere und Verantwortlichkeit erfasse; daß Deutschland in seiner Siegesstunde den tiefsten Sinn seines Waffenerfolges verstehe. Denn man kann auch an seinen höchsten Zielen vorbeisiegen, in unglückseligem Nichtverstehen der schrecklich-erhabenen Geisterstimme des Alls, man kann auch seine höchsten Ziele hingeben für das Linsengericht eines Machtgewinnes. . . Deutschland wird sich entscheiden müssen, ob es den Sinn seines siegreichen Kampfes einzig in ein paar hinausgeschobenen Grenzen erblickt, oder in der schweren, entsagungsvollen Aufgabe, den Geist wahrer Kultur in Europa zu verwirklichen; es wird sich entscheiden müssen, ob es den Götzendienern der politischen Mechanik, den Orthodoxen der Machtpolitik folgt, oder jenen (heute noch verstreuten) Geistern, deren heißes Bemühen es ist, die Zweck- und Staatengruppen-Politik Europas in eine föderative europäische Kulturpolitik umzuschmelzen. Der Einwand, daß die Verwirklichung eines heute noch als utopisch verschrieenen Ziels durch den unbedingten Vernichtungswillen unsrer Feinde, vor allem Englands, vereitelt wird, müßte erst durch den Beweis erhärtet werden, daß ein solcher Vernichtungswille in den breiten Volksmassen der gegnerischen Staaten wirklich vorhanden ist. Diesen Beweis ist man uns noch schuldig geblieben. Die Absicht, Deutschland zu vernichten, spukt wohl in den Köpfen mancher Staatsmänner, sie ist vielleicht das nachgesprochene Schlagwort Vieler — aber als ein wirklich gefühlter seelischer Antrieb lebt dieser Wille nicht in den Massen des Volkes. Wohl hat sich in den uns feindlichen Ländern der Staat zum unbedingten Führer des Volkes aufgeworfen und gibt vor, sein Sprecher zu sein, der Ausdruck seiner innersten Herzenswünsche — in Wahrheit aber war der Abstand zwischen dem, was die Staaten, und dem, was die Völker wollen, nie größer als jetzt. Die gegen uns gehetzten Völker müßten nur das Glück haben, echte Wortführer und mutige Wegbahner ihrer innersten, niedergehaltenen

und vergewaltigten Friedenssehnsucht zu besitzen — und die politische Demagogie in ihrer ganzen seelischen Hohlheit würde wie morsches Holz unter einem Dampfhammer zersplittern.

Ostjuden von Berthold Viertel

„Das größte Böse ist, wenn du vergissest, daß Du ein Königsohn bist.“

Chassidisches Wort.

Alle, die den Ostjuden nicht kennen, erörtern ihn jetzt. Wer ihn aus der Ferne kennen lernen will, lasse sich durch Martin Bubers Zeitschrift ‚Der Jude‘, einführen — in beides gleichzeitig, in die allgemeine jüdische Frage und in das Wesen des Ostjudentums. Das sind Dinge, die sich nicht willkürlich sondern lassen. Bei Buber — und in mancher Publikation des berliner Jüdischen Verlags — ist ein tätiges Erkennen am Werke, das bedeutend ist, weil es mitlebt, aus diesem Miterleben heraus gründlich weiß und leidenschaftlich denkt, nicht aber beobachtet und schwätzt; und weil es, von der Gewalt der Ereignisse nicht über den Haufen geworfen, sondern sie meisternd, einzig und allein von der Leidenschaft zur Sache bestimmt wird; wobei die Leidenschaft längst restlos in die Sache eingegangen ist und sich in schlichten, beharrlichen Dienst umgesetzt hat. Man kennt Bubers frühere Studien vom jüdischen Wesen und Geist, die das „Pathos der Forderung“ betätigen, indem sie das Absolute und Bleibende suchen und zugleich zur unmittelbaren Erneuerung begeistern. Eine große Liebe, ein gereinigtes Glauben werden in Buber und den Seinigen schöpferisch; aber sie vermeiden jenen heillosen Idealismus, der ins Leere greift und sich an Träumen entschädigt, wo Tatsachen auslassen. Richtig ist, daß Buber die Erscheinungen zur Idee hinaufdeutet; er ist in diesem Sinn der Platoniker des Judentums. Aber er wurzelt in einer lebendigen Tradition, er ist selbst diese Tradition als eine lebendige Persönlichkeit; er wäre nicht, wie er ist, wenn die Dinge nicht wären, für die er zeugt. Diese Dinge werden fruchtbar, indem er schafft. Wie etwa Otto Weininger oder Karl Kraus die Züchtiger, die Vernichter des jüdischen Unwesens — und damit eigentlich dem alttestamentarischen Prophetentyphus verwandte Geister — sind, so ist Buber ein Regenerator des jüdischen Wesens. Was aber solchem Geiste im Augenblick seine entscheidende Bedeutung gibt, ist die Tatsache, daß sich seinem Schöpferwillen aus dem gegenwärtigen jüdischen Leben, insbesondere dem Ostjudentum, wesensverwandte erneuernde Kräfte mit der gleichen Leidenschaft entgegendrängen. Wo sie einander treffen, steht heut die Zeitschrift ‚Der Jude‘.

Es wäre verlockend, in dieser Werkstatt der Liebe und des Glaubens länger zu verweilen, wenn nicht aus der Welt des Hasses ein störendes Geräusch herüberdränge, ein Geschwätz und Geschacher um das Ostjudentum. Ist der Ostjude ein Problem, so entwickelt sich jedenfalls die höchst unzureichende Behandlung des Problems

zu einer wahren Kalamität. Den Vielen gegenüber, die nichts wissen und nicht denken können, hilft es heute nichts, ostjüdische Dichter zu propagieren und eine neue Blüte zu preisen. Es handelt sich vielmehr um eine alte Wunde, die von rohen Händen neu aufgerissen wird. Ich für meine Person habe nicht mehr zu bieten als die Erlebnisse eines knappen Jahres und das naive Raisonnement, das sie in mir weckten, wobei sich mir das altbekannte Westjüdische von einem neuen Gesichtspunkt her zeigte, das allzu neue Ostjüdische aber sich gegen den Westen abhob. Daß ich, mich schwerfällig durchdenkend, dabei in die sichern Gedankengänge des Buberschen Kreises ganz unwillkürlich geriet, hat mir den fragmentarischen Blick vielfach abgerundet. Ich habe in diesem Jahr, nicht ohne polemische Verallgemeinerung, unterscheiden gelernt: der Westjude hat den jüdischen Erfolg; der Ostjude hat das jüdische Martyrium. Der Westjude genießt die Rechte und Gesetze Europas; über den Ostjuden ist das Ausnahmegesetz verhängt.

Zum Beispiel: wie die Russen gegen die Ostjuden Krieg geführt haben, wurde in dieser Welt des Hasses gegen niemand gekriegt. Es handelt sich dabei nicht um einzelne Ausschreitungen, die nichts beweisen als die gelegentliche Maßlosigkeit der Menschennatur. Sondern um einen prinzipiellen Unterschied; wobei die im Grunde gütige russische Volksnatur gelegentlich eher mildernd wirkte. Es gibt keine Analogie. Wir belasten England mit der ganzen Riesensumme der europäischen Blutschuld; aber der einzelne Engländer, Soldat oder Gefangener oder Zivilist, hat vollen Anspruch auf das Recht, und wir werden uns sogar der genauesten Wege bedienen, wenn wir nicht schändlich sein sollen. Man bezichtigt Italien des bodenlosesten Verrates, aber der Italiener bleibt der ehrliche Feind. Die Russen mögen Barbaren sein, doch kennen und üben sie das Gesetz über den Völkern, diesen ehern versicherten Rest von friedlicher Gesittung auf Erden. Ich bin überzeugt: auch Kosaken würden einen Juden im Smoking vernünftig behandeln. Der Kaftan aber entfesselt ihre bare Sinnlosigkeit. Der Kaftan enthält keinen Menschen, sondern ein Spielzeug der Laune.

Und doch ist der Kaftan treuer als der Smoking. Der galizische Jude trägt den Kaftan, wie ihn seine Urväter vom mittelalterlichen Deutschland übernommen haben; und dieses absurde Verharren bei einer so veralteten Mode bedeutet gleichzeitig eine übermäßige Treue gegen die historische Vergangenheit und eine fanatische Treue gegen das jüdische Wesen.

Wer den Kaftan trägt, haftet heute wie je mit Leib und Leben für das Judentum. Er legt das unwiderlegliche, weithin sichtbare Bekenntnis ab, noch bevor es von ihm gefordert wird. Es besteht bei manchen Westjuden die Tendenz, den Ostjuden für sein Erdulden allein verantwortlich zu machen; ihm geschehe, was er verdient. Seine üble Art, sein Mangel an Zivilisation ziehe ihm die Mißhandlung zu. Während ich dagegen behaupte, daß der Ostjude

auch unser Bündel mitträgt. Er bekommt auch zu fühlen, was uns zugedacht ist, und er büßt auch unsre Sünden. Er ist der Repräsentant; er will es sein; er zeigt, daß er es sein will. Er ist der Schutzlose; an ihm darf sich jene Wut austoben, welche sich uns gegenüber verhalten muß. Er ist der Befremdende; aber wir sind nicht weniger die Fremden. Nun, dieser Repräsentant, in schwerster Stunde für uns alle stehend, hat sich treuer bewährt, als wir von manchem der Unsrigen vorausberechnen könnten, daß er es täte. Daß der Ostjude Deutschland und der Monarchie unverbrüchliche Treue hielt, mochte immerhin als natürliche Notwehr gegen den russischen Erbfeind gelten. Doch habe ich russische Gefangene gesprochen; sie trugen zwar statt des Kaftans die Uniform, aber sie waren nur zu deutlich Ostjuden und bekannten es sofort auf gut jüdisch. Und siehe da: keines ihrer Worte verletzte die gebührende Achtung vor ihrem Vaterland, ihrem Stiefmutterland Rußland. Sie sprachen nicht unwürdiger als der moskowitische Gefangene. Sie benutzten die Gelegenheit nicht, um sich beim neuen Machthaber einzuschmeicheln, indem sie das abwesende, das jetzt ohnmächtige Rußland beschimpften. Sie schienen glücklich zu sein, weil sie der Nagaika entronnen und in den Frieden geborgen waren; aber jene gehässigen, übertriebenen, haßentstellten Bemerkungen, die man von ihnen erwartet, und die man ihnen gern verziehen hätte, blieben aus. Diese Ueberraschung haben sie mir persönlich mehrfach geboten.

Daß man überhaupt im Ostjuden, während ringsum der Weltenwahnsinn tobte, einen recht vernünftigen Menschenschlag kennen lernte, war vielleicht nichts Besonderes. Einstweilen wünschte ja niemand, übermäßig vernünftig zu sein. Vernunft war etwa gar als das Erbübel dieser Rasse anzusehen. Aber daß dieser armselige, verwahrloste polnische Jude in einer Epoche der gigantischen, der weltpolitischen Perfidie sich als Charakter entpuppte und oft gradezu mit Heroismus Treue hielt, ja sogar als Zivilist trotz seiner berüchtigten leiblichen Aengstlichkeit seine Haut zu Markte trug, hilfloser noch ausgeliefert, als der Soldat, der sich hinter seiner Waffe geschützt glaubt: kann nicht als nebensächlich übergangen werden. Den Sachverhalt selbst bezeugen viele unjüdische, oesterreichische Gefangene, die von polnischen Juden gelabt, versteckt, vermummt und durch tätige Hilfe bei der Flucht gerettet wurden. Anfangs nahm man solche Tatsachen ja auch wichtig genug. Unsre großen Heerführer verschmähten es nicht, sich in Proklamationen der jüdischen Sprache zu bedienen, und sie machten der jüdischen Treue heilige Versicherungen. Allmählich aber gewöhnte man sich an die jüdische Treue. Und man gewöhnte sich einigermaßen an das jüdische Martyrium.

Anfangs, wenn man die Greise, Mütter und Kinder, mit den Wracks ihrer vielgeliebten Habe grotesk beladen, dem schützenden Ghetto enttaumeln sah, um in die Frostnacht und eine nicht minder kalte Menschenwelt hinauszuirren, spürte man wohl, was diese Enteigneten von allen andern bedauernswerten Flüchtlingen unter-

schied. Niemand floh in ähnlicher Panik des Herzens. Aus der Schale des Ghettos gerissen und damit sofort in einen auffälligen Anachronismus verwandelt, schleppte der Jude eine schwerere Last noch als seinen Hausrat: seine überall anstößigen Besonderheiten, die er nicht verstecken und nicht verleugnen kann. Wie soll er, so gehemmt — und wo — den Kampf um das höchst anfechtbare Dasein einer Ausnahme wieder beginnen? Aber man sah: der Jude trägt es. Er jammert zwar, der ihn neuerdings einholende Prophetenfluch verstört ihn grausig — aber er findet sich zurecht. Er packt, schultert sein Bündel, läuft davon, kehrt zurück, schachert sofort wieder, indem er auf den Trümmern seiner Stadt einen Markt errichtet — und packt wieder, läuft davon, kehrt zurück, und wird an seinem Gott nicht irre. Ich habe alte Juden weinend von ihrem armseligen Hause Abschied nehmen gesehen, von jeder Wand ihres Hauses — und weiß, wie sie sich an die Trains hängten, wie sie aus der nächsten Umgebung ihres Ortes nicht wegzukriegen waren, mit allen Lieben sich im Lande haltend, immer das Haus umkreisend, immer auf dem Sprung zur Rückkehr. Viele versäumten mit ewigem Zögern und zitternden Hoffen die letzte Gelegenheit zur Flucht. Viele saßen dicht an den Fronten im Hasard des feindlichen Artilleriefeuers oder von Fliegerbomben bedroht, und horchten überall hin, streckten überall hin die Fühler aus, nur um ja jedes Schwanken der Situation rechtzeitig aufzuspüren und der russischen Pranke entwischen zu können. Denn das war natürlich die Gefahr der Gefahren: der Russe könnte über sie kommen. Da sah man den Juden in seiner Not.

Und doch hat er irgendwie diese Gelegenheit: die Herzen zu rühren, versäumt. Sein Äußeres verdirbt ihm das einzige Geschäft, das ihm scheinbar not täte: das natürliche Wohlwollen der Andern, bei Freund und Feind. Seine altbekannten Fehler und Laster werden sofort vom fixen und fertigen Vorurteil aufgefaßt und registriert; niemand fragt hier nach Ursachen, obgleich man endlich Gelegenheit hatte, sie an Ort und Stelle zu ergründen und ihnen sogar abzuhelfen. Der alte Jude, der vor dem Feldspital hin und wieder ging und die dort auf dem Boden ausgestreckt liegenden Verwundeten — gleichgültig ob Deutsche, Oesterreicher oder Russen — labte, indem er mit einem großen Löffel jedem Lechzenden Kompott in den Mund schob: er blieb eine unbemerkte, stumme Gestalt, unheimlich wie ein handelnder Schatten, unbeirrt und unbedankt. Ich sah binnen zehn Minuten drei so absonderliche Samariter. Niemand bemerkte sie. Dagegen erscheint jeder gierige Händler vertausendfacht. Ihn erblicken alle sofort.

Nicht daß ich so voreilige Beurteilung den Nichtjuden verübeln wollte. Ich habe zu oft gesehen, wie unwillkürlich sie sich bei den besten Menschen einstellt, eben weil jedes Auge von vorn herein auf sie eingestellt ist — weil das Zerrbild an alle Wände gezeichnet und in alle Nerven gegraben wurde, weil man es förmlich schon

als eine Erbschaft der Vorzeit im Blute mitbekommt. Der äußere Anschein stimmt ja Zug um Zug damit überein. Wie schwierig ist es, einem Wiener, der zum ersten Mal nach Galizien kommt, beweisen zu wollen, dieses schmutzige, arme Galizien sei eigentlich ein herrliches, reiches Land, dessen Schätze nur darauf warten, gehoben zu werden! Ein wie undankbares Bemühen ist es, einen Großstädter, der wie hypnotisiert auf die erdbraunen nackten Füße der ruthenischen Bäuerin starrt, aufmerksam zu machen, daß diese Weiber überall an den Bächen tagaus, tagein ihre Wäsche waschen und daß sie an jedem Sonntag ihre Hütte neu tünchen. Nicht weniger vergeblich ist es, Einem, der den wirtschaftlichen „Unfug" des galizisch-jüdischen Kleinhandels und Gelegenheitsgeschäftes perhorresziert, vorzuhalten, wie gering dabei im allgemeinen der Gewinn ist, und ihn auf konstitutiv ehrliche Züge zu verweisen, die oft verdeutlichen könnten: daß hier besondere Umstände eine besondere Geschäftsmoral gezeugt haben, nicht aber eine absolute Unmoral wuchert. Die Solidität der Ware, überhaupt die Qualität des Handels existiert hier vielfach noch nicht, genau ebenso, wie in Galizien auf dem Lande das Taschentuch oder das Klosett noch nicht existieren. Man lebt hier vor der Erfindung gewisser Dinge und Begriffe. Die Unordentlichkeit des Ladens, dessen Waren nicht von systematischer Sachkunde, sondern vom Spürsinn und vom Zufall zusammengetragen wurden, verschwindet neben der Errungenschaft, überhaupt einkaufen zu können. Wie der Händler ist, hat hier nichts zu bedeuten neben der Notwendigkeit, daß der Händler ist. Anderswo wäre vielleicht der glücklichste Zustand, ihn überhaupt entbehren zu können. Hier müßte er mit der Laterne gesucht werden, wenn er sich versteckte. Das Schlagwort von der jüdischen Ausbeutung verliert seine Schärfe in einem Gesamtzustand, der des jüdischen Ausbeuters, vielmehr des sozusagen wilden Handels nicht entraten konnte, wenn er auch nur für die geringsten Bedürfnisse der Zivilisation aufkommen wollte. Was dieser Wildheit in der polnischen Verwaltung, der Landwirtschaft und im Niveau des ruthenischen Bauern entspricht, soll hier nicht erörtert werden. Wo noch keine Regelung der Dinge getroffen worden war, mußte man tatsächlich spekulieren, um durchzukommen. Ich glaube, daß alle galizischen Erscheinungen untrennbar zu einander gehören, jede einzelne nur aus allen insgesamt zu erklären ist; und erst alle miteinander sich die Wage halten.

Tatsächlich widerstrebt der Habitus der jüdischen Masse in Galizien, trotz den schönen Frauen, zumeist heftig dem westlichen aesthetischen Sinn, obwohl ich hier nicht nur die rassigeren Menschen, die schärferen Körperzeichen der alten Gehirnaristokratie, sondern auch bei der Jugend den einheitlicheren, kräftigeren, tüchtigeren Männertyp überhaupt finde. Es ist eine deutlich städtisch proletarische Masse, welcher der Naturadel des Bauern ebenso fehlt wie die äußere Tournüre des Städters. (Fortsetzung folgt)

Spielleitung von Heinz Herald

Ein offener Brief

Vor kurzem haben Sie, lieber Freund, etwa folgendes gesagt: Ich glaube ja, daß es eine große und seltene Kunst ist, ein Drama nach seinen innersten Gesetzen aufzuführen und aus Schauspielern das Letzte und Verborgenste herauszuholen; aber ist es wirklich so schwer, ein Stück geschmackvoll in Szene zu setzen, Dekorationen zu schaffen, die einen nicht vor den Kopf schlagen, Schauspieler so zu erziehen, daß sie den übelsten und unkünstlerischsten Eigenwilligkeiten entsagen, kurzum: das Stück rein wirken zu lassen, ohne daß wir durch das schlechte ‚Theater', das sich nebenbei breit macht, gestört und um jeden Genuß gebracht werden? Wir sprachen wieder einmal von der Misere des Theaters, und besonders des Provinztheaters, die wir, Berlins ein wenig müde, vor nicht langer Zeit zusammen durchgekostet hatten.

Doch das wissen Sie ja alles; und alle jene Erfahrungen, die uns traurig gestimmt haben, brauche ich Ihnen nicht von neuem vor die Augen zu führen. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß Ihre wenigen Worte mich lange nicht losgelassen haben und für mich die Veranlassung waren, wieder einmal das schwierige und noch ganz der Lösung wartende Problem der ‚Spielleitung' von neuem durchzudenken.

*

Wir müssen uns, wie die Dinge einmal liegen, mit dem Gedanken abfinden, daß die wirklichen Regisseure — Männer, denen es im Blute liegt, und die es als ihre heilige Aufgabe betrachten, Dramen das Bühnenleben einzuhauchen — in unsrer Zeit sehr dünn gesät sind. Das hat seine besondern Gründe und muß jedenfalls als Tatsache hingenommen werden. Nur ein paar große führende Bühnen im Reich sind in der Lage, sich von solchen Männern des Talents ihre Vorstellungen leiten zu lassen. Die übrigen müssen hungern, oder vielmehr: ihr Publikum muß hungern, denn es hat doch wohl einen Grund, daß der Gebildete und Geschmackvolle in den meisten Mittel- und auch in manchen Großstädten das Schauspiel scheut und höchstens noch in die Oper geht, weil hier der musikalische Teil wenigstens eine einwandfreie Wiedergabe findet. Diese kulturell gehobenen Schichten, die den Reiz der naiven Schaulust überwunden haben, lehnen das Sprech-Theater, wie es heute im Durchschnitt ist, als etwas Vergröberndes, mit veralteten Kunstmitteln Arbeitendes, im Grunde vom Wesentlichen Ablenkendes ab. Die häßlich und ohne jede Empfindung für Farbe, Stoff und Umriß bemalten und geschnittenen Kulissen, die unnatürlich sprechenden und sich schlecht bewegenden unempfindlichen Schauspieler und hunderterlei Aehnliches stört sie und nimmt ihnen jede Freude an dichterischer Schönheit, die ihnen in solchem Kleide geboten wird.

Wie aber kann geholfen werden? Doch wohl nur, indem man das Uebel bei der Wurzel angreift, wenn man die alles veranlassende, alles überwachende, für alles verantwortliche Spielleitung verbessert oder lieber gleich — bei den schlimmen und verfahrenen Zuständen auf diesem Kunstgebiet — auf eine ganz neue Grundlage stellt. Geniale oder auch nur echte Regietalente gibt es erst wenige in unserer Zeit; da ist es denn gut, daß es mit zu unsern Kriegslehren gehört, nicht mehr verachtungsvoll auf alles, was sich ‚Surrogat‘ nennt, herabzublicken und Ersatzmittel überall da willkommen zu heißen, wo das eigentlich Notwendige nicht zu haben ist. Was ich hier empfehlen will, ist ein Regisseur-Ersatz.

Vor allem muß einmal mit Stumpf und Stiel das Märchen ausgerottet werden, das besonders auf unsern Provinztheatern noch überall geglaubt wird: nur Schauspieler seien imstande, den Regieberuf auszuüben. Mir fällt dabei das Wort eines unserer besten Bühnenmaler ein, der sagte, er begreife nicht, wie man, beim Fehlen ursprünglicher Regiebegabungen, immer nur Schauspieler, die naturgemäß grade auf solchen Posten einseitig sein müßten, zu Regisseuren erwählen könne. Hier läge sicherlich eine Ueberschätzung des technischen Krams vor. Und wenn schon keine geborenen Regisseure vorhanden, dann wären doch sicherlich die Dichter mit ihrem umfassenderen Blick die nächsten dazu, Dramen die Bühnengestalt zu geben. Soweit mein Maler, der wohl den „technischen Kram“ ein wenig unterschätzt, aber im Kern doch das Richtige gefühlt hat. Denn der Schauspieler von durchschnittlichem Intellekt, ohne gründliche Bildung, ohne ausgeprägtes Gefühl für eine Dichtung, ohne entwickelten Farbensinn, aber selbst vielleicht mit mancherlei schauspielerischer Unart und Unnatürlichkeit belastet, wie er heute noch auf der Mehrzahl unsrer Bühnen den Regisseur spielt, ist nicht imstande, sein Regie-Amt auch nur mit mäßigem Erfolg zu verwalten; ja, er, der seiner Aufgabe nicht Gewachsene, ist Schuld am künstlerischen Dahinsiechen unsrer mittleren und kleineren Theater, an der Verstaubtheit, Steifheit, Verkümmertheit ihrer Aufführungen.

Wenn man nun aber, in gänzlicher Mißachtung des „technischen Krams“, diesen Schauspieler-Regisseuren das Heft ganz aus der Hand nehmen wollte, so hieße das nicht viel andres, als das Kind mit dem Bade ausschütten. Denn immerhin verstehen jene kleinen Regisseure das Handwerk ihrer Kunst und sprechen vor allem den berühmten „Jargon“ der Bühne, mit dessen Hilfe man sich einzig und allein dem Schauspieler verständlich machen kann — Dinge, die der Außenstehende in keiner Weise beherrscht. Darum lasse man ihnen (eben so lange man keine ursprünglichen Regietalente hat) die technische Arbeit — aber man setze eine Persönlichkeit von umfassenderem Gefühl und verfeinertem Geschmack, deren Sprachrohr im Künstlerischen sie werden könnten, über sie.

Hier liegt eine Aufgabe für den Dramaturgen, der dafür, was Bildung, Geschmack und Bühnen-Gefühl anbetrifft, gewöhnlich die notwendige Eignung haben dürfte.

Sein Amt wäre: den Vorgängen auf der Bühne einen würdigen, wenn auch einfachen Rahmen zu geben und, den Proben beiwohnend, eine Art negativer Regie zu führen. Mit solcher negativen Regie hat der größte Dramaturg unsrer Zeit, Otto Brahm, Stärkstes erreicht. Hier gilt es vor allen Dingen, im Schauspielerischen wegzuschneiden, einzudämmen, zu dämpfen, zu glätten. Kritik üben ist an dieser Stelle wichtiger noch als Ratschläge geben. Wie sie in jedem Einzelfall zu erteilen ist, ob direkt oder über den Umweg des technischen Regisseurs oder vielleicht gar erst später, im Gespräch: darüber wird der Dramaturg, der ein Menschenkenner ist, bald Bescheid wissen. Auch wird er sich von seinem Standpunkt des Betrachters, der über den Dingen steht, schneller ein Urteil über die beste Verteilung der Kräfte bilden können: wird empfinden, wo eine Massenszene zu breit angelegt, ein Tempo zu schleppend, eine Rede zu gewichtlos ist. Ueberall wird er hier Abhilfe schaffen und darüber hinaus das Ganze besser übersehen und feiner abstimmen und abschattieren können als ein Schauspieler, der mitten im Wirbel steht und von Natur den Ton nur auf das Darstellerische legt.

Der Dramaturg von Geschmack, der in jedem Fall leichter zu finden sein wird als der Regisseur von Talent, könnte so, wie das literarische, auch das darstellerische Gewissen der Bühne werden

---

Wiener Volksbühne von Alfred Polgar

Es kommt darauf an, was beabsichtigt ist. Eine Art dramatischer Volksküche, in der anspruchslosem Publikum Nahrhaftes und Anregendes in bühnenmäßiger Zubereitung verabreicht werden soll, oder ein Theater wie die andern, ein Institut also für mehr oder minder qualifizierte Nerven-, Hirn- und Seelenkitzel. Nach dem Namen der neuen Bühne, der Weitläufigkeit des Lokals und dem Höhenmaß der gebotenen Regie- und Schauspielkunst zu schließen, hat die erste Annahme alle Wahrscheinlichkeit für sich. Abstrahiert man von der Rührung, die das unbeirrbare Streben des Herrn Doktor Rundt, dem Volk von Wien einen Löffel warmer Kunst zu vermitteln, wachruft, so war die Eröffnungsvorstellung — ‚Ein Sommernachtstraum' — nicht sehr erquicklich. Der merkbar gute Wille des Regisseurs und seiner Mitarbeiter fand aber in dem noch noch besser merkbaren guten Willen der Zuhörerschaft Ergänzung, und so geriet der neuerliche Anfang der ‚Volksbühne' Fortsetzung versprechend. Direktor Roller hat zum ‚Sommernachtstraum' Dekorationen entworfen, die, für bescheidene szenische Mittel, aber immerhin von Direktor Roller erdacht, wie die üppige Stunde eines Asketikers aussahen. In der grimmigen Lustigkeit des ersten

Bühnenbildes lag viel entschlossene Kirchweihstimmung. Die Akteure fügten sich ihr. Es wurde nicht nur von den Rüpeln, grell und übertrieben, in einer Art Klecksmanier gespielt. Herr Barnay war Theseus, Fräulein Sehring Hippolyta, die Herren Rehberger und Momber wenn auch genarrte, so doch quietschvergnügte Liebhaber. Eine niedliche Titania, Fräulein Serenyi, und ein schön deklamierender Oberon, Fräulein Lisa Scholz, trugen zur Hebung des Waldeszaubers bei, den auch der Puck des Fräulein Lilly Groebl in keiner Weise störte. Zettel der Weber war Herr Lackner. Ein sicherer Schauspieler, der Laune und lenkbaren Uebermut besitzt; und Intelligenz übergenug, um deren völligen Mangel wirksamst darzustellen. Fräulein Raimann als athenische Hocharistokratin traf aufs beste Ton und Haltung einer muntern Zofe, indeß Fräulein Straub als Prinzeßchen Helena immer wieder mit Hoch- und Nachdruck aufmerksam machte, daß sie vorhanden, begabt und überlegen sei. Man hätte ihr gerne zugerufen: Ja! Beruhigen Sie sich doch, bitte! Die ‚Volksbühne' hat im ‚Colosseum' Quartier genommen, wo vor ihr ein Varieté sein Publikum zu verlieren gewußt hat. Es war ein schlechtes Varieté. Und das kommt dem neuen Unternehmen zugute, denn ein schlechtes Theater ist ohne Zweifel um eine dünne sittliche Nuance höherwertig als ein schlechtes Tingl-Tangl. Hingegen wäre grundsätzlich zu bemerken, daß ein originelles und lustiges Varieté-Programm viel freundlicher und sicherer so Volk wie Adel und Bürgertum über die Greuel des Daseins hinwegzutäuschen vermag, als etwa die Aufführung eines klassischen Lustspiels, die, der Poesie, Anmut und Heiterkeit entbehrend, jeden Augenblick vor Mühsal und Trockenheit zu platzen droht.

Der Kriegslieferant von Theobald Tiger

Du wohntest irgendwo am Friedrichshaine.
Auf deiner Ehe ruhte Gottes Segen
(sechs Kinder). Deine säuerlichen Weine
ernährten nebst Versicherungsverträgen,
den Renntips, auch wohl einem Spielchen ‚Meine
und Deine Tante' dich noch allerwegen.
Bald hattst du nichts, bald hattst du blaue Scheine.
Oft sah man deine Frau die Treppe fegen.

Doch als der Welt vor Angst die Pulse stocken,
wirfst du dich auf die Marke ‚Suppenkraft' —.
Da stieg dein Stern! In der Gemahlin Locken
blitzt die Agraffe auf dem Band von Taft.
Von Paulchen Thumann, Stoewer und Van Gocken
hast du dir schnell das Nötigste errafft.
Und läuten einmal uns die Friedensglocken:
Was kost' Berlin? — Du hast das Ding geschafft!

Könige

Kartenkönige. Nicht etwa Antipoden wie das blutige Nordlicht und der milde Vollmond, sondern der Einfachheit halber gleich zwei Vollmonde. Der Poet Hans Müller behauptet zwar im Bunde mit der Geschichte, daß Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich einander bekriegt haben. Der Ludwig hat den Friedrich sogar gefangen gesetzt. Burggrafen, Feldhauptmänner, Marschalke, Ritter und Knappen stehen außerdem auf dem Zettel. Auf der Bühne aber, gottlob, wird es nicht so schlimm. Die feindlichen Könige küssen sich schon im ersten Akt, und im letzten nimmt der Bayer den Habsburger kurz entschlossen zum Compagnon, weil man einen Mann nicht ohne Zepter lassen darf, der zuverlässig ist: der versprochen hat, in die Haft zurückzukehren, wenn er des Reiches Ruhe fürder nicht verbürgen könne, und das auch hält, sobald sein rauher Bruder Leupold fürder nicht zu bändigen ist. Das Publikum freut sich, daß die Nibelungentreue mit mehr oder minder kleinen Unterbrechungen bis zum Fall von Bukarest bestanden hat, daß anno 1325 die Welt so voll von Liebe war wie 1916 voll von Haß, daß damals die Gans sechsundsechzig Pfennige gekostet hat, und daß es noch öfter Gelegenheit findet, eine verblüffende Uebereinstimmung oder einen schreienden Gegensatz zwischen zwischen gestern und heut verständnisinnig zu beschmunzeln und begeistert zu beklatschen.

Es wäre ungerecht, Hans Müllers unbestreitbare Theaterwirkung aus seiner — gewollten oder zufälligen — Aktualität allein zu erklären. Lern' dieses Volk der Zuckerbäcker kennen. Es füllt seine Knallbonbons vielfältiger. Der Edelmut der Herrschaften ist groß; doch größer ist die Liebe. Friedrichs Gemahlin weint sich blind um ihn; und wenn sie ihn in diesem Zustand um ein Kindchen bittet, so hat man die Wahl, ob man davon ergriffen oder peinlich berührt werden will. Dieselbe Dame hat der rauhe Schwager Leupold einst geliebt; und der Poet verrät, daß dieses Kriegsmanns Rauheit aus der unbelohnten Liebe stammt. Das verrät er; jedoch die Rauheit zeigt er nicht. Er ist glatt, sauber, pathetisch und sentimental in allen Lebenslagen seiner gesitteten Wohlredner. Grillparzer wirkt daneben wie Grabbe. Und Wildenbruch wie Kleist. Und die Erinnerung an Wildenbruch braucht sich nur einzustellen, an seine rauschende Theaterromantik, an seine beunruhigenden Dissonanzen, die sich immer rechtzeitig in die beruhigendste Konsonanz auflösen, an diese indianerhaft wilden Kontraste, bei deren Zweikampf jedem unverdorbenen Zuschauer das Herz bis zum Halse hinauf schlug — also man braucht sich nur die Tage, Monate und Jahre von ‚Heinrich und Heinrichs Geschlecht' zurückzurufen, und man empfindet es schon wieder nicht als ungerecht, daß man die unerschütterliche Einigkeit von Ludwig dem Bayern, Friedrich von Zollern und Friedrich von Oesterreich bei einem monarchisch gesinnten Hoftheaterpublikum der Reichshauptstadt für den entscheidenden Erfolgsfaktor ansieht. Wenigstens in diesem Krieg.

Nach diesem Krieg wird der Erfolg nicht mehr so billig zu haben sein. Dann wird man von Hans Müllers ‚Königen‘, trotzdem sie bei Cotta erschienen sind, schwerlich noch sprechen. Dann wird vielleicht ein Philologe auf diese drei Akte stoßen und sie nicht so sehr sympathisch als kindlich heißen. Ihre Keuschheit wird ihnen nicht nützen und ihre Gedankenarmut schaden. Mit Schiller, dem Kollegen in Cotta, hat Müller die Neigung zu Sentenzen gemein. „Wer Ehrgeiz hat, darf garnicht König sein! Nur wer die Demut hat, ist wert zu herrschen." „Wer mächtig ist in seinem Herzen, tut das. was er darf." Wer anschaut, der verallgemeinert nicht so platt. Müllers Bilder bezeugen seine Anschauungskraft. Der Trotzkopf, der „hinter blauen Augen Gift verbirgt"; das arme Ehweib, das „die Kerzen in seiner Stirne niederbrennen ließ", will sagen: blind geworden ist; die Krieger, die „am Tag der letzten Rechnung Oelkannen statt der blanken Schwerter ziehn"; und gar der Maulwurf, „der ewig drunten seine Kreise zieht": es fehlt nichts weiter als der Tropfen Ekstase, mit dem die Milch der frommen Denkungsart gesalbt ist. Nach den Titeln von Hans Müllers Büchern zu urteilen, wohnen drei Seelen, ach, in seiner Brust. Er dichtet: Träume und Schäume, Die lockende Geige, Die Rosenlaute. Und dann dichtet er: Der Garten des Lebens, Buch der Abenteuer, Das stärkere Leben: ohne Garantie zu leisten, daß nicht auch das Träume und Schäume sind. Und dann dichtet er: Gesinnung. Das ist von je am dankbarsten gewesen; selbst wenn sie unecht ist. Wenn aber gar, wie hier, nichts darauf deutet, daß sie unecht ist: dann gibt es hundertfünfzig volle Häuser.

Die Aufführung solcher Stücke ist für das Hoftheater ein Kinderspiel. Die Kulissen stehen von einem Schock ähnlicher Stücke, und die Schauspieler wissen dazwischen mit dem Anstand von Königen zu wandeln. Sind es ‚Könige‘ des Hans Müller, so haben wir den Vorteil, daß ihre Unnatur nicht von der gewaltsamen Art ist, die den Schauspieler unterkriegt, sondern von der geschmeidigen, die er unterkriegt. Aber selbst Hans Müller war dem königlichen Dramaturgen noch nicht geschmeidig genug. Unter den Rittern ist Seyfried Schweppermann, derb und breit, mit einem hölzernen Bein und einem Krückstock. Das ist freilich kein Kumpan für Heerführer, die mit dem Ruf: „Blauflügelchen, Rotkehlchen — wittiwitt" die Bühne betreten, und wird deshalb gestrichen. Den finstern Realpolitiker Ledebur konnte man beim besten Willen nicht beseitigen. Sein Bruder Friedrich ist bei Müller ein brauner Bub, bei Clewing ein blonder, der von der süßen Verliebtheit bis zum männlichen Stolz auf seine Vertragstreue alle Register zu ziehen versteht. Sein Freund Ludwig der Bayer in Hausrock und Harnisch: Kraußneck, den wir allzu lange entbehrt haben, um nicht ihm und uns eine andre Gelegenheit zur Rückkehr als diese zu wünschen. Die blinde Elisabeth: Helene Thimig. Graue Pilgerin und güldenes Königsmahl wie von einem erheblich größern Dichter, der seltener der Hofbühne würdig befunden wird als die Gattung Hans Müller — von der allerdings er selber immer noch eins der unanstößigsten Exemplare ist.

Prolog zu Ehren Oscar Sauers

von Julius Bab

Gesprochen von Friedrich Kayßler vor der Aufführung der „Fledermaus“ im charlottenburger Deutschen Opernhaus am elften Dezember 1916

Lauter als Menschenmund spricht das Geschütz.
Was ist nach Künstlern heut zu fragen nütz!
Geschwungener Degen ganz allein gebeut,
Und nur die Trommel wird die Menschen lenken —
Für die Ewigkeit?
Immer so wie heut?
Wenn wir morgen noch dran denken!

Vergänglichkeit, wie rührst du unsern Sinn
Und bleichst selbst feuerfarbnen Tag dahin,
Wenn Genien ihren Schleier auf ihn senken.
Gäbs eine Not, die dauernd uns umdräut?
Für die Ewigkeit?
Immer so wie heut?
Wenn wir morgen noch dran denken!

Wie ich hier stehe, stand so oft ein Mann,
Des Blick und Ton uns Zauberschleier spann.
Ihm war dies Brettgeknarr ein Festgeläut,
Vergessenheit und Ahnung uns zu schenken,
Für die Ewigkeit
Immer so wie heut,
Wenn wir dankend sein gedenken.

Er schuf den Weisen, schmerzlich lächelnd stumm,
Doch auch den Narrn, windmühlenstürmend dumm —
Ihn wird das bunte Feierkleid nicht kränken.
Er hat geboten, was uns dies hier beut:
Den Zauber einer Seele, die befreit,
Die Flügel leiht,
Für die Ewigkeit
Immer so wie heut,
Wenn wir dankend sein gedenken.

Feldpostbrief

Verehrte Gnädige!

Ich schreibe Ihnen, obwohl ich keine Ahnung habe, ob Sie überhaupt existieren. Wie die alten Römer zur Venus beteten. Aber Herr Direktor R .... hat in den fünf Minuten, die ich vor drei Monaten mit ihm sprach, einen derart hochgradig verheirateten Eindruck auf mich gemacht, daß ich guten Mutes Ihnen beiliegende Kleinigkeit — fünf Kilogramm Mehl, drei Liter Schweineschmalz und fünfundzwanzig Eier — widmen zu dürfen glaube.

Sie kennen mich nicht? Das ist kein Hindernis. Ich kenne Sie ja auch nicht. Die Partie steht also gleich.

Ihr Herr Gemahl kennt mich. Das heißt: er hat mich einmal gesehen. Anfang August, als ich zu kurzem Fronturlaub zuhause in B . . . weilte, erhielt ich eine Karte des Herrn M . . . von der . . . -Zeitung. Er empfahl mir, dem Herrn Direktor R . . . eines meiner Stücke zu geben. Er begründete diesen Wunsch mit der Erklärung, daß Herr Direktor R . . . für sein Theater gute Stücke brauche.

Ich sah das ein. Mir tat der Mann leid. Und aus Mitleid packte ich zwei meiner Stücke in eine große gelbe Mappe und ging damit zu Ihrem Manne. Das eine Stück ist ernsten Inhaltes — beinahe Literatur — und heißt . . . ., das andre ein Aerztelustspiel und betitelt sich . . . . Ich zeichne mit dem Namen . . . .

Das alles teile ich Ihnen mit, damit Sie sehen, daß ich eine Berechtigung habe, der Familie des Direktors R . . . ein paar Viktualien in natura zu senden. Nachdem ich ihm viel Kostbareres und Gewinnbringenderes anvertraut. Und er es ohne Zögern genommen.

Bei der Uebergabe der beiden Stücke äußerte ich den Wunsch, der Herr Direktor möge dieselben von einem sachverständigen Theaterfachmann lesen lassen. Das lehnte er entschieden ab. Er lese die Stücke selbst. Zwischen vier und fünf Uhr morgens.

Ich ahnte nicht, daß ich so naiv aussehe. Allerdings, ich trug damals Uniform. Nun, ich verbarg meine Gefühle und fragte bloß, für wann ich die Antwort des Herrn Direktors über die Annahme oder Ablehnung meiner Meisterwerke erwarten könne. Darauf dachte er eine Weile angestrengt nach. Dann leistete er sich die Gegenfrage, wie lange mein Urlaub noch währe. Als er nun erfahren, daß ich in spätestens acht Tagen nach Rußland zurückmüsse, atmete er sichtlich erleichtert auf. Und erklärte tückisch, er brauche etwa zwei Wochen, um sich ein Urteil zu bilden. Das werde er mir dann aber auch sofort an meine Heimats-Adresse bekanntgeben.

Seither sind über drei Monate vergangen. Ohne die versprochene Bekanntgabe. Das wird Sie, Gnädigste, die Sie Ihren Herrn Gemahl und Gebieter kennen, nicht wundern. Auch mich wundert es nicht. Denn ich weiß längst, daß man den Theaterdirektor noch nicht erfunden hat, der ein Gewissen besäße. Der eine markiert es mit größerer, der andre mit geringerer Ungeschicklichkeit. Es bringt das der Beruf so mit sich.

Ihr Herr Gemahl aber machte mir den entschiedenen Eindruck eines klugen Kopfes. Der gerne eigene Wege geht. Und der weiß, daß ein Theater Reklame braucht. Und daß es die beste, wirkungsvollste und zugleich vornehmste und diskreteste Reklame für einen Direktor ist, wenn er neue Männer aufführt. Besonders unter einem Pseudonym. Ich sollte meine Vaterstadt nicht kennen. „Der Autor ist im Felde. Kann nicht bei den Proben, nicht bei der Uraufführung dabei sein.“ Und so weiter.

Darum, dachte ich, wird er diese beiden Meisterwerke mit Andacht lesen. Wenn auch nicht in den nächsten zwei Wochen. Und wenn auch nicht zwischen vier und fünf Uhr morgens. Wenn er nur einen Tropfen Theaterblut in sich hat, muß sich ihm riesengroß — sagte ich mir — die Ueberzeugung aufdrängen, daß er da wirksame Zug- und Kassenstücke vor sich hat. Denn Kunst? Einem Theaterdirektor? Wir Pastorentöchter unter uns, nicht wahr, Gnädigste . . . ?

Wenn er sie aber nicht liest . . . ?

Darum bitte ich Sie, verehrte Gnädige, seien Sie wieder einmal sein guter Engel! Verhelfen Sie dem Aermsten zur Einsicht! In der Stunde der Einkehr, wenn die Gardine rauscht, erheben Sie Ihre Stimme, bis sie nicht mehr überhört werden kann, und sagen Sie: „Liebster!!! Hast

Du denn gar kein Gewissen? Denke doch an Deine arme Frau, an Deine vielen hungrigen unschuldigen Würmer!!"

Aber nein! Wie könnte ich Ihnen, ohne Sie zu kennen, eine Rolle auf den Leib schreiben wollen! Nicht wahr, ich darf die Ausführung der angedeuteten Rolle ruhig Ihrer bewährten künstlerischen Intuition überlassen.

Es bleibt mir daher nur die Bitte übrig, mir ob meiner Zumutung nicht zu zürnen und im übrigen die Huldigungen entgegenzunehmen

Ihres ergebenen ....

Vorratswirtschaft von Vindex

Man kann sich, wenn man will, den Kopf darüber zerbrechen, ob wir nach dem Kriege Vorratswirtschaft treiben sollen oder nicht: ob wir also von Staats wegen große Bestände an Getreide, an Webstoffen und Webwaren, an Leuchtmitteln, an Oelen und Fetten aufspeichern sollen, damit wir bei einem neuen Kriege in dieser Hinsicht besser gewappnet dastehen; oder ob wir in der öffentlichen Wirtschaft zu der vordem geübten Form der unmittelbaren Bedarfsdeckung zurückkehren sollen, indem wir das, was wir besitzen und nicht alsbald für uns nötig haben, an die einzelnen Konsumenten in Inland oder Ausland abgeben und andrerseits vom Ausland nichts kaufen, was wir nicht wirklich sofort nutzen wollen.

Es handelt sich hier um eine jener Preisfragen, die am Amtstisch unter eifrigen Gelehrtenbrillen immerhin aufgeworfen und geprüft, auch so oder so beantwortet werden mögen; die aber ebenso wenig zu entscheiden sind, wie etwa die Fragen nach der künftigen politischen und sozialpolitischen Gestaltung des öffentlichen Lebens, nach der Zunahme oder der Abnahme der Religiosität, der Ehen und der Kinderzahl. Je mehr Werte dieser Krieg in seinem Verlauf gestürzt und auf den Kopf gestellt hat, je mehr Lehrgebäude, die prächtig anzusehen dastanden, eilig genug in Trümmer gingen, desto bedenklicher werden die ohnehin schon Bedenklichen sein, wenn es gilt, sich für die Zukunft festzulegen und Wahrheiten zu verkünden, die über den Tag und die unmittelbare Gegenwart hinaus Geltung haben sollen. Die Wissenschaft von der öffentlichen Wirtschaft in hohen Ehren: aber nur da, wo sie mit gegebenen Zahlen, mit bestehenden Zuständen, mit bekannten Antrieben rechnet, kann sie im eigentlichen Sinne nützlich sein und der Praxis die Wege weisen. Nicht kann sie sich vermessen, Führer zu sein in ein Land, das noch dunkel und unerschlossen liegt — vielleicht voller Güter, vielleicht aber auch voller Entbehrungen. Der unbedingte Theoretiker könnte hier nur zu leicht erfahren, daß die Entwicklung der Dinge allen seinen Träumereien und seiner Theorie ins Gesicht schlägt. Dann ist der Trost, daß in diesem Falle eben die Entwicklung falsch, die Theorie aber richtig gewesen sei, doch zu mager, um den Theoretiker selber und auch jene, die er hatte belehren wollen, über den Fehlschlag der Voraussage wirksam hinwegzutäuschen.

Mit alledem soll nun nicht gesagt sein, daß wirtschaftliche Forderungen für die Zukunft einstweilen überhaupt nicht zu begründen seien, und daß namentlich die Forderung der künftigen Vorratswirtschaft sich nicht mit Gründen versehen läßt. In dieser Hinsicht kann man beispielsweise anführen, daß Vorräte, deren Ansammlung man vor dem Krieg von der nationaloekonomischen Warte aus für etwas Veraltetes und Rück-

ständiges hielt, ihrem Begriff und Wesen nach in diesem Kriege wieder Gestalt und Greifbarkeit bekommen haben; sie können sich, wie man jetzt zur Gewißheit erfahren hat, irgendwann auch in Zukunft für ein Volk sowohl wie für den Einzelnen als nützlich erweisen. Denn da die Idee und der Organismus des Welthandels in diesem Kriege völlig aufgelöst und zunichte wurden, so kann uns niemand mehr auf den Weltmarkt verweisen, als ein uns immer offenes Staubecken und Zufuhrs-Organ; auch Helfferich dürfte sich an seine durch den Ablauf der Dinge so nachdrücklich dementierte Voraussage, die vor wenig mehr als einem Jahrzehnt so stolz verhieß, wir würden, unter welchen Umständen auch immer, die Getreidestraßen offen behalten, heut nicht mehr allzu gern erinnern.

Vorräte zu haben, so viel steht fest, ist für alle Fälle gut und kann früher oder später von entscheidendem Nutzen sein. Dagegen kann auch nicht eingewendet werden, daß die umfangreichsten Vorräte schließlich einmal schwinden und sich erschöpfen. So gewiß das der Fall ist, so gewiß haben sie doch so lange vorgehalten, bis diese Erschöpfung eintrat: und damit haben sie ihren Zweck, der ihrer Natur nach nur ein begrenzter sein kann, erfüllt. Es würde weniger gut gegangen sein, wenn sie gefehlt hätten.

So gut, ja so notwendig also die Vorräte für die Gesamtheit späterhin sein werden: man kann dennoch nicht dem Schlagwort von der Vorratswirtschaft erlauben, zum Programm und Kampfruf für die nächste wirtschaftliche Zukunft zu werden. Man kann es nicht aus den allgemeinen Gründen, von denen schon die Rede war, und man kann es ferner nicht aus manchen besondern Gründen. Und von diesen ist der hauptsächlichste der, daß die Beschaffung der Vorräte Geld kostet, viel Geld — und unsre Aufgabe in der Zeit nach dem Krieg (eine Aufgabe für unabsehbare Dauer) wird sein, in der öffentlichen Wirtschaft nach allen Kräften zu sparen, möglichst viel Geld einzunehmen und möglichst wenig auszugeben. Gewiß kann man vom Geld in den Schränken und Bankfächern nicht leben, noch weniger aber kann man von Schulden leben (und wer wüßte nicht, wie riesenhaft unsre Schulden nach dem Kriege angewachsen sein werden). Geld nährt, Schulden zehren. Um uns des fressenden Uebels der Schulden zu entledigen, müssen wir es wieder zu Geld bringen, können wir uns nicht den Luxus gönnen, tote Vorräte aufzuhäufen und anzusammeln, was wir entbehren können. Sondern wir müssen alles, was wir nicht sofort und nicht dringend nötig haben, verkaufen, gegen Geld austauschen, ins Ausland schicken, um Gold oder Bedarfsgüter hereinzubekommen.

Man erkennt, wie die Theorie aussieht, die uns die Vorteile der Vorratswirtschaft für künftig anpreist. Wer sie uns empfiehlt, müßte uns zugleich sagen, wie wir die dazu erforderlichen gewaltig großen Vorräte im Rahmen der nach dem Kriege gegebenen, schon heut unzweifelhaft feststehenden Umstände finanzieller Art ansammeln sollen, ohne die Last der Schuldenverpflichtungen, die heut als Teil der Kriegslast getragen werden muß, für die Zukunft zu unheilvoller Dauer zu verurteilen.

Antworten

Manfred Georg. Willkommen, wer auch nur andeutet, wie dem Kino künstlerisch aufzuhelfen ist. „Das Wort ‚Grauen' leidet an einer gewissen blutrünstigen Nuance. Sie war ursprünglich nur ein unwesentlicher Be-

standteil in dem Gefühlskomplex Grauen, überwucherte aber allmählich alles andre und wurde zur hervorstechenden Eigenschaft. In der Literatur spiegelt sich die Degradation des Grauens von der läuternd-herrlichen Empfindung zum rein spukhaften Schreck deutlich wieder. Eine grade, absteigende Linie führt von E. T. A. Hoffmann und Dostojewskij über d'Aurevilly, Poe und de l'Isle-Adam zu den jüngsten Beschwörern mystischer Geheimnisse. Bei ihnen sind es nur noch die seltsamen Begleitumstände irgend eines Mordes oder einer andern schrecklichen Begebenheit, die im Leser die Spannung aller anscheinend unerklärlichen Dinge stets hervorrufen. Von jenem Grauen, das einen einsamen Wanderer plötzlich im Gewittersturm oder den Schiffer inmitten der Wasserwüste überfällt, ist nichts mehr zu finden. Denn eine noch so glanzvolle und packende Stilistik wird vor dem wirklichen Erreger des unerklärlichen Furchtgefühls, dem Schweigen, stets versagen. Das Schweigen, das Nichts, in dem alle Causalität plötzlich aufgehoben scheint, ist die stärkste aller Grauenerregungen. Die unheimlichsten folterndsten Dramen tun auf der Bühne ihre Wirkung immer in den Momenten, wo zwischen Geschehnis und Geschehnis eine Lücke klafft, wo nicht mehr gesprochen wird: ich erinnere nur an einzelne Szenen aus Strindbergs ‚Totentanz' und ‚Kronbraut'. Hieraus ist es ein Leichtes, den Schluß zu ziehen, daß uns die schweigsamste Kunst, das Lichtspiel, die nachhaltigsten und tiefsten Eindrücke wahren Grauens übermitteln — könnte. Daß reine Schauer- und Gespensterszenen, die leider immer noch bis zur letzten Belanglosigkeit variiert werden, meist der Lächerlichkeit verfallen, liegt in der Natur der Sache. Sowie sich der Zuschauer mit etwas Körperlichem befassen kann, ist seine Furcht schon gemindert. Er begegnet vertrauten Dingen, die nicht wesenlos in Raum oder Fläche verfließen; er erkennt Umrisse, hat dann sofort den Kontakt mit seiner Welt, und wenn nun ein grobfühliger Regisseur die Schrecken häuft, tritt da, wo alles verschwimmend in der Gefühlssphäre bleiben mußte, klotzig und übertrieben ein Zerrbild aus dem Dunkel. Mit Recht ist helles Lachen des Publikums der unerwartete Erfolg. Der schwerste Irrtum: daß man nach Absonderlichkeiten sucht, wo ein banales Geschehen durch eine leichte Umbiegung, durch eine geschickte Kontrastierung aufpeitschendste Wirkung üben kann. So kann die Gegenüberstellung von Sehenden und Blinden, geistig Gesunden und Blöden, der Uebergang von der Vernunft zum Wahnsinn — alles Dinge, die dem Urwesentlichen des Kino, der Geste, weiteste und offenbarendste Entfaltungsmöglichkeit bieten — stärkste Erschütterungen hervorrufen. Es heißt also auch hier wieder: Zurück zum Begriff! Freilich, eins braucht man dazu: Darsteller von Gottes Gnaden und nicht irgendwie verschlagene Dilettanten oder auf einen Leisten zurechtgeschnittene Stars."

Kurt F. Die Hauptsache ist, daß eine Redaktion ganz genau weiß, an wen sie sich wendet. Diese leistet sich zu einer Novelle folgende Vorbemerkung: „Die Verfasserin bittet uns, darauf hinzuweisen, daß diese noch in Friedenszeit entstandene und damals von uns erworbene Geschichte mit ihren Vorgängen natürlich auch nur in Friedenszeiten denkbar war: denn heute würden wohl die beiden männlichen Träger der Handlung, Major a. D. Kurt von Boltenstern und sein Freund, Freiherr von Salden, längst schon wieder das bürgerliche Gewand mit des Königs Rock vertauscht haben." Da wird man wohl nächstens im Theater folgenden Monolog erleben: „Wat — Major, der Ferdinand von Walter, und noch nich einjezogen? Een faulet Schtück — die Kabale und Liebe!"

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Gegen die Befragung von Germanicus

Gegen die Befragung — des Reichstags nämlich, was die Friedensgestaltung betrifft! Das sei in ruhiger Ueberlegung ausgesprochen, auf die Gefahr hin, für einen Apostaten und Gouvernementalen gehalten zu werden. Eine Gefahr, die übrigens gering ist, nachdem die Mehrheit des Reichstags dem Antrag Spahn, der eine Diskussion des deutschen Friedensangebots fürs erste ablehnte, ihre Zustimmung gegeben. Es wird uns niemand einreden wollen, daß die Herren Westarp und Basserman aus grundsätzlichem Bekenntnis zum Parlamentarismus, darum also, weil, wie die Deutsche Tageszeitung geschrieben hat, „das freie Volk freie Rede haben solle", sich heiß bemühen, die Absichten der Regierung in den Angelegenheiten des Friedens der parlamentarischen Kontrolle zu unterwerfen. Die Geschichte der Konservativen und der Nationalliberalen ist zu eindeutig, als daß der plötzlich einsetzende Eifer, die Stimme des Volkes laut werden zu lassen, nicht Verdacht erregen sollte. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß solche Forderung auf Redefreiheit befriedigt sein würde, wenn eben diese Herren Westarp und Bassermann, Reventlow und Dietrich Schäfer und was sonst dazugehört, ihre annektionistischen Sprüche hergesag[t] haben. Die Ritter und die Schwerindustriellen sind als Schrittmacher der Demokratie untauglich. Wenn sie sich plötzlich zum Prinzip des Parlamentarismus bekennen, so tun sie das aus andern Gründen, aus Gründen, die man vielleicht respektieren, die aber wirksam werden zu lassen nicht nützlich sein kann. Die Herren Westarp und Bassermann werden befürchten, daß die Reichsregierung in ihren Kriegszielen nicht weit genug geht und auf der etwa zustande kommenden Konferenz nicht scharf genug aufzutreten gedenkt. Vom Standpunkt besonders gekennzeichneter Interessenten ist solcher Wunsch, an der Formulierung der Kriegsziele beteiligt zu sein, zu begreifen; das Wohl des Reiches und damit des deutschen Volkes aber kann nur gefördert werden, wenn Sonderwünsche unberücksichtigt bleiben. Es ist übrigens nicht einzusehen, warum die Regierung, die ja schließlich doch den besten Ueberblick über die Lage und über die Möglichkeit, zu fordern, aber auch über die Notwendigkeit, zu verzichten, haben muß, sich von rechts oder links durch Besserwisser drängen lassen soll. Wenn irgendwo, so ist für die Liquidation des Weltkriegs die Diktatur der Einsicht das Gebot. Wir möchten darum hoffen, daß die Eingabe, die der Vorstand der Nationalliberalen Reichstagsfraktion an den Kanzler gerichtet hat: daß den Vertretern des Volkes an der Friedensfindung schon jetzt

mitzuwirken erlaubt sein möge, auf die Regierung keinen Eindruck macht; schon darum nicht, weil die Unterzeichner der Eingabe kaum das Recht haben dürften, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen — dessen Abgeordnete in der Mehrheit für Spahn stimmten — höchstens im Auftrage, richtiger gesagt wohl: im Interesse eines bestimmten Bestandteils der deutschen Bevölkerung. Die Regierung wird einsichtig genug sein, Sachverständige zu hören; sie wird keinen Frieden machen, ohne von Hindenburg und den besten Meistern der Handelsverträge sich beraten zu lassen; sie wird auch weltpolitische Ziffern und die Rohstoff-Statistik zu lesen wissen oder sich deuten lassen. Die Beeinflussung ihrer Entschließungen durch die Forderungen bestimmter Gruppen kann nur schädlich sein. Wir wollen keinen agrarischen und keinen industriellen Frieden; wir brauchen einen deutschen Frieden, einen Frieden des europäischen Ausgleichs, ganz im Sinne der deutschen Note: in keinem Widerspruch zu den Rechten der andern Nationen, aber grade darum allein geeignet, das Dasein, die Ehre und die Entwicklungsfreiheit des eigenen Volkes zu fördern. Wir sind tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß solch einen Frieden zustandezubringen die Regierung, die an der Verantwortung für das Reich, für das Gedeihen des deutschen Volkes schwerer als jede Berufsorganisation oder sonst eine Interessenvertretung tragen dürfte, am ehesten berufen ist. Alle Hysteriker und Monomanen haben die Finger von einem Geschäft zu lassen, das die beste Sachkenntnis, die ruhigste Ueberlegung, das reinste Wollen und eine wahrhaft große, nicht aber eine großmäulige Gesinnung verlangt. Es fehlt uns nicht an Bewunderung für die Leichtigkeit, womit die nationalliberalen Petenten sich über den klaren Wortlaut der Reichsverfassung, die Kriegserklärung und Friedensschließung dem Kaiser als Recht zubilligt, hinweggesetzt haben; wir wollen uns das merken, wenn es etwa späterhin einmal zu einer Revision der Verfassung kommen sollte. Im Augenblick scheint uns solche revolutionäre Maßnahme nicht opportun zu sein. Wir wollen den Frieden der Regierung; wollen ihn auch darum, weil wir keine Veranlassung zu haben glauben, ihr, die sich im Jahre 1914 zum Kriege entschloß, auch nur den geringsten Teil der Verantwortung abzunehmen.

Im übrigen gehört eine starke Phantasie dazu, um sich Friedensverhandlungen solchen Umfanges, wie sie den Weltkrieg jetzt oder früher abschließen werden, „parlamentarisch" vorzustellen. Schon ein einfacher Getreidekauf dürfte besser nach diskreteren Regeln vollzogen werden. Man kann Verhandlungen, bei denen es sich um Milliardenwerte handelt, nicht in breiter Oeffentlichkeit führen; kann das wenigstens nicht heute mit einer Bevölkerung, deren politische Schulung in den Anfangsgründen steckt. Kann das nicht in einem Staate, der — womit Westarp und Heydebrand bisher einverstanden gewesen sein dürften — nicht parlamentarisch regiert

wird. Es hieße das Pferd am Schwanz aufzäumen, wollte man die parlamentarische Demokratie im Zeichen der Friedensfindung aus den Windeln heben.

Andrerseits muß die Regierung sich einigermaßen als die Stimme des Volkes fühlen, wenn sie das Friedensgeschäft erfolgreich betreiben will. Die deutsche Regierung weiß, daß sie die Masse des Volkes, und dies in einem ganz andern Sinne, als die nationalliberalen Petenten es beanspruchen, hinter sich stehen hat. Die deutsche Regierung weiß, daß dieses Volk darauf vertraut, einen gesunden und dauerhaften Frieden gemacht zu sehen, daß es solchen Frieden erwartet, daß es aber grade darum entschlossen ist, den Kampf gegen unbelehrbare Feinde, gegen Völker, die sich durch Interessengruppen, durch Parlament und Presse verführen lassen, fortzusetzen bis zu dem Augenblick, wo die Vernunft Derer, die an den Lasten des Krieges am schwersten tragen, sich durchsetzt. Für Deutschland ist dieser Zustand bereits erreicht; es ist erkannt worden, daß der Krieg im Wesentlichen eine Arbeiterfrage ist. Denen, die solche Erkenntnis fanden, dürfen wir zutrauen, daß sie am Tisch der Friedenskonferenz die wahren Interessen des deutschen Volkes — und zwar der Gesamtheit des deutschen Volkes — vertreten werden.

Es wird dennoch nicht an klugen Leuten fehlen, die uns schelten, den Vorstoß der Nationalliberalen, der eine Demokratisierung der Verfassung und eine Erweiterung der Parlamentsrechte anstrebt, nicht zu unterstützen. Diesen ist mit dem ‚Vorwärts' zu antworten, daß auch im politischen Leben das Schweigen nicht nur Gold, sondern auch Zustimmung sein kann. Daß diesmal sogar das Schweigen der Mehrheit eine Tat gewesen ist. Und man darf hinzufügen, daß diese Mehrheit bis auf weiteres fest entschlossen zu sein scheint, durch tätiges Schweigen und durch Mundtotmachung (der Vorlauten nämlich) die schwertbewaffnete Friedenspolitik der Regierung zu fördern. Daß diese selbe Mehrheit es nicht verabsäumen wird, die rechte Gelegenheit zum Ausbau der Volksregierung, zur Sozialisierung und Demokratisierung des Staates, zu nutzen, das beweist die Geschichte des Hilfsdienstgesetzes, besonders die Einsetzung des berühmten Ausschusses, mit dessen Zustandekommen die Herren, die heute (bei falscher Materie und zur unrechten Zeit) protesteln, nicht ganz einverstanden gewesen sein sollen. Alles in allem: für die praktische Politik gibt es keine moralische Logik, nur die Logik des Erfolges. Man kann Grundsätze opfern, man muß es sogar tun, wenn dadurch die Sache gefördert und die Gegner von falscher Wirksamkeit zurückgehalten werden. In solchem Sinne kan die Verleugnung eines Grundsatzes gradezu eine Förderung des Prinzipes bedeuten.

Der politische Schmock von Robert Breuer

Von Politik sei hier nicht gesprochen, sondern nur von dem Mann, der politische Vorgänge als Objekt nutzt, um seine witztriefende Feder zu wetzen. Auch dagegen wäre schließlich nichts zu sagen, wenn solcher Witz wirklich geistreich wäre, den Gegner niederbrennend, Gelächter reizend. Wogegen ich mich wenden möchte, das ist die Maßstablosigkeit, die den Schmock kennzeichnet, die Ironie „sprüht", wenn es ernst zu sein gilt, und durch fabelhaftes Besserwissen die Ereignisse, die zu beschreiben sind, in das vielbeliebte Groteske verzerrt. Ich wende mich gegen den Clown, der am unrechten Platz seine Scherze macht und das politische Referat mit einer Cabaret-Conférence verwechselt. Als ein peinliches Beispiel dieser Gattung fasse ich Herrn Hussong, der die Tägliche Rundschau zu bedienen pflegt. Er tat es auch Dienstag, am zwölften Dezember, an dem Tage, der, wie die Dinge auch laufen mögen, ein ganz richtiger „Markstein" in Deutschlands Geschichte bleiben wird. Herr Hussong „plaudert" über die Reichstags-Sitzung, in der Deutschlands Friedensangebot verkündigt worden ist. Herr Hussong glaubt dies in der Art eines Varieté-Feuilletons tun zu dürfen. Sozusagen: Vor den Kulissen; die Balletdamen im Négligé; Geigenstimmen im schummrigen Theaterdämmer. So etwas ist begehrt; journalistische Pralinés. So etwas ist eine Würdelosigkeit, wenn es sich darum handelt, den Zeitungsleser von einem weltgeschichtlichen Vorgang Kenntnis zu geben. Herrn Hussong mag die Politik des Kanzlers nicht gefallen; so soll er sie bekämpfen. Er hat aber nicht das Recht, Aetzschleim zu spritzen, wenn der berufene Wahrer der Reichsinteressen vor der Volksvertretung einen Akt verkündet, den der Kaiser deckt, und zu dem Hindenburg gratuliert. Herr Hussong war frivol, als er über die Reichstagssitzung vom zwölften Dezember seine Schmockspäße machte. Herr Hussong hat geschrieben:

„An des Reichstempels Pforten drängt sich die Menge Derer, die von Begierde erfüllt sind, das verschleierte Bild aus der Wilhelmstraße sich enthüllen zu sehen; erfüllt, wie jener ‚Jüngling, den des Wissens heißer Durst nach Sais in Aegypten trieb'. Der weite Saal gefüllt, wie fast nie. Und auf den Tribünen sitzen sie ‚mit hohen Augenbraunen und möchten gern erstaunen'.

Noch fiebert ungestillte Neugier. ‚Wie nennt sich das Stück?' ‚Die Mausefalle.' ‚Und wie das?' ‚Metaphorisch.' ‚Habt ihr den Inhalt gehört? Wird es kein Aergernis geben?' Sie wissen nichts. Nur das Häuflein der Eingeweihten weiß etwas. Vor einem Stündlein noch hat man den Zeitungsleuten in der Wilhelmstraße das Geheimnis verraten. Bald werden alle wissend sein. Ob sie auch glücklich sein werden? Der ‚Vorwärts' hat noch einmal heute früh eine Weltwende verheißen. In Plakatdruck schreit er aus: ‚Der zwölfte Dezember — ein Tag der Entscheidung!' Was wird entschieden? Wie wird entschieden? Eines darf man sagen, noch ehe der Kanzler spricht: Es wird von Friedensbedingungen die Rede sein. Von Friedensbedingungen nicht nur Deutschlands; von Bedingungen, zu denen der ganze Kreis unsrer

Verbündeten mit uns sich bekennt. Also Erfüllung der Herzenswünsche des ‚Vorwärts‘, des Berliner Tageblatts? Gemach doch. Es bleibt abzuwarten, ob der Kanzler wirklich nach der Forderung des ‚Vorwärts‘ Friedensverhandlungen anbieten wird, ‚nicht wie zwischen Sieger und Besiegtem, sondern gleich auf gleich‘. Es bleibt abzuwarten, ob er unter dieser grauen Glasdecke uns eine Vision beschwören wird: Wilson mit dem Palmzweige. Ob nicht am Ende der ‚Vorwärts‘ und das B. T. enttäuscht ihr Programm von gestern mit der Kanzlerrede von heute vergleichen und mit jenem Jüngling sprechen werden: ‚Was habe ich, wenn ich nicht alles habe?‘ Ob sie nicht mit ihm klagen werden: ‚Nimm einen Ton aus einer Harmonie! Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen, und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang das schöne All der Töne fehlt und Farben.‘

Noch liegt der Saal in grauer Dämmerung. Aber auch in den reserviertesten Logen drängt die Wißbegier Stirn bei Stirn. Die Estraden füllen sich. Jeder Quadratzoll ein Geheimrat. Die Diplomatenloge ist mehr als überfüllt. Unerhört, aber Tatsache: die Diplomatie tritt einander auf die Zehen. Ein Mann kriecht unter einem schwarzen Tuch mit einem großen Kasten auf der Brüstung der Tribüne herum und lauert auf den großen Augenblick der Lichtempfindlichkeit. Und hin und her, wieder und immer wieder: Wie nennt sich das Stück? Kennt ihr den Inhalt?

Um Ein Uhr sollte das Stück beginnen. Der Zeiger rückt auf halb Zwei, und noch fehlt der Kanzler, noch fehlt Herr Zimmermann, noch fehlen auf den Bänken der Parteien die ‚großen Kanonen‘. Die äußerste Linke ist noch ganz leer. Klappt etwas in der Regie nicht? Hinter den Kulissen scheint man noch über das Drum und Dran zu handeln.

Herr Helfferich zeigt sich und neigt sich. Herr Zimmermann. Aber ihr Anblick sättigt die Wißbegier nicht. Aufgeregt schwirren die Stimmen unter dem gläsernen Dach der Halle. Ein Uhr vierzig! Eine in der Geschichte des Reichstags unerhörte Zögerung.

Aha, die Senioren! Herr Spahn, Herr Gamp. Da klingelt es auch endlich. Herr Gröber, Herr Bassermann, Herr Scheidemann, Herr Stadthagen. Sie kommen, sie kommen, die Herrlichen alle. Die Sitze der äußersten Linken füllen sich. Der Vorsitzende besteigt den Thron. Der Reichskanzler erscheint. Die Lichter brennen auf.“

Es dürfte wenige Leute geben, die der Meinung sein werden, daß ich Herrn Hussong Unrecht tue, wenn ich vorhin gesagt habe und jetzt wiederhole: daß solche übellaunige Verhöhnung des weitausgreifenden politischen Vorganges dieser Reichstags-Sitzung würdelos ist. Zum mindesten hätte Herr Hussong die Wirkung auf das Ausland, von der das von ihm versorgte Blatt doch sonst hinlänglich zu reden weiß, berücksichtigen sollen. Aber auch um des guten Geschmackes und des schlichten journalistischen Anstandes willen hätte er sich seine Späße verkneifen müssen. Die Politik ist gewiß keine moralische Angelegenheit, und nur Schwachköpfe können verlangen, daß ein Gegner, wenn seine Niederboxung die Sache fördert, geschont werde; es gibt aber Kampfregeln, auf deren Verletzung Bierverschiß steht. Solch eine Verletzung hat sich Herr Hussong geleistet. Dies festzustellen, dürfte eine Pflicht nicht nur der politischen Klugheit, auch der publizistischen Ethik sein.

Ostjuden von Berthold Viertel

(Fortsetzung)

Dekadenzmerkmale, die in bessern Verhältnissen rasch schwinden, wirken mit, um den Juden vollends unliebenswürdig zu machen. Der Schutt des geborstenen Jerusalem hängt gleichsam immer noch an seinem Kaftan und beugt seinen Nacken nieder; er riecht schlecht. Dabei ist er listig, praktisch, zäh; er spielt die Komödie der Demütigung, die man von ihm verlangt (wie er annimmt); spielt sie geläufig und kraß und geht zur Tagesordnung über. Es steckt solch eine Lebenskraft und solch ein Realismus in dem alten Typ, daß sich wirklich jedes Mitleid von selbst verbietet. Will man ihn sentimental fassen, bringt er uns zum Lachen; er hat so viel Komik; man weiß nie genau, ob freiwillige oder unfreiwillige. In seinem Kramladen und in seinem Bethaus ist er derselbe Fanatiker, der von Geburt und Geschäft nicht läßt, es segnete ihn denn. Ungemein schwierig, hinter die maskenhafte Oberfläche dieses Menschenschlags zu dringen; in das Innere, das ein Ghetto geblieben ist, das sich jedem Fremden grundsätzlich verschließt, wie nur der Orientale sein Zärtlichstes zu bergen weiß. Und der Allerfremdeste ist ihm der Westjude, der zivilisierte Jude — der eigentliche Hausjude im Gegensatz zu ihm, dem wilden Juden. Vor dem eleganteren, zahmeren Bruder hat der Ostjude nicht den geringsten Respekt; und mißtraut ihm als einem nach außen hin Nachgiebigen, nicht immer mit Unrecht. Ihn zuletzt, den Plauderer, ließe er in sein wahres Ich schauen. Und deshalb, weil der Westjude den Ostjuden nicht kennt, ihn nur scheut und fürchtet, spricht er so viel Unsinn über seinen rauheren Bruder; während die Leute meinen, es würden da Familiengeheimnisse verraten.

Die Familie hat Geheimnisse, zweifellos. Es gibt in Wahrheit eines, solch ein uraltes Familiengeheimnis, das der Jude von Wahlheimat zu Wahlheimat mitschleppt, das ihn nirgends ruhen und gedeihen läßt. Es ist: das jüdische Schicksal, wie es geschrieben steht, wie es die Propheten geweissagt haben: der weiterwirkende Fluch der Ausnahme, der Weg des losgelösten Gastvolkes durch die Reiche und Zeiten der Wirtsvölker hin. Der Jude hat den Frieden nie gekannt, den Zustand der verwurzelten Sicherheit, der vegetativen Solidität. Ihm war nie jener allzu selbstverständliche, unabsehbare, stockende Frieden beschert, der, seiner selbst bereits überdrüssig, nach den Stahlbädern des Krieges wollüstig seufzt; jener unfruchtbar gewordene, überflüssige Frieden, der schließlich all seine Kartenhäuser umwirft, nur um auf andre Gedanken und zur erfrischenden Bewegung zu kommen. Dieser ewige Nomade hat immer nur die besondere Form einer Schwarmlinie gekannt, die, ins feindliche Leben vorgetrieben, von allen Seiten umstellt, sich durchgraben, sich durchbeißen und Schritt um Schritt Boden erarbeiten muß, um darauf zu stehen — oder unterzugehen. Seit vielen Jahrhunderten

laufen die eigentümlichen jüdischen Verlustlisten weiter, arbeiten ruhelos die Verbandplätze und Spitäler. Dieses Bild ist vielleicht zu kriegerisch, wo es sich um einen beispiellosen wirtschaftlichen und geistigen Wettstreit handelt — eine Art des Streites, den die Staaten legalisiert haben, und der unter dem Namen „Frieden" als unendlicher Bürgerkrieg überall geführt wird. Der Jude ist, von hier aus gesehen, gleichsam die erste verfrühte Skizze eines Volkes, das nur noch als wirtschaftliche Gruppe existiert. (So penetrant auch die psycho-physische Eigenart des Typs sein mag, der durch alle Mischungen und Vermengungen unweigerlich hervorbricht: er konstituiert trotzdem noch keine Nation im gebräuchlichen Sinne des Wortes.) Und während der Jude seine Aufgabe in der Idee bis ins Unendliche weiterführen muß, konnte er nicht auf die leidenschaftliche Gewißheit verzichten, noch auf dieser Erde zurechtzukommen. Er hat freilich längst Waffen ablegen gelernt, in deren Gebrauch er sich historisch besiegt weiß; die für ihn und sein besonderes Kampfziel auch gar nicht ausreichen; mit denen er nichts für ihn Wesentliches beweisen könnte. Daher auch sein tief innerliches Unverständnis für eine Gesinnung, die den Krieg zu wollen, zu lieben, ja zu vergöttern vorgibt — während er den Krieg nur als ein Strafgericht des strengsten Gottes, als eine Sintflut empfinden kann, welche den Sünder mit den Sünden verschlingt, um für einen neuen Anfang Raum zu schaffen. Er weiß zu genau, daß nach dem Friedensschluß jener Krieg weitergeht, der Leben heißt und ein Kampf Aller gegen Alle ist, ihm aber längst zu einem Kampf Aller gegen Einen wurde. Von hier aus könnte auch der heutige Deutsche den Juden erfassen, von der Mitwissenschaft dieser Härte: „Alle gegen Einen!" Der Jude mußte jederzeit, in jeder Stunde, erwarten, mit den Wurzeln, die kaum gefangen hatten, wieder aus der Erde gerissen zu werden. Und wie oft ist das geschehen! Daher seine Hast und Gier! Daher seine Nervosität des Spielers, sein Habitus des Glücksritters, des Erfolganbeters, des Emporkömmlings. Er hat gebaut und immer wieder den Bau in Schutt zertrümmert gesehen — und sofort aufs Neue zu bauen begonnen, wie die bewundernswürdige Ameise, die niemals verzichtet. Zum Handel nicht nur begabt, sondern auch genötigt; dem Acker nicht nur entfremdet, sondern auch mit Gewalt entzogen; in die Städte zusammengejagt, deren kahle Mauern aus einem Gefängnis ein Ghetto machten: so hat ihn der moderne Kapitalismus gefunden und ihm den Hebel in die suchende Hand gedrückt, mit dem die schwere Welt federleicht zu bewegen war. Der Jude hat den Kapitalismus nicht erfunden; es heißt ihn absurd überschätzen, wenn man ihn dafür verantwortlich macht. Wie der Jude in den Metropolen die Börse bevölkert, genügt ihm allerdings in den galizischen Städtchen der Marktplatz, um Gruppen zu bilden und mit fanatischem Disput jene arbeitslose Arbeit zu verrichten, zu der man ihn verurteilt hat, und welche der arbeitsschwere Arbeiter versäumen

muß. Aber ich glaube: man schließt vom Größeren auf das Geringere. Man meint die Aktie und schlägt den Tauschhandel. Man verachtet das Fieber und das Wagnis, welches beide Arten gleichermaßen wecken; und man wünscht den Profit! Der gegen schauderhafte Uebermächte rätselhaft errungene jüdische Erfolg hat immer wieder den Antisemitismus neu belebt. So sei der polnische Judenhaß aufgelodert, als das polnische Kleinbürgertum sich zu Industrie und Handel spät genug entschloß und dem Juden den Markt streitig machen wollte. Da verwandelte sich alles in Teufelswerk, was der Jude zwischen dem ruthenischen Weiler und etwa dem Niveau Stanislau hervorgebracht hat. Es galt, dieses Teufelswerk im polnischen Himmel besser fortzusetzen.

Das ist der real orientierte Antisemitismus, der zu irgendwelchen aktuellen Ursachen — zumeist jüdischen Erfolgen — einfach hinzutritt, als ein Fertiges, das stets bereit liegt und auf seine Gelegenheit wartet. Zum Unterschied vom reinen oder psychologischen Antisemitismus, jenem Projektionsphänomen (nach Weininger), das am lieben Nächsten — am Fremden und Befremdenden — verfolgt, was man am eigenen Selbst als hassenswert empfindet. So wird der Jude für allen Mißbrauch, für allen falschen und verkehrten Kurs der modernen Welt — an deren Ablauf er höchstens mitschuldig ist — hauptverantwortlich. Dieser Antisemitismus stellt eine Art Purgiermittel für überschüssigen Haß vor, oder ein Reizmittel gleichsam, das die gewünschten Erregungen hervorruft — ein psychologisches Präparat von allgemeiner Beliebtheit, dessen erfrischenden Gebrauch sogar der Jude selbst nicht entbehren will. Es ist in den modernen Konsum übergegangen, wird in entsprechender Dosis gradezu als soziale Medizin verwendet, und nur gelegentliche Exzesse verraten, daß dieses Fieber einst in furchtbarer Selbständigkeit in der Form von mittelalterlichen Epidemien auftrat. Rußland, in seiner barbarischen Urkraft, zeigt sich noch immer nicht immun gegen derartige Volksinfektionen. Obwohl sich der russische Antisemitismus im Kriege vergleichsweise nur noch als Drohung und Gebärde bot, die jüdische Seele durch greuelhafte Erinnerungen bis zur blinden Panik entmannend. Vergleichsweise: — wenn man nämlich die tatsächlichen Mißhandlungen und Ausschreitungen mit den orgiastischen Katastrophen vergleicht, durch die der Jude bei allen Völkern hindurch mußte. Es war die Reaktion auf den Eindringling; das Fieber, das der Fremdkörper verursachte; die Tobsucht gegen die Ausnahme: Erscheinungen, die heute in den Mischkulturen Europas keinen entscheidenden Wert mehr hatten, im durchgesetzten Europäismus aber jeden Boden verlieren mußten. Mit fanatischer Zähigkeit hielt nur noch der Russe, der das Stadium der nationalen Selbstreinigung eben erreicht hat, an der Tradition der Rechtsknebelung, an der Form der Schutz- und Ausnahmegesetze fest.

(Schluß folgt)

Der Publizist von Ferdinand Avenarius

Am zwanzigsten Dezember wird Ferdinand Avenarius sechzig Jahre alt. Zu diesem Tage gibt der Mitleiter des ‚Kunstwarts' Wilhelm Stapel bei Georg D. W. Callwey in München ein ‚Avenarius-Buch' heraus — ‚ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen'. Was Avenarius von sich selber hält, das sagt die folgende Betrachtung. Daß er sich und seine Arbeit nicht überschätzt, das müßte man ihm auch an einem Tage zugestehen, wo man nicht den Drang fühlt, den verdienstvollen Mann von Herzen zu beglückwünschen.

Der Publizist würde als Schwärmer sinnlos oder als Unterhalter subaltern arbeiten, wollte er nicht letzten Endes die Willen bewegen. Und nun spricht er immer wie für den Dialog: auf alles, was er sagt, ließe sich antworten mit Ja oder Nein, Wenn und Aber — und dennoch antwortet ihm vom Tausend kaum Einer, als etwa mit Zuruf oder Gruß. Die genügen, um ihn Resonanz fühlen zu lassen, mehr wäre vom Uebel, es könnte die Sachlichkeit seiner Arbeit verwirren. Da er aber seinem Worte nicht Ton und Blick mitgeben kann, ist er Mißverständnissen noch weit mehr ausgesetzt, als wer mündlich spricht, und da er Andre zum Wollen zu erregen hat, so wirrt doch jedes Mißverständnis in seine eigentliche Arbeit doppelt bedenklich. Es ist Wenigen bewußt, daß die meiste Kraft des Publizisten sich im Kampf gegen Mißverständnisse aufbraucht.

Was verstehe ich unter „Publizisten meiner Art"? Solche, die unter der Sachforderung stehn: das könnte werden, es ist gut, also versuche Du es. Dem Poeten, dem Gelehrten mögen seine Erfolge zum Lebensbehagen dienlich sein, dem Publizisten nicht. Denn jeder Erfolg erweitert die Möglichkeiten zu wirken, verpflichtet ihn also dazu, bereitet neue Arbeit vor, und jede neue verpflichtet wieder. Aus den Erzeugnissen seiner Arbeit werden Organe seiner Arbeit, aus ihrer Gesamtheit wird ein Organismus, aber einer, der sich Organe angliedern kann, und also, wenn es nützliche sind, angliedern soll. Was anderswo als Einzelwesen im Kampf ums Dasein stünde, wird ja hier von einem Ganzen bedient und dient ihm seinerseits, lebt also sicherer und wirkt doppelt. So gilt bei wachsenden Erfolgen von vielem: was hier nicht verwirklicht wird, unterbleibt überhaupt. Also verwirkliche von Nützlichem restlos, soviel du verwirklichen kannst! Dem Publizisten meines Schlages darf es keine andern Grenzen geben als die der sachlichen Möglichkeiten. Daran ist er zu erkennen, daß er keine Grenzen zwischen journalistischem Theoretisieren und ausführendem Handeln kennt. Jeder neue Erfolg setzt ihm härter das Gebot, zu entbehren, was er Andern zu verschaffen sucht: das Sichselbergehören, entschädigt ihn aber dafür durch das festliche Gefühl der Erfülltheit mit Werdendem.

Wir kennen unsre eigenen Talente so wenig, daß beispielsweise ich erst gegen mein vierzigstes Jahr hin die Fähigkeiten be-

merkt habe, die mir als Publizisten endlich Erfolge gaben. Das können ganz nebensächliche sein, unbeachtete Rädchen, die, zum Schnurren gebracht, den Kontakt herstellen, daß der Strom nun treibt. Ich kannte auch die Möglichkeiten noch nicht, die im „Kunstwart“ lagen, als ich ihn gründete, und das heißt nach dem eben Gesagten: nicht die Forderungen, die er an mich stellte. Ich wollte zunächst nur gegenüber dem Spezialistentreiben der Zeit eine gemeinsame Betrachtung der Künste und wollte eine Sprechgelegenheit der Minderheiten bilden, bei denen ich die Mehrheiten der Zukunft sah. Daraus ergab sich als erste weitere Aufgabe: für ernste Kunst überhaupt ein so großes Publikum zu bilden, daß es sie tragen könnte. Und hieraus wieder: über die „Kunstwartgemeinde“ hinaus den Fernerstehenden nicht nach dem Munde zu reden, trotzdem Viele zu gewinnen und dann in diesem und jenem Sinn besonnen umbildend einzuwirken. Neue Aufgaben entschleierten und entwickelten sich allmählich bis zu der wichtigsten Erkenntnis: daß schon die Beschränkung auf das Künstlerische ein Spezialistentum war, beengend und doch verflachend, daß wir den Umblick von der aesthetischen Kultur zur Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten erweitern und nach Vermögen überall mitarbeiten mußten, wo der Schein log oder ein krankes Sein verriet. Wer das Wirken des „Kunstwarts“ im Vergleich mit andern Blättern bewerten will, wäre unehrlich, wenn er nur Zeitschrift mit Zeitschrift vergliche. Er suche die zweite Zeitschrift, die nicht nur sich selbst entwickelt hat, wie aus den bescheidensten Anfängen er, die nicht nur im Buch- und Kunsthandel so breite Nachahmung fand, weil sie als möglich erwies, was man bisher für unmöglich hielt, die nicht nur so viel Einfluß gehabt hat auch da, wo man ihr gegenüber geringschätzig tat, die nicht nur an Büchern, Noten- und Bilderwerken kleinster bis größter Art so viel allgemein Anerkanntes angeregt, aufgefunden, geformt und herausgegeben hat. Nein: die auch an gemeinnützigen Organisationen, die mit den verschiedensten Kulturmitteln arbeiten, derartiges ineinandergreifend gestaltet hat, wie der „Kunstwart“. Man hat auch im Ausland erklärt, daß kein zweites Kulturwerk ähnliches geschaffen habe — wers besser weiß, nenn es! Ich kenne meinen Anteil an all dem, weiß, womit ichs bezahlt habe, habe Grund, darauf stolz zu sein, und bins.

Zu diesem Krieg

Tolstoi

Es gibt keine solche Greuel, welche ein Mensch nicht verüben könnte, der in seiner Seele beschlossen hat, daß dasjenige, was er tut, eine von ihm unabhängige Elementarerscheinung sei. Ein solcher Mensch ist krank; vor ihm muß man sich hüten, einen solchen muß man als Kranken behandeln. Ebenso hat man sich auch vor Denen zu hüten und auch Die muß man als Kranke behandeln, die vom Kriege behaupten, daß er eine Elementarerscheinung sei.

Novellen von Hermann Stehr

von Friedrich Markus Huebner

Man kann kein Buch des Schriftstellers Hermann Stehr lesen, ohne an einen Schriftsteller des noch östlicheren Europas zu denken, an einen Russen, Dostojewskij. Sie sind irgendwie verwandt die beiden. Sie fügen sich so zwingend zu einander, wie etwa Heinrich Mann dem Westen und als Künstlergenosse zu Gustave Flaubert gehört. Alle vier, Vertreter eines besten Europäertums, ehren das Menschliche.

Die Form dieser Ehrung ist bei Dostojewskij und Hermann Stehr das Mitleiden. Ein Miterleiden nicht wie bei den zwei Westlern, nicht künstlerisch-fiktiv, überlegen und selbstironisch, sondern unbedingt und voll christlicher Demütigkeit. Dulden in den Büchern Stehrs und Dostojewskijs die Personen, die Tiere, die Bäume, so zerrüttet deren Ungemach ganz gewiß die zwei Schriftsteller so sehr, daß in ihnen beiden ein merkwürdiges Gefühl der Mitschuld entsteht, eine schmerzliche Selbstanklage, Verzweifeln und Gebet aus verlassener Tiefe.

Ganz einzutauchen in den Schlund, sich zu beschmieren mit dem Schleime der Sünde, zu schreien vor Weh, das er selber sich zufügt, ist die besondere Zuspitzung des Mitleidverlangens bei Dostojewskij. Das Leiden der Andern entsetzt und entführt seinen eigenen Geist, spült ihn in fremde Verfehlung, fremde Nacht und fremden Irrsinn und übersteigert seine Menschenliebe, seine Bruderangst in dem Grade, wie er selber vernichtet wird. Es ist seelischer Nihilismus, kraftlose Tränenwonne und das Sausen der Geißelhiebe.

Bei Hermann Stehr („Das Abendrot“, Novellen, im Verlag von S. Fischer) merkt man, daß er einem Volke zugehört, welches als Hemmung gegen das vollständige Ins-Leiden-Zerfließen sein Gewissen besitzt; Sünde und Schuld sind diesem Volke, aus dessen Mitte Martin Luther entstand, darum nicht weniger leicht als dem russischen. Das Gewissen macht eher den Zusammenstoß zwischen dem einzelnen Ich und dem Elende Aller noch heftiger, sintemalen keine Möglichkeit ist, ergebungsvoll zu jammern: Herr, sei uns Sündern gnädig, sondern das tragische Gebot ergeht, wissend zu bleiben und die Verantwortung auf sich selber zu nehmen.

Dies macht alles, was Hermann Stehr veröffentlicht hat, zu so wertvollen Aeußerungen deutschen Charakters, daß dieser Schriftsteller nicht ins Leid, in die Lust des Mitleidens taumelt, um am Ende das Haupt kraftlos in den Schoß des Erlösers zu verbergen, sondern daß er auf seine zwei breiten Schultern sich nicht genug Kummer, Armut, Seelenfinsternis aufladen kann, um, fast erdrückt von Teilnahme, dennoch als Richter seiner selbst, als Richter und Angeklagter seiner Geschöpfe mannhaft Frage und Antwort zu stehen. Damit hebt Hermann Stehr, was er

erzählt, in ein Licht der Verklärung und der persönlichen Würde, die doppelt beglückt, als er fast stets mit Leuten kleinster, verunglückter Berufe, mit vernutzten Bauernschicksalen und armen Wichtigkeiten alter Frauen, Kinder, muffiger Familiengeburts- und Sterbestuben zu tun hat. Das Heilige ist immerdar gegenwärtig und zeugt noch aus dem Mißlichen und dem Hoffnungslosen den rettenden Sinn eines großen, unerbittlichen Zusammenhangs.

Vorschläge ans Hoftheater von Rolf Lauckner

Absichten der Königlichen Theater von Berlin zu guter, neuerer Kunst haben sich in letzter Zeit wiederholt bemerkbar gemacht. Tüchtige darstellende Kräfte sind gesammelt worden, größere Personalveränderungen stehen in Aussicht, vom vormärzlichen Dekorationsprunk ist manches alte Prachtstück tiefer in die Requisitenkammer gehängt, die Wände sind etwas entlastet, die Linien ein wenig gestrafft worden. Ein neuer Spielleiter ist neben den bis dahin allein kommandierenden General in Regie-Angelegenheiten gestellt worden, und von den modernen Autoren ist kaum einer noch, der keine Probe seines Könnens auf den Brettern am Gendarmenmarkt hätte ablegen dürfen.

Das alles ist gut und schön.

Aber dann kommt eine Vorstellung, irgend eine, zum Beispiel auch der „Könige" neulich von Hans Müller, und läßt mit schmerzlichem Bedauern den weiten Weg erkennen, der die Absicht von der Ausführung trennt, den Kunstwillen vom Kunstwerk. Dem Weg inmitten lagert der steile Gipfel des künstlerischen Geschmacks, und eh' der nicht erklommen ist, wird auch die Geste zur modernen Wandlung ohne Inhalt bleiben. Eh' sich das Königliche Theater den ersten Lernsatz aus der Fibel jedes Bühnenleiters: die Forderung nach der engsten Zusammenarbeit von Maler und Regisseur, nicht zu eigen macht, wird kein noch so liebevoll unternommener Versuch glücken.

Bei dem ziemlich hohen Intelligenzdurchschnitt des Schauspielers von heute und der gesteigerten Linien- und Farben-Empfindung des Zuschauers von heute ist der Maler fast wichtiger, zum mindesten aber ebenso wichtig geworden wie der Regisseur. Hat man am Hof-Theater nun wirklich einen Spielleiter mit Absichten — der Maler fehlt gewiß. Und sollte er da sein, so kennen sich die Herren zweifellos zu wenig.

Ein krasses Beispiel: die Orgien der keifenden Rot im zweiten Akt der „Könige".

Die Hände des halben Parketts fahren schützend gegen die Augen, wenn in den an sich schon brutalen Reigen der Zinnober-, Orange- und Fraise-Töne der Herr Kardinal, vom Scheinwerfer noch aufgereizt, ein schreiendes Karmin hineinführt. Folge: die Zersprengung der als überredende Masse notwendig in geschlossener

Einheit auftretenden und wirkenden Königswähler. Unter dieser Zersplitterung wieder zerbröckelt die Intensität des Vorgangs, und so ohne Ende.

Ob man sich scheut, die Kompetenz eines (natürlich kunstbegabten) Malers deshalb zu erweitern, weil allzu frische Farben, eine zu starke Linien-Empfindung die Patina der echten Kostüme auslöschen und dem altwürdigen Herkommen des Szenenbaues schaden könnte? Man kennt die Ablehnung solcher Dinge höhern Ortes. Und trotzdem ginge diese Furcht zu weit, denn auch im Rahmen Dessen, was dort heute noch zu Recht besteht, und beileibe ohne zu gewagte Sprünge ins Expressionistische sind mit gebrochenen Farben und minder betonten Linien Kunstwirkungen möglich. Da ist, zum Beispiel, im Hintergrund desselben Aktes ein kleiner, romanischer Mustergarten eingebaut. Sicherlich echt, mit Löwen darin, romanischen, Treppen und Säulchen mit kunstgeschichtlichen Kapitellen, Schäften, Wülsten und Hohlkehlen. Hier hätte die erweiterte Machtbefugnis eines tüchtigen Malers dem romanisch gerichteten Spielleiter vielleicht Maß geboten und ihm erklärt, daß die hervorspringende Tatze eines dieser berühmten romanischen Löwen (oder ein Zweig des viel besprochenen Nußbaumes), mit der andächtig schaffenden Empfindung des Künstlers an die richtige Stelle in den Raum gebracht, dem Zuschauer die Wunder der romanischen Palastwelt höher getürmt hätte, als die sorgsam ausgemalte Endlichkeit aus Pappe.

Was ist romanisch auf der Bühne? Und was ist künstlerisch?

Der Bühnenbauer soll mit dem Bild und der äußern Anordnung um das Erlebnis doch Illusionen schaffen, die keine Wirklichkeit erreichen kann. Oder ist denn ein Schauspiel — ein gutes! — etwa Wirklichkeit? Und so hat natürlich auch der Bühnenrahmen nur die Aufgabe, eine Konzentration von Linien, Lichtern und Farben im gegenständlichen Zeit-Charakter zu umschließen. Nicht das gestickte Muster auf dem Ueberwurf des Helden, nicht die Arabeske am Torbogen verleihen die romanische Bühnen-Silhouette! Vielmehr ist der bedeutend größere Begriff dieses Romanischen erst selbständig zu erfassen, künstlerisch zu durchleben und gestaltend zu konzentrieren, bevor er nach studierten Mustern und Anschauungs-Tafeln den Zeit-Charakter eines dramatischen Werkes im Bühnenausschnitt unterstreichen und abgrenzen darf.

Andre Beispiele. Da drückt der erste Akt eine blind geweinte, grau verschleierte Frau in eine Nische gegen die glatte, ebenfalls graue Hinterwand, wo sie eine Viertelstunde zu stummem, aber sehr bewegtem Spiel verdammt sitzt. Die literarische Phantasie triumphiert. Grau in Grau! Mit der Mauer verwachsen! Schleier, Schmerz, Blindheit! Unsichtbar für die seitlich eintretenden Personen und dem Publikum so rechts wie links deutlich! Ein Maler-Auge hätte Bedenken gehabt, wenn schon nicht gegen die

Gleichheit der Farben, so doch gegen die Gleichheit der Tonwerte dieser Farben — und hätte mit einem tiefern oder hellern Grau das Spiel des leidenden Weibes befreit. Vielleicht wäre man auch übereingekommen, statt hinten eine Nische auf der Seite eine Säule zum Verstecken aufzubauen, die dann den Effekt dieser Eingangs-Szenen darstellerisch voll auszuspielen erlaubt hätte.

Im dritten Burgbild hängt hinten ein mächtiger Vorhang, der ein Kirchen-Inneres verdeckt. In dieser Kapelle soll der Held des Stückes beten, bis man ihn zum Mitkaiser krönt. Und daß dieser Vorhang weggezogen wird, davor ängstigt man sich — nach seiner Erfahrung — schon von Beginn der Szene an. Die Furcht ist leider begründet. Wie gut hätte eine leidlich malerische Begabung — von Reinhardt garnicht zu reden — an dieser Stelle wenigstens die Schwächen des Stückes mit einer monumentalen und farbenschönen Bildwirkung zudecken können! Statt dessen? Der ganze befürchtete übliche Stufen-Altar in Mittelfront, bekerzt, vergoldet, romanisch durchgepaust und ohne Ueberzeugungskraft. Der Held betend davor, diesem Altar angepaßt, auf Genre-Bild eingestellt!

Solchermaßen häufen sich die Attentate, und am Schluß jeder Betrachtung steht die Frage: Wo war der Maler, einer der vielen, die das königliche Theater doch sicherlich zu beschäftigen in der Lage ist? Oder aber die Forderung: Der Maler, der hier keinen Einspruch erhob, sollte ersetzt werden.

Vielleicht vermögen ein paar solcher praktischen Beispiele, des öftern wiederholt, und mit keinem andern Wunsche vorgetragen, als zu helfen, doch endlich den zweifellos guten Willen unsrer Hofbühnen-Leitung zur Tat zu stärken und zu steigern.

Zapolska und Zobeltitz von Alfred Polgar

Zum ersten Mal: ‚Die Warschauer Zitadelle', Schauspiel in fünf Akten von Gabryela Zapolska, die ein paar gescheite und tapfere, mit der Weltordnung rechtens unzufriedene Bücher geschrieben hat. Ihre ‚Warschauer Zitadelle' ist ein vortreffliches Theaterstück, spannend von der ersten bis zur letzten Szene. Neugier und Mitgefühl des Zuhörers werden dauernd beschäftigt und auf seinen Nerven volle Akkorde geharft. Im wesentlichen ist die ‚Warschauer Zitadelle' eine brillant erzählte, taktvoll grelle Kriminalgeschichte, deren Personen Gesicht und Charakter haben. Dramatischen Wert erhält das Stück durch den festen, nicht locker lassenden Griff seiner kantigen Fäuste; literarischen durch die Menschenähnlichkeit der sauber polierten Figuren; Eigenart durch seine geistige Atmosphäre — das revolutionäre Polen im erbarmungslosen Rußland —, deren Wärme- und Kälteströmungen eine Art innerer Bewegung der fünf Akte erwirken. Die Poesie, die manche dem Schauspiel entschmecken wollen, liegt im Thema — Freiheit

gegen Tyrannei, Ideale gegen Macht —, dessen natürlicher poetischer Fettgehalt auf der Oberfläche des Dramas edle Flecke erzeugt. Die deutsche Bearbeitung des Herrn Bernard Scharlitt war offenbar bestrebt, diese Flecke tunlichst wegzuputzen und das reine scharfe Theaterstück herauszupräparieren. Es war auch Keinem nach einem etwa verloren gegangenen Plus an dichterischer oder psychologischer Bedeutsamkeit bange. Im Gegenteil. Der zweite Akt weckte Befürchtungen, daß die schwärmerisch-trotzige Casuistik der unzufriedenen, opferlüsternen Jugend das Theaterstück am Fortgang hemmen, und daß die gewissen Melancholien üppig werden könnten. Da war man denn dankbar, als das Problematische sich rasch verzog und das Kriminalstück (mit Verhör, Scharfsinn, Ueberlistung und grausamer Folgerichtigkeit) seinen wohlig irritierenden gemeinen Zauber übte.

Unter Direktor Bernaus Leitung brachten die Wiener Kammerspiele eine ganz erstaunlich kräftige, bis in die kleinsten Rollen gute Wiedergabe des figurenreichen Stückes fertig. In ihrer lebhaften, von zart bis kraß alle Stärkegrade durchlaufenden Farbigkeit gab es wenig Verwischtes und Verklextes. Einfachheit und Natürlichkeit waren der Grundakkord der Aufführung; Kraft, Empfindung, Humor die wohl vernehmbaren Obertöne. Und über der ganzen szenischen und schauspielerischen Arbeit lag, eindeutig, ein Lichtstreif von Intelligenz. Es scheint mir das Besonderste dieser kleinen Bühne, seit Herr Bernau sie leitet, daß hier der Schwamm der Dummheit nicht recht ansetzen will, der die Bretter, die die Welt bedeuten, so dicht zu überziehen pflegt. Leider hat Direktor Bernau also wenig Aussichten, jemals in Wien ein richtiges großes Theater zu bekommen. An dem Erfolg der ‚Warschauer Zitadelle' hatte so ziemlich das ganze Personal der Kammerspiele redlichen Anteil. Herr Odemar machte als General drastische Figur. Der Schatten, den sie warf, war von Offenbach. Dem Chef der politischen Polizei gab Herr Klein-Rhoden eindringliche Züge von Klugheit, Kälte, Energie; und ließ sehr fein etwas wie sportliche Lust am Handwerk durchspüren. Auch Herr Nowotny, als innerlich zerrissener Revolutionär, hatte starke Augenblicke; für das Rot seiner Leidenschaft fand er die richtige Schwindsucht-Valeur. Fräulein Jadeskas Talent wird schließlich unverkennbar. Sie spricht sehr gut; und wie sie, bei ihrem Verhör, Schmerz, Wut, Trotz stumm in sich hineinwürgt, das verrät eine ganz moderne Technik der seelischen Feuerschluckerei. In dem lebhaft bewegten Bühnenbild der Kneipe ist ein lichtester Fleck. Er heißt Philine Wengerdt.

*

‚Will und Wiebke', Lustspiel in vier Akten von Fedor von Zobeltitz, ist ein richtiges Provinzstück (seiner geist gen Art und Herkunft nach), langsam, kindisch, gutmütig, und um ein halbes Jahrhundert im Geschmack und in der Mode zurück. Will (Herr

Thaller) ist ein älterer, adeliger Junggeselle, der vor einer unglücklichen Liebe in exotische Jagdgegenden floh und nun, geheilt, mit einer Menagerie ins Vaterland zurückkehrt, großer Pläne zur Hebung der heimischen Viehzucht voll. Wiebke (Fräulein Poldi Müller) ist ein junges bürgerliches Mädchen, das Will adoptiert, damit sein in Wiebke verliebter gräflicher Freund standesgemäß heiraten könne. Daraus entwickeln sich nun mit Hilfe eines reichen und sympathischen Bierbrauersohnes, Herrn Edthofer, und des Fräuleins Woiwode amouröse Schiebungen, die nach längerm Leiden aller Beteiligten schließlich in zwei Verlobungen zur Ruhe kommen. Fräulein Schweighofer, die Herren Ehmann, Schreiber, Fürth und Höller erscheinen in die Geschehnisse des Lustspiels mehr oder minder einbezogen. Den zoologischen Interessen Wills gemäß treten weiter auch eine kranke Gans und ein toter Hase auf. Im Verein mit dem Regisseur des Deutschen Volkstheaters, Herrn Rosenthal, machten sie das Milieu des Spiels sehr anheimelnd.

Selbstbesinnung von Theobald Tiger

Fort mit der sonst so aktuellen Harfe!
Heut pfeif ich mir nach eigenem Bedarfe
auf meiner Flöte einen in Cis—Moll
von dem, was ist; von dem, was werden soll.

Von dem, was ist . . . Kaum kann uns etwas schrecken.
Mars schlägt mit Wucht auf sein verzinktes Becken —
laß bluten, was da bluten mag —
und er regiert die Stunde und den Tag.

Und er regiert die Stunde und das Jahr —
bedenk, wer damals noch am Leben war!
Und leise spielt — wie waren wir doch jung! —
der Leierkasten der Erinnerung.

Wie kannst du dich in all dem wiederfinden?
Du magst dich mühsam durch Systeme winden,
durch Pflichten, die es geben muß und gibt —
Du siehst dahinter und wirst unbeliebt.

Laß dich von keinem Schlagwort kirren!
Von keinem Vollbart dich beirren!
Es schenkt dir niemand was dazu —
bleib, was du warst; bleib immer: Du!

Geheimrat Goethe sang nicht minder
vom höchsten Glück der Erdenkinder —
er war Ministerpräsident
und also sicher kompetent.

Man kehrt nach aller Schicksalstücke
doch immer auf sich selbst zurücke.
Drum wünsch ich dir nach dem Gebraus
dein altes, starkes, eignes Haus!

Dantons Tod

Georg Büchner und Max Reinhardt — einmal endlich mußten sie zusammenkommen. Einmal mußte es Reinhardt klingen, das fiebernde und brausende Pathos des unbegreiflich jungen Dichters, dessen wahrheitsliebender Blick die Männer der französischen Revolution gesehen hat, wie sie waren: „blutig, widerlich, energisch und zynisch", der das unsterbliche Volk von 1793 mit erschreckender Nacktheit zum kreischenden, lastervollen, grotesken Pöbel sich wandeln läßt. Ueber die Masse ragen zwei Köpfe: Maximilian Robespierre, der unbestechliche, der „empörend rechtschaffene" Oberstaatsanwalt von Paris, und George Danton, der daran zugrunde geht, daß er den Freiheitsdrang seiner aristokratischen Natur mit den sozialistischen Freiheitsideen der Saint Just verwechselt. Mirabeau hatte 1789 richtig prophezeit: „Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken als die souveräne Aristokratie von sechshundert Personen, die sich morgen für unantastbar, übermorgen für erblich erklären und schließlich, wie jede Aristokratie der Welt, damit enden wird, alles zu verschlingen." Aber wird nun Danton den Robespierre oder Robespierre den Danton verschlingen? Ein grandioses Symbol: der Kontrast dieser beiden Männer. Es ist der ethische und aesthetische Freiheitsbegriff, die hier aufeinanderprallen. Es ist der Kampf der Schiller-Kantischen und der Goethischen Weltanschauung, aus dem Bezirk der Theorie in den Bezirk der Tat übertragen. Der Repräsentant des aesthetischen Prinzips unterliegt — wie stets und überall der Künstler. Der Schmerz um seinen Untergang, das Mitgefühl mit dem Fall des innerlich reichern Menschen hat Büchners Dichtung geschaffen: dieses hinausgestürmte Werk, das den Zug zur Größe hat, wie wenige. Auch die Franzosen rühmen es als „das" Abbild ihrer Revolution. Improvisiertes Heldentum ist in seiner ganzen chaotischen Formlosigkeit bis an die Grenze der Komik, aber mit untrüglichem Takt nicht über die Grenze hinaus geführt. Der neue Heroentyp, aus Blut und Kot geboren, wird vielfältig abgestuft — eben von Robespierre bis Danton. Der starre Robespierre will immer weiter Schlächter sein. Die Revolution ist nach seiner Meinung noch nicht fertig; und wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich sein eigenes Grab. Danton steht an Menschlichkeit, Einsicht und Würde höher. Er ist adlig in einem andern als dem sozialen Sinne. Für ihn beginnt da, wo die Notwehr aufhört, der Mord; und er ist des Treibens müde, der stumpfsinnig gleichmacherischen Arbeit der Guillotine und einer „Tugend", die nur durch den Schrecken zu herrschen vermag. Was ist erreicht? Von den vergossenen Strömen sind dem Volk die Backen nicht rot geworden. Es läuft noch immer auf nackten Füßen und friert. Aber mechanisch ruft es, je länger, je wilder, sich und seinesgleichen zum Totschlag auf. Der Blutrausch hat es im Bann. Man denkt an die Kriegseinpeitscher unsrer nicht weniger großen Zeit. Wer ringsherum zur Besinnung mahnt, ist kein Patriot. Weh ihm! 1794 ist das Dantons Tod. 1835 ist es ‚Dantons Tod'.

Der Dichtung fehlt der dramatische Nerv. Um ein regelrechtes Drama zu „können“, dazu war Büchner mit zu heißem Herzen bei seinen umstürzlerischen Bestrebungen, dazu ist der Jüngling von zweiundzwanzig Jahren selber zu sehr Partei — so sehr, daß die Sozialdemokraten ihn für sich in Anspruch nehmen. Mit geringer Berechtigung. Nicht Lassalles Vorgänger nämlich ist er — dem eher sein epikuräischer, aber arbeitszäher, redegewaltiger, verachtungsvoll-überlegener Danton ähnelt —, sondern des Mannes, der die aesthetische Weltanschauung zum Siege geführt hat, indem er sie Tat werden hieß: Friedrich Nietzsches. Ein „Jenseits von Gut und Böse“ tönt bei Büchner aus dem Munde Marions, der „geborenen“ Dirne, mit der dem Dichter die Offenbarung der Naturgewalt im Hetärentum glanzvoll geglückt ist; aus dem Munde Luciles, des machtlos hingegebenen Weibes; aus dem Munde des zynisch-skeptischen Danton wie des feurig-schwärmenden Desmoulins. Die Gefühlsspannung — unwiderstehlich. Stärke und Feinheit sind eine Verbindung eingegangen, wie sie nicht oft in der Literatur geglückt ist. Der Menschheit großen Gegenständen wird die ehrlich tiefe Reverenz der Jugend bezeugt. Mit farbreichen Pinselstrichen ist das grelle, heftige Kolorit einer Zeit getroffen, in der sich die Welt umwälzt. Philosophische Haltung ist in der Art, wie Danton und seine Leute ihr heiteres Griechentum wider das düstere Römertum Robespierres und der Seinen stellen. Solche Haltung geht weit über Büchners Jahre hinaus. Sonst eigentlich nichts; wenn man von vorn herein einem Menschen dieses Zuschnitts und dieser Tatze Leistungen abverlangt wie den gleichaltrigen Dichtergenossen des Sturms und Drangs von Leisewitz über Lenz bis zum Schiller der ‚Räuber‘, zum Goethe des ‚Götz‘. Dann ist es ganz in der Ordnung, daß der frühe und lächerlich junge Vorkämpfer Büchner den Kampf noch nicht übersieht: daß er nur erschüttert und erschütternd die Stimmung des ungeheuern Zusammenpralls beschwört. Heute, zwei Menschenalter später, wo, unabhängig vom Weltkrieg, Keiner diesem Kampfe entrückt ist, wo wir aber, hauptsächlich dank Nietzsche, Klarheit über sein Wesen haben — heute wärs möglich, diesen ewigen Kampf zwischen dem ewigen Danton und dem ewigen Robespierre in dialektischer Form zu meistern das heißt: diesen Vorgang in Handlung Bewegung, Entwicklung zu schildern, statt nach der Weise des Vorläufers Büchner in noch so bunten, noch so leuchtenden und erleuchtenden Einzelheiten. Büchners unverbrauchte Bildkraft hat grade dazu gereicht, seine Sprache der Revolutionssprache ebenbürtig zu machen und in dieser Sprache lose Szenen von jäher Unmittelbarkeit zu dichten. Sie sind nicht schwächer als die Parlamentsszenen, die sich, aus Mignet und Thiers, gewissermaßen selbst gedichtet haben. Nie war zweifelhaft, daß dieses undramatische Drama in einer blutvollen Aufführung hinreißen würde. Vor fünfzehn Jahren, nach zwei gutgemeinten Versuchen der Volksbühnen, forderte ich Matkowsky und Basserman für Danton und Robespierre, vor drei Jahren, bei Büchners Säkularfeier, Reinhardt für die Regie. Der hat jetzt alle meine Erwartungen übertroffen.

Ein epischer Ablauf von zweiunddreißig Auftritten gewinnt an dramatischem Tempo, wenn man beinah ein Drittel streicht. Die zwölf Auftritte, da sie nun einmal fehlen, scheinen entbehrlich. Wären die übrigen zwanzig auf die Drehbühne gesetzt worden: es hätte ein Gegenstück zu den ‚Soldaten' und sicherlich ein Meisterstück der Routine gegeben. Dafür ist Reinhardts Vision des furiosen Gemäldes zu großartig. Grundton: die Finsternis, die sich das Licht gebar, das stolze Licht, das aus einem Scheinwerfer einzig auf den Sprecher fällt, ohne ihn anstößig theatralisch herauszuheben. Das Licht erlischt, die Säulen oder Seitenpfosten der Dekorationen werden vorn oder in der Mitte oder hinten durch ein Fenster oder ein Gitter oder einen Vorhang verbunden, während bereits der Lärm des folgenden Auftritts anhebt — Gesang, Getrommel, Gelächter, Geschluchz, Gejohle —: und wenns wieder hell ist, steht vor demselben Vorhang statt eines Divans ein Bücherregal oder zwischen denselben Säulen statt eines Spieltischs die Rednertribüne des Konvents oder zwischen denselben Pfosten statt der Pritsche für die Gefangenen die Guillotine mit dem Korb, worin ihre Köpfe liegen. Ein beklemmender Eindruck nach dem andern, fünf, zehn, zwanzig. Ihre Elemente: die Grauheit der Dekorationen; die Schnelligkeit der Verwandlungen; die unheimliche Ausdehnung der Bühne nach beiden Seiten und in die Tiefe. Ein Revolutionstribunal wächst märchenhaft an. Unendlich entfernt tront das Präsidium, und der „Berg" führt seinen Namen mit Recht. Die Mittel des farbenfrohesten Regisseurs? Einmal fast gar keine Farben, sondern nur Schatten. Kein Himmel, sondern lastende Decken. Keine Decke eines bestimmten Gemachs, sondern vager, unbestimmbarer Raum. Nach weit über hundert Inszenierungen hat der erstaunliche Reinhardt noch einen schöpferischen Gedanken gehabt. Von allen Stilisierungen hat er diese grundsätzlich unterschieden. Der Verzicht auf Ausstattung ist bei ihm keine Seltenheit. Aber völlig neu ist die durchgeführte Wirkung eines Helldunkels, das von Rembrandts Bildern herübergenommen scheint. Das ist wahrhaft großer Stil: wild, phantastisch, schicksalhaft donnernd. Den schönen Leib Frankreichs schüttelt das Fieber, und die Bühne gibt mit der Freiheit, die ihre Form ist, die Zuckungen wieder. Mutig von Reinhardt, daß seine Revolution nicht eine Revolte, sondern die zügellos heulende, um-und-umstülpende, gellend rote, hysterische Revolution ist. Die Nationalgardisten in ihrer rasch geschneiderten Kriegertracht. Aufgestachelte Pöbelhaufen, die Gesichter zerrissen von Wut und gebeizt von Haß. Das seidene Genießertum, das sich von der stumpfen Zweckhaftigkeit des Proletariats geflissentlich sondert. Hier fehlen alle Exzesse ins pathologisch bestrafte Laster (dessen sachliche Darstellung für den Naturwissenschaftler Büchner charakteristisch ist); aber daran ist nicht der Dramaturg, sondern selbstverständlich der Zensor schuld. Wahrscheinlich hat der auch die Marseillaise verboten, die bei Büchner steht, weil ohne sie keine französische Revolution denkbar ist. Die Carmagnolen zünden nicht halb so. Zum Glück hat Reinhardt die Sturmmusik in sich selber und, worauf es uns ankommt, das Tem-

perament, sie in eine Unzahl von Sansculotten hineinzublasen. Ich weiß kein Beispiel aus meiner Theatererfahrung, daß Leidenschaften der Menge so ungestüm über die Rampe gegriffen hätten. Dieses Pack darf sich wirklich als Gott empfinden, wenn es solcher Ekstase fähig ist. Was schadets, daß sie sich am Nachmittag gegen Den richtet, für den sie sich am Vormittag entzündet hat! Es erklärt nur, warum ein Demagoge vom Schlage Dantons seine Demagogie eines Tages satt hat und vorzieht, von dieser Sippschaft im Nu zu sterben, als noch mehr Jahre für sie zu leben. Seine Majestät das Volk von Paris ist in seiner Namenlosigkeit stark genug, um die Individuen klein zu kriegen. Deshalb mindert es kaum die Schlagkraft von Reinhardts Kunsttat, daß seine Schauspieler keineswegs sämtlich seinen Statisten und ihm gewachsen sind.

Am besten sind auch die Schauspieler, wo sie zu Klumpen geballt erscheinen. Deputierte und Wohlfahrtsausschußmitglieder haben beinah je mehr Gesicht, je unbekannter bisher ihr Name. Goetzke und Bernhardt und Veidt wären an andrer Stelle wahrscheinlich Danton und Robespierre und Saint Just. Dahinter bleiben die drei Frauen des Stücks zurück. Fräulein Welcker ist eine vortreffliche Marion ohne Ueberschuß. Fräulein Pünkösdy eignet sich gleich gut für Mädchen und Mütter, für Amalia Edelreich wie für Frau Macduff; aber für Dantons Frau ohne Kinder hat sie nicht viel. Fräulein Fein ist in ihrem zweiten berliner Winter genau so fürchterlich wie im ersten. Man sagt das höchst ungern, teils überhaupt, teils weil hier ein zarter Mensch unter seinem Mangel an Schauspielkunst ersichtlich nicht minder leidet als wir Betrachter. Aber solange die Dame beschäftigt wird, muß man erklären, daß diese jaulende, schlotternde, grimassierende Ohnmacht auf berliner Bühnen nicht ihresgleichen hat. Der Gatte dieser Lucile ist zwar an einen Schauspieler, aber leider nicht an den rechten geraten. Camille Desmoulins ist sentimentaler Aesthet und Hauptfigur. Herr Danegger wirkt weder aesthetisch noch sonstwie empfindsam und ist als Darsteller eine sogenannte Utilité. Dies war eine Rolle für Paul Hartmann. Oder für Herrn Riemann, der als Barrère nichts zu gestalten und wenig zu sprechen hat. Woher hätte schließlich der zweiundzwanzigjährige Büchner den Odem für die vierundvierzig Personen des Dramas nehmen sollen! Biensfeldt fällt noch heraus als mißbrauchter Souffleur und kupplerischer Familienvater im Tran; und Gülstorff als putziges Meckerkerlchen. Dann sind wir bei Danton und seinen zwei Gegnern. Herr Bonn war ein Notbehelf. Vor fünfzehn Jahren war Danton Herr Danny Gürtler, mit dessen ursprünglicher Wüstheit selbst der frühere Bonn es nicht aufnahm. Der Bonn von heute entwaffnet durch seinen Ehrgeiz, sich Reinhardts irgendwie würdig zu zeigen. Wenn der mit ihm eine Rolle vollständig durcharbeitet, dann sind zum Schluß immerhin die übelsten Schmierenallüren beseitigt. Nicht zu beseitigen ist leider Bonns hüftenwiegender Pfauengang, durch den ihm jeder Mensch schwammig, kokett, komödiantisch gerät; der eingeölte Schwung seines Unterarms; sein

Augenaufschlag; das Tremolo seiner Stimme, die sich ungern lange verhindern läßt, zu deklamatorischen Graden anzuschwellen. Für den fünfunddreißigjährigen Tribun ist er außerdem um zwanzig Jahre zu alt. Dantons Tragik ist ja doch einzig, daß er in solcher Jugend bereits an der Welt vorüberzugehen von seiner Natur gezwungen wird; daß er nichts tut, um sein Leben zu retten; daß er zu Robespierre ungefähr steht wie Egmont zu Alba. Für diese Jugend sind seine Erfolge gewaltig. Aus dieser Jugend erklärt sich sein eigenes Vertrauen in seine Unerschütterlichkeit. Ohne Jugend fällt alles dahin: die besondere Art Zauber, den er auf seine Hörer übt; die Schwermut, die um ihn wie um die meisten Gestalten von Büchner ist; seine Erotik, die bei einem Fünfziger unappetitlich wird. Für Büchner also ist Bonn ein unmöglicher, für Reinhardt ein möglicher, für sich selber ein ausgezeichneter Danton. Daß er von wahren Charakteristikern trotz allen Ansätzen doch schließlich für immer geschieden ist, muß nicht jedesmal festgestellt werden. Werner Krauß hat mit Reinhardt die überraschende Wandelbarkeit gemein. Wer als die Beiden käme darauf, den Mann der schroffsten politischen Praxis beim Gegensatz zwischen seiner Sendung und seiner Erscheinung zu packen! Dieser eisige Saint Just hat Gesicht, Organ, Manieren eines jungen Mädchens in rosa. Auch Robespierre, des Fanatismus rauher Henkersknecht, macht es nicht mit Gewalt. Decarli ist eingedenk, daß der Mann bei Büchner sich einsam fühlt. Damit verweichlicht ihn weder Dichter noch Darsteller; aber sie entnüchtern uns den Tugendbold ein bißchen. Was der hagere, finstere, doppelt bebrillte Decarli vielleicht an historischem Format schuldig bleibt, das gewinnt sein Robespierre an Lebensnähe. Fest und klar ist er der Mittelpunkt einer Aufführung, die uns alle endlich wieder einmal angeht, die uns auf- und umgerüttelt hat, und für die Reinhardt gar nicht nachdrücklich genug gedankt werden kann.

Weihnacht über den Gräben von Paul Zech

Aufbricht das Blau des Tags wie aller Tage
silberbehauchte Frühe im Gelände . . .
Doch hinter eines schwarzen Waldes Wände
gewaltiges Licht brennt auf mit einem Schlage.

Vorhang des Rauchs, des Sturms wird aufgezogen.
Landschaft der Gräben, Gruben und Verhaue
wird weit in eine nebel=ungenaue
Provinz der andern Welt zurückgebogen.

Heißer Alarme Gong singt Bruder=Lieder,
aus Höhlen stürzen Heere breit nach oben
aufatmend, aufgelöst sich zu umarmen.

Auf aller Lippen kniet christ=selig nieder
der Psalm „Einander" . . . Engelchöre toben,
Gott selber heult herab und heult: Erbarmen!

Zentraleinkauf von Vindex

Die Frage der Zentralisierung und Monopolisierung der Einfuhr hat eine wirtschaftspolitische, oder, wenn man will, theoretische, und eine praktische Seite. Was man von der bloßen Theorie in Wirtschaftsdingen zu halten hat, dafür war der Krieg ein unvergeßlicher Lehrmeister, und davon war in diesen Blättern bereits nicht selten die Rede. Was hingegen die Praxis, die eigene Erfahrung und die unmittelbare Anschauung uns beibringen, dessen Stärke ist augenfällig und beweiskräftig genug, um überall den Wert des allerbesten Arguments zu besitzen. Darum gilt auch für wirtschaftliche Fragen, daß allgemeine Sätze und Lehren statt auf Spekulation und abstraktem Nachdenken besser auf den unbestreitbaren Wahrnehmungen unsrer Sinne aufzubauen sind; wenn natürlich auch hier nicht vergessen werden soll, daß in allen Vorgängen und Erscheinungen, deren Spielball wir überall sind, vielleicht ein gemeinsamer und einheitlicher Kern verborgen liegt, und daß dessen Erkenntnis das letzte Ziel aller Forschung, also allen Erkennenwollens ist.

Aber um diese äußerste Erkenntnis handelt es sich im Leben zumeist nicht. Gewöhnlich geht es nur darum, den Nutzen oder Schaden einer allgemeinen Einrichtung vernünftig zu beurteilen. Indem wir die Wirkungen einer Einrichtung mit den Absichten vergleichen, denen sie dienen soll, kommen wir zu unsern Forderungen, zu unsern Wünschen und zu unsern Ablehnungen.

Es gibt Leute, die für das durch die Zentraleinkaufsgesellschaft dargestellte und recht nachdrücklich vertretene Prinzip schon deswegen mit Eifer ins Zeug gehen, weil dieses Prinzip in der Preußischen Ersten Kammer, bei den durchlauchten und edlen Herren, sowie auf der Rechten des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages so temperamentvolle Gegnerschaft findet. Was solchen Parteien, so meinen jene Leute, als vom Uebel erscheint, muß allein schon deswegen notwendig, nützlich und gut sein. Diese Art Auffassung sollte es von Rechts wegen nicht geben; sie ist aber da, und tritt recht munter auf. Wenn man beispielsweise im ‚Vorwärts' eine besonders angelegentliche und mit volkswirtschaftlichen Gründen gestützte Verherrlichung des Einkaufsmonopols, wie es die Z. E. G. verkörpert, liest, wird man den Eindruck nicht los, daß hier der konservativen Auffassung, koste es was es wolle, entgegengetreten werden sollte, wobei in der Sache ein Grundsatz verkündet wird, der dem römischen fiat justitia, pereat mundus recht ähnlich sieht — ein Satz, der in seiner Wucht so manchem imponieren mag, von dem aber eigentlich jeder überzeugt sein müßte, daß er in dieser Welt der Kompromisse keine wirkliche Geltung beanspruchen darf.

Gewiß läßt sich, theoretisch vorgetragen, leicht begreifen, daß auf einem abgesperrten Markt (wie wir ihn gegenwärtig in Deutschland haben) ein Einzelner billiger in den Besitz der überhaupt verfügbaren Menge von Waren gelangen kann, als eine Mehrheit von Käufern, die sich notwendig gegenseitig überbieten müssen, um möglichst große Anteile von dem Vorrat zu erlangen. Aber diese Deduktion würde ihre eigentliche Ueberzeugungskraft doch erst daraus schöpfen, daß wirklich die verfügbaren Mengen durch die Zentralisation des Einkaufs und durch das Beschaffungs- und Bewirtschaftungsmonopol preiswert und im gerechten Verhältnis an die Konsumenten gelangten; daß also die beschaff-

baren und vorhandenen Güter ihrem Zweck, nämlich dem Verbrauch, in gehöriger Weise zugeführt würden.

Wir wollen die noch keineswegs endgültig geklärte Frage unerörtert lassen, ob der einzelne Händler, oder ob Händlerverbände, auf Grund ihrer Geschäftserfahrungen und Geschäftsverbindungen nicht doch billiger einzukaufen imstande wären als der Staat selber, der als Monopolherr und (nicht immer gern gesehener, aber immer gern hochgenommener) Käufer auftritt. Wir wollen das unerörtert lassen, weil die Gegenprobe allein den Beweis für oder wider erbringen kann. Eine Zentralisierung und Monopolisierung aber, deren Vorteile für das breite Publikum und für die eigentlichen Interessenten so wenig spürbar sind, daß die ganze Institution von vielen Seiten gewissermaßen als Selbstzweck betrachtet wird, kann bei aller Klarheit des oekonomischen Zieles nicht der Weisheit letzter Schluß sein. Wenn auf den Verbraucher nichts vom Segen der Einrichtung gelangt, wenn er nur ein dunkles Walten wahrnimmt, das ihm bald hier, bald da in seine Selbstversorgung hineinredet: dann kann die Einrichtung selber nicht so vollkommen sein, wie es ihr von dieser und jener Stelle aus nachgerühmt wird.

Gegen diese Feststellung läßt sich auch nicht einwenden, daß die Verteilung der monopolisierten Güter nicht der Z. E. G., sondern dem Kriegsernährungsamt obliegt. Tatsache ist, daß jedesmal, sobald das Einkaufsmonopol sich einer Ware bemächtigt, diese unheimlich schnell vom Markte verschwindet. Es ist gleichgültig, ob das an der Z. E. G. oder am Kriegsernährungsamt liegt. Eine Zentralisierung und Monopolisierung, die, ihrem Sinne zuwider, die Ware vom Markt vertreibt, statt sie ihm zuzuführen, kann höchstens in der Theorie, niemals aber in der Praxis gebilligt oder gar gutgeheißen werden.

Antworten

K. W. Man kontrolliert sie doch wohl nicht genug, die Provinzpresse. Da schreibt in den Posener Neuesten Nachrichten Einer, daß er nicht wisse, wo und wann Herr Ludwig Hardt sich seine literarischen Sporen geholt habe; was er ja auch wirklich nicht zu wissen braucht, weil Ludwig Hardt sich bisher noch gar keine literarischen Sporen geholt hat, sondern ein Vortragskünstler ist. „Ueberrascht war ich daher, als er in einer Voranzeige mit Professor Milan in Parallele gesetzt und als einer der bedeutendsten Rezitatoren der Gegenwart bezeichnet wurde. Das erscheint mir etwas reichlich für eine in Posen bisher unbekannte Größe." Ha, welche Lust, in Posen unbekannt zu sein! Denn es „folgte ein Name, der mir bisher in der literarischen Welt nicht aufgefallen war, ich verstand Rielke". Das ist ein „unbekannter Dichterling", den die härtern Berliner Rilke aussprechen, während von Christian Morgenstern sozusagen „witzige Geistesblitze" stammen, deren „gekünstelte Form und geistloser Inhalt grade in der jetzigen Zeit, wo sich der Idealismus wieder zu regen beginnt, besonders drastisch zum Vorschein kam". So Posen. Dagegen verrät der Oberschlesische Wanderer in seiner Unterhaltungsbeilage, daß er in Konstantinopel einen „ständigen Korrespondenten" hat. Der schildert „Venus in Nöten" mit folgenden Untertiteln: „Der Liebe geweiht. — Die Pforte der Glückseligkeit. — Im Sinnenrausch. — Das Liebesleben zweier Welten. — Blasierte Europäer. — ‚Und dann die kleinen Mädchen . . .' — Leichteste Muse. — Die Paschas aus Galizien. — Konstantinopeler Dirnentum. — Die durchsichtigen Damen von Stambul." Und nun los: „Konstantinopel ist unstreitig die sinnlichste

Stadt der Welt. Vor allem ist sie in dieser Beziehung viel ursprünglicher, als Paris, London und Berlin zusammengenommen ... Man trinkt nach wie vor seinen Champagner und liebt es, auch in sexuellen Dingen das Beispiel von Paris zu befolgen ... Die Russinnen und die Französinnen nehmen auch trotz der Kriegszeit an dem Kampfe um die Gunst der Männerwelt teil und verwöhnen dadurch die ohnehin blasierten Europäer nur noch mehr ... Getreu dem französischen Beispiel macht die halbflügge Jugend eifrig mit. Jede pariser Demi-Vierge und jedes berliner Tauentzien-Mädel würde vor Neid erblassen, wenn es das Raffinement der kleinen Mädchen von der großen Pera-Straße in Konstantinopel mit ansehen könnte. Der südlichere Himmel, unter dem sich diese Art Jugend hier austoben kann, führt schon vollerblühte Dämchen von kaum zwölf Jahren auf die Straße ... In den Vergnügungsstätten herrscht natürlich das reifere und allerreifste Alter ... In den letzten Tagen hat die türkische Polizei eine allgemeine Razzia bei den Damen veranstaltet, die noch nicht im Besitz eines Kontroll-Buches waren, aber trotzdem den gewerbsmäßigen Liebesverkäuferinnen erfolgreich ins Handwerk pfuschten Neben dieser geheimen hat Konstantinopel natürlich auch eine unheimlich umfangreiche kasernierte Prostitution ... Daß aber außerdem die belebtesten Straßen auch noch von leichten Frauen und Mädchen überflutet sind ... Gegen die helle Mittagsonne wurden die Schönen gradezu durchsichtig ... Natürlich erforderte diese Mode seidene Strümpfe und Sammetschuhe mit denselben himmelhohen Hacken, wie sie die europäischen Damen zu tragen pflegen. Was man da bei dem miserablen Pflaster mancher stambuler Straßen manchmal für große und kleine Unfälle zu sehen bekam, kann man sich ungefähr denken ..."
So Oberschlesien. Wer zweifelt da noch, daß die Provinz uns verderbten Berlinern erheblich über ist! Ich kenne keine anständige berliner Familie, die solch ein Blatt ihren Töchtern in die Hand steckte. Der Kleinstadt-Abonnent aber schmunzelt behaglich, auch wenn er jetzt Bezieher heißt.

E. B. Wenn es richtig ist, daß die Mitteilungen über die Gagen-Verhältnisse bei Reinhardt ihn veranlaßt haben, die Achtmonats-Verträge in Zehnmonats-Verträge zu verwandeln, dann will ich gern noch einmal so viel Herzeleid erdulden, wie diese Mitteilungen mir eingetragen haben.

Sport

Weihnachtslaufen im Admiralspalast. Das vom berliner Schlittschuh-Club für Freitag abend im Admiralspalast angesetzte Weihnachtslaufen für Damen hat in beiden Gruppen eine gute Besetzung gefunden. In Gruppe A meldeten Fräulein Koberowski, Fräulein M. Heß, Fräulein Wagner, Fräulein Cramer, Fräulein Bingner und Fräulein E. Winter; in Gruppe B Fräulein Klebe, Frau Brockhöft, Fräulein M. Winter, Fräulein Müller und die deutsche Meisterschaftsläuferin Fräulein Thea Frenssen. Die Pflichtübungen werden erst am Sonntag vormittag, ebenfalls im Admiralspalast gelaufen.

Die Technische Kommission des Unionklubs hielt in der Vorwoche eine Sitzung ab, in der man sich in der Hauptsache mit der Gestaltung des Rennsports im nächsten Jahre befaßte. Es wurde beschlossen, eine Eingabe an das Preußische Landwirtschaftsministerium zu richten, in welcher angefragt wird, wieviel Renntermine der Minister im nächsten Jahre für Deutschland bewilligen wird. Man hofft dabei, daß die Rennen im gleichen Umfang wie in diesem Jahre aufrechterhalten bleiben. Von einer Veröffentlichung der Renntermine 1917 wird bis zum Eingang des Bescheides Abstand genommen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Geburtswehen von Germanicus

In der Somme-Schlacht haben die Engländer und Franzosen nach vorsichtiger Berechnung mindestens 800 000 Mann Verluste gehabt; dennoch: sie wollen den Krieg fortsetzen. Freilich, ob sie es wirklich wollen, oder ob sie nur so tun — nicht einmal, was die Regierungen betrifft, läßt sich diese Frage eindeutig bejahen. Es ist vielleicht nicht ganz abwegig, in solchem Zusammenhang an die dänische Volksabstimmung über den Verkauf der Antillen zu erinnern; unbekümmert um die nationalistischen Hitzköpfe, deren es auch in Dänemark genug gibt, entschied sich das Volk für den Verkauf, der den Frieden bedeutet. Wo ist der Mann, der es wagen wollte, heute über die Frage, ob Krieg ob Frieden, die Völker abstimmen zu lassen! Es ist darum falsch, zu sagen, daß die Franzosen den Krieg wollen, oder die Engländer oder die Russen, die Afrikaner, die von der französischen Kriegsmaschine erfaßt worden sind, oder die Mongolen, die in die Räder der russischen gerieten. Die Regierungen wollen den Krieg; in Frankreich und Rußland müssen sie ihn wollen, weil sonst ihre Tage gezählt wären. In England und Deutschland ist es ein wenig anders; hier hat das Volk Das, was die Regierungen begonnen hatten, in seinen eigenen Willen hineingenommen. Durch den Krieg, den die Politik einiger Auserwählter beschlossen hatte, durch die Nöte und die Erfordernisse dieses Krieges wurden die Völker gezwungen, sich für Das, was sie eigentlich nicht zu verantworten brauchten, rückhaltlos einzusetzen. Es vollzog sich eine Demokratisierung; im Feuer der Schlachtfelder wuchs das Volk zur Regentschaft. In solcher Erweiterung liegt keimhaft das Ende dieses Krieges, vielleicht beginnt damit die Kriegsdämmerung. Diese ungeheuerliche Anstrengung, in der heute die Völker sich gegenüberstehen, ist ein Aeußerstes, muß eine Wandlung bedingen und ein neues Zeitalter, ein Zeitalter der demokratischen Selbstbestimmung bedeuten. So paradox es erscheint: wenn wir heute fest entschlossen sind, den Krieg, in den wir hineingebracht wurden, zu einem sieghaften Ende, zu einem Sieg in jenem ausgleichenden Sinne, wie ihn das Friedensangebot des deutschen Kanzlers meint, zu führen und dafür jedes Opfer zu bringen, so ist uns gewiß, daß in solcher todesschwangern Anstrengung die Geburtswehen jeder künftigen Demokratie beginnen. Es ist eine jener schwerverständlichen und erst von der Zukunft durchschaubaren Wahrheiten, daß die Völker in der Gefolgschaft ihrer Regierungen sich heute bis auf den Tod bekämpfen, damit das europäische Volk geboren werde. Zuweilen hat man beinah den Eindruck, als wenn hier und da Volk und Regierung bereits zu einer Einheit, zu einem Vorbild jener großen kommenden Einheit der V.

S. E. zusammengewachsen wären. Wir kämpfen unterm Schauer der Weltgeschichte. Solche Erkenntnis, solches Ahnen gibt uns die Kraft, aufrecht zu bleiben und durchzuhalten. Wir wittern das Ziel, ein andres, als manche naiven Kriegsmacher meinen. Mit vollem Bewußtsein, aus letzter politischer Einsicht heraus — aber nur so: der Krieg wird fortgesetzt.

Dennoch wollen wir ihn beenden, sobald die Möglichkeit dazu gegeben ist, das heißt: sobald ein Friedensschluß die Herstellung des europäischen Gleichgewichts, nicht das der Kabinette, wohl aber das der Volksgemeinschaften zu sichern verspricht. Das Ende naht. Vielleicht ist es noch fern; aber es erhebt sich. Das deutsche Friedensangebot war ein entscheidender Schritt; die lächerlichen Wutausbrüche der uns feindlichen Presse und Parlamente, selbst das hysterische Geschrei unsrer eigenen Monomanen kann daran nichts ändern. Vielleicht müssen wir noch durch ein Weißbluten hindurch; wir werden auch das leisten. Vielleicht sind wir schon im Vorhof des Verhandelns. Die Sprache der Politik ist vieldeutig. Lloyd George hat Fanfaren geblasen; er hat aber auch davon gesprochen, daß Englands gegenwärtige Lage schwieriger ist, als vielleicht jede frühere war. Er sprach davon (und man muß wissen, was das für das Hochland des Freihandels bedeutet), daß die Schiffahrt verstaatlicht werden müsse; er sprach von einem nationalen Fasten, von dem Direktor des Nationaldienstes, von einer Organisation des Zivildienstes. England hat schwere See. Lloyd George kann uns nicht täuschen.

Mag sein, daß unsre überklugen Weltpolitiker, die sozusagen eien Käse auch im Dunkeln riechen, recht haben, wenn sie mehr oder weniger pathetisch und aufgeregt behaupten, daß in dem Chorus der Antworten, die dem deutschen Friedensangebot geworden sind, England die Regie geführt habe. Mag sein, daß England die russische Wortkanonade und das Schrapnellfeuer Briands befohlen hat; auch, daß England die angekündigte Vermittlung Wilsons grade darum so energisch abgelehnt hat, weil es sie unterwegs wußte, vielleicht gar auf den Weg gebracht hat. Wir wissen das nicht; und weder der Graf Reventlow noch sein Zwillingsbruder Georg Bernhard werden uns beweisen können, daß ihre Behauptungen mehr als Hypothesen sind. Angenommen aber, es ist so, wie diese beiden Klügsten täglich leitartikeln: was wäre dadurch an der Tatsache geändert, daß sowohl Lloyd George wie Trepow, sowohl Briand wie Sonnino lieber heute als morgen Frieden machen möchten, wenn sie nur einen machen könnten, der nicht Genickbruch bedeuten müßte! Es ist eine zwecklose Kannegießerei, ganze Zeitungsseiten mit dem Streit zu füllen, ob England, ob Rußland unser größerer Feind und die eigentliche Triebkraft der Entente sei. Für beide Auffassungen läßt sich das Material billig herbeischleppen, aber keine von beiden kann von ihren Anhängern widerspruchslos be-

wiesen werden. Die Politik ist nun einmal eine Wahrscheinlichkeitsrechnung; ihre Tragik wurzelt in der berühmten Frage der Historiker: was wohl geworden wäre, wenn damals dieser oder jener Vorgang sich anders abgespielt hätte. Der Politiker ist ein Instinkt-Tier. Es ist mehr eine Angelegenheit der Animalität als des Geistes, und es ist ganz gewiß keine Verquickung der Frage des Aeußern mit dem Innern, wenn wir uns dafür entscheiden, die Abkehr von Rußland und den Versuch eines deutsch-englischen Ausgleichs zu empfehlen. Wir glauben nicht an die Möglichkeit eines russischen Sonderfriedens; wir glauben nicht an die Zertrümmerung Englands; wir glauben nicht an die Beständigkeit der russisch-englischen Freundschaft; wir glauben nicht, daß an der Reinigung des Balkans England mehr interessiert sein könne als der Moskowiter; wir glauben nicht daran, daß die flandrische Küste für Deutschland die Möglichkeit bedeutet, die englische Seeherrschaft zu beseitigen; wir glauben nicht, daß die nächste Etappe der deutschen Weltpolitik Englands Untergang fordert. Hysterische Aufschreie können uns nicht belehren; erst die Geschichte kann uns meistern. Wir glauben nicht an die schreckliche englische Dämonie; wir glauben aber, daß im politischen Spiel auch die Kulturgemeinschaft ein weniges zu bedeuten hat. So sehr wir bekennen, was uns Dostojewskij ist, so leugnen wir doch, daß (die Schwierigkeiten wohl beachtet) die Aufrichtung Polens ein Fehler gewesen ist. Rußland muß durch Europa erzogen werden und wird uns dann seelisch bereichern. Wir hoffen, daß in absehbarer Zeit zwischen einem neuen Deutschland und einem neuen England sich mannigfache Interessengemeinschaften finden werden. Wobei wir allerdings sofort hinzufügen, daß wir, wenn es sein muß, alle unsre Machtmittel daransetzen wollen, England neu zu zu machen.

Auch Deutschland muß sich erneuern; es ist dabei, das zu tun. Daß dieser Vorgang manchen schmerzt, ist selbstverständlich. Niemand verliert gern seine Herrschaft. Die geschichtliche Entwicklung fragt aber nicht nach dem Wohlbefinden Einzelner noch einzelner Klassen und Schichten. Wir verstehen durchaus die Tollwut der Kreuz-Zeitung, wenn sie das Hilfsdienstgesetz als einen entscheidenden Schritt der Parlamentsherrschaft mit Kübeln von Gift und Unrat beschüttet. Sie mag ruhig jammern, daß der Tag des Zivildienstgesetzes kein Ruhmestag, kein Ehrenblatt in der Geschichte des deutschen Reichstags gewesen sei, sie mag das Gesetz einen politischen Wechselbalg schlimmster Sorte, einen Einbruch in die innerste Zitadelle des stolzen Bismarck-Baues nennen. Ist uns ganz einerlei. Dahinein werden sich die Herren der Kreuz-Zeitung finden müssen, daß der Krieg, der ein Volkskrieg geworden ist, das Volk aus der Taufe hebt. Womit der Tod der Ritter allerdings eine beschlossene Sache ist. Je länger der Krieg dauert, umso gründ-

licher (weil zwangsläufiger) werden die Operationen sein, die an die Stelle der Kabinette das Parlament, an die Stelle der Autokratie die Demokratie, an die Stelle der Auserwählten das Volk setzen. Bis dahin, bis zu diesen Tagen der Freiheit können wir nicht zugestehen, daß Denen, die überwunden werden sollen, die Möglichkeit gegeben sei, die Regierung, die den Krieg als Volkskrieg erkannt hat, zu bedrängen. Wir sind fest entschlossen, die Kreise und Individuen, von denen wir wissen, daß sie jede Bedeutung für Deutschlands Entwicklung verloren haben, von der Friedensfindung fernzuhalten. Wir wollen uns das Erbe, das anzutreten wir im Begriffe sind, von niemand gefährden lassen. Jene Pöbelwut der Kreuz-Zeitung gegen das Hilfsdienstgesetz, wie der Reichstag es gemacht hat, beweist deutlich, daß der Antrag Spahn recht getan hat, am Tage des deutschen Friedensangebots den Unentwegten einen Maulkorb anzulegen.

Und so soll es bleiben. Jetzt, da Wilsons Note eingetroffen ist, erst recht. Jetzt dürfen nur die Verantwortlichen reden und die Beteiligten, nicht aber die Profitierer, nicht die Verblendeten und Kurzsichtigen, nicht die wilden Plänemacher, nicht die Hassenden, nur die Begreifenden, nicht die Fakire des Niederbrechens, nur die Wegbahner des Ausgleichs.

Zeitgemäße Erinnerungen von Cienfuegos

Friederich von Preußen (der trotz Heinrich Treitschke niemals „seine Kerls mit grobem märkischen Jott andonnerte", niemals der „alte Fritz" des preußischen Volksschulbuches, immer Der König gewesen ist und noch auf seinem Sterbelager von dem Nimbus jugendlichen Heroentums umschimmert war) — Friedrich von Preußen beurteilt seines Staates Lage im November 1760, zwei Monate nach dem liegnitzer, zwei Tage vor dem torgauer Sieg, folgendermaßen: „Auch ohne gründliche militärische Kenntnisse wird jeder Mensch verstehn, daß der König, wenn er es in diesem Herbst dabei bewenden ließ und keine neuen Unternehmungen wagte, sich den Feinden mit gebundenen Händen ausgeliefert hätte . . . Nach reiflicher Prüfung und Erwägung all dieser Gründe beschloß der König, das Schicksal Preußens auf eine Schlacht zu setzen . . ."

Die torgauer Schlacht wird geschlagen, Daun verliert zwanzigtausend Mann (damals eine Armee!), die Russen gehn über die Weichsel zurück. Glück allenthalben . . . unerwartetes . . . und der König, der in diesen letzten Monaten um Jahrzehnte gealtert ist, schreibt folgendes Urteil über die Gesamtlage nieder: „Hält man alles zusammen, so sieht man Preußen am Schluß des letzten Feldzuges dem Untergang nah. Nach der Meinung aller Staatsmänner ist es verloren . . ."

So weit der König.

Die Politiker von heute, die im neuen Preußen die Tonika

des neuen Deutschland sehn wollen (und sich tatsächlich mitunter ganz ehrlich einbilden, es sei an ihnen und ihren Ideen und dem was sie schützen wollen noch etwas von dem stillen Brokatglanz des alten Preußen) — diese Politiker stellen sich in der Regel die Geschichte des Siebenjährigen Krieges wesentlich anders vor: eine Kette fast ununterbrochener Triumphe. Denn „wenn es auch hie und da mal schlecht ging — der alte Gott . . ." (dessen man sich dann gern erinnert, wie der junge Bankerbe des bewährten väterlichen Prokuristen) . . . . „der alte Gott also half dann doch immer weiter", und zum Schluß „haben sie dann alle doch Prügel bekommen".

Die tödliche Opiumdosis, die der König bei sich trug, die verzweifelt einem testimonium militis gleichenden Weisungen an die Adjutanten vor der leuthener Schlacht — unbekannte Dinge.

Friedrich: „Preußen erhebt sich nur durch den Tod einer Frau und behauptet sich durch den Beistand einer Macht, die am eifrigsten für seinen Sturz gearbeitet hat. Die unbedeutendsten Dinge bestimmen und ändern das Schicksal der Reiche! Wovon hängen doch die menschlichen Dinge ab!"

Herr Malkewitz oder Herr Kreth oder der sehr zur Beachtung empfohlene Herr Gundermann auf Siebenmühlen (aus dem ‚Stechlin'): „Wir habens damals gemacht, wir werdens auch dieses Mal machen, bis zum endgiltigen Sieg über den Erzfeind England!"

Und dann fällt auch auf die eben genannten Herren unzweifelhaft etwas von dem Schimmer der friderizianischen Glorie.

*

Von dieser bescheidenen Art, Geschichte zu treiben, führt eine ganz grade Linie zur alldeutschen Politik unsrer Tage. Wer sich nie das Kräftespiel und nie die verzweifelten Möglichkeiten überwundener Staatskrisen vergegenwärtigt, wird immer, auf den Ruhm Andrer pochend, das Blaue vom Himmel herabwünschen.

Die militärische Lage dieses Krieges ist heute ganz anders, die politische der des Siebenjährigen Krieges verzweifelt ähnlich. Friederich erreichte das Mögliche, das sich unter den gegebenen Umständen erreichen ließ. Ohne daß England sein Feind war und nicht ohne das Eingreifen der großen Faust, die Elisabeth von Rußland im rechten Augenblick aus dem Leben schob. Das Ergebnis: Hubertusburg. Wahrung des preußischen Besitzstandes. Weder Rußland noch England werden „endgiltig" niedergerungen. Und dieses Alles nach Aufbietung aller Kräfte und nicht nur Eines für Preußen geborenen Feldherrngenies. Trotzdem: der Krieg ist gewonnen.

Gewonnen ist jede Schlacht und jeder Krieg, bei dem der Angreifer seinen Willen nicht durchzusetzen vermag. Den bengalisch beleuchteten Sieg vermissen dann nur der Reporter und das Kriegervereinsmitglied. Dem Staatsmann gibt der „relative"

Sieg der Hubertusburger Friedensakte mindestens ebenso scharfe Waffen in die Hand (wofür die späte friederizianische Politik einge Beweise liefert) wie das Niederstampfen des Gegners. Der „relative" Sieg dokumentiert sich erst im Frieden. Aber er bekommt — auch hierfür kann man das preußische Beispiel von 1763 anführen — den Völkern meist besser als der Milliarden-Unsegen von 1871.

Die Lehren ergeben sich von selbst: der Krieg wäre heute, obwohl uns weit mehr Kräfte entgegenwirken als dem damaligen Preußen, gewonnen, auch wenn er uns keinen Zuwachs an Gebiet brächte.

Es wäre immerhin nicht ohne Nutzen, wenn der Bund zur raschen und gründlichen Niederkämpfung Englands sich die Werke Friederichs anschaffte.

Mitglieder des Allgemeinen Sprachvereins finden sogar eine deutsche Ausgabe vor.

Ostjuden von Berthold Viertel (Schluß)

Es kann nicht geleugnet werden, daß der Jude solche Widerstände nicht unverändert passieren konnte. Sie töteten ihn nicht, aber sie zeichneten ihn. Er verließ die hohe Schule des Hasses nicht ohne Kenntnisse in der Gehässigkeit; die Verfolgungen brachten ihm den Verfolgungswahn als eine Art Berufskrankheit ein; er ging aus den Sklavereien nicht ohne sklavenhafte Züge hervor. Erstaunlich genug, daß der Jude, mit Bränden gejagt, nicht in alle Lager auseinanderlief; daß sein Grundstock fest blieb. Aber er hat nicht nur seine Existenz durchgesetzt, er hat auch seinen Wert gerettet und erhalten. Durch welche Schutzmaßregeln und Schutzformen, das erfährt man am besten bei den Ostjuden. Dem Ghetto entsprach die Familie, als jener innerste Kreis, der bergend um das Zärtliche und Warme, das Lautere und Unmittelbare gezogen ist. Nach außen hin wirkte die Familie als das Seil, das die auf Umwegen Wandernden aneinanderhielt, die Leiter, über die man aufwärtsklomm, als überindividueller Wurf nach vorwärts. Der jüdische Geist aber wurde im abgeschlossenen Kessel der Religion weitergebraut und in der nie erlöschenden Ekstase stets erneuert, durch die Filter einer strengen dialektischen Disziplin stets gereinigt und stark und wesentlich erhalten. Der jiddische Jargon, als sprachlicher Träger alles bewahrten Fühlens und Denkens, hat nicht aufgehört, köstliche Lieder zu singen. Man erfährt von den neuern ostjüdischen Dichtern und Denkern, daß hier reine Torheit und der Humor aus Güte, Ekstase und Lyrik, der messianische Schwärmer, der Psalmist und der Prophet nicht ausgestorben sind, daß sie stets aufs Neue wiedergeboren werden. Mögen die ostjüdischen Autoren niemals erlernen, was ihnen fehlt, jene im Westen grassierende Geschicklichkeit, die Allerweltsmache: sie sprechen zu einem Volk,

nicht zu einem Publikum, das mit einer Mischung aus Phrase und Esprit, aus Charakterlosigkeit und Grazie abzufüttern wäre. Mehr noch: das Volk ist noch garnicht da, zu dem sie sprechen. In ihnen spricht der Wille, eine zerstreute Masse innerlich zum Volke zu sammeln. Deshalb sind sie auf Tat gerichtet, auf Kern und Selbstheit, auch wo sie die Schule Europas nicht verleugnen. Deshalb durchdringt sie ein gradliniger, intensiver Stil, ein ordnender, prägender Geist. Es mag mancher üble Schnaps in Galizien ausgeschenkt werden, mancher gefälschte Wein — aber der junge Geist ist echt. Echt wie die alten Friedhöfe, im nationalen Sinne wahrhafte „Häuser des Lebens“, weil dort Stein um Stein und Bild um Bild das unvergleichliche, unverlorene Eigene sich auferbaut und der Meißel des jüdischen Handwerkers in alter Zucht die Treue zum Selbst in den Stein haut. Echt wie die Weihe, die auf den jüdischen Festtagen liegt und die gekrümmten Sklaven des Alltags zur freien Haltung und Würde emporhebt. Der ostjüdische Literat empfängt und gibt die künstlerische Form als eine Keuschheit des Herzens. Er arbeitet die Seele heraus, die unter dem Schutt der Zeiten merkwürdig rein und hold geblieben ist, bewahrt und gerettet. Um dieses Material muß ihn der ehrliche westjüdische Literat beneiden. Wie aber das Volk selbst in seiner dunklen Tiefe das kostbare Material formt, hat der Chassidismus verraten — (verdolmetscht durch Buber in seinem klassischen Werke: ‚Vom Wesen des Judentums‘, bei Kurt Wolff). Es ist in diesem Zusammenhang ganz unwichtig, daß der Chassidismus nach kurzer herrlicher Blüte verfiel; er bleibt als Tat und Zeichen unverlierbar. Diese Lehre von der „Freude in Gott“ und vom „Dienst in der Natur“ entstand im achtzehnten Jahrhundert zur Zeit der schwersten äußern Bedrängnis in den Dörfern der Ukraine. Wichtig ist, daß der ostjüdische Mensch nur dem bösen Bann der Nächte zu entrinnen und den nackten Boden der Erde zu berühren brauchte, damit dieser gewaltige Durchbruch des Blutes und des holdesten Lebensgefühles geschehe: damit die torturhafte Knechtschaft in beflügelte Freiheit sich wandle und das unbarmherzige Schicksal des Volkes seinen erhabenen Sinn erfasse! Dem Urchristentum verwandt wie ein jüngerer, froherer, aber durchaus selbständiger Bruder, zerbrach der Chassidismus die abstrakte Enge der zum Schutzpanzer nach außen hin erstarrten offiziellen Lehre und hob seine reife, wissende, in Mildheit mächtige, in Demut stolze, vom Glück der Liebe und des Sieges glühende Seele dem unermeßlichen Firmamente zu. Mit derselben Unbedingtheit, mit der die verlorene jüdische Masse im Osten und im Westen dem gemeinsamen Nutzen frönt, wurde hier die Seele gewählt. Ich bin genau dieser Seele im äußersten Westen begegnet, wo sie an der Spitze der Kulturen als weit vorgerückter Posten ihrer Inbrunst die namenlos neuen Wege suchte und sich in wahrhaft tragischer Vereinzelung an den kühnsten Wagnissen und Experimenten verblutete. Daran

zerbrachen unsre besten Jünglinge. Und ich habe diese Seele in schlichten ostjüdischen Männern und Frauen wiedergefunden, wo sie ihr Lächeln, ihren Ernst, ihre unerlaubte tiefe Erfahrenheit, ihr sicheres, reifes Vermögen bescheiden wahrte und verwaltete. Es ist der jüdische Typ, der heute die laute, gierige Masse der Erfolgreichen verbirgt, dessen höhern jüdischen Erfolg Nietzsche für die Zukunft Europas nicht missen wollte. Er enthält jene Mission des Judentums, die erst den Antisemitismus unbeträchtlich machen wird. Der Chassidismus ist nicht gewesen, er wird erst! Er wächst weiter unter der schützenden Decke der ostjüdischen Treue. Das erneuernde Blut sucht sich Abfluß in den zionistischen Kolonisationstendenzen, an deren utopischer Weltbedeutung ich zwar mit innigster Hoffnung hänge, über die ich aber hier nicht sprechen will. Und die an Ort und Stelle wirkenden nationalisierenden Tendenzen — „Nation" als Postulat, als Aufgabe — begreife ich als die Art, wie der reine jüdische Geist sich seinen Körper formt. Eine unterirdische Treppe führt durch Blut und Sozialität dieser Masse den edleren, den bedeutenden Menschen — langsamer als den erfolghaschenden, gierigen Praktiker, aber unweigerlich — zur allgemeinen Kultur empor.

Hier ist der Kontrapunkt der Frage. Hier ist die große Wendung. Wo der Jude, statt des goldenen Kalbes, sein Selbst suchen wird, wo er seinen Blick ins Innere dreht, da wird er den eigenen Reichtum fertig und hochgeschichtet vorfinden, ihn erwartend. Von hier aus läßt sich aber auch die einzigartige Situation des Judentums in der Welt der Zwecke und der Mittel betrachten und in ihrer ganzen Fragwürdigkeit ermessen. Dieses in der Natur wurzellose Volk war und ist mit Sein und Wirken unerbittlich auf die Einordnung in vorhandene sachliche Bestände angewiesen und hat sich tausendfach, unter den schwierigsten Verhältnissen, dieser Einordnung fähig gezeigt. Ich möchte sagen: Leider! Nur allzu fähig! Das jüdische Talent erschöpfte sich zwar keineswegs in Theorie und Praxis des modernen Wirtschaftslebens — das zu erfassen und zu durchdringen sich allerdings auch der kleinste galizische Zwischenhändler rätselhaft berufen zeigte. Der Jude hat das Handwerk vielfach übersprungen, aber er ist in Technik und Wissenschaft zuhause, als wäre er insgeheim darauf vorbereitet worden. Ja, man wirft ihm vor, daß die fortschreitende Technifizierung und Theoretisierung des ganzen europäischen Lebens seinem üblen Einflusse zuzuschreiben sei. Der Westjude — um den es sich hier handelt — sei der schlechthin ametaphysische Mensch; seine materialistische Verwertungsgier und Fähigkeit zerfresse und zerstöre alle edlen, alten Gefühlsbestände, wie auch der jüdische Händler die weihevollen Wälder abholze, um sie als tote Werte zu veräußern. Hier wirke, im Guten wie im Schlimmen, ein Talent und ein Entschluß zum verbohrt Sachlichen, zum nüchtern Rationellen — ein Geisteszug, der den Juden als den momentanen Vordergrundstyp des mo-

dernen Deutschen wesensverwandt zeige. Daß die Ueberanstrengung der materiellen Sucht, welche nicht allein eine jüdische, sondern die moderne Gefahr schlechthin bedeutet, eine Kulturkrisis heraufbeschwört: dieser Vorwurf wird oft einseitig gegen den Juden gedreht. Aber der Jude hat sich nur in eine flutende Bewegung eingeordnet, und es gibt genug kräftige jüdische Gegenschwimmer auch im Westen. Unter den Juden selbst stehen überall die erbitterten Mahner auf, die, von der Idealität beglaubigt, das beengte Innere gegen das überwuchernde Aeußere bewaffnen. Einmal in die Wirklichkeit eingeordnet und in die Gesetzlichkeit aufgenommen, erblickt der Jude, der leistet, dicht neben sich den Juden, der schaffen wird!

Der Jude im Westen ist der sozialistische Schwärmer und Praktiker; er ist zugleich der Zivilrechtslehrer und der Staatsrechtslehrer. Die Heimat, in die er hineinwächst, ist der moderne Staat, der ihm deshalb zum Problem und zur Wissenschaft wird. Für den Staat blutet heute der Jude in allen Lagern. Hüben und drüben ist ihm der Weltkrieg ein Anlaß, seinen Dank für die Aufnahme in Recht und Gesetz abzustatten, und zugleich eine Gelegenheit, seinen Willen zur Gemeinschaftspflicht durch die Tat zu erhärten. Aber während der Westjude in diesem Kampfe den Genuß der europäischen Würden und Rechte mitverteidigt, besteht der Ostjude zumeist nur eine Art Aufnahmeprüfung, opfert er sich für den Anspruch auf Geltung. Da bedeutet es eine moralische Katastrophe, daß in Deutschland ein Ausnahmegesetz der Grenzsperre für Ostjuden erörtert wird. Es wird ja nur debattiert, es ist noch nichts Offizielles geschehen. Es würde ein solches Gesetz vielleicht nur geringe, praktische Bedeutung haben, denn der Ostjude giert nicht nur nach dem Westen, er hängt auch mit fanatischer Liebe an seinem Milieu. Nur fürchte ich, daß gerade die Ausschließung, das Zuschlagen der Tore vor der Nase übelste Begier wieder erwecken könnte. Ich bedaure das Auftauchen des Gespenstes eines Ausnahmegesetzes in seinen möglichen psychologischen Folgen. Diese neue Verletzung, dieser moralische Rückfall könnte jene edle Entwicklung, jene ostjüdische Regeneration stören, die mir als das schönst Jüdische auf Erden erscheint. Der Ostjude, der denken gelernt hat, tritt heute anders vorbereitet als seinerzeit der Westjude an die europäische Kultur heran. Er hat inzwischen eben die Erfahrung des Westjudentums mitgemacht. Er fühlt sich nicht mehr als der Geächtete, der zum Refugium taumelt. Jude, und das ist: Ausnahme sein, ist ihm zum Stolz, zur Aufgabe, zur Mission geworden; die Eroberung nach innen beginnt diesem Typ jeden Raumgewinn nach außen an Wert zu übertreffen. Ueber alle Treue triumphiert die Treue zu sich selbst.

Die Ordnung im eigenen Hause, das Werden aus eigener Kraft wird hier dem Anschluß an fremdes Gedeihen vorgezogen. Nicht länger zufrieden mit der Rolle des Vermittelnden und Verwertenden, gräbt man sich zum Fundament durch. Und da be-

deutet auch der Zug zum Ackerbau eine wesentliche Erweiterung und Kräftigung der jüdischen Sachlichkeit, ein Wurzelsetzen. Ein heilsamerer Begriff von Arbeit wird gesät und dem Unkraut des spekulativen Müßiggangs immer mehr Boden abgezogen. Wäre diese Regeneration schon allgemein durchgedrungen: ihre gesicherten moralischen Werte hätten von einem Ausnahmegesetz auf die Dauer nichts zu fürchten. Aber der zarte Keim solchen Werdens scheint bedrohbar.

Der Ostjude wird es jedenfalls nicht fassen können, daß der Deutsche, grade er, den er als eine Instanz des Weltrechtes so tief verehrt, ihn wie ein schädliches Insekt behandeln sollte. Er wird es bestaunen, daß das deutsche Imperium, allen Kräften und Strebungen weit geöffnet, an Macht und Gesundheit ein Riese, sich gegen jüdische Proletarier versichern muß; Deutschland, dessen geschultes, befestigtes Proletariat kein Sturm mehr entwurzeln und keine Mikrobe mehr zersetzen wird. Der Jude ist der gelehrige Schüler moderner Staatlichkeit; und der Deutsche ist ihm der Könner des modernen Staates. Er, dem das Staatsgefühl sich zur gewaltigen Religiosität steigerte, sollte auf vorstaatliche, barbarische Maßregeln zurückgreifen? Die „Grenzsperre" ist vor allem ein ethisches Problem Deutschlands. Das wird auch der deutsche Soldat empfinden, der sich als ein Vorkämpfer der sachlichen Freiheit fühlt. Und der deutsche Soldat hat andre Erfahrungen hinter sich, die mancher deutsche Theoretiker, der nur im Hinterland kämpft, unglaubwürdig nennen würde. Der Soldat hat Augenblicke erlebt, da er bereit war, den Kaftan als das treueste Zivilkleidungsstück Galiziens anzusprechen. Der Soldat hat es mit Augen geschaut, daß das sogeheißene Volk der Ausbeuter aus eigentlich recht wenigen gefährlichen Ausbeutern und vielen, vielen harmlosen armen Teufeln besteht, die in aller Bescheidenheit zu leben wünschen. Ich habe müde deutsche Soldaten im jüdischen Hause eine jüdische Mutter „Mutterle" ansprechen und sie dem Schutze Gottes empfehlen gehört — im Gefühl der Zusammengehörigkeit. Und der deutsche Soldat hat sich oft ganz unbefangen stundenlang mit dem jüdischen Pauper unterhalten, im Eifer eines sachlichen Gesprächs, ohne Komik und Schiefblick. Da sah ich armselige Juden das Vorsichtige, Abwartende, Spähende, Geduckte verlieren und ihre natürliche Würde dem Fremden, Mächtigen gegenüber wiedergewinnen. Soll dies alles Täuschung gewesen sein und beim Juden zur furchtbarsten Enttäuschung werden?

Und dennoch — ich fürchte jedenfalls nichts für die Mission der Ostjuden. So oder so, die Besten werden sich durchkämpfen, sie werden nicht untergehen. Sie haben den guten Weg begonnen, sie werden sich nicht in den Abgrund zurückreißen lassen. Sie werden nicht mehr hinüberschielen, sich eindrängen und aufdrängen. Sie werden den schwindelnden Erfolg des Schmarotzers nicht mehr dem bescheidenen Eigenwuchs vorziehen. Sie werden einen Schmerz

fühlen, der sie sogar kräftigen muß; eine Enttäuschung erfahren, die sie belehren soll. Aber was sagt der Westjude? Er, der es doch auch dem unerbittlichen Widerstand, dem grausamen Kampf der orthodoxen Massen, ihrem Schmutz, ihrer Armut, ihrer Entbehrung, ihrer Schande, ihrer Tüchtigkeit, ihrer beispiellosen Fähigkeit mit verdankt, wenn er heute reicher leben und freier fühlen und sich überhaupt als berechtigtes Wesen weiter entwickeln darf? Was empfindet diese Avantgarde, wenn sie jetzt plötzlich zurückblickt? Ist das ihr Erfolg? Ihr Dank? Ihr Gegengeschenk? Haben sie sich so aufgeführt, sich so bewährt, daß man Juden aussperren muß, fremde Juden, die man garnicht sehr kennt, die man immerhin auch nach den eigenen, arrivierten Juden mit beurteilen müßte? Gilt denn nicht von Deutschland eines Walther Rathenau stolzer Satz, der mit Entschiedenheit gegen den zähen Rest von antisemitischer Ausnahmegesetzlichkeit in Deutschland selbst gesprochen wurde: „Dann möge Der auferstehen, der vor Gott und Gewissen behaupten kann, daß die deutschen Juden ihr Maß an Kulturarbeit nicht ehrlich und reichlich erfüllt haben, daß sie nicht mehr zu Deutschlands Hoheit, Glück und Ehre beigetragen haben, als alle berufsmäßigen Antisemiten zusammengenommen"? Die Ostjudenfrage ist nicht zuletzt eine Frage der Westjuden.

Ueber Bernard Shaw von Egon Friedell

Vor einiger Zeit ist Bernhard Shaw sechzig Jahre alt geworden. Bei dieser Gelegenheit hat man sich in Deutschland und Oesterreich — und auch an dieser Stelle — viel mehr mit Shaws politischen Ansichten beschäftigt als mit seinen Dichtungen; während doch grade das Umgekehrte das Richtige gewesen wäre. Denn Shaw ist gewiß nur ein höchst mittelmäßiger Politiker; aber ebenso wenig läßt sich leugnen, daß er ein höchst ungewöhnlicher Dichter ist.

Das Publikum, das bekanntlich eine große Freude daran hat, jedes neue Original zu etikettieren, hatte auch sogleich für Shaw ein Schlagwort bei der Hand: es nannte ihn einen Ironiker. Nun ist es ja ganz unleugbar, daß zu Shaws dichterischem Grundwesen die Ironie gehört; aber diese Ironie ist nichts Einfaches, sondern eine höchst komplexe Erscheinung. Sie hat zumindest drei Wurzeln.

Die eine Wurzel ist Shaws Schamgefühl. Es ist nämlich für einen modernen Menschen recht schwer geworden, ein Dichter zu sein, und zwar aus folgendem Grunde. Was unsre Zeit kennzeichnet, ist ein Zurückgehen der äußern Ausdrucksmittel. In dem Maße, wie die Menschheit denkfähiger und geistiger wird, verlegt sich alles immer mehr ins Innere. Selbst die physiologischen Veränderungen, die die starke Ueberraschung hervorzurufen pflegt, müssen schließlich zurücktreten, denn der sehr hoch-

stehende Mensch hat alle möglichen Konstellationen der Ereignisse und Empfindungen schon vorweggedacht, so daß ihn nichts mehr überraschen kann, so wenig, wie es einen Spieler überraschen darf, wenn eine seiner hundert Kombinationen einmal wirklich eintrifft. Hingegen sind ungebildete Menschen in einem fast permanenten Zustand der Ueberraschung und Aufregung; ja, selbst wenn sie es nicht sind, glauben sie es anstandshalber markieren zu müssen, weil sie fürchten, es könnte ihnen als Teilnahmslosigkeit ausgelegt werden. In ganz entgegengesetzter Richtung geht die moderne Kulturbewegung; sie macht es immer mehr zu einer Sache des Anstands, auf alle Ausdrucksbewegungen zu verzichten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß spätere Zeiten in der ganzen äußerlichen Gebarung, die heute noch den groben Durchschnitt beherrscht, und die in der Aeußerung des Affekts besteht, etwas ebenso Lächerliches und Rudimentäres sehen werden, wie uns heute schon das Benehmen wilder Völker grotesk und roh vorkommt. Und die Entwicklung erstreckt sich ebenso auf die Wort- wie auf die Gebärdensprache. Affekte und Sentiments werden allmählich mauvais goût. Es gibt heute gewiß nicht weniger Herzensgüte als früher, aber sie äußert sich nicht mehr in Gefühlen. Auch die Menschen von heute sind Idealisten, aber geräuschlose Idealisten. Wir haben gar kein Bedürfnis mehr, uns nach außen zu projizieren.

Infolgedessen befindet sich heutzutage ein Dichter, wenn er zufällig das Unglück hat, ein moderner Mensch zu sein, in einem sonderbaren Konflikt. Denn die starken Affekte und Gefühle sind gewissermaßen sein Handwerkzeug; was ihn kennzeichnet, ist grade das tiefste Bedürfnis und die vollkommenste Fähigkeit, sich nach außen zu offenbaren. Und vom Theaterdichter gilt das noch ganz besonders. Denn wie man für tausend Menschen lauter reden muß, so muß man auch für tausend Menschen lauter fühlen. Das Theater wirkt daher schon auf manche der Heutigen als Archaismus, und hier vor allem wurzelt auch die Antipathie Nietzsches gegen Wagner.

Hieraus ergibt sich ein seltsamer Charakterzug Bernard Shaws: er ist ein Dichter und schämt sich dessen.

Bernard Shaw hat aber noch eine zweite Eigenschaft, deren er sich nicht nur als moderner Mensch, sondern überhaupt als Mann von Geschmack schämt: er ist ungemein geistreich.

Unter den modernen Völkergruppen scheinen nur die Germanen das Vorrecht zu besitzen, daß sie gegen alles geistreiche Wesen eine Art Mißtrauen haben, obgleich diese Geringschätzung gewiß nicht auf einen Mangel an Esprit zurückzuführen ist. Nehmen wir, zum Beispiel, aufs Geratewohl die drei größten deutschen Philosophen: Kant, Schopenhauer und Nietzsche, so sehen wir, daß alle drei überaus geistreiche Menschen waren, daß sie es aber zugleich verstanden haben, diese Eigenschaft mit großer Geschicklichkeit zu verbergen, jeder in seiner Art: Kant durch einen

keineswegs schwerfälligen, sondern höchst kunstreich gebauten Schnecken- und Schraubenstil, Schopenhauer durch eine monumentale Grobheit und Nietzsche durch ein siedeheißes Temperament. Alle drei hatten nämlich genug künstlerischen Takt, um zu empfinden, daß Geistreichigkeit etwas Minderwertiges und Unfeines sei, eine Domestikentugend und Sache eines pöbelhaften Geschmacks; und zugleich erkannten sie, daß jedem Gedanken etwas Fremdes und Unorganisches beigemischt wird, wenn man ihm eine geistreiche Formulierung gibt. Denn ein roher Eichentisch drückt den Wald aus, dem er entstammt, aber ein polierter, kunstvoll eingelegter Tisch tut das nicht.

Nun ist Shaw voll von witzigen und geistreichen Wendungen; und so gern er sie auch verbergen möchte, sie drängen sich immer wieder hervor: er kann kein Zimmer, kein Kostüm, keine Verwandlung angeben, ohne irgend ein Bonmot und eine Seitenbemerkung anzubringen. Er greift daher, da er sein Wesen nicht zu verändern vermag, zum letzten Mittel: zur Selbstironie.

Das wäre die eine Wurzel. Die zweite ist Shaws Naturalismus. Denn Shaw will das Leben zeigen, wie es wirklich ist, in seiner Plastik als ein mehrflächiges Gebilde. Auch ein Zeichner bringt ja eine Sache aufs Papier so, wie sie seinem perspektivischen Sehen erscheint. Dazu muß der Zeichner die Gegenstände studieren, genau und gründlich und von allen Seiten; und ebenso studiert Shaw die Menschen, aber nicht in ihrem körperlichen Umriß, sondern in ihren Seelenvorgängen. Er ist ein Psycholog, der den stereoskopischen Blick hat. Hierdurch entsteht aber dann leicht etwas, was wie Ironie aussieht. Jede allseitige Betrachtung wirkt ironisch. Ihr Gegensatz ist die enthusiastische Betrachtung, die immer einseitig, oft gewollt einseitig ist, Größe ist schließlich auch nur ein Zug unter vielen. Wenn ich Goethe oder Bismarck von allen Seiten anschaue, so muß notwendig eine ironische Schilderung herauskommen.

Diese Kunstrichtung, die das größte Recht hätte, sich naturalistisch zu nennen, hat von Goethe ihren Anfang und in Kleist (zum Beispiel im ‚Prinzen von Homburg') zum ersten Mal greifbare Gestalt angenommen. Hier ist bei der Charakteristik der Helden und Heldinnen das Prinzip der Naturgröße durchbrochen. Und man braucht bloß an ‚Hedda Gabler' oder an die ‚Wildente' zu denken, um zu sehen, daß auch Ibsen ein Drama, das bloß tragisch wirkt, für keine richtige Tragödie gehalten hätte. Ebenso verhält es sich mit Strindberg, ja sogar mit Maeterlinck, zum Beispiel in ‚Prinzeß Maleine', wo nach einer Nacht voll Mord und Grauen der alte König sagt: „Ich möchte gern ein bißchen Salat haben." Der Salat gehört eben genau so gut zum vollständigen Bilde des Menschen wie die großen tragischen Ereignisse.

Nach alledem könnte man aber immer noch glauben, die

Ironie sei für Shaw Selbstzweck. Denn ob es sich um die Selbstironie des Mannes von Geschmack handelt oder um die Ironie, die sich aus jeder rein objektiven Betrachtung ergibt: immer wird das Resultat ein mehr oder minder deutlicher Skeptizismus und Nihilismus sein. Und so wäre denn Shaw im Grunde nichts andres als der glänzendste und ideenreichste Vertreter jener literarischen Dekadenzbewegung, die — vermutlich von einem Parfümfabrikanten — fin de siècle genannt worden ist.

So verhält es sich jedoch mit Shaw nicht. Seine ganze Ironie ist ihm nur ein Mittel, und zwar ein Erziehungsmittel. Ein Künstler wird zum Erzieher, wenn er in seinen Gestalten ein bestimmtes Ideal der Lebensführung zu lehren versucht. Indes liegt bei Shaw die Sache lange nicht so einfach wie etwa bei Tolstoi und ähnlichen. Diese machten kurzerhand die Szene zum Tribunal, sie versuchten keinen Augenblick lang zu verbergen, was sie wollten, und wozu sie sich berufen fühlten. Im letzten Grunde ist auch dies nur eine Sache des grade herrschenden Geschmacks. Shaw wäre aber kein moderner Denker, wenn sich bei ihm das Problem in die einfache Gleichung: „Dichter gleich Erzieher" auflösen ließe, sondern er lehrt seine Wahrheiten auf indirektem Wege. Was er zeigen will, ist freilich immer dasselbe.

Die meisten Menschen tragen ihr ganzes Leben lang eine fremde Maske, und zwar nicht bloß vor den andern, sondern auch vor sich selbst. Eines Tages jedoch kommt die Schicksalsstunde, in der ihr wahres Wesen sich ihnen enthüllt. So ist es im ‚Teufelsschüler'. Da sind Richard Dudgeon, der zynische Abenteurer, und Anthony Anderson, der sanfte und gütige Pastor. Aber es kommt ein Moment, wo es um Leben und Tod geht, da plötzlich vertauschen sich die Rollen. Und es zeigt sich: Andersons Priestertalar war bloß Draperie, Richard Teufelsfratze war bloß Schminke. Ebenso ist es in der ‚Candida'. Es kommt der große entscheidende Moment, wo Candida wählen soll. Und es zeigt sich: ihr Gatte, der Lebensmensch Morell, ist der Schwache und Hilfsbedürftige, der Dichter Marchbanks, der mit dem realen Leben niemals fertig wird, ist der Selbstsichere und Starke. Ebenso überraschend wirkt die Erscheinung Caesars in ‚Caesar und Cleopatra'. Der große Caesar ist der allereinfachste Mensch von allen. Das Geheimnis seiner Größe ist seine Natürlichkeit. Natürlichkeit: das will so viel sagen wie Uebereinstimmung mit den Gesetzen des eigenen Organismus. Er ist nicht der Mensch, der in den einzelnen Lebenslagen das Ueberraschende und Exzeptionelle vollbringt, sondern im Gegenteil: der Mensch, der in allen Lebenslagen das Selbstverständliche und Angemessene tut. Und das ist eine sehr tiefe Wahrheit. Denn ein großer Mann verhält sich zu den übrigen Menschen nicht wie der Riese zu den Zwergen, sondern wie das Normalgebilde zu den Mißgeburten. Das Genie ist nichts Ueberlebensgroßes, Hypertrophisches, sondern im Gegenteil: das

einzig Proportionierte und der natürliche Kanon. Daß es höchst selten vorkommt, ist kein Einwand gegen die Richtigkeit dieser Behauptung. Denn beim Menschen ist der Normaltypus nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Der anatomische Kanon des Menschen findet sich ja auch nur einmal unter Tausenden.

Was also Shaw zeigen will, ist etwa dies. Jedes Tier, jede Pflanze lebt naturgemäß und organisch. Eine Eidechse, eine Wasserrose, eine Koralle will von Anbeginn nichts als ihre Eidechsen-, Wasserrosen- und Korallenbestimmung erfüllen. Der Mensch hingegen will fast immer etwas andres als das, wozu die Natur ihn geschaffen hat. Er steht nie an seinem Platz und schielt immer nach andern. Die Natur hat zum Beispiel seine gesamten Organe dazu bestimmt, Geschäftsverträge abzuschließen, Bücher zu führen, Waren zu vertreiben. Aber er ist nicht zufrieden damit und schämt sich dieser prosaischen Tätigkeit, weil andre eine andre Beschäftigung haben. Ein Zweiter wieder hat von Natur aus die Werkzeuge erhalten, um in stiller Abgeschiedenheit zu arbeiten, Beobachtungen an Beobachtungen zu reihen, Tatsachen zu verknüpfen und vorsichtige Schlüsse zu ziehen. Das paßt ihm nicht, und er blickt neidisch und ärgerlich auf Menschen, die mitten auf der Bühne der Welt stehen, ein reiches und buntes Dasein führen und aufregende Erlebnisse haben. Nun wären aber alle Menschen gleich wertvoll, wenn sie dem Naturgesetz gehorchten. Was daher den Rangunterschied der Menschen ausmacht, ist nicht die Art ihrer Beschäftigung und der Umfang ihrer Begabung, sondern der Grad ihrer Natürlichkeit. Unverlogene Menschen sind immer groß.

Dies alles zeigt Shaw, aber er zeigt es nicht in Worten, sondern in Gestalten und Bildern. Und er zeigt es, ohne die gewichtige Pose des Moralpredigers anzunehmen. Er tut nicht ernsthaft, er donnert die Lüge nicht in den Pfuhl der Hölle hinab, sondern er zeigt, wie lächerlich jede Lüge ist. Er sagt nicht: „Jeder verlogene Mensch ist ein verwerfliches Wesen", er sagt etwas viel Schlimmeres, nämlich: „Jeder verlogene Mensch ist eine Karikatur." Das ist ein viel wirksameres Bekehrungsmittel. Denn dort wird bloß an das menschliche Gewissen appelliert, hier aber an etwas weit Stärkeres: an die menschliche Eitelkeit.

Um jedoch das Publikum dazu zu bringen, daß es diese recht unangenehmen Sachen auch anhört, verwendet er einen pädagogischen Trick. Er tut seine moralischen Purgative in die süßschmeckende Hülle des Kolportagedramas, der Burleske oder des Rührstücks, wie ja auch die Tamarindenpastille in einem Chocoladenüberzug steckt. Aber das Publikum ist noch schlauer als Shaw. Es leckt die gute Chocolade ab und läßt die Tamarinde stehen. Und deswegen hat der bereits erwähnte Dichter Marchbanks vollkommen recht, wenn er sagt: „Die Dichter reden immer nur mit sich selbst."

Die Ratten von S. J.

Kritik ist Selbstkritik. Weswegen bin ich 1911 vor diesen ‚Ratten' durchgefallen? Auch Dramatik ist Wortkunst; und wenn Hauptmanns Drama Einen kalt ließ, den seit jeher echte Kunst erhitzt, so hauptsächlich darum, weil es berlinisch, aber eben nicht berlinisch — weil es in einem unechten Berlinisch geschrieben ist. Ich lebe seit meiner Geburt in Berlin, liebe Berlin, behorche und spreche Berlins Mundart und weiß, daß sie nicht Hauptmanns berlinische Mundart ist. Die verletzt mit jedem dritten Satz mein Ohr. „Hier jeblieben! — oder du krist und wenn det de jaulst wie'n kleener Hund, kriste nimmermehr wenn't bloß'n Pfennig is, kriste von mich!" Das ist auf dem Papier und auf der Bühne gleich unmöglich. Was sind Hauptmanns „Ochen"? Nur aus dem Zusammenhang erkennt man, daß es Ogen sind. Mit „Dache" meint er nicht von Dach den Dativ, sondern den Plural von Tag. Orthographie und Syntax stimmen nicht. Stimmt wenigstens der Rhythmus? Er ist schlesisch, nicht berlinisch; wie er im ‚Biberpelz' nicht märkisch, sondern schlesisch ist. Als Zeit hat man das Lustrum nach dem siebziger Kriege anzunehmen — ohne daß ein einziger Zug für 1913 unwahr ist; während ‚Biberpelz' und ‚Roter Hahn' beträchtlich vor und nach dem Septennatskampf schwer zu denken sind. Und doch, und doch! ‚Fuhrmann Henschel' ist der vollkommen gelungene Versuch, in drei Stockwerken — vom Keller, wo der Wein liegt, bis zum Boden, wo die Pflaumensäcke stehen — ein ganzes Haus aufzubauen, den Mikrokosmos eines ganzen Hauses lebendig werden zu lassen, eines schlesischen Hauses, dessen „Souterrain", „Parterre" und „Bel-Etage" durch scharfe Merkmale sozialer Schichtung voneinander geschieden sind. Mit den ‚Ratten' ist noch mehr versucht, noch mehr gelungen. Man trete von dem Bild, dessen Striche einem in der Nähe schief und krumm und falsch erschienen, weit genug, sechs Jahre weit zurück — und diese zufällig, willkürlich, hingeschludert wirkenden Striche werden sich zu klaren, festen, schönen Linien zusammenfügen. Die richtige Distanz gibt das richtige Bild: nicht bloß eines Stadthauses, sondern einer Stadt und ihrer Bevölkerung. Deren Jargon mag verfehlt sein — ihr Wesen ist getroffen. ‚Berliner Tragikomödie'. Man sieht vom Tiergarten bis zum Scheunenviertel eine Siedlung, vom Kaiser bis zum Zuhälter einen Menschenschlag, angetan, in der Gattungsbezeichnung das lokalbestimmende Adjektiv zu rechtfertigen. Wie ist es mit der Komödie, der Tragödie, der Tragikomödie?

Die Komödie der ‚Ratten'. Puppen und Puppenspieler torkeln zu einander, durch einander, um einander; um den angegrauten Thespis, der im Dachgeschoß der ausgedienten Kavalleriekaserne, zwischen Rüstungen, Kostümen, Lorbeerkränzen und Perücken, eitel, schwatzhaft, ehebrechend und kunstschändend ein Kulissendasein führt. Dies Kulissendasein ist nicht, könnte aber abgegrenzt sein gegen das reale Dasein der Kaserne. Was darin mit schmutzigen Unterröcken Flure fegt und Klinken selten putzt; was da Hunger leidet, Licht scheut, Lastern frönt; was da ehrsam hämmert, hobelt, stichelt; was treppauf, treppab schleicht, kriecht, ächzt, seufzt, schwitzt,

schreit, flucht, lallt: das alles ist mehr als ein Deklamationsthema für Delobelles und Hjalmar Ekdals Vetter. Aus dem allein, aus seiner Familie, seiner Geliebten und seiner Schülerschar wäre ein eigenes Stück von drei Akten zu machen, soviel Witz und Wirklichkeit steckt in seinen renommistischen Reden, die trotz ihrer Länge nicht undramatisch werden, weil sie zugleich seine Geistesbeschaffenheit, den engern Schauplatz seiner Taten, das Riesengebäude am Alexander-Platz, wie das mächtige Berlin mit Prinzen, Statthaltern, Omnibussen, Reitwegen, geheimen und öffentlichen Vergnügungsmöglichkeiten malen — und die turbulenten Vorgänge teils ein- oder ausleiten, teils besänftigend unterbrechen, auch das eine durchaus dramatische Verrichtung. Des Mannes possierliche Unterrichtsstunden benutzt Hauptmann zu einer Apologie seines Lebenswerks, seines „Standpunkts", die vielleicht noch in der Aera des ‚Collegen Crampton' notwendig war. Heute braucht kaum mehr verfochten zu werden, daß das deutsche Theater, wenn sichs erholen will, nicht auf den „sonoren Bombast der ‚Braut von Messina'", sondern auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des ‚Götz' und immer wieder auf Gotthold Ephraim Lessing zurückgreifen muß; daß dort Sätze stehen, „die der Fülle der Kunst und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gewachsen sind". Heute wird ja wohl nicht mehr bestritten, daß unter Umständen ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulack-Straße ebensogut ein Objekt derTragödie sein kann wie LadyMacbeth und König Lear.

Die Tragödie der ‚Ratten'. Jette John ist Maurerpoliersfrau in der Magazin-Straße; aber wert, dereinst zu den tragischen Frauengestalten der Weltliteratur gerechnet zu werden. Was sich mit ihr zuträgt, will die großen Worte, die in der Komödie verulkt werden, bitter ernst genommen wissen. Hier sind diese großen Worte: Mutterschaft, Mutterliebe, Mutterleid, und was es sonst an Zusammensetzungen geben mag. Davor bleiben Menschenseelen nicht leicht taub. Diese Jette John wünscht brennend ein Asyl für ihre obdachlos gewordenen Mutterregungen. Paula Piperkarcka schenkt mit Freuden ihr unehelich und neu Geborenes her. Aber dann wird dieses Polenmädchen auch im Herzen Mutter. Also kommts zu Eifersucht und Faustkampf, zu Verwicklungen und Mißverständnissen, endlich gar zu Mord und Totschlag, den das Brüderchen der Pflegemutter an der Mutter Piperkarcka übt. Jette John, das arglose Geschöpf, ist unheilvoll verstrickt. Ihre Lage wird allmählich für ihr dumpfes Kleinhirn hoffnungslos. Vor dem Schutzmann springt sie aus dem Fenster und überläßt es den Hassenreuters, ihr eine Leichenrede zu halten, und uns, die Köpfe zu schütteln, daß uns dies vor sechs Jahren widerspänstig gefunden hat. Nicht der „Vorwurf", dessen Gewaltigkeit unverkennbar war. Wenn einer, bot er zu den schmerzlichsten Klängen Anlaß. Vor Hauptmanns Klängen blieb ich ungerührt. Ich verlangte, daß er nicht die allgemeine Melodie eines Urtriebs wie der Sehnsucht nach Mutterschaft anstimme, sondern eine neue, eine eigene, seine Melodie hell und rein singe. Heute weiß ich, daß Hauptmann das nur hätte zu wollen brauchen, um es zu können. Beweis: die Rache-Arie der Piperkarcka mit dem Kehrreim: „Trefft, wen trefft!", so packend

wie primitiv. Fünf Akte in diesem Ton, und es gab eine ‚Rose Bernd‘ an der Panke. Aber das ist Hauptmann diesmal zu wenig. Es lockt ihn, zusammenzuzwingen, was auseinanderstrebt; ungesondert zu fangen, was sinnlos zueinanderstrebt; zu formen, was jeder Form spottet. Jette Johns Schicksal weint aus abgerissenen Akkorden, die im Lärm schwankhafter Motive versinken, wieder auftauchen, gegen den Kontrast ankämpfen, zu ersterben drohen, neue Kräfte sammeln — und denen es bei der Kritik erging wie dem ‚Tristan‘, der ihr 1864 eine wüste Kakophonie war. Auch bei Hauptmann sind die Dissonanzen zur Musik geworden. Das wurden sie, sobald man die Komödie nicht mehr ohne die Tragödie, sobald man endlich beide in einander hörte.

Die Tragikomödie der ‚Ratten‘. Die wir schon früher in ihrer Großartigkeit empfunden hätten, wenn es nicht zum unterschätzenden Dogma geworden wäre, daß bei Hauptmann Erde, seine Heimatserde, und die Kinder dieser Erde, Luft und Ackerkrume, Wind und Wolken eine pantheistisch untrennbare Einheit bilden müßten, um im unpathetischen Gedicht zu leben. Ein pittoreskes Spiel zwischen bizarren, aber hohlen, und alltäglichen, aber elementaren Menschen, ein Spiel lächerlicher Irrungen und hochfliegender Plane, blinder Verkettungen und wilder Zwänge, ein Spiel, das ein bißchen Licht ins dunkle Mysterium unsrer flüchtigen Existenz brächte — solch ein unnaturalistisches Spiel schien uns Hauptmanns Vermögen zu übersteigen. Wem sich jetzt vor den ‚Ratten‘ die Kehle zuschnürt, der schämt sich seiner Kleingläubigkeit. Diese Menschen wandeln und schweben zugleich. Wir umfassen mit einem Blick ihren Menschenleib und ihren Astralleib. Sie sind halb, was sie sind, halb, was sie sich einbilden. Die Dirne ist Gräfin von Geblüt, erzählt sie, und hat einem Prinzen ein Kind geboren, erzählt sie. Bei dem Hauptmann, dem wir Toren seinen Bezirk angewiesen haben, löge sie oder spräche wahr. Der Hauptmann, der seine Fesseln gesprengt hat, macht einen trüben sozialen Nebenstrom durchsichtig — ohne ihm seine Trübheit zu rauben. Wir erfahren nicht, ob Sidonie Knobbe lügt oder wahr spricht; und diese Unklarheit ist ein Reiz und ein Wert. Eindeutige Flammenschrift am Theaterhimmel soll nicht außer Kurs geraten. Aber auch Hieroglyphen, die ängstigen und dräuen, gehören zum Alphabet der Kunst. Dieser Hauptmann, den wir ungeistig gescholten haben — hier hat er eine Ueberlegenheit der geistigen Absichten, die durch ein Beispiel angedeutet, nicht etwa ausgeschöpft sei. Da ist Erich Spitta, ein junger Mensch, der es ernst mit sich und dem Leben meint und nicht zögert, aus seinen Beschlüssen die Konsequenzen zu ziehen. Der Theologe wird Schauspieler, verkracht sich mit seiner Familie, stellt seine (und Hauptmanns) aesthetische Ueberzeugung gegen Hassenreuters, des Narren, der doch wohl die meisten Bühnen beherrscht, und wird seinen Weg machen oder zerbrechen. Wir begegnen ihm, eh' das entschieden ist: an der Schicksalswende, die uns unter andern Verhältnissen naheginge. Hier aber, wo sich daneben das Schicksal der Jette John vollzieht, wird die Entwicklungsgeschichte des Erich Spitta zur Episode, zur Bagatelle, zum Nichts — und Jette Johns tragisches Schicksal gründet auf einer Illu-

sion, einem Spuk, einer Lüge und könnte durch ein Wort der Erklärung, rechtzeitig herausgewürgt, seine Schrecken verlieren! Tragikomödie. Schön ist häßlich, häßlich schön, wichtig unwichtig und umgekehrt. Alles schwankt, alles ist doppelbodig, alles ist traurig und spaßhaft in Einem Atem. Man nehme den Schluß des dritten Aktes: wie die Piperkarcka mit Löwenstärke um das hektische Kind der Knobben ringt, das sie für ihr eigenes hält; wie die Knobben ihre geschminkte Vita hysterisch, in der Fiebererregung des Morphinisten herausdeklamiert, halb kummervoll, halb auf Wirkung bedacht; wie Schutzmann Schierke ohne Verständnis dazwischenblökt; wie der Theaterdirektor seine schmunzelnde Freude an der effektvoll gesteigerten „Szene" hat — und wie „det Kindeken" sich aus diesem Getobe lautlos in bessere Gefilde rettet! Davor sitzt man mit einem Lächeln, das langsam erstarrt und sich langsam aus der Erstarrung wieder löst. Tragikomödie. Schillerndes, flimmerndes, flackerndes, purzelndes, jagendes Hin und Her des grausig-erhaben-skurrilen Alltags. „Erfinden Sie so was mal, guter Spitta", sagt der Zuschauer Hassenreuter, der selber erfunden ist. Wer außer Hauptmann könnte so was erfinden! Den Blick hat Keiner, die Hand hat Keiner, das Herz hat Keiner, den Mut hat Keiner — Keiner, der heute lebt. Da sucht man mit der Laterne nach deutschen Dramatikern. Die Zukunft des deutschen Dramas liegt in Gerhart Hauptmanns Vergangenheit.

Ein Stück für die Volksbühne, weil es in ihrer Gegend sich abspielt, sich ihrem Publikum durch den Stoff und den Volksstückcharakter besonders empfiehlt. Der stürmischste Beifall war unvermeidlich, sodaß Reinhardt als Oekonom immerhin recht tat, seine Kraft an minder gesicherte Werke zu wenden. Aber bedauerlich bleibt, daß die Dramen Hauptmanns, denen Brahm nicht gänzlich gewachsen war, auch jetzt nicht ihr volles Leben gewinnen. In andrer als Reinhardts Regie ist diese alte Kaserne, von der immer wieder behauptet wird, daß Ratten sie unheimlich machen, ein kahler, nüchterner, sauberer Bau ohne Unheimlichkeit und ohne Geheimnis; und gar, wenn im Text fast alles getilgt ist, was dem Bau Gesicht, Geschichte und Dunstkreis einer ungewöhnlichen Gegenwart gibt. Glocken läuten, Regen rauscht, Chöre wimmern, die Wachparade zieht auf; und das ist nicht viel. Der Jargon dagegen scheint mir berlinischer geworden; als hätte Hans Hyan ihn überprüft. Jette John: Lucie Höflich. Mit einem künstlichen Gang, der weder aus ihrem Körper noch aus dem Menschen der Dichtung stammt. Darum am glaubhaftesten, wenn sie liegend in ihre Jugend zurückträumt. Weniger Fanatikerin der Mutterschaft als verbissene Vertreterin des Proletariats. Von Anfang an so gehetzt, wie sie erst im Verlauf der fünf Akte werden dürfte. Dabei strotzend von weizenblonder Gesundheit. Sodaß man sich immerzu fragt, weshalb sie und ihr Winterstein nicht ohne Mühe ein zweites Kind kriegen sollten; weshalb sie mit List und Gewalt ein fremdes packt und nicht wieder hergibt. Bis man endlich darauf gelenkt wird, daß es ein Fehler ist, Jetten John von Erscheinungen wie der Lehmann und Höflich spielen zu lassen. Wahrscheinlich hat dieser germanische Hüne Paul John eine kleine, magere, schwarzhaarige Frau, die

begabter ist, sein und ihr sauer erworbenes Geld als sich selbst zu vermehren. Was sie mit Mühe hervorbringt, stirbt nach acht Tagen. Eine zweite Hoffnung erweist sich bereits im Anfangsstadium als trügerisch. Erst da entsteht in der Aermsten, die obendrein „über Mitte der Dreißig“ ist, die unbezähmbare, pathologische Gier nach einem Ersatz. Wenn nach abermals fünf, sechs Jahren Reinhardt selber die ‚Ratten‘ nachdichtet, erinnert er sich vielleicht dieses Vorschlags, dessen Befolgung den letzten, fälschlich gegen Hauptmann gerichteten Einwand beseitigen würde. Die andre Besetzung könnte so bleiben (nur daß Hassenreuters Geliebte eine „elegante junge Dame“, also keineswegs Else Bäck ist). Sogar Hermine Fräfin Körna passiert, sobald sie ihre urkomische Lady Milford, ohne ein Strichelchen zu ändern, als Sidonie Knobbe herausgibt, die dann freilich nicht mehr urkomisch ist. Berlinisch bis in die Arm- und Handbewegungen ihre Tochter Elfriede Nossing. Nicht berlinisch Jette Johns Bruder, dem Hauptmann zu seinen zwei Szenen Verbrecherausdrücke wie für zehn Akte spendiert hat. So exemplarisch, so typisch faßt ihn auch Werner Krauß: nicht der Mörder Bruno Mechelke, sondern ‚der‘ Mörder. Frau Eberty als asthmatische Hassenreuterin ist wie von ungefähr grotesk und naturalistisch in einem. Herr Goetzke gibt herzlich, schlicht und leise erheiternd in Erich Spitta ein putziges und doch sehr tapferes bebrilltes Kerlchen vom Stamm August Keils. Er berührt ganz unschauspielerhaft neben dem ‚Schauspieler‘ Ferdinand Bonn, der als Schmierendirektor zur Disposition sich selbst spielt, es weiß, deshalb keine Mätzchen macht und einmal einfach vollendet ist. Das Ereignis des Abends: die Piperkarcka der Pünkösdy. Blutend, schneidend, reißend; hinreißend. Wenn diese saftquellende Künstlerin auf den Gipfel gelangt ist, wird man ihren Aufstieg nach den ‚Ratten‘ datieren, wie den Aufstieg der Lehmann nach ihrer Helene Krause. Beide sind Hauptmann, beiden ist Hauptmann verpflichtet. Aber wie werden wir jemals unsern Dank an ihn abtragen?!

Wetterhäuschen von Theobald Tiger

Mal gehts uns gut. Dann brüllt der Chor der Rache.
Die Weltenunterjocher werden wild.
Der Bizeps steigt. Der Kluge ist der Schwache.
Nur Macht ist Recht, die Mannessehne schwillt —
Mal gehts uns gut.

Mal klappts nicht so. Sieh da: die Idealen
zitieren Luther, Goethe und v. Kleist.
Ein Krämervolk nur pocht auf seine Zahlen,
und man besinnt sich plötzlich auf den Geist —
Mal klappts nicht so.

Und jenachdem der Stand schlecht oder bene
drehn sich aus ihrem kleinen Haus von Holz
Mars aus Papiermaché, Pallas Athene,
ein jedes unumschränkt und stolz —
Ganz jenachdem.

Sieh ohne Ehrfurcht auf die bunte Puppe;
sie ist beweglich, drum erkenn daraus:
Wer vorne steht, ist ja wohl gänzlich schnuppe —
Der Himmel machts . . . und nicht das Wetterhaus!

Otello von Joachim Beck

Es ist ein eigen Ding um den alten Verdi, den Verdi des ‚Falstaff' und des ‚Otello'; nicht umsonst hat er bis heute der Versuche, ihn zu klassifizieren, gespottet. Für wen es nichts gibt als die Musik, die bequem auf die Unterlage des Textes verzichten und ebensogut auf Lala gesungen werden könnte: der darf einen Panegyrikus auf dieses Alterswerk anstimmen, dessen Alter man gottlob garnicht in Rechnung zu ziehen braucht. Der darf staunen über den Farbenreichtum des impressionistischen Gemäldes, über die eindringliche Kraft des Rezitativs, über die Sparsamkeit und Intensität der Ausdrucksmittel, mit denen stärkste Wirkung erzielt wird. Der darf aussprechen, daß die Partitur keinen toten Punkt enthält, daß sie nirgends „häßlich" klingt, daß sie ungemein modern gefühlt ist. Ich meine damit natürlich nicht, daß der musikalische Schwerpunkt ins Orchester gerutscht oder die Arie zwangsweise unterdrückt ist — ich stelle fest, daß wir heute kaum darüber hinausgekommen sind. Das Gewitter der Einleitung sucht, Richard Strauß zum Trotz, seinesgleichen. Wie sanft machen die Todesschauer Desdemonas erschauern! Ueberhaupt dieser letzt Akt! Etwas für Kenner, Feinschmecker, Antiquare.

Also der Musiker. Der Musik-Aesthetiker dagegen . . . Der vermißt die ballende Faust, die eiserne Härte des unerbittlichen Tragöden, sieht mit Bedauern, wie die prachtvolle Urwüchsigkeit eines Kraftgenies einer verfeinerten Kultur gewichen ist, die sich mit dem Stoff übel verträgt. Bei Shakespeare sind die Affekte ins Unermeßliche gesteigert; es geht um die primitivsten menschlichen Empfindungen. Die Luft ist von Explosivstoff erfüllt: es bedarf nur eines Funkens, und die Erde steht in Flammen. Das dramatische Geschehen ist dermaßen konzentriert, daß dem Musiker nicht mehr viel zu tun übrig bleibt. Zu vertiefen gibts da nichts. Wenn der ‚Othello' durchaus komponiert werden sollte, so mußte er an einen Germanen geraten. Oder an den jungen Verdi, der wenigstens die gehörige Größe aufgebracht hätte. Dem alten ist die Naivität der Gestaltung abhanden gekommen. Dahin die Eindeutigkeit, die Einfalt der Seele. Die formalen Elemente seiner Kunst bezieht er anderswoher, untermischt sie den eigenen; eine problematische Natur, unfertig und Schwankungen unterworfen, läßt ihren Gefühlen nicht mehr freien Lauf, dreht sie durch die Mühle einer gefährlichen Intellektualität. Der Musiker erweist sich zu fein und zu klein: zu fein, weil die Ursprünglichkeit fehlt; zu klein in seiner Eigenschaft als Musiker, die ihm gebietet, liebevoll den Einzelheiten der Handlung nachzugehen, Winzigkeiten zu untermalen, Verse zu umranken, mit andern Worten zu zerstückeln, zu verniedlichen, somit die Einheit zu zerstören. Otello nimmt wehmütig Abschied von seiner Siegerlaufbahn — schon knattern die Trompeten. Sogar Jagos Credo zerbröckelt bei aller Vehemenz; der Blitz wird

aufgehalten, zerteilt, abgelenkt. Dazu wird dem Vollitaliener die Lust an der Farbe, die Freude an der schönen Linie verhängnisvoll. Seine Chöre singen in allen möglichen und unmöglichen Situationen liebliche Lieder. Dazwischen scheint die mühelose Technik manchmal Endzweck; mitunter läßt der Komponist die modernen Klangeffekte nicht spielen, sondern spielt mit ihnen.

All das schlösse kräftige Bretterwirkung keineswegs aus. Auch nicht die „Brutalität" der Fabel; im Gegenteil! Dauernde Untauglichkeit für die Schaubühne gründet sich meistens auf Mängel in der innern oder äußern Struktur eines Werkes. Unser Stück stellt übermäßige Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit des Hörers, verlangt unausgesetzte Sammlung. So starke Dosen verträgt kein Opernhaus-Publikum, auch kein Sänger, der aus dem Manrico mit der Hälfte des Aufwands doppelten Erfolg herausschlägt. Dreimal in der Woche Otello: das ist eine physische Unmöglichkeit.

Andre ziehen das anständige Buch zur Verantwortung. Schlechte Libretti machen gute Opern, sagen sie mit einigem Recht. Beispiele: Maskenball, Troubadour, Rigoletto. Umgekehrt stehen die großen Dichter hinter den gräßlichen Vertonungen ihrer Werke und bieten die Möglichkeit zu Vergleichen, bei denen das Surrogat den kürzern zieht. So Rossinis ‚Tell'; so Gounods ‚Margarete'. Den armen Boito des ‚Otello' trifft indessen kein Verschulden. Ihm war die Aufgabe geworden, dem Stamme alles Geäst, auch das gesunde, lebenhaltige, abzuschlagen, aus unzähligen Auftritten vier schlanke Akte zu zimmern. Ohne Tätlichkeiten geht das selbstverständlich nicht ab. Das gewaltige Schauspiel sträubt sich. Es gilt, ganze Arbeit zu tun. Sie ist getan, ohne daß, o Wunder, der Lebensnerv der Handlung empfindlich geschädigt wäre. Aeußerlichkeiten spielen sich auf, die Effekte sind überpfeffert, Leutnant Cassio steigt zum Hauptmann auf. Die Proportionen haben sich zu Ungunsten des Otello verschoben: Jago hält die Fäden noch fester in Händen. Er wird zum Drahtzieher, der Mohr zur willenlosen Puppe, zum „Hahnrei".

In welches Fach wird nun der Musikhistoriker Verdis ‚Otello' einmal einreihen? Wahrscheinlich kommt ihm eine hohe kunstgeschichtliche Bedeutung zu. Hier beginnt die Rezeption Wagners in Italien. Hier scheint der frühe Versuch unternommen, die weite Kluft zwischen germanischer und romanischer Musik zu überspringen. Zum ersten Mal strebt jemand eine internationale Weltsprache erfolgreich an. Erst ein Menschenalter später steuert auf deutscher Seite Strauß, unter seinem Einfluß der junge Korngold offensichtlich dem selben Ziele zu.

Die Neu-Einstudierung der berliner Hofoper setzt ihre schönsten Stimmen für das köstliche Werk ein. Die Titelrolle ist die schwierigste, weil passivste. Allein Gewicht der Persönlichkeit vermag sie vor der Lächerlichkeit zu retten. Schon am zweiten Abend

fehlt an dieser Stelle der unersetzliche Jadlowker. Wer ihn in den letzten Monaten erstaunlich erstarken sah, kann ermessen, wie herrlich er sein muß, und wie weit der feminine Tenor des Herrn Kirchner dahinter zurückbleibt. In Jago gattet sich infernalische Wut mit zynischer Sophisterei. Herr Schwarz, merkwürdig bläßlich, hat diesmal weder das Eine noch das Andre. Der Sänger mag sein kochendes Theaterblut aus — berechtigter — Furcht, zu viel zu geben, abgekühlt haben. Claire Dux spitzt neuerdings den Ton oft zu sehr zu. Trotzdem berückt der absolut schöne, dabei metallen belegte Sopran. Die Regie bewegt sich in herkömmlichen Bahnen. Vorne lasten zentnerschwere, garantiert echt vergoldete Armstühle, hinten wackeln Festungsmauern. In Stiedry besitzt die Königliche Oper einen reichbegabten Dirigenten, jung, begeisterungsfähig, von heftigem Eigenwillen, klug und voll impulsiver Leidenschaft, noch ohne die Balance zwischen jäher Hitze und kühl wägendem Verstand. Er hat das Seinige getan. Die Oper wird, dessen ungeachtet, rasch verschwinden.

Börsen, Krieg und Frieden von Vindex

Als das Friedensangebot der Mittemächte bekannt wurde, boten die Börsen der Welt ein bemerkenswertes Schauspiel. Mit erschreckender Klarheit lagen einen Augenblick lang die Leidenschaften zu Tage, die einen Teil der Menschheit aus Anlaß des Krieges auf die Fährte spekulativer Gewinne gehetzt haben; und man nahm wahr, daß der Schrei nach dem Gelde, die Gier nach Reichtum von all den mächtigen Gemütserregungen, die der Krieg wachgerufen hat, als die stärkste und nachhaltigste sich erwies.

Die Börsen in New York und die skandinavischen Börsen haben, wie das Friedensangebot enthüllt hat, überhaupt nur vom Kriege gelebt. Die vorher fast unermüdlich nach oben gerichtete Bewegung der Rüstungs- und Munitionswerte in Amerika, der Aktien der Nahrungsmittel-Industrien und namentlich der Schiffahrt in Norwegen, Dänemark und Schweden (zum Teil auch in Holland) zeigten deutlich, wo das Feld Derer zu suchen war, die den Krieg als Gelegenheit nahmen, sich die Taschen zu füllen. Die wahnsinnige Teuerung, die in allen Dingen des menschlichen Bedarfs und vornehmlich in den Gegenständen des Kriegsbedarfs sich auf Erden ausgebreitet hatte, verführte das Volk in den freundlich und gegnerisch neutralen Ländern, aus dem endlos rinnenden und immer anschwellenden Strom der Kriegsgewinne Derer, die den Bedarf zu decken hatten, auf alle erdenkliche Weise mitzuschöpfen.

Je größer diese Abart des Kriegstaumels war, desto tiefer war der Sturz zurück in die Nüchternheit, als zum ersten Male, ernsthaft gemeint, das Wort Frieden fiel. Der Rückschlag der Gewinnkurve war über jedes Erwarten stark, die Märkte lösten sich fast auf, und die Furcht vor dem Friedensschluß, eine bittere und paradoxe Erscheinung, raubte den Spekulanten jede Ueberlegung oder Vorsicht und veranlaßte sie, ihre hoch gekauften Kriegswerte in ganzen Paketen auf den Markt zu werfen. Niemand wollte mehr Verluste erleiden, als unbedingt nötig, jeder wollte die teure Ware jetzt so schnell wie möglich wieder los sein, und

die Kurse stürzten unter dem drängenden Angebot um mehr als hundert Prozent nach unten.

Inzwischen haben sich die aufgeregten Spieler allerdings wieder beruhigt. Nach einigen Tagen schon sah es wieder gemütlicher an den Börsen draußen aus, das Echo der feindlichen Blätter auf unser Friedensangebot wirkte ermutigend, man lebte wieder auf, kaufte zurück, und es ist verständlich, daß gewisse Zusammenhänge zwischen der Behandlung unsres Friedensangebotes in der gegnerischen Presse und den Interessen der Börse vielerorts gewittert wurde.

Eine besonders interessante Kursbewegung erfuhr unsre Valuta bei Bekanntwerden des Friedensangebots. Der Preis unsres Geldes stand, wie man weiß, im Ausland keineswegs zum besten, und man kaufte in Zürich und Amsterdam die Reichsmark zu einem Preise, der sich ziemlich weit unter dem Friedenswert hielt. Die plötzlich eröffnete Friedensaussicht machte es klar, daß keineswegs eine besondere Schwäche unsres Finanzsystems oder unsrer Kriegswährung für die niedrige Bewertung der Reichsmark am Weltmarkte hauptbestimmend war; sondern daß das Ausland sich in ausgedehnte Valuta-Spekulationen auf Kosten unsrer Währung eingelassen hatte, Spekulationen, die einen so großen Umfang angenommen hatten, daß die Vermutung, unsre Feinde möchten vermittels ihrer Finanzagenten die Hand mit im Spiele haben, nicht unbegründet erscheint. Als das Friedensangebot herauskam, sahen die meisten dieser Baisse-Spekulanten ihre Felle bereits davonschwimmen, sie suchten schleunig nach Deckung für ihre offenen Markt-Verkäufe — und siehe, die Reichsmark stieg mit Einem Schlage überall im Werte, es machte sich, ein selten gewordenes Schauspiel, dringende Nachfrage nach deutschen Valuten geltend, und jedem, der sehen konnte und wollte, leuchtete ein, daß alle Phantasien und Folgerungen, die man scheinheilig oder schadenfroh an das Sinken der deutschen Valuta anzuknüpfen bemüßigt gewesen war, hinfällig sein mußten.

Wir wollen nicht sagen, daß wir mit diesem Ergebnis der Friedensnote schon allein zufrieden sein wollen; immerhin hat sie uns eine Erfahrung und Anschauung bestätigt, wofür wir ihr dankbar sein können

Zu diesem Krieg

Richet

Es ist zum Staunen, wie, dank der Diplomatie und Presse, die nichtigste Uneinigkeit zu einem Heiligen Krieg Anlaß geben kann. Als England und Frankreich im Jahre 1854 Rußland den Krieg erklärten, geschah dies aus einer so nichtigen Veranlassung, daß man lange in diplomatischen Protokollen nachsuchen mußte, um die Ursache herauszufinden. Aber die Folgen dieses sonderbaren Mißverständnisses waren der Tod von fünfhunderttausend guten Menschen und die Verausgabung von fünf bis sechs Milliarden(!!). Eigentlich gab es Ursachen zum Kriege, diese aber waren solcher Art, daß man sich zu ihnen nicht bekennen mochte. Napoleon der Dritte wollte mit Hilfe einer Allianz mit England und eines glücklichen Krieges seine ungesetzliche Macht befestigen; die Russen wollten Konstantinopel erobern; die Engländer ihren Welthandel befestigt wissen und den russischen Einfluß im Orient schwächen. Unter irgendeinem Vorwand ist es immer der gleiche Geist der Eroberung und Gewalt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.



